

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für  
Mittelbaden

91. Jahresband 2011



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# Die Ortenau

91. Jahresband 2011

## Einladung

# Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

**Sonntag, 9. Oktober 2011 in Bühl**

## Programm

**8:30 Uhr:**

Mitgliederversammlung im Friedrichsbau, Friedrichstraße 2

**10:00 Uhr:**

Einführung in die Ausstellung: Alte und neue Ansichten von Bühl,  
„Bühl gestern und heute“, Jörg Seiler

**10:30 Uhr:**

Empfang der Stadt Bühl

**11:15 Uhr:**

Festvortrag: Heimat – ein Begriff von gestern für die Welt von morgen?  
Prof. Dr. Werner Mezger, Rottweil

**12:30 Uhr:**

Mittagessen im Gasthaus „Deutscher Kaiser“ und in anderen Bühler Gaststätten

**14:30 Uhr:**

Führungen: Auf jüdischen Spuren in Bühl  
Ab Gedenkstein am Busbahnhof, Güterstraße  
Bettina Streicher

**15:00 Uhr:**

Stadtrundgang  
Ab „Deutscher Kaiser“  
Historischer Verein

**14:00–18:00 Uhr:**

Stadtmuseum, Schwanenstraße 11

**Parkmöglichkeit:** Volksbankgarage Friedrichstraße (gratis von 8:00 bis 17:00 Uhr)

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

91. Jahresband 2011



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichen Papier.

Redaktionsschluss: 1. April

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau gmbh, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Grußwort der Stadt Bühl</b>	9
<b>Festakt „100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V.“</b> Begrüßungsworte von Präsident Dr. Wolfgang M. Gall in der Kultur- und Erinnerungsstätte Salmen in Offenburg	11
Kurt Hochstuhl <b>Zur Rolle der Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert</b> Festvortrag 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V. in Offenburg	15
Benno Lehmann <b>Kloster und Stadt Gengenbach im kulturellen Kontext der Jahrhunderte</b> Festvortrag zum 100-jährigen Bestehens des Historischen Vereins Gengenbach	23
<b>Schwerpunkt Unternehmensgeschichte</b>	
Hans Harter <b>Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig</b>	31
Ulrich Coenen <b>Fritz Haller und USM</b> Zur Bedeutung des Schweizer Architekten und Möbeldesigners für Bühl	61
Peter Stein <b>Die aus Diersburg stammende Unternehmerfamilie Stein</b>	89
Peter Künzel <b>Zur Schicksalswende zweier jüdischer Viehhändler-Familien aus Offenburg</b> Rivesaltes 1941/1942	101
Hans Weber <b>WeberHaus – 30 000 Häuser in 50 Jahren Firmengeschichte</b>	125
Heinz G. Huber <b>Am Anfang war das Harz: Pech-, Ruß- und Lackproduktion im oberen Renchtal</b>	141
Andreas Klotz <b>Die UHU-Werke zwischen den 1950er und 1970er Jahren</b>	163
Reiner Vogt <b>Friedrich Benz-Meisel: Oberacherener Papiermachersohn, Ehrenbürger und Schweizer Unternehmer</b>	177

Michel Karle	
<b>Über die Geschichte eines Acherner Industriedenkmal – „100 Jahre Heckelfabrik“</b>	187
Ralf-Bernd Herden	
<b>Emil Durain (1825–1892) von Dorf Kehl – Handelsmann, Politiker, Freimaurer</b>	207
Erich Krämer	
<b>August Koehler (1844–1919) – vom Papiermüller zum Industriellen</b>	221
 <b>Freie Beiträge</b>	
Martin Ruch	
<b>Eine Ichenheimer Kuh für Unsere Liebe Frau – Mittelalterliche Stiftungen aus Offenburg und der Ortenau für den Bau des Straßburger Münsters</b>	231
Louis Schlaefli	
<b>Ortenau-Collectanea des 17. Jahrhunderts aus dem Straßburger Kapitelarchiv</b>	237
Eugen Hillenbrand	
<b>Gertrud von Ortenberg – eine vergessene Heilige</b>	279
Walter E. Schäfer	
<b>Bärbel von Ottenheim in Sagen und in einer Erzählung von Otto Flake (1935)</b>	297
Manfred Merker	
<b>Ovid, ein moralisierter Dichter der Liebe</b>	
Der große römische Klassiker aus der Zeit des Kaisers Augustus	307
Hans-R. Fluck	
<b>Drei „neue“ Texte von Quirin Moscherosch (1623–1675)</b>	327
Franz Michael Hecht	
<b>Das Schulwesen in Ettenheim von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts</b>	
Festgabe für Bernhard Uttenweiler zum 75. Geburtstag	335
Klaus G. Kaufmann	
<b>Heinrich Ostertag – Scharfrichter der Freien Reichsstadt Gengenbach (1615–1640)</b>	367
Hermann Löffler	
<b>Das Naturschutzgebiet „Unterwassermatten“ auf der Gemarkung Niederschopfheim im Volksmund: „s’Unterwässer“</b>	393
Josef Werner	
<b>Das Teufelsloch in Durbach</b>	409
Günter Boll	
<b>Der jüdische Friedhof von Mackenheim im Unterelsass</b>	413

Günther Mohr <b>Der „Ort des Lebens“ in Kuppenheim – steinerne Zeugnisse der jüdischen Lebenswelt im mittleren Baden</b>	421
Georges M. Teitler <b>Vergangenheit und Gegenwart zusammenbringen</b> Wie junge Amerikaner ihre Ahnen auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim finden können	429
Heinz Nienhaus <b>Das Schapbacher Schlössle</b> Ein herrschaftlicher Landsitz mit reicher und wechselvoller Geschichte	433
Ralf Bernd Herden <b>Der Großorient von Baden, seine Zeit und die Freimaurerverbote</b>	453
Frank Armbruster <b>Der Westwall – vom Unerfreulichen zum Denkmalwert</b> Spuren am Oberrhein	463
Johannes Werner <b>Einmal und nie wieder – Emil Sutor und sein Meisterstück</b>	477
Johannes Werner <b>„Bei nächster Gelegenheit hinauszuerwerfen“</b> Wilhelm Hausenstein und seine Pariser Mission in neuem Licht	483
Karl Ebert <b>Der Ausbau des gewerblichen Schulwesens in Offenburg</b> 175 Jahre Gewerblich-Technische Schulen in Offenburg (Teil 2)	489
<b>Junge Autoren</b>	
Michael Kolinski <b>Mühlenbachs unbekannte Burgen</b>	517
<b>Forum</b>	
Ein neuer Gedenkstein für Grimmelshausen in Renchen	529
Geschichte links und rechts des Rheins	529
Alte Straßburger Geschichtsquellen	530



<b>Neue Literatur</b>	531
<p>Laufs u. a.: Kulturgüter aus badischem Hofbesitz (Gorka); Landesarchiv Baden-Württemberg: Vorderösterreichische Regierung (Gorka); Geroldsecker Land 53 (Kreutz); Denkmal-land Baden-Württemberg (Kreutz); Zang: Kleine Geschichte der Stadt Konstanz (Ruch); Hansjakob: AusErlesenes (Ruch); Harter: Schiltach – Lieder und Gedichte (Hummel); S'Bliwiesel 2010 (Ruch); Martin: Grimmelshausen und der Mummelsee (Ruch); Oberkirch: Kleindenkmale (Gorka); Froese/Walter: Schloss Rastatt (Gorka); Asbrand: Fischer-Zunft Auenheim (Ruch), Bengel: Straßburger Münster (Ruch); D'r Windschläger Bott 2007–2010 (Kreutz); Bornert: Les Monastères d'Alsace (Ruch); Gartner: Regesten der Herren von Windeck (Seiler); Gras: Straßennamen Kehl (Brüning); Saam: Nato-Gipfel 2009 (Brüning); 98 Briefe ins englische Exil (Ruch); Seith: Presse- und Sportfotografie in der Region Karlsruhe (Ruch); Lorch: Jüdisches Leben in Ettlingen (Ruch); Maier: Unerwünscht. Kindheits- und Jugenderinnerungen eines jüdischen Kippenheimers (Ruch); Bächle: Geschichte der Gemeinde Kirnbach (Barth); Freiburger Diözesan-Archiv. Bd. 130, 2010 (Ruch); Kluge/Wurth: Den Schwarzwald im Rücken (Reinbold)</p>	
<b>Nachrichten</b>	
Jubiläumswochenende 9./10. Oktober 2010: 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e. V. – eine Nachlese	543
Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg	547
Kellerabend des HV Mittelbaden im Narrenkeller der Althistorischen Offenburger Narrenzunft	549
Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden	554
Jean-Marie Holderbach zum Ehrenmitglied ernannt	555
Nachruf auf Dr. Dieter Kauß	556
Unserem Ehrenpräsidenten Dr. Dieter Kauß zum Gedächtnis	557
Wolfgang Neuß zum Gedenken	559
Würdigung einer außergewöhnlichen Leistung Manfred Hildenbrand erhielt Landespreis für Heimatforschungspreis überreicht	561
Verdienstmedaille für Dr. Hans Harter	563
Zum 100. Geburtstag von Dr. Erwin Dittler	564
Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek	565
<b>Berichte der Mitgliedergruppen</b>	566
<b>Berichte der Fachgruppen</b>	598
<b>Der Historische Verein für Mittelbaden e. V.</b>	602
<b>Redaktionsrichtlinien</b>	607

## Grußwort der Stadt Bühl

### Liebe Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.,

es ist mir eine große Freude, Sie zur diesjährigen Hauptversammlung am 9. Oktober 2011 im Friedrichsbau in Bühl begrüßen zu dürfen. Gleichzeitig gratuliere ich unserer Bühler Ortsgruppe zum 100-jährigen Bestehen und spreche die Glückwünsche seitens der Stadt Bühl aus.

Im Jahre 1911 hatte eine Gruppe historisch Interessierter die Bühler Sektion ins Leben gerufen. Ihre gemeinsame Aufgabe sahen sie in der Pflege der Heimatgeschichte und dem Erhalt von Kunst- und Baudenkmälern. Nicht zuletzt unterstützten sie, insbesondere in den Anfangsjahren, die Unterbringung und Fortentwicklung der damals noch jungen städtischen Sammlung.

Der Historische Verein ist über Jahrzehnte hinweg seinen Zielen treu geblieben. Bis heute leisten die Mitglieder einen wichtigen Beitrag in der Erforschung und Vermittlung der lokalen Geschichte. Die Vorträge und Exkursionen des Historischen Vereins sind unverzichtbarer Teil des kulturellen Angebotes in unserer Stadt.

Mit dem Begriff Geschichte verbinden wir auch den Begriff Heimat. Im Jahr 2011 ist Bühl Austragungsort der Heimattage Baden-Württemberg, die unter dem Motto „Bühl – zwischen Zwetschge und Zukunft“ stehen. Die Hauptversammlung des Historischen Vereins sowie der 100-jährige Geburtstag der Bühler Sektion fügen sich in diese Veranstaltungsreihe wunderbar ein – ein schöner Zufall.

Im Namen der Stadt Bühl wünsche ich den Organisatoren und Besuchern einen angenehmen Tag in Bühl mit spannenden Vorträgen und angeregten Diskussionen.

*Hans Striebel*

Oberbürgermeister der Stadt Bühl



## Festakt „100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V.“ am 10. Oktober 2010

Begrüßungsworte von Präsident Dr. Wolfgang M. Gall  
in der Kultur- und Erinnerungsstätte Salmen in Offenburg

### Sehr geehrte Festgäste,

100 Jahre Vereinsgeschichte, ja vor einem solch langen Zeitraum bekommt man selbst als Historiker zunächst einen gewissen Respekt, zumal aus dem von 24 Gründungsmitgliedern im Mai 1910 initiierten Kulturprojekt ein großer Geschichtsverbund mit heute über 3000 Mitgliedern geworden ist. Diese Tatsache gilt es heute zu feiern.

Denn es ist keineswegs selbstverständlich, dass der Historische Verein für Mittelbaden ein so hohes Alter erreichen konnte. Seine Geschichte, die im Kaiserreich begann, begleiten gewaltige politische und gesellschaftliche Brüche und Kriege, Inflationen – Auflösung und Wiedergründung mit eingeschlossen.

Den Vereinskurs prägen in erster Linie die Menschen. In den ersten Jahrzehnten war er für Honoratioren, Wissenschaftler, Lehrer und Wirtschaftsbürger besonders attraktiv. In der Nachkriegszeit demokratisierte und öffnete er sich für alle Geschichtsinteressierten, und immer stärker sind es Frauen, die sich in Vereinsämtern engagieren.

Das Flaggschiff unseres Vereins ist das Jahrbuch „Die Ortenau“, das 2010 mit einem neuen Layout in der 90. Ausgabe erschienen ist. Ohne die breite Mitgliederbasis könnte unser Verein die Herausgabe finanziell nicht stemmen. Ich danke an dieser Stelle besonders dem Regierungspräsidium Freiburg für die finanzielle Förderung. Mit großem Bedauern und Unverständnis haben wir zur Kenntnis genommen, dass der Ortenaukreis als einer der ersten Förderer und quasi Gründungsmitglied im Rahmen der Einsparungen 2010 aus dem Verein ausgetreten ist und den Zuschuss gestrichen hat. Vielleicht kann der Ortenaukreis zumindest den Beschluss zur Kündigung der Mitgliedschaft noch einmal überdenken.



(Foto: Peter Heck)

### Meine Damen und Herren,

der Verein hat mehr zu bieten als eine Vereinszeitschrift. Ein Netzwerk von zahlreichen Mitgliedern engagiert sich aktiv in einer der 30 Mitglieder- oder der zehn Fachgruppen für die Geschichtskultur der Ortenau. Sie setzen sich ein für die Denkmalpflege und scheuen sich manchmal nicht, sich gegen Entscheidungen von Stadt- und Gemeindeverwaltungen zu stellen. Manche Mitglieder dokumentieren historische Kleindenkmale und schützen sie vor der Zerstörung. Wieder andere beteiligen sich an archäologischen Grabungen oder engagieren sich in einem der über 60 ehrenamtlich betriebenen Ortenauer Museen. Es gibt Mitglieder, die ihre Gemeindeverwaltung bei der Führung des Archivs unterstützen oder die vereinseigene Bibliothek in Kork betreuen. Vereinsmitglieder publizieren Dorf- und Stadtchroniken und historische Aufsätze, sie halten Vorträge, unternehmen Exkursionen und Reisen, erforschen Flurnamen, Wandmalereien, die jüdische Geschichte oder die heimischen Dialekte. Es gibt kein historisches Fachgebiet, an dem sich der Historische Verein heute nicht beteiligt.

Seit 1910 trafen sich die Mitglieder zu 100 Jahresversammlungen. In Tausenden von Aufsätzen und Berichten haben sich hunderte Autoren mit der Ortenauer Geschichte auseinandergesetzt. Ist damit der Historische Verein für Mittelbaden nicht sogar ein „Ortenauer Erinnerungsort“, wenn man die Kriterien für „Erinnerungsorte“ des französischen Historikers Pierre Nora heranzieht? Denn für Nora sind Orte nicht nur geografisch zu sehen, sondern besitzen eine besondere symbolische Bedeutung mit einer identitätsstiftenden Funktion. Stiftet der Historische Verein für Mittelbaden nicht seit 100 Jahren ein Stück Ortenauer Identität?

Wo wäre das Wissen von der Ortenau ohne die über mehrere Generationen ehrenamtlich geleisteten Forschungen von Laien- und Fachhistorikern, Archäologen und Volkskundlern?

Und doch haben wir das Gefühl, dass es noch so unendlich viel zu erforschen gibt. Diese Tatsache wiederum liegt nicht nur an den vorhandenen Forschungs- und Wissenslücken begründet, sondern auch in der Anziehungskraft der Geschichte. Geschichte schafft für manche Menschen ästhetische Genüsse besonderer Art, wie sie keine andere Disziplin hervorbringt, um den französischen Historiker Marc Bloch zu zitieren, besonders wenn das geschichtliche Handeln, das man untersucht, zeitlich und räumlich sehr entlegen und seine Darstellung daher in subtiler Weise mit dem verführerischen Zauber des Fremdartigen behaftet ist. Doch nicht nur Genuss, sondern ein gutes Maß an Jagdinstinkt

darf ich nicht unerwähnt lassen. Marc Bloch vergleicht in einer anderen Arbeit den Historiker als unersättlichen Jäger, dem keine Variante menschlichen Verhaltens verborgen bliebe, keine Quellengattung, die nicht nach Beute durchsucht würde.

Doch es ist nicht nur der Genuss und Jagdinstinkt, der die Beschäftigung mit Geschichte beflügelt. Hinzu kommt der Wunsch, die Vielfalt der Geschichte verstehen zu lernen oder sich kritisch mit den Fakten, Meinungen, Mythen und Legenden auseinanderzusetzen.

Vergessen zu werden galt und gilt auch heute den Menschen als Strafe, der sie sich auf jede erdenkliche Weise zu entziehen suchen. Darin liegt nicht nur der bloße Wunsch, im Gedächtnis der Nachkommen weiterzuleben, sondern oft auch eine elementare Lebensnotwendigkeit, wie der Bochumer Historiker Lucian Hölscher dies formuliert. Denn Erinnerung ist ein Akt der Solidarität, der den Vorfahren und Nachkommen wie den Mitmenschen in gleicher Weise gilt. Das Versprechen, jemanden nicht zu vergessen, schließt Hilfe und Beistand in Gegenwart und Zukunft zugleich ein.

Dieser Grund hat uns bewogen, eine über 360-seitige Festschrift herauszugeben, die die Leistungen der Mitglieder- und Fachgruppen für die Nachwelt dokumentiert. Ohne die finanzielle Förderung durch Ortenauer Sponsoren wäre die Herausgabe der Festschrift nicht möglich gewesen. Ich danke den Volksbanken Achern, Bühl, Kinzigtal, Lahr und Offenburg, dem Elektrizitätswerk Mittelbaden und den Firmen punktgenau GmbH Bühl und Kraft Druck aus Ettlingen für ihre Förderung.

Ausführlich thematisiert wird die Geschichtspolitik des Gesamtvereins der vergangenen 100 Jahre – und das selbstkritisch, was von einem Geschichtsverein heute zurecht erwartet wird.

Auf 100 Seiten beschäftigen sich fünf Historiker mit der Geschichtspolitik des Vereins und seinen Aktivitäten, von der Vereinsgründung bis heute. Sie zeichnen die Geschichte eines Vereins nach, dessen geschichtspolitische Ausrichtung sehr stark vom Zeitgeschehen beeinflusst war und ist. Nach dem Ersten Weltkrieg betrieb der Historische Verein eine starke antifranzösische, deutsch-national gefärbte Geschichtspolitik, die nach 1933 mit wenig Gegenwehr von den nationalsozialistischen Machthabern instrumentalisiert werden konnte.

Nach 1945, und dies ist für uns die erfreuliche Erkenntnis, brach unser Verein nicht nur mit dieser Tradition, sondern zog daraus die richtigen Lehren für die Zukunft. Seit den 1950er Jahren entwickelten die Vereinsführungen gemeinsam mit Vereinsmitgliedern fruchtbare Kooperationen mit den elsässischen Geschichtsfreunden. Entscheidend für den Erfolg waren die

vielen kleinen Schritte und persönlichen Kontakte über den Rhein hinweg. René Siegrist beschreibt in seinem Beitrag sehr gut, wie mit Gesprächen, gemeinsamen Projekten, Vorträgen und Exkursionen die verderbliche, unheilvolle nationalistische Geschichtspolitik überwunden wurde, die Geschichte nicht als Mittel zum Genuss und zur kritischen Wissenserweiterung betrachtete, sondern als pure ideologische Waffe.

Das 100-jährige Jubiläum wollen wir zum Anlass nehmen, über die zukünftige Rolle als Geschichtsverein im Eurodistrict Strasbourg–Ortenau nachzudenken. Es geht darum, wie wir über das bisher Geleistete hinaus Ortenauer Bürgerinnen und Bürger motivieren, sich in unserem Verein zu engagieren. Am 14. Mai 2011 veranstalten wir gemeinsam mit der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace, dem Stadtarchiv Offenburg und dem Landesverein Badische Heimat e. V. ein grenzüberschreitendes Symposium mit dem Titel „Geschichte links und rechts des Rheins“. Und wie Sie dem Programm entnehmen, wird Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl uns in seiner heutigen Festrede Anregungen für die Arbeit der Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert geben. Wir sind gespannt auf seine Ausführungen.

Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl, Staatsarchiv Freiburg:

## Zur Rolle der Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert

Festvortrag 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V. in Offenburg,  
10. Oktober 2010

### Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ein Festredner hat es selten leicht. Und auch ich habe in den zurückliegenden Minuten ganz schön gezittert. Schließlich bestand bei der Fülle der Grußwortredner die Gefahr, dass der Festredner, der zum Schluss an die Reihe kommt und dessen Vortragsthema schon öffentlich bekannt ist, seinen Festvortrag beginnen kann mit dem wunderbaren Bonmot von Karl Valentin: Es ist schon alles gesagt, nur noch nicht von mir!

Doch ich bin beruhigt und darf den Damen und Herren Vorrednern dafür danken, dass ich meinen Vortrag nicht über den Haufen schmeißen muss. Ich bin also nicht gezwungen zu extemporieren – was häufig ja nichts anderes ist, als heiße Luft zu produzieren, sondern kann mich weitgehend an mein Manuskript halten, ohne Ihnen allerdings garantieren zu können, dass die Temperatur sich nicht bisweilen auch in höhere Sphären verirrt.

Denn diese Gefahr besteht bei dem Thema „Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert“. Das hat weniger mit den Geschichtsvereinen zu tun als vielmehr mit dem Wagnis eines Ausblicks auf ein Jahrhundert, das gerade mal 10% seiner Dauer hinter sich gebracht hat. Wer sich noch an die Prognosen über die Entwicklung der EDV aus den 1970er Jahren erinnert, der weiß, wovon ich spreche. Außer der schon damals banalen Aussage, dass die elektronischen Daten zunehmen werden, sind alle konkreten Vorhersagen, alle Projektionen und Prognosen von der Wirklichkeit weit überholt worden oder sind keineswegs so eingetroffen, wie angenommen. Das Schlagwort vom papierlosen Büro, das weit und breit nicht zu finden ist, mag in diesem Zusammenhang als ein Beispiel genügen. Und wer populärwissenschaftliche Zeitschriften der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts durchblättert, der stößt allenthalben auf Städte am Meeresboden, extraterrestrische Siedlungen auf einem der uns umgebenden Planeten, elektromagnetische Verkehrsverbindungen zwischen den Städten – Dinge, die uns heute phantastisch erscheinen, damals aber ernsthaft und mit wissenschaftlichem Anspruch diskutiert wurden.

Ausblicke in die Zukunft sind also in der Regel nur vage, selbst wenn sie auf dem Zusammenwirken einer Analyse des Hier und



(Foto: Peter Heck)

Heute und den Erfahrungen aus der Vergangenheit beruhen. Das soll keineswegs pessimistisch klingen, sondern einfach den Rahmen des Möglichen, was ein solcher Festvortrag zu leisten imstande ist, abstecken.

Aber in einer ähnlichen Situation bewegten sich auch die Gründungsväter Ihres Vereins vor 100 Jahren. Auch sie waren gezwungen, Weichen zu stellen, die dem jungen Verein einen Weg in die Zukunft eröffnen sollten, ohne diesen genauer bestimmen zu können. In erster Linie galt es für sie dabei, der Neugründung Inhalt und Profil zu geben, um sie erfolgreich auf dem schon damals umkämpften Markt zu positionieren und auf Dauer zu etablieren. Die wichtigste Entscheidung dürfte dabei die Ausrichtung des Vereins als Geschichtsverein gewesen sein, die sich ab Mitte 1910 durchzusetzen begann. Sehr zum Verdruss seines Gründungsmotors, des Karlsruher Kunsthistorikers Prof. Max Wingenroth, der ihm anfänglich ein weit größeres Betätigungsspektrum zugedacht hatte. Praktische Archäologie (damals nannte man das Erforschung der Altertümer) und Inventarisierung der Kunstdenkmäler der Ortenau sollten nach Wingenroth die Hauptaufgaben der neuen Vereinigung sein. Standen noch in der ersten Satzung vom Mai 1910 die Erforschung von Geschichte, Altertümern und Kunstdenkmälern der Ortenau gleichberechtigt als Vereinsziele nebeneinander, so wurde schon im Juli der strategische Schwerpunkt eindeutig auf die Erforschung der Geschichte gelegt, während die beiden anderen Disziplinen in den darauffolgenden Jahren immer mehr ins Hintertreffen gerieten. Sicher wird bei diesem Akt der Beschränkung auf die Geschichte auch die Erkenntnis eine Rolle gespielt haben, dass es mit der 1909 gegründeten „Badischen Heimat“ bereits eine Organisation gab, die sich landesweit den Altertümern und den Kunstschätzen widmen wollte, und eine Konkurrenz zur Badischen Heimat nicht sinnvoll war. Diese Neupositionierung hatte weitreichende Folgen. Der Verein wurde quasi über Nacht ein wissenschaftlich ausgerichteter, denn Geschichte war zweifelsohne etwas Wissenschaftliches; ob dieses Attribut auf die reine Inventarisierung von Kunstdenkmälern und das Ausgraben von Altertümern auch Anwendung finden durfte, darüber stritten nicht wenige Gelehrten. Die „Badische Heimat“, unter deren Dach die unterschiedlichsten Disziplinen zu Hause waren, verstand sich immer als landeskundliche Einrichtung, die zwar nach wissenschaftlichen Methoden arbeitete, aber sich auch durchaus in aktuelle politische und gesellschaftliche Kultur- und Naturfragen einmischte.

Der Historische Verein schlug bekanntlich bewusst einen anderen Weg ein. Und zu diesem Weg gehörte konsequenterweise



die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, in der neben den Nachrichten aus dem Vereinsleben vor allem die Ergebnisse der regionalen und lokalen Forschungen ihren Platz finden sollten. Die Forschungen beanspruchten Nachhaltigkeit, und was konnte bessere Nachhaltigkeit garantieren, als das geschriebene, besser das gedruckte Wort? In der Festschrift zum 25-jährigen Vereinsjubiläum kommt der Stellenwert der Publikationen für die mentale Verfasstheit des Vereins selbstbewusst zum Ausdruck: „... mit Vorträgen und Reden den Laien dauernd zu interessieren, ist kaum möglich, hier muss der Hauptwert auf Veröffentlichungen gelegt werden, nicht durch das flüchtige, sondern durch das bleibende Wort, mit anderen Worten, es musste eine Zeitschrift begründet werden, die jedem Mitglied, mag er im Norden oder im Süden unseres Verbandsgebietes wohnen, etwas bietet“. Die „Ortenau“ wurde somit zur zentralen Kommunikationsplattform des Vereins, mit hohem wissenschaftlichen Anspruch, über den kompetente Schriftleiter akribisch wachten und wachen. Dies ist bis heute Anspruch Ihres Vereins, der Stellenwert ihrer hochverdienten und anerkannten Zeitschrift ist ein zentraler sowohl im Selbstverständnis wie im Alltagsleben des Historischen Vereins. Damit spiegeln ihre Informationsstrukturen und die von oben nach unten verlaufenden Kommunikationsstrukturen den traditionellen Aufbau vieler wissenschaftlicher und gelehrter Gesellschaften wider. Das dahinter steckende Gedankenkonstrukt, ganz der bildungsbürgerlichen Aufklärungseuphorie des 19. Jahrhunderts verhaftet, lautet in bewusst reduzierter Form in etwa so: Eine kleine Gruppe von Experten stellt in Form von Vorträgen, aber ganz besonders in Form von Beiträgen in der Zeitschrift ihre Erkenntnisse zu mannigfaltigen historischen Themenbereichen zur Verfügung mit dem Ziel, die zahlreichen Nichtexperten, die Laien, unter den Mitgliedern des Vereins oder in der Öffentlichkeit allgemein zu informieren, ihr Wissen zu erweitern, sie zu belehren und sie damit „gescheiter“ zu machen. Dieser emanzipatorisch-pädagogische Ansatz soll beileibe nicht gänzlich in Frage gestellt werden. Doch muss man kritisch hinterfragen dürfen, ob er den Anforderungen des 21. Jahrhunderts noch standhält. Dies umso mehr, als die Krise der Fachzeitschrift eine generelle zu sein scheint, nicht nur, aber auch in den historischen Disziplinen. Es ist sicher kein Zufall, sondern vielmehr Ausdruck dieser Krise, dass nicht wenige Zeitschriften von Vereinen, darunter auch die „Ortenau“, in den zurückliegenden Jahren einer grundlegenden Überarbeitung und Neuausrichtung unterworfen wurden. Weg vom Sammelsurium der Einzelbeiträge, hin zu Themenbänden, gepaart mit einer Modernisierung des Erscheinungsbildes könnte als zeitschriftenübergreifendes Motto über diesen

Versuchen stehen. Sicher hatte diese bislang traditionelle Form der Informationsvermittlung ihre Berechtigung, ja Notwendigkeit zu Zeiten, als es keine oder nur wenige alternative Quellen gab, aus denen Informationen geschöpft werden konnten. Denn halten wir uns vor Augen: Das Informationsnetz zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in den Dörfern und Kleinstädten der Rheinebene war noch wesentlich nichtschriftlich. Das Amtsverkündigungsblatt, dazu noch einige wenige Zeitungen im Abonnement, dies war in der Regel die gesamte Palette, aus denen eine wissbegierige Dorfgemeinschaft ihre Informationen ziehen konnte. Dass unter diesen Umständen die „Ortenau“ sehnlichst erwartet wurde, ihr Inhalt geradezu verschlungen, weitergereicht und weitgelesen wurde, wundert nicht. Im Großen und Ganzen blieb diese Situation bis in die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts nahezu unverändert. Erst mit dem massenhaften und flächendeckenden Vordringen der Tages-, Wochen- und dann auch Spartenzeitungen, des Rundfunks und vor allem des Fernsehens öffneten sich neue Wege der Informationsversorgung, traten neue Medien an die Stelle der alten. Alles bisher Bekannte in den Schatten stellt die mediale Revolution, wie sie in den letzten ein- einhalb Jahrzehnten über uns hereingebrochen ist. Internet, Blogs, E-Mail, SMS, die ganze digitale Datenwelt haben unsere, über Jahrzehnte aufgebauten Wege zu Beschaffung von Informationen komplett über den Haufen geworfen und durch neue, digitale Zugriffe ersetzt. Dies hat zum einen zur Folge, dass die digitale Publikation beginnt, die analoge abzulösen. Was in den Naturwissenschaften schon zu konstatieren ist, dass nämlich Forschungsergebnisse – Papers, Miszellen, Aufsätze, ja ganze Dissertationen – zuerst im Netz erscheinen und erst danach – in Auswahl – analog, wird mittelfristig auch in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen so eintreffen. Zum andern aber lösen sich im Gefolge der medialen Revolution althergebrachte Bindungen auf, an deren Stelle bereits jetzt ganz andere Konstellationen treten. Wenn Sie sich die Vielzahl historischer Blogs im Internet anschauen, wo Sie Hilfestellungen geben oder bekommen können zur ganzen Bandbreite des historischen Wissens – Lesehilfen, Erklärungen von Begriffen, Diskussionen selbst über Randgebiete der historischen Forschung wie die Schächtigkeit von Mühlrädern –, gewinnen Sie eine Vorstellung davon, dass sich vor allem die wissenschaftliche Diskussion der Laienhistorikerzunft in Zukunft weitgehend im Netz abspielen wird. Dieser Befund wird – so vermute ich – zukünftig auch Auswirkungen auf die Zeitschrift Ihres Vereins haben. Sie wird vielleicht nicht mehr die zentrale Stellung einnehmen, die sie bisher im Innengefüge, aber ganz besonders in der Außenwahrnehmung Ihres Vereins

innehatte. Moderne Marketingstrategen würden davon sprechen, dass alte, bislang scheinbar festgefügte Kundenbindungen sich aufzulösen beginnen und das zurückbleibende Vakuum dringend mit neuen Kundenbindungen gefüllt werden sollte.

Wie dies geschehen könnte, damit möchte ich mich im zweiten Teil meines Vortrages näher auseinandersetzen.

Ich plädiere für eine weit dynamischere Beziehung von Geschichtsverein und Mitglied, als sie bisher bestanden hat. Binden Sie Ihre Mitglieder ein in die Gesamtaktivitäten des Vereins und seiner Zweigvereine. Damit verstärken Sie die Kundenbindungen Ihrer Mitglieder an Ihren Verein, was wichtigste Voraussetzung für die Umsetzung seiner Vereinsziele ist. Ziel dieses Aktivierungsprozesses muss sein, neben den bisherigen Konsumtionsverein „Historischer Verein für Mittelbaden“ – Konsumtion im Sinne von einige Wenige organisieren und bereiten ein Vortragsprogramm oder die Zeitschriftenpublikation vor und der Rest der Mitglieder wird aufgefordert, die Ergebnisse zu konsumieren – den Mitmachverein „Historischer Verein für Mittelbaden“ zu setzen, in den sich Ihre Mitglieder aktiv in historische Projekte einbringen können, bestimmte Aufgaben darin übernehmen und so – jeder für sich – ihre eigenen Beiträge zum Gelingen des Projekts und damit zum Prosperieren des Vereins leisten können. Ich weiß, dass es kleinere Ansätze in dieser Richtung schon gibt. Wolfgang Gall hat in seiner Begrüßung schon davon gesprochen, nur sollten sie zum großen strategischen Ziel des Vereins erklärt werden. Die Erfolgsperspektiven einer solchen Strategie halte ich für durchaus gegeben. Denn die Materie, mit der Sie sich beschäftigen, bietet dazu die besten Voraussetzungen.

Denn Geschichte ist nie nur reine Vergangenheit. Die Auseinandersetzungen um Äußerungen im Zusammenhang mit den Vertreibungen am Ende des 2. Weltkriegs haben dies uns in den letzten Tagen deutlich vor Augen geführt. Geschichte lebt, wie wohl abgeschlossen, und sie wird immer wieder neu erfunden: „... täglich neuentdeckt, wieder belebt, uminterpretiert nach den jeweiligen Bedürfnissen der Weltkonstruktion“, wie Egon Friedell in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit treffend ausführt.

Und Geschichte hat Konjunktur, die Beschäftigung mit ihr ist in letzter Zeit zu einem beliebten Freizeitvergnügen geworden. Seit einigen Jahren scheinen weite Teile der Öffentlichkeit geradezu von einem „biografischen Verlangen“ ergriffen zu sein: Familiengeschichten, Biografien und Erinnerungsbände stehen in den Bestsellerlisten regelmäßig weit vorne, Geschichtswettbewerbe widmen sich der biografischen Spurensuche, ja selbst Funk und Fernsehen greifen die Thematik in zahlreichen Dokumenta-

tionen auf. Die Ursachen für diesen Hunger nach gelebtem Leben sind vielfältig. In der Beschäftigung mit der Vergangenheit kommt die tiefe Sehnsucht der Menschen nach Verortung im Hier und Jetzt zum Ausdruck, die Suche nach Halt und Orientierung in einer zunehmend komplexeren und undurchschaubaren Welt. Der Rekurs auf die Vergangenheit kann der eigenen Identität Stabilität und Bodenhaftung zurückgeben; und es kommt nicht von ungefähr, dass in der Demenztherapie solche Erinnerungsanker bewusst eingesetzt werden, um letzte vorhandene Reste von Orientierung zu aktivieren. Geschichte ist in der Lage, Orientierung zu geben, zumindest auf der individuellen Ebene. Zu wissen, wo man herkommt, ist noch kein Freibrief dafür, dass man auch weiß, wo man hingeht. Aber das Wissen des Herkommens kann hilfreich sein bei Entscheidungen über die Auswahl des zukünftig zu gehenden Weges.

Häufig stehen normale, ja vielmehr banale Fragen am Anfang einer Beschäftigung mit der eigenen oder der kollektiven Geschichte. „War Opa ein Nazi, war er Täter, Opfer, Mitläufer, wie war das Verhalten seiner Familie, der Nachbarschaft, der Dorfgemeinschaft in jenen zwölf Jahren?“, mit solch konkreten Anfragen werden die Archive derzeit nahezu überschwemmt. Und das ist gut so. Denn häufig stehen solche Fragen am Anfang einer biografischen Leidenschaft, die viele Menschen erfasst und danach nicht mehr loslässt. Wie kann es den Geschichtsvereinen gelingen, solche sicherlich historisch Interessierten zukünftig an sich zu binden? Finden Sie derzeit Platz in unseren Geschichtsvereinen? Fühlen sie sich dort überhaupt willkommen, gibt es dort Programme, Angebote für sie? Ich habe da meine Zweifel. Wie anders ist es sonst zu erklären, dass nirgendwo – so weit ich es überblicke – ein lokaler oder regionaler Geschichtsverein federführend in einer der zahlreichen „Stolpersteine“-Initiativen ist, die in den letzten Jahren eine beeindruckende Anzahl von Freiwilligen gefunden haben, die sich mit dem Schicksal der ehemaligen jüdischen Mitbürger und Mitbürgerinnen auseinandersetzen und dabei nicht nur eine ganze Menge über den Alltag im Dritten Reich erfahren, sondern auch öffentlich wahrgenommen werden und Anerkennung finden. Ich weiß, dass man unsere Geschichte nicht auf jene zwölf Jahre reduzieren darf. Aber wenn es darum geht, potenzielle Mitglieder anzusprechen, müsste man es nicht da tun, wo sie sich mit ihren Interessen und Aktivitäten aufhalten?

Was hindert die Geschichtsvereine, mit eigenen Projekten auf den Markt zu gehen und dort Mitstreiter und damit zukünftige Vereinsmitglieder zu rekrutieren, was hindert uns, die Mitmachbewegung „Geschichtsverein“ in die Öffentlichkeit zu tragen und

dort fest im lokalen oder regionalen Kulturkalender zu verankern? Konkrete Projekte gibt es aus meiner Sicht zuhauf.

Drei von ihnen möchte ich stellvertretend kurz skizzieren: Das erste nenne ich „historische Stadtmöblierung“. Geht es Ihnen nicht auch so, dass sie häufig durch Städte und Gemeinden gehen, dabei viele interessante Gebäude und Häuser sehen und sie keinerlei Hinweis darauf erhalten, was es mit diesen Gebäuden auf sich hat, welches Alter sie haben, wer sie erbaut hat, wie sie genutzt wurden oder ob sich hinter ihren Mauern interessante Geschichte (oder Geschichten) verbirgt. Betreiben Sie Häusergeschichte mit dem Ziel, an den markanten Gebäuden Ihrer Gemeinde informierende Hinweisschilder anzubringen, die alle relevanten Informationen aufnehmen und sie der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Eine Parallelpublikation im Internetangebot der Gemeinde, die dieses Angebot als Teil eines Tourismusmarketings sicher zu schätzen wissen wird, dürfte daneben selbstverständlich sein. Eine solche Dokumentation bildet zugleich die Basis für einen historischen Stadtkataster, der für vielfältige weitergehende Recherchen genutzt werden kann.

Das zweite Projekt sind die sog. Ortchronisten, Menschen, die eine Art Tagebuch über ihr Gemeinwesen erstellen, in dem sie alles Wissenswerte und Interessante aus diesen Gemeinden für die Nachwelt festhalten. Sie liefern damit nicht nur die Basis für die obligatorischen Jahresrückblicke der jeweiligen Kommunen. Gleichzeitig werden in solchen Chroniken auch Dinge zusammengeführt, die in späteren Zeiten oft mühsam an unterschiedlichen Stellen aufgespürt werden müssen. Natürlich können solche Chroniken nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Sie sollen vielmehr authentische Aufzeichnungen für die Nachwelt liefern, in denen neben den harten Fakten auch subjektive Wertungen, Kommentare, Empfindungen und Einschätzungen der Chronisten einfließen, die später als sog. Ego-Dokumente aus einer vergangenen Zeit wichtige Informationen über die mentale Verfasstheit unserer Vorfahren liefern.

Dem letzten Projektvorschlag räume ich gerade unter dem Aspekt der „biografischen Leidenschaft“ die besten Realisierungschancen und den größten Publikumszuspruch ein: dem Projekt „biografisches Lexikon der Ortenau“. Erfassen Sie alle Persönlichkeiten, öffentliche und kirchliche Funktionsträger, Sportler, Politiker, Schultheißen, Bürgermeister, Abgeordnete, Fabrikanten, Industrielle, Künstler, Entdecker, Forscher, Wissenschaftler, Militärs, Lehrer, Wohltäter, Übeltäter und Bösewichte aus Ihrem Vereinsgebiet mit kurzen Lebensdaten und Quellenangaben biografisch. Ihre Kollegen aus dem Elsass haben es mit ihrem monumentalen *Nouveau dictionnaire biographique* vorgemacht, wie es

noch auf traditionellem Wege gehen kann. Die neuen Medien eröffnen aber auch dabei ganz andere Möglichkeiten, im Hinblick auf Produktion und Redaktion der einzelnen biografischen Artikel und natürlich im Hinblick auf deren zeitnahe Präsentation. Ein biografisches Online-Lexikon der Ortenau scheint mir unter mehrfachen Gesichtspunkten eine lohnenswerte Aufgabe. Zum einen können sich daran alle Zweigvereine jeweils eigenständig beteiligen, vor Ort Mitstreiter für dieses Unterfangen werben, was positive Auswirkungen auf den Mitgliederstand und den inneren Zusammenhalt des Vereins haben dürfte. Zum andern kommt ein solches Projekt den Wünschen des Publikums entgegen. Sie positionieren mit solchen Angeboten Ihren Verein als historischen Dienstleister in der Öffentlichkeit und sichern damit seine Zukunftsfähigkeit.

So wie Geschichte immer wieder neu erfunden wird, müssen sich auch die geborenen Vermittler von historischem Interesse und Wissen immer wieder neu erfinden, sich den Gegebenheiten einer sich wandelnden Welt anpassen und entsprechende Konsequenzen daraus ziehen. Wahrung der Tradition kann nicht gleichbedeutend sein mit einem trotzigem „Weiter so wie bisher“.

Nehmen Sie daher meine Anregungen als das, was sie gemeint sind: als wohlgemeinte Ratschläge eines Menschen, der große Sympathien und Hochachtung vor Ihrer Arbeit und Ihrem großen ehrenamtlichen Engagement hat, das Sie in die historische Bildungsarbeit in Ihrer Region investieren. Ich bin wie Sie überzeugt davon, dass historische Bildung, die Sie – wie andere – auf vielfältigen Wegen vermitteln, in hervorragender Weise in der Lage ist, kulturelle wie politische Identität zu vermitteln und damit einen wichtigen Beitrag zu leisten für den Kitt, der unsere demokratische Gesellschaft auch in Zukunft zusammenhalten soll.

„Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“, sang einst Wolf Biermann. Ich wünsche dem Jubiläumsverein den Willen und die Kraft zur Veränderung, auf dass er sich treu bleibe und seine vielfältigen Aufgaben im Dienste der Wissenschaft und der Gesellschaft auch weiterhin in so hervorragender Weise wahrnehmen kann.

# Kloster und Stadt Gengenbach im kulturellen Kontext der Jahrhunderte

Festvortrag zum 100-jährigen Bestehens  
des Historischen Vereins Gengenbach am 17. Juli 2010

*Benno Lehmann*

## **Meine sehr verehrten Damen, meine sehr verehrten Herren, liebe Gengenbacher Bürgerinnen und Bürger.**

Ich freue mich, immer wieder in Gengenbach zu sein, und heute ganz besonders, da mir der Festvortrag zum 100-jährigen Bestehen des Historischen Vereins angetragen wurde. Diesem Wunsch bin ich gerne nachgekommen.

Gengenbach, meine Bürger und Bürgerinnen, ist ein Juwel, und dieses Juwel sollten Sie pflegen. Sie haben die glückliche Situation, dass die Geschichte Ihnen etwas geschenkt hat, was vielen Städten nicht vergönnt ist. Und Sie sollten daran denken, auch mit dem Eingriff in die Bausubstanz behutsam umzugehen. Sie sollten sich vielleicht darüber Gedanken machen, dass eigentlich das Ziel erreicht ist, und dass weitere Eingriffe nur noch schaden können. Halten Sie Ihr Juwel in Ehren. Es ist Ihr Kapital, es ist das Kapital der Stadt.

Über den Tourismus können Sie heute noch etwas realisieren. Ansiedlung ökonomischer Betriebe ist ein schweres Brot geworden. Deswegen pflegen Sie das, was Sie haben. Was Ihnen Ihre Väter geschenkt haben, soll auch die kommenden Generationen noch erfreuen. Deswegen die Bitte: Wehrt Euch! Wenn es notwendig ist, auch gegen die Stadt!

Gengenbach ist heute wegen seiner wunderbaren Altstadt bekannt, die sich aus einer Vielzahl von verschiedenen Fachwerkhäusern, der Stadtbefestigung und dem wirklich beeindruckenden Rathaus bildet.

Es war eine glückliche Entscheidung, dieses in sich geschlossene Ensemble sehr bald unter Denkmalschutz zu stellen, was im Ergebnis den Erhalt der Stadt gewährleistete. Dieses signifikante Altstadtbild ist die Vorstellung der Touristen von heute, die sie mit Gengenbach in Verbindung bringen.

Das Kloster ist in unserer Zeit für viele eine Randerscheinung, d.h. viele Besucher sind überrascht, wenn sie der Klosterbauten ansichtig werden. Von der Existenz des Klosters haben sie bis zu diesem Augenblick nichts gewusst.

Aber, meine Damen und Herren, das war nicht immer so, die Geschichte lief anders. Gengenbach war erst das Kloster, und später kam die Stadt hinzu. Damit nimmt Gengenbach eine ganz besondere Konstellation ein, die sie nur mit wenigen Städten teilt. Zum Verständnis des weiteren Ablaufs muss vor allem die historische Entwicklung dargestellt werden.

Im Jahr 725 erfolgte die Gründung der Abtei durch den Heiligen Pirmin und den fränkischen Herzog Ruthard. Dieser Vorgang ist nicht ganz eindeutig bewiesen, aber er erscheint plausibel. Mit der Gründung der Abtei waren die Notationen verbunden, also die Zuwendungen von Immobilien, Liegenschaften und mehreren Rechten, u. a. die Gerichtsbarkeit.

Bis zum Jahre 1007 gehörte die langsam wachsende Abtei zum Eigenkapital der deutschen Könige und Kaiser. Unter Kaiser Heinrich II., der ein neues Bistum Bamberg gründete, gab das Gengenbacher Kloster als Lehen an Bamberg. Seit dieser Zeit war der Bischof von Bamberg Lehnsherr des Klosters Gengenbach.

Rodungen zur Ansiedlung von kleinen Ortschaften erfolgten erst um 1050. Die Gründung von Gengenbach, durch den Abt Gottfried, fand im Jahre 1230 statt. Die gute Lage an der Handelsstraße nach Villingen trug entscheidend zur schnellen wirtschaftlichen Entwicklung dieser Ortschaft bei, was zugleich auch das Selbstbewusstsein der Verwaltung förderte.

Das Kloster, das dem Benediktiner-Orden angehörte, war der Aufsicht des Diözesanbischofs von Straßburg unterstellt, was zu ständigen Komplikationen führte. So u. a. die Zahlungen an den Bischof für die Bestellung des Abtes, oder immer wieder der Streit um die Abgaben aus den verschiedenen Pfründen des Klosters. Die Situation sorgte für einen permanenten Konfliktstoff, der sich durch die ganzen Jahrhunderte zog und somit die kulturelle Leistungsfähigkeit des Klosters bremste.

Auf eine ungewöhnliche Leistung muss dennoch hingewiesen werden. Die Einführung des zweischulischen Systems, die Elementarschule und die kirchliche Lateinschule nach dem Hirsauer Modell, ein Modell des Benediktiner-Ordens.

Zum Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts expandierte das Kloster in seiner wirtschaftlich wie auch kirchenpolitischen Stellung, und im Schatten seiner Mauern wuchs die Ortschaft Gengenbach langsam zu einer Kleinstadt heran. Neben den bereits erwähnten kirchlichen Streitigkeiten kamen noch die profanen Auseinandersetzungen mit dem Reichslandvogt der Ortenau hinzu. Als Schirmvogt für die Hochgerichtsbarkeit zuständig, verkaufte sie dieser immer wieder an fremde Adelige, was einen permanenten Anpassungsprozess vonseiten des Klosters, aber auch von der Bevölkerung verlangte.



Die bedeutendste und entscheidendste Zeit für Kloster und Stadt Gengenbach war die Amtsperiode (1354–1374) des 72. Abtes Lamprecht von Brunn (1320/30–1399). Aufgrund seiner Bildung und seiner herausragenden Persönlichkeit realisierte er eine ungewöhnlich steile Karriere, bis zum Kanzler und Berater von Kaiser Karl IV. Er war zudem nicht nur Bischof von Speyer und Brixen, sondern ab 1371 auch Bischof von Straßburg. Dieses Amt nahm er besonders gerne an, weil er jetzt die Möglichkeit hatte, das Gengenbacher Kloster intensiv zu betreuen. Durch seine guten Kontakte zu Kaiser Karl IV. erreichte er, dass Gengenbach 1365/66 freie Reichsstadt wurde oder, wie es so schön heißt, *eine Stadt des Kaisers und des Reiches, unsere und des Reiches Stadt*, was zur Bezeichnung *Freie Reichsstadt* führte. Lamprecht von Brunn wollte mit dieser Maßnahme der Stadt Gengenbach mehr Autonomie geben und mit ihr einen gewichtigen Gegenpol zum Kloster setzen. Er beabsichtigte damit auch die Streitigkeiten zwischen Kloster und Stadt zu reduzieren. Schon allein bei der Bestellung des Schultheißes der Stadt kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen dem Kloster und der Bürgerschaft. Denn es war so, dass der Schultheiß zweien zu dienen hatte, einmal dem Kloster und zum anderen der Verwaltung seiner Stadt. Lamprecht verbesserte zudem nicht nur das Schulwesen, sondern erweiterte auch den alten Rat von zwölf Personen um weitere zwölf Mitglieder, dem jungen Rat. Diese Bürger rekrutierten sich aus den verschiedenen Zünften der Stadt.

Die Entscheidung, Gengenbach zur freien Reichsstadt zu erklären, war richtig, weil sie sich damit wesentlich intensiver gegen das übermächtige Kloster wehren konnte und somit die Konfliktsituationen bisweil in ihrem Sinne entschied. Wir haben damit zwei wichtige Entscheidungsträger: das Kloster auf der einen und die Stadt auf der anderen Seite. Das unterschied Gengenbach ganz erheblich von den Residenzstädten, die grundsätzlich von den herrschenden Königen, Fürsten, Markgrafen oder Grafen gestaltet wurden. Sie beriefen von außen Architekten, Maler und Wissenschaftler, die zur Realisierung ihrer Vorstellungen beitrugen und sie ausführten.

Dieser Ansatz ist vonseiten der Stadt Gengenbach erst im 18. Jahrhundert zu erkennen. Zurzeit hielten noch die Spannungen zwischen Kloster und dem Rat der Stadt an. Erneuten Konfliktstoff brachte die Idee, das Kloster nur noch für Adelige freizugeben. Doch Kaiser Maximilian I. (1459–1519), der Gengenbach und hier den Abt Philipp von Eselsberg (1507–1531) mehrfach besuchte, war nicht bereit, das Kloster in ein Chorherrenstift umzugestalten, womit die Abtei in ihrer bisherigen Form erhalten blieb.

Mit der Reformation kommt eine eher unruhige Zeit über die freie Reichsstadt. Schon sechs Jahre nach dem Wittenberger Theesenanschlag wurden die Bürger der Stadt Gengenbach protestantisch. Die Verbreitung des reformatorischen Gedankengutes ging von Straßburg aus. Auch dürften die Spannungen zwischen Stadt und Kloster zu dieser raschen Entwicklung beigetragen haben. Die Stadt sah hierin eine Möglichkeit zur Distanzierung. Predigen der neuen Lehre, die Einrichtung protestantischer Schulen im Jahr 1536 und die Veröffentlichung eines evangelischen Katechismus 1545 unterstützten und verdeutlichen Bemühungen um den neuen Glauben. Das Kloster und vor allem seine Äbte präsentierten in all diesen Jahren ein wenig überzeugendes Bild.

Im Jahr 1548 wurden die Bürger der freien Reichsstadt Gengenbach auf Anordnung von Kaiser Karl V. wieder katholisiert. Die nun eingesetzte Verwaltung der Österreicher war eine unglückliche politische Entscheidung, wobei das Stationieren von Truppen die Situation noch verschärfte. Rücksichtslose, egoistische und korrupte Amtsmänner trugen zu anhaltenden Auseinandersetzungen bei.

Aber auch die Zustände im Kloster ließen zu wünschen übrig. So waren die immer wieder neu eingesetzten Äbte nicht viel besser als ihr Vorgänger. Kloster und Stadt durchlebten eine turbulente Zeit, was nur noch durch die jetzt kommenden Kriege gesteigert werden konnte.

Der Dreißigjährige Krieg brachte mit Bernhard von Weimar und seinen Truppen eine erhebliche Zerstörung, bei der große Teile der Stadt niederbrannten. Von diesem Schrecken kaum erholt und die Bauten in Eile wieder errichtet, sorgte der Orleans'sche Erbfolgekrieg von 1688 bis 1697, ausgelöst durch den französischen König Ludwig XIV., für eine fast totale Zerstörung von Stadt und Kloster.

Danach erfolgte die Zeit des Wiederaufbaus. Unterstützt wurde die Situation durch eine besonders glückliche politische Entscheidung. Der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655–1707), der sogenannte Türkenlouis, erhielt für seine Verdienste im Krieg gegen die Türken vom Kaiser in Wien 1703 die Verwaltung der Vogtei Gengenbach mit weiteren Ortschaften zugeteilt. Der Markgraf war jetzt Mittler zwischen Stadt und Kloster, womit er auch für die Beilegung von Streitigkeiten zuständig war. Zum Wiederaufbau in den folgenden Jahren wurde erstmals eine größere Zahl an Künstlern von außen herbeigeholt.

Das Kloster hatte zwar bisher einige kulturelle Leistungen erbracht, wie die Einrichtung der Schule, Aufbau einer Bibliothek, wozu das Gengenbacher Evangeliar gehörte, doch hätten die Äbte mehr leisten können, wenn sie nicht permanent im Streit

mit der Stadt gelegen hätten und zudem auch gebildeter gewesen wären.

Ein kulturell und künstlerisch höheres Niveau – das 1505 errichtete *Frauenchörlein* bildet eine Ausnahme – wird erst mit der Wiedererrichtung der Abteikirche sowie den Konventgebäuden eingeleitet. Über den Benediktinerorden berief man den Baumeister Franz von Beer (1660–1726), der aus der Vorarlberger Bauschule stammte und bereits die Klöster Salem und Weingarten errichtet hatte. Beer begann mit dem Bau des Turmes der Abteikirche, führte ihn jedoch nicht bis zum Ende aus. Die Weiterführung übernahm Johann Jakob Rischer (1662–1755). Er errichtete ihn in der leicht verspielten Form des Barocks, wie er sich heute darstellt. Beer wandte sich inzwischen den Konventsgebäuden zu und war zugleich auch für die Kanzlei am Markplatz zuständig, wofür der Volutengiebel spricht. Zudem sind jetzt auch die Äbte bestrebt, sich ein persönliches Denkmal zu setzen. So der Abt Placidus Thalmann (1680–1696), der die Wallfahrtskapelle St. Jakobus errichten ließ, und Abt Augustinus Müller (1696–1726). Er ließ das Konventsgebäude neu gestalten und mit seinem Wappen verzieren. Abt Benedikt Rischer (1743–1763) sorgte für den Innenausbau der Kirche und ließ zugleich den Prälatenturm an der Stadtmauer erbauen. Für einige bildhauerische Arbeiten wurde der aus Hinterzarten stammende Künstler Peter Schwab (1729–1791) herangezogen. Das Kloster verfügte in dieser Zeit über kontinuierliche Einnahmen aus wieder eröffneten Bergwerken und den zahlreichen Pfarrstellen außerhalb von Gengenbach.

Die Stadt war dagegen finanziell in einer ungünstigeren Lage, sodass das vom Ratsmitglied Victor Kretz (1729–1786) geplante Rathaus erst 1780–1784 erbaut werden konnte. Kretz, im Allgäu geboren, kam 1761 als schlichter Handwerksbursche nach Gengenbach. Schon sechs Jahre später wurde er in den von Abt Lampert von Brunn eingerichteten Jungen Rat berufen. Der Entwurf des Rathauses und seine bauliche Gestaltung war eine absolute Glanzleistung, die uns auch heute noch fasziniert. Der Bildhauer Peter Schwab, der mit Kretz zusammenarbeitete, gestaltete den plastischen Fassadenschmuck am Rathaus. Auch die Grabmäler der Gebrüder Bender stammen von der Hand Schwabs. Als weiterer Künstler und Bildhauer muss noch Philipp Winterhalder (1667–1727), geboren in Kirchzarten bei Freiburg, genannt werden. Er sorgte mit seinen Skulpturen und Schnitzarbeiten für eine qualitätsvolle Innenausstattung der St.-Martinskirche wie auch der Abteikirche.

Neben den Künstlern zogen nach Gengenbach auch einige Familien, aus denen interessante Persönlichkeiten hervorgingen.

Zu ihnen gehörte die seit 1590 ansässige Familie Bender. Sie stellte diverse Äbte, Schultheißen und war darüber hinaus auch militärisch tätig (Spanischer Erbfolgekrieg). Weitere bedeutende Personen, die 1626 nach Gengenbach zogen, waren Mitglieder der Familie Dornblüth. Auch sie stellten einige Äbte, so von Gengenbach, Schuttern und Ettenheim, während die Töchter Äbtissinnen des Zisterzienserklosters Lichtental bei Baden-Baden waren.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfolgte der Postanschluss durch Thurn und Taxis, was eine wesentliche Infrastrukturmaßnahme war und die Erreichbarkeit der Stadt Gengenbach erleichterte. Das 18. Jahrhundert brachte für Stadt und Kloster die kreativsten und leistungsfähigsten Jahrzehnte, was sich im Wohlstand, der Bautätigkeit und in dem kulturellen Engagement zeigte.

Mit der Aufhebung der Reichsfreiheit, 1803 durch Napoleon I. (1769–1821), begann für Gengenbach eine wirtschaftlich schwere Zeit. Das sogenannte Reichsterritorium der Stadt wurde auf fünf Gemeinden aufgeteilt: Bermersbach, Ohlsbach, Reichenbach, Schwaibach und Gengenbach. Die Stadt erhielt den kleinsten Anteil von nur 633 Hektar, während die anderen vier Ortschaften je 1000 Hektar bekamen. Da Gengenbach nur eine geringe Nutzfläche besaß, setzte sehr bald eine gewisse Verarmung unter den Bürgern ein. Das Kloster hatte mit der Säkularisation seine Funktionen verloren. Zur allgemeinen Verarmung kamen noch die Hungersnöte, sodass für die Bürger Suppenküchen eingerichtet werden mussten. In dieser Zeit setzte die erste große Welle an Auswanderungen ein. Die Unruhen während der Revolution von 1848 regelten die preußischen Truppen.

Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich durch Bautätigkeit und Wirtschaft ein leichter Wohlstand. Unter dem Bürgermeister August Herb (1899–1921) erfolgte der Aufschwung. Er ließ Wasserleitungen und Kanalisation verlegen sowie die Bürgersteige errichten. Die größte Leistung war der Bau der Volksschule von 1910 bis 1914. In Anerkennung seiner Tätigkeit wurde eine Straße nach ihm benannt.

In dieser Zeit zog auch der bekannte Baumeister und Retter des Straßburger Münsters Johannes Knauth (1864–1924) nach Gengenbach. Ihm fehlt leider bis heute die gebührende Anerkennung.

Zu den Bürgern, die Gengenbach dagegen verließen, um Karriere in den badischen Großstädten zu machen, gehörte Carl Isenmann (1837–1889). Er war ein musikalisches Talent, Komponist zahlloser Heimatlieder, Chorleiter in Freiburg und Mannheim. Befreundet mit dem Schriftsteller Victor von Scheffel

(1826–1886) und dem Maler Hermann Götz (1848–1901), der seine Jugend in Gengenbach verlebte und anschließend die Kunstakademie unter Ferdinand Keller (1842–1922) in Karlsruhe besuchte. Später war er Professor an der dortigen Kunstgewerbeschule und zugleich Begründer des *Badischen Kunstgewerbevereins* (1885) sowie des *Kunstgewerbemuseums* (1890) in Karlsruhe.

In diesen Jahren (1892–1906) fällt auch die Reromanisierung des Innenraumes der Abteikirche durch den Fresken- und Kirchenmaler Carl Philipp Schilling (1855–1924). Die überaus bunte Ausmalung erfährt nicht den gedämpften romanischen Lichteinfall, sondern eine durch die hohen Barockfenster helle Ausleuchtung, was mit der Malerei in Disharmonie steht. Dennoch ist und bleibt die Klosterkirche ein architektonisches Juwel, das so akzeptiert gehört, wie es sich darstellt.

Mit diesen Ausführungen sollte nicht nur die historische Entwicklung von Kloster und Stadt Gengenbach in Kürze angezeigt werden, sondern auch die Wechselwirkungen, die von den beiden Entscheidungsträgern im Kontext der Jahrhunderte ausgingen.

## Literatur

- Müller, Wolfgang (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau. In: Die Ortenau (1978) Bd. 58. Liebenswerte, alte Stadt – Gengenbach. Freiburg 1980.
- Stadt Gengenbach (Hrsg.): Gengenbach. Ein Streifzug durch Geschichte und Gegenwart. 1990.
- Billmaier, August: Beiträge zur Rechtsgeschichte von Stadt und Stift Gengenbach. Heidelberg 1906.
- Schaaf, Paul: Gengenbach – Vergangenheit und Gegenwart. Konstanz 1960.

## Editorial

### Schwerpunktthema 2011: Unternehmens- und Unternehmensgeschichte in Mittelbaden

#### Briefköpfe Ortenauer Unternehmen



Es ist eigentlich keine spektakuläre Entdeckung: Wer heute durch die Ortenau fährt, registriert nahezu überall sehr bekannte Markenunternehmen. Tesa, UHU, Burda, Köhler, Duravit, WeberHaus, Grohe, Europapark und viele andere wichtige Arbeitgeber sind hier zu Hause. Sie prägen mit ihrem Arbeitsplatz das Leben der Menschen, schaffen Sicherheit bei der Lebensgestaltung. Sie gefährden aber auch bei notwendigen oder spekulativen Kündigungen die seelische Verfassung und Existenz vieler Familien. Einige dieser Unternehmen arbeiten schon viele Jahrzehnte hier, sind im besten Wortsinn heimatverbunden. Andere kamen erst in jüngster Zeit hinzu mit neuen Produkten, die sich erst noch werden behaupten müssen. Manche Unternehmer waren sozial außerordentlich aktiv, haben Arbeiter-siedlungen errichtet, Schulen für die Arbeiterkinder gebaut oder

waren, wie der Papierfabrikant Köhler und sein Oppenauer Kollege in der Rußfabrik, die Initiatoren der Eisenbahn ins Renchtal. Kurz: Ortenauer Unternehmer waren und sind im besten Wortsinn geschichtemachende Persönlichkeiten.

Einigen dieser alten und jungen Firmen wendet sich die Ortenau im Jahr 2011 zu.

*Redaktion*

## Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig

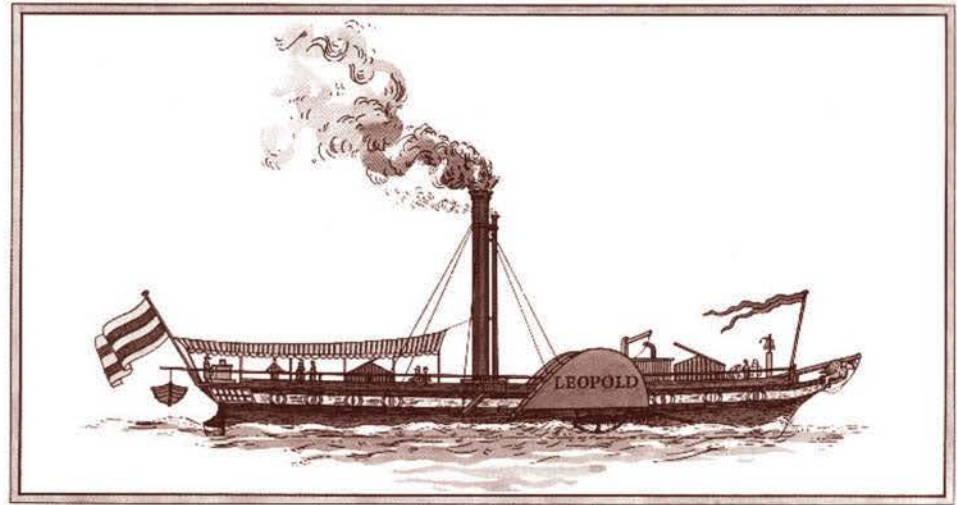
Hans Harter

Für den Hohenheimer Forstwissenschaftler Wilhelm Heinrich von Gwinner (1801–1866) gehörte es zur Praxis, mit seinen Studenten auf Exkursion zu gehen. Dabei fertigten die „Forstkandidaten“ Protokolle an, die publiziert wurden, wie die einer Exkursion in den nördlichen und mittleren Schwarzwald im Jahr 1832, bei der sie auch die Flößerei beobachteten.<sup>1</sup> 1838 ging eine „neuere forstliche Reise“ nach Oberschwaben, in den Bregenzer Wald und Konstanz, wo die Gruppe am 24. Juni das Dampfboot „Helvetia“ nach Schaffhausen bestieg und sich von einem mitreisenden Holzhändler berichten ließ:<sup>2</sup>

*Der Handel in das südliche Frankreich und von da nach Algier und Constantine wird vom Bodensee aus immer noch stark betrieben, und zwar mit Bauholz, nicht unter 50' Länge,<sup>3</sup> mit Brettern und Rahmschenkeln. In Constanz werden die im Schlepptau der Dampfboote herbeigeführten Stämme in größere Flöße vereinigt, rheinabwärts bis Schaffhausen gefloßt, dort aufgebunden und zu Lande unter den Rheinfall geführt, um wieder zu Flößen vereinigt zu werden. Das meiste Holz kommt vom Rhein aus auf den Canal bei Mühlhausen,<sup>4</sup> um hier weiter transportirt zu werden. Das Aufbinden und Wiedereinbinden der Flöße oberhalb und unterhalb des Rheinfalls ist sehr zeitraubend und kostspielig, und man bedauert deßwegen allgemein, daß der unter Kaiser Napoleon schon ausgesteckt gewesene Canal zu Umgehung des Rheinfalls nicht zu Stande gekommen ist [...].*

*Eine Holzhändlergesellschaft im Kinziger Thal, zu welcher unser Reisegenosse gehört, hat seit einigen Jahren mit ungeheuren Kosten die Wuttach, welche bei Thiengen in den Rhein fällt, flößbar gemacht [...]. Die Wutach legt aber dem Flößen große Schwierigkeiten in den Weg, weil sich das Wasser nicht lange in ihr hält, sondern schnell wieder verläuft. Die Gesellschaft hat in der Umgebung der Wutach große Bauernhöfe mit Waldungen angekauft, welche letztere nach und nach kahl abgetrieben werden. Die Flößbarmachung der Wutach hat großen Einfluß auf die Holzpreise und wirkt namentlich sehr vortheilhaft auf die fürstlich Fürstenberg'schen Waldungen. Die Holzpreise sollen gegenwärtig auch in Holland sehr hoch stehen und namentlich höher als im verflossenen Jahr.*

*Das 1832 in Dienst gestellte Dampfschiff „Leopold“, das auch zum Schleppen von Flößen über den Bodensee eingesetzt wurde. – [www.bodenseeschiffahrt.de](http://www.bodenseeschiffahrt.de).*



*Künftig werden auch Eichen als Oblast von Constanz aus verflößt, deren es namentlich bei Wollmadingen am Zeller See viele starke und schöne Exemplare geben soll.*

Der dies berichtende Holzhändler war der aus Schiltach stammende Ludwig Dorner (1788–1867),<sup>5</sup> Mitglied der dortigen Wutach-Floß-Gesellschaft und einer ihrer Geschäftsführer in Tiengen. Danach wurde er Mitarbeiter des Calwer Unternehmens Staelin, das damals in den Holzhandel am Bodensee einstieg: 1841 tat es sich mit dem „Flößerkönig“ Philipp Krauth aus Höfen an der Enz zur Firma „Staelin und Krauth“ zusammen, um in Oberschwaben Wälder, die einem Raupenfraß zum Opfer gefallen waren, aufzuarbeiten.<sup>6</sup> Dafür wurden Sägewerke in Ravensburg, Baienfurt und Langenargen errichtet, deren Leitung Dorner übernahm.<sup>7</sup>

Als der Holzhandel im frühen 19. Jahrhundert „kapitalistische Formen annahm und große Kompagnien die Holzausfuhr aus der Schweiz und dem Schwarzwald nach Holland und besonders nach Frankreich tätigten“, kam das Holzgewerbe in Schwung.<sup>8</sup> Vor allem wurden französische Firmen tätig, und es ist bezeichnend, dass sich die Projekte häuften, die den Rheinfluss und den für die Schifffahrt gleichfalls hinderlichen Lauf bei Laufenburg unschädlich machen wollten.<sup>9</sup> Nach der Eröffnung des Rhein-Rhône-Kanals 1834 bekamen Holzhandel und Flößerei um Bodensee und Hochrhein nochmals Auftrieb, da jetzt Transporte nach Südfrankreich und übers Mittelmeer möglich wurden. Zu den Holzhandelsplätzen Waldshut, Basel, Kehl und Mannheim trat Mulhouse, das die bisherige Ausrichtung der Schwarzwälder Flößerei auf den Oberrhein um eine „Südschiene“ zur Rhône erweiterte. Diese *gegenwärtige Ausdehnung des Holzhandels* kam den



Forststudenten auch durch eine *Correspondenz-Nachricht* aus Konstanz vom 13.8.1838 vor Augen:

*Eine Pariser Handelsgesellschaft, die in dem benachbarten österreichischen Vorarlberg bedeutende Waldungen an sich gekauft hat, führt nun eine Menge Holz durch den Bodensee rheinabwärts nach dem südlichen Frankreich; vorgestern Abend brachten die Dampfschiffe Ludwig 25 und Leopold 24 Stücke Flöße (Gestöre) derlei Holzes geschleppt hieher; gestern segelten wieder 20 solcher Flöße vorbei.*<sup>10</sup>

Auch das von „Staelin und Krauth“ erworbene oberschwäbische Holz wurde über den Bodensee, Rhein und den Rhein-Rhône-Kanal ans Mittelmeer verflößt.<sup>11</sup>

### Die Gründung der Schiltacher Wutach-Floß-Gesellschaft

Auf diese Geschäftsaussichten wurden auch einige Holzhändler und Kaufleute in Schiltach aufmerksam, die herausfanden, dass man im Südschwarzwald „die Wutach von Neustadt abwärts zum Betrieb der Langholzflößerei herstellen lassen könnte“<sup>12</sup>. Sie sahen die Möglichkeit, ihren Holzhandel auf ein zweites Standbein zu stellen, und bildeten 1830 als „Wolber, Vayhinger und Comp.“ eine Holzhandelsgesellschaft mit 20 Mitgliedern, 15 aus Schiltach und 5 aus dem Südschwarzwald.<sup>13</sup> In solchen, vor allem aus dem Holzhandel bekannten „Compagnien“ fanden sich finanzstarke Partner zusammen, da der Kauf und Einschlag des Holzes, die Floßbarmachung der Flüsse und der Holztransport gewaltige Kapitalmengen erforderten, die von Einzelnen kaum aufzubringen waren. Die auf Gewinn spekulierenden Mitglieder erwarben Anteile – bei der Schiltacher Gesellschaft kostete eine Aktie 2000 Gulden (1834 auf 3000 Gulden erhöht)<sup>14</sup> –, die das Geschäftskapital darstellten. Die sich derart engagierenden „unternehmungslustigen, risikobereiten Personen“ waren zumeist Kaufleute, aber auch Wirte: Ihre Lokale waren in damaliger Zeit nicht nur Gasthöfe, sondern auch „Drehpunkte des Verkehrs“, wo Reisen und Transporte organisiert wurden, wobei die Mitglieder einer „Compagnie“ häufig verwandt oder verschwägert waren.<sup>15</sup>

### Die Mitglieder der Wutach-Floß-Gesellschaft

Dies bestätigt sich bei der Schiltacher Kompagnie: Isaak Wolber, dessen Mutter aus der Schifferfamilie Dorner stammte und der mit seinem Sohn Isaak beirat, war Weinhändler und Wirt („Engel“),<sup>16</sup> ebenso sein Vetter Mathias Wolber („Linde“). Der mit



Isaak Wolber sen. (1779–1860), der Hauptinitiator der Wutach-Floß-Gesellschaft. – Zeichnung von Eduard Trautwein. – Aus: Elwert (wie Anm. 5) S. 28.

einer Dorner verheiratete Friedrich Finckh betrieb einen Holz-, später einen Warenhandel.<sup>17</sup> Mit ihm traten seine „Tochtermänner“ in die Gesellschaft ein: Christian Armbruster (Holzhändler, Schiffer und Kaufmann) mit Sohn Albert sowie die „Handelsmänner“ Friedrich Vayhinger und Rudolf Stählin.<sup>18</sup> Sie alle waren wieder mit dem Schiffer und Papiermüller Philipp Jakob Dorner und seinen ebenfalls beteiligten Söhnen Ludwig, Friedrich und Karl verschwägert. So zeigt sich auch „Wolber, Vayhinger und Comp.“ als Verwandtengruppe von kapitalkräftigen Handels- und Geschäftsleuten, die auf Expansion und Gewinn im Holzgeschäft setzten.

Sie lernte der seit 1842 um ihre Nachfolge bemühte Fabrikant Johann Georg Schultheiß aus St. Georgen kennen, im Guten wie im Schlechten, und er sparte nicht mit entsprechenden Charakterisierungen: Den Kaufmann Finkh bezeichnete er als „knauserig“, Philipp Jakob und Friedrich Dorner als „halsstarrig“, Rudolf Stählin als „batzig und geldstolz“; dagegen lobte er Isaak Wolber als „den eigentlichen Begründer der Flößerei auf der Wutach und Steinach“, und auch Ludwig Dorner hielt er für einen „ausgezeichneten Geschäftsmann“.<sup>19</sup>

Geschäftliche Unternehmungen sind für die Dorner sowie Isaak Wolber sen. (1779–1860) bekannt. Er stammte aus der Stadtmühle und wurde Gastwirt Zum Engel am Marktplatz. 1805 heiratete er Rosine Wucherer aus Reutlingen und betrieb einen Weinhandel. 1812 baute er an der Straße nach Schramberg (heute Spitalstraße) einen großen Keller, über dessen Eingang er die kunstvoll verschlungenen Initialen IW und RW einhauen ließ. Daneben errichtete er einen neuen „Engel“, in dem er 1837 die

*Hauszeichen des  
Engelwirts und Wein-  
händlers Isaak Wolber.  
(Foto: H. Harter)*



„Brief- und Fahrpostexpedition Schiltach“ eröffnete und nun auch als „Postexpeditor“ fungierte. Den alten „Engel“ übergab er seinem Sohn Philipp, der 1835 dort die erste Schiltacher Apotheke eröffnete.<sup>20</sup> Isaak Wolber, der „ursprünglich die Seele der ganzen (Wutach-)Unternehmung war“ und an ihr mit seinem Sohn drei Aktien hielt, wird das nötige Kapital in seiner Wirtschaft und dem Weinhandel angesammelt haben.

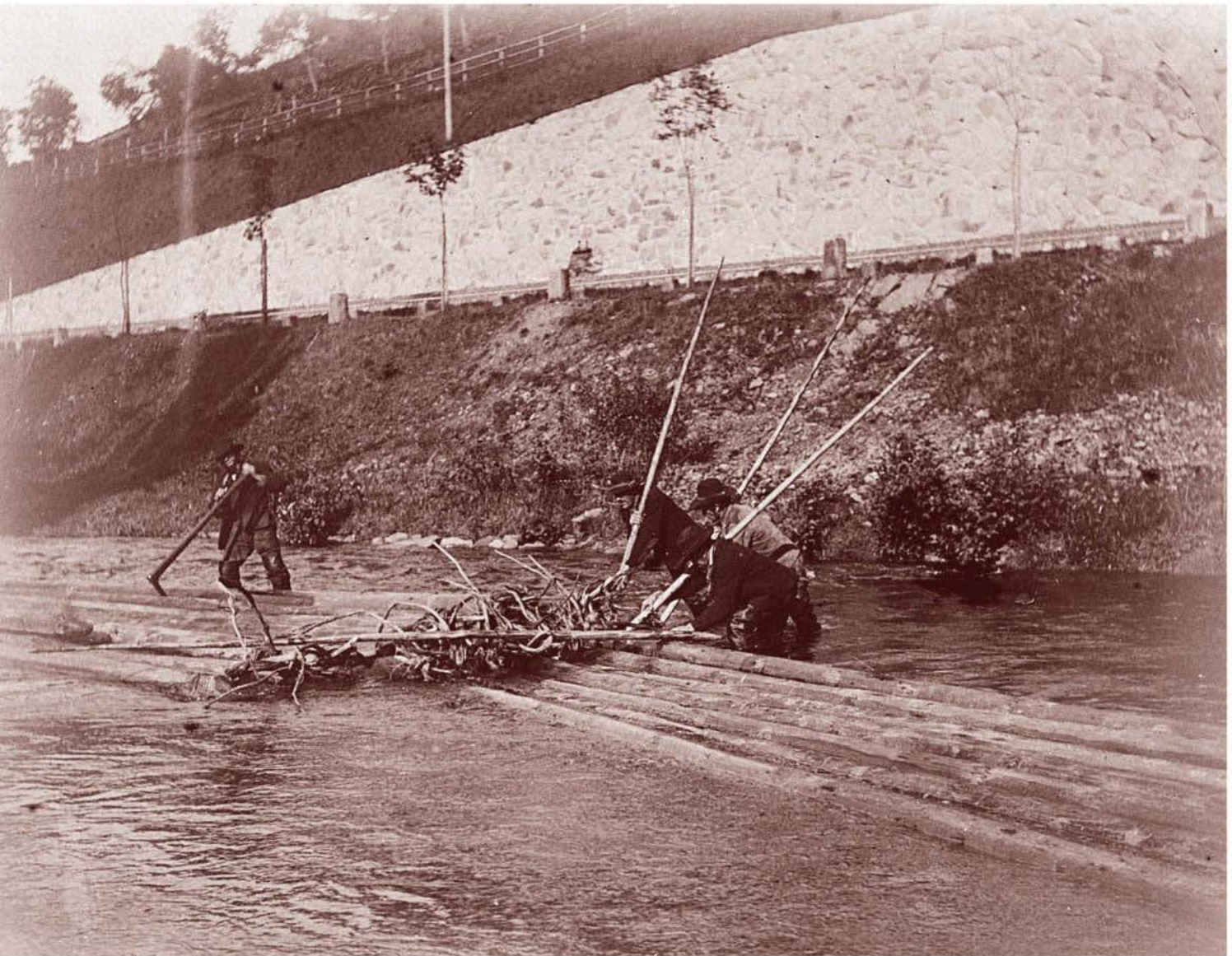
Der aus der Wirte- und Schifferfamilie Dorner stammende Holzhändler Philipp Jakob Dorner (1756–1848) wird als „tüchtiger Geschäftsmann“ geschildert, der Holzhandel „im Großen“ betrieb. Als Schiffer brachte er von Straßburg allerlei Neuerungen nach Schiltach: den ersten Regenschirm, das erste Bügeleisen und das neueste Fuhrwerk, ein „Bernierwägle“.<sup>21</sup> In einem Hof in Hinterlehengericht, wo eine Wasserkraft genutzt werden konnte, begründete er, auch diesbezüglich innovativ, eine Papiermühle, die 1817 die Fabrikation aufnahm und 1844 achtzehn Arbeiter beschäftigte. Den Betrieb überließ er seinen Söhnen Friedrich und Karl, die sich jedoch trennten, wobei letzterer 1836–1847 Bürgermeister von Lehengericht war.<sup>22</sup> An der Wutach-Floß-Gesellschaft waren die Dorner stark beteiligt: Während der Vater Philipp Jakob eine halbe Aktie hielt, erwarben seine Söhne Friedrich und Karl zusammen eine, der jüngere Ludwig 1½. Letzterer sollte auch als einer der Geschäftsführer an der Wutach tätig werden.

Wie Friedrich Finkh (aus Reutlingen) und Friedrich Vayhinger (aus Balingen) war auch Rudolf Stählin (1799–1852) heiratshalber nach Schiltach gekommen, aus Memmingen, wo sein Vater Handelsherr war. Seine kaufmännische Ausbildung erhielt er in Lahr und kam für verschiedene Firmen durch Deutschland und die Schweiz. 1827 heiratete er in Schiltach eine Finkh-Tochter und wohnte im Haus der Schwiegereltern (nachmals „Stählin-Haus“), wo er ein Haushaltswarengeschäft betrieb.<sup>23</sup> Man wird Stählin, wie die anderen „Handelsleute“ der „Companie“, zu jenen Unternehmern zählen dürfen, deren Geschäftssinn über den heimatischen Horizont hinausblickte. Schon länger hatte sich der Rohstoff Holz zur Ware und zum Exportartikel gewandelt,<sup>24</sup> sodass verständlich wird, dass sie die Chancen des in Hochkonjunktur stehenden Holzhandels auch außerhalb des Kinzigtals wahrnehmen wollten. Weitere Gesellschafter fanden sie im Hochschwarzwald: den Posthalter Dominikus Ganter von Neustadt, den dortigen Straßenmeister Michael Dilger, Joseph Isele von Grafenhäusern, Mathias Götz von Berau sowie einen „vertrauten Gesellschafter“ aus Donaueschingen.

Für die Teilhabe an dem Geschäft bedurfte es jedoch außer der Tatkraft und dem Kapital der Unternehmer auch der Fähigkeiten und des Wissens um die Flößerei. Diese Technik war für Holz



Der Schiltacher  
Geschäftsmann Rudolf  
Stählin (1799–1852). –  
Aus: Elwert  
(wie Anm. 5) S. 41.



*Schiltacher Flößer beim Floßbau auf der Kinzig (um 1885). (H. Harter)*

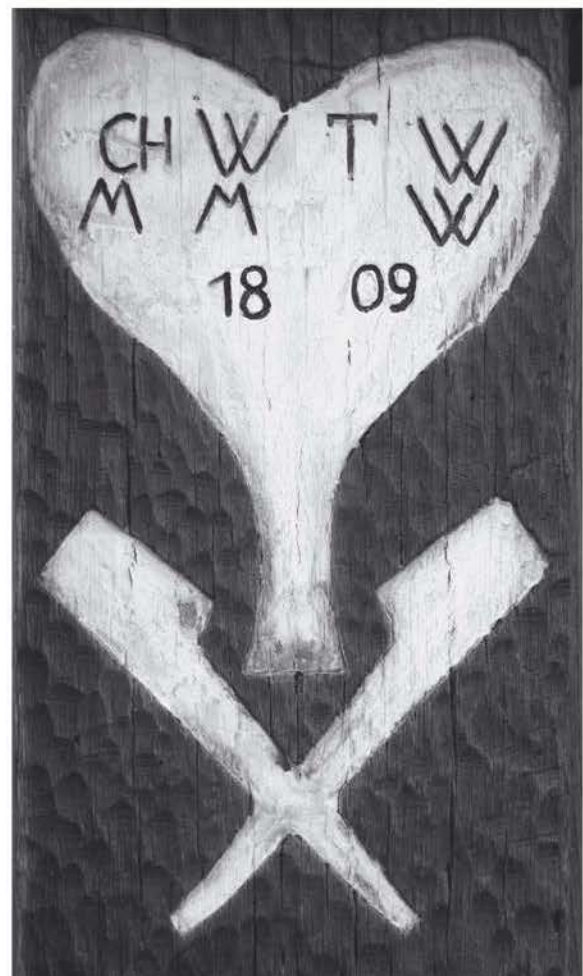
über längere Strecken damals die einzige Transportmöglichkeit, die jedoch nicht einfach zu handhaben war. Hier kam die Besonderheit von Schiltach als „Flößerstadt“ zum Tragen, wo seit Jahrhunderten Langholzflößerei in Form der besonders effektiven „Gestörflößerei“ betrieben wurde: Stämme gleicher Länge wurden mit „Wieden“ zu trapezförmigen Gestören verbunden, diese dann aneinandergesetzt, 15 bis 20 oder mehr, sodass ein Floß eine Länge von mehreren hundert Metern erreichen konnte. Diese Flöße benötigten zum Start aufgestautes „Schwellwasser“, doch durfte der Wasserstand wegen ihrer Steuerbarkeit nicht zu hoch sein, sodass sie für tiefe und schnelle Flüsse nicht geeignet waren.<sup>25</sup> Für die Übertragung dieser im Mittel- und Nordschwarzwald gebräuchlichen „Niedrigwasser-Flößerei“ auf die Bäche des Südschwarzwalds nahm die Wutach-Gesellschaft als „temporäre Mitglieder“ die „Obmänner“ Johann Wolber, Abraham Beutelsbacher und Christian Wilhelm Trautwein auf,<sup>26</sup> die ihr Handwerk auf der Kinzig gelernt hatten. Von ihnen ist letzterer genauer zu

fassen: Chr. W. Trautwein (1782–1859) heiratete 1808 die Flößertochter Maria Magdalena Wolber.<sup>27</sup> Sie verzierten ihr Haus mit ihren Initialen im stilisierten Herz und dem Erbauungsjahr, darunter die gekreuzten Floßkegel, die ihn als Flößer auswiesen. Mit dem Eintritt in die Wutach-Gesellschaft wurde er 1830 „zur Herstellung der Floßstraße“ nach Neustadt beordert.<sup>28</sup>

### Das großherzogliche Privileg

Nach langwierigen Verhandlungen mit den Behörden und massenhaften Einsprüchen der Anlieger<sup>29</sup> gestattete Großherzog Leopold von Baden den „Holzhändlern Wolber, Vayhinger und Compagnie zu Schiltach“ am 5. Mai 1831 „gnädigst“ die „Herstellung einer Floßstraße mittelst der Wuttach, des Steinbachs und des Titisees“.<sup>30</sup> Das Privileg, das 4000 Gulden kostete,<sup>31</sup> galt auf 40 Jahre und gab ihnen das Recht, sie „ausschließlich zu benutzen“. Dafür hatten sie sie auf „ihre Gefahr und Kosten“ herzustellen, wobei die Behörden Vorschriften machen konnten, um Beschädigung der Ufer, Überschwemmungen durch gestautes Wasser, Stillstand der Gewerbe und Beeinträchtigung der Fischerei durch die Flößerei zu vermeiden. Gegebenenfalls waren Entschädigungen zu leisten, wofür eine „Realcaution“ hinterlegt werden musste. Geregelt war auch, dass „bei solch niederem Wasserstande“ nicht gefloßt werden durfte, „wenn die Flöße durch Zugvieh geschleppt werden müßten“. Gestattet wurde die Errichtung von drei Sägemühlen, in denen jedoch nur die „eigenen Hölzer“ geschnitten werden durften. Zu respektieren war ein von Fürstenberg behauptetes Recht, „Scheiterholz auf der Wutach zu flößen“, auch gab es keine Befreiung von Steuern und Holzzöllen. Der Kanton Schaffhausen erteilte am 4.7.1831 gleichfalls ein Privileg, das die Interessen seiner Gemeinden an der Wutach wahrte, die auf sechs Kilometer die Staatsgrenze bildete.<sup>32</sup>

*Hauszeichen des Flößers  
Christian Wilhelm  
Trautwein.  
(Foto: H. Harter)*



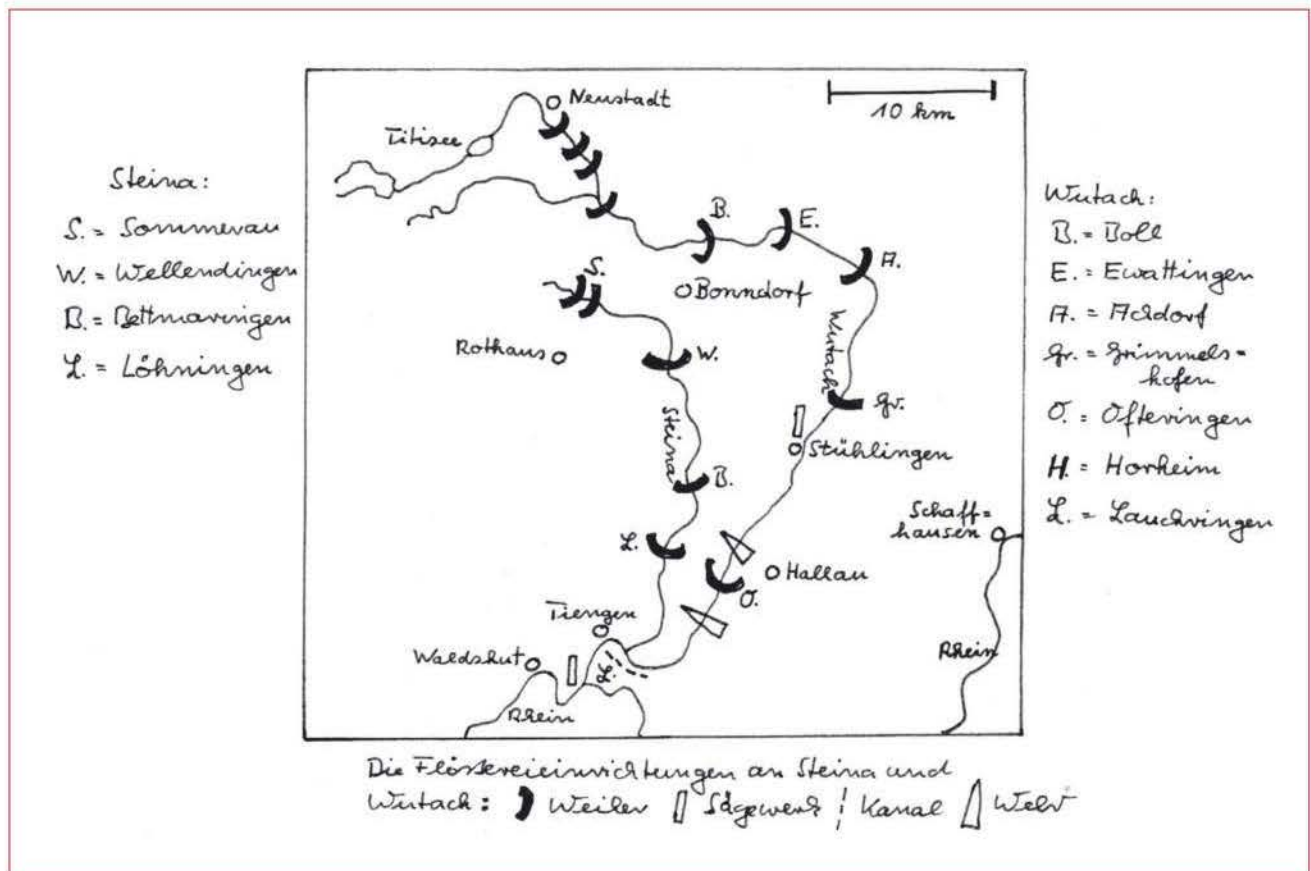
### Die Floßbarmachung von Wutach und Steina

Auf der 90km langen Wutach wurde bereits im 16. Jahrhundert gefloßt, zur Versorgung von Schaffhausen, sowie 1622–1760 für das Eisenwerk Eberfingen, jedoch als Scheitholz-



Christian Wilhelm Trautwein (1782–1859), Flößerobmann und Schiffer. (StA Schiltach)

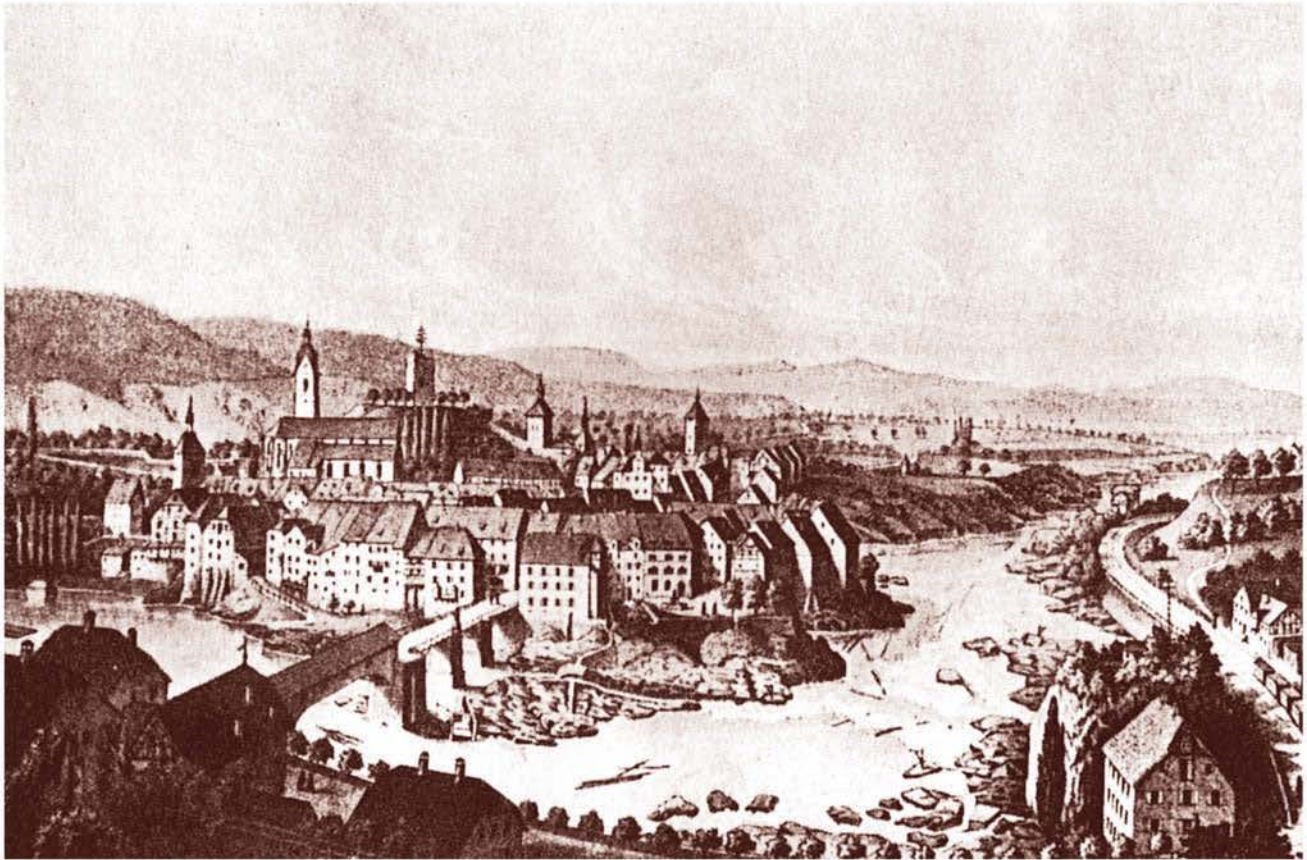
trift.<sup>33</sup> Dazu holte man Holzknechte aus Tirol, „da dort die Technik des Holzbringens mittels Riesen und Flößen besser entwickelt war“, und es wurden Klausen als Stauvorrichtungen errichtet.<sup>34</sup> Davon war im 19. Jahrhundert nichts mehr aufzufinden, sodass die Wutach (90 km) und die Steina (36,7 km) als Floßstraßen erst hergerichtet werden mussten. Beide besitzen im Oberlauf ein starkes Gefälle, dazu kommt die Strecke durch die Wutachschlucht. Schon im Sommer 1830 schickte die Gesellschaft zwei Flößergruppen an die Wutach, da die Kinzig-Flößerei wegen der Juli-Revolution in Frankreich stillstand. Unter den in vierzehnstündigem Fußmarsch in den Südschwarzwald gezogenen Flößern, die ihr Quartier in der badischen Herrschaftsbrauerei Rothaus und später auf der Sommerau nahmen, befand sich als Obmann Ch. W. Trautwein mit den Söhnen Ulrich und Johannes. 1834 kam der jüngere Adolf Christoph dazu, der spätere Schiffer und Schiltacher Bürgermeister, der hier mit 16 Jahren das Flößen erlernte. Er beschrieb dies in seiner Autobiografie, in der er ein lebendiges Bild der Flößerei an Wutach und Steina zeichnet. Bereits 1832 waren „die Floßstraße der Wutach und die Floßweiher so fertiggestellt, dass man im Herbst mit der Flößerei anfangen konnte“. Dann wurde die Steina floßbar gemacht, und im Frühjahr 1833 „in diesem Bächle mit der Flößerei begonnen“, wobei



gleich das erste Floß infolge des Verlusts des Schwellwassers liegenblieb.<sup>35</sup>

Wie es heißt, wurden „100.000 Gulden verausgabt und Anlagen gemacht, die für jene Zeit kühn genannt werden müssen“. So wurde bei der Lauffenmühle in Unterlauchringen mit 40 Zentnern Pulver ein 120m langer Kanal in den Felsen gesprengt.<sup>36</sup> Auch mussten Floßweiher eingerichtet, dafür Grundstücke erworben<sup>37</sup> und der Bau von „Wuhren“ (Fundamente für Wehre) in Angriff genommen werden, was bis 1835 an der Wutach 25037 Gulden und an der Steina 18962 Gulden verschlang.<sup>38</sup> In Neustadt entstand für 2935 Gulden das „Flößerhaus“ für die Gerätschaften und in Stühlingen eine Säge, bei der im Herbst 1832 das erste Floß ankam.<sup>39</sup> Nahe der Wutachmündung wurde im Bannschachen eine „großartige“ Säge für 25016 Gulden erbaut,<sup>40</sup> die drei Gänge, eine Zirkularsäge, eine Schmiede, den Sägkanal, eine „Schwellwuh“, zwei Bassins, Holzplätze und eine Brücke über die Wutach umfasste.<sup>41</sup> Dies war ein ausgeklügeltes „technologisches System“,<sup>42</sup> dessen Planung den Obmännern als Aufgabe gestellt war; später wurde auch die „vorzügliche Leitung der Floßeinrichtung“ durch Isaak Wolber sen. gelobt.<sup>43</sup> 1838 begradigte man die Wutach bei Wunderklingen.<sup>44</sup> Zur Herstellung dieser Infrastruktur für Flößerei und Holzverwertung kamen die Ausgaben für den Holzankauf, die Löhne für Waldhauer, Fuhrleute, Flößer und Sägearbeiter, die Gehälter für die Kaufleute und Buchhalter, und jährlich sollte eine Gewinnausschüttung stattfinden.

Dass die Wutach-Gesellschaft in großem Stil in das Holzgeschäft am Hochrhein einsteigen wollte, belegt eine Nachricht von 1833: Sie beantragte, den Laufen bei Laufenburg, eine unbefahrbare Stromschnelle, beseitigen zu dürfen, ebenso das Gewild bei Beuggen, wo gefährliche Felsbänke aus dem Rhein ragten. Am Laufen mussten die Flöße aufgelöst, die Stämme einzeln durchgelassen und wieder aufgefangen werden, was wegen der Wildheit des Wassers den dafür privilegierten „Laufenknechten“ zustand. Dieses Verfahren war nicht nur umständlich, es wurden immer auch Stämme zertrümmert, davon abgesehen, dass es Löhne kostete. Ebenso war der Zusammenbau neuer Flöße ein Zeit- und Kostenfaktor, den man gerne beseitigt hätte. Die Regierungen Badens und der Schweiz lehnten das Projekt jedoch ab, aus Rücksicht auf die „Laufenknechte“ und „Rheingenossen“, die seit Jahrhunderten an diesen Stellen die Schiffe und Flöße durchschleusten und dabei ihr Brot verdienten; außerdem hätte die Fischerei durch die Sprengung der Felsen „eine gewaltige Störung erlitten“.<sup>45</sup> Auch 1844 wurden Versuche, den „Laufenknechten“ ihr Monopol zu nehmen, zurückgewiesen.<sup>46</sup>



Ein aufgelöstes Floß  
passiert die  
Stromschnellen bei  
Laufenburg (um 1866).  
(Museum Schiff,  
Laufenburg, Schweiz)

### Das Flößen beginnt

Unterdessen kaufte die Gesellschaft ganze Waldungen auf, was die badischen Forstgesetze von 1831 und 1833 ermöglichten, die den Waldbesitzern freie Verfügung über ihr Eigentum gaben. Man kam auch zu „spottbilligem“ Holz von Gemeinden und der Fürstenbergischen Standesherrschaft,<sup>47</sup> was schon jene Studenten erfuhren, die 1832 als erste über die Wutach-Flößerei berichteten:

*Das Holz kommt aus den Fürstlich Fürstenbergischen Waldungen, die meist aus Fichten bestehen und ziemlich regelmäßig betrieben werden.*<sup>48</sup>

Auch Ad. Chr. Trautwein schreibt, dass man Höfe „mit ungeheuren schönen Waldungen“ kaufte, „so billig, dass das Holz fast gar nichts gekostet hat. Der Stamm soll sich, groß wie klein, nur auf drei Kreuzer gestellt haben“, und auch er gab dem Wutach-Projekt eine „glänzende Zukunft“.<sup>49</sup>

Doch waren noch viele Probleme zu lösen: In Neustadt sollte durch den Ort gefloßt werden, was 1831 ausprobiert wurde. Dabei kam es im Mühlekanal zu Wasserschwankungen, sodass die Müller entweder zu viel oder zu wenig Wasser hatten; außerdem gefährdeten die künstlich erzeugten „Schwallungen“ anliegende Häuser. So verlangte die Stadt, die Flößerei unterhalb be-



ginnen zu lassen, und war auch nicht durch das Angebot einer Zahlung von 4000 Gulden zu beirren: Man verteidigte die heimischen Gewerbebetriebe, die ihrerseits auf die Wasserkraft angewiesen waren. 1832 kam es zur Einigung: Die Gesellschaft erhielt Gelände für den Weiher unterhalb der Stadt, wo die Wutach-Flößerei dann ihren Anfang nahm.<sup>50</sup>

Da die Wutach ein Stück weit die Grenze zur Schweiz bildet, musste mit dem Kanton Schaffhausen verhandelt werden, was 1831 zu einer Vereinbarung führte. Es ging um ein Wehr für den Mühlekanal in Wunderklingen/Hallau, das 1832 fertiggestellt war, außerdem um eine Kautions für Uferschäden, die jedoch nicht ankam. Da trotzdem geflößt wurde, arretierte die Gemeinde Hallau 1833 drei Flöße, die sie erst nach erfolgter Entschädigung freigab. Auch danach gab es Unstimmigkeiten, was den Kleinen Rat des Kantons 1835/36 bewog, die Flößerei-Konzession auf seinem Teil der Wutach zurückzuziehen.<sup>51</sup>

Von anderen Schwierigkeiten hörten 1838 auch die Hohenheimer Forststudenten: *Die Wutach legt dem Flößen große Schwierigkeiten in den Weg, weil sich das Wasser nicht lange in ihr hält, sondern schnell wieder verläuft.* Grund waren Muschelkalkformationen, in deren Klüften das Schwellwasser versickerte, sodass die Flöße sich nur streckten und wieder auf dem Trockenen lagen. Auch die Steina machte dem Flößen Probleme: „Da dieses Flößchen keinen starken Zufluß hatte, wurde oftmals wegen zu kleinem Wasserstand unterbrochen“. Das Füllen der Stauweiher benötigte zwei Tage, und dann konnte nur in Etappen geflößt werden, weil auch die Mühlen das Wasser benötigten. „Es vergingen Wochen und Monate, und es gab immer noch kein Wasser zum Flößen“. So konnten im April fertige Flöße erst im Oktober an den Rhein gebracht werden, und dann wurde „eben so lange geflößt, bis uns die Winterkälte das Flößen eingestellt hatte“ und Floß und Eis „nur noch eine Masse waren“.<sup>52</sup>

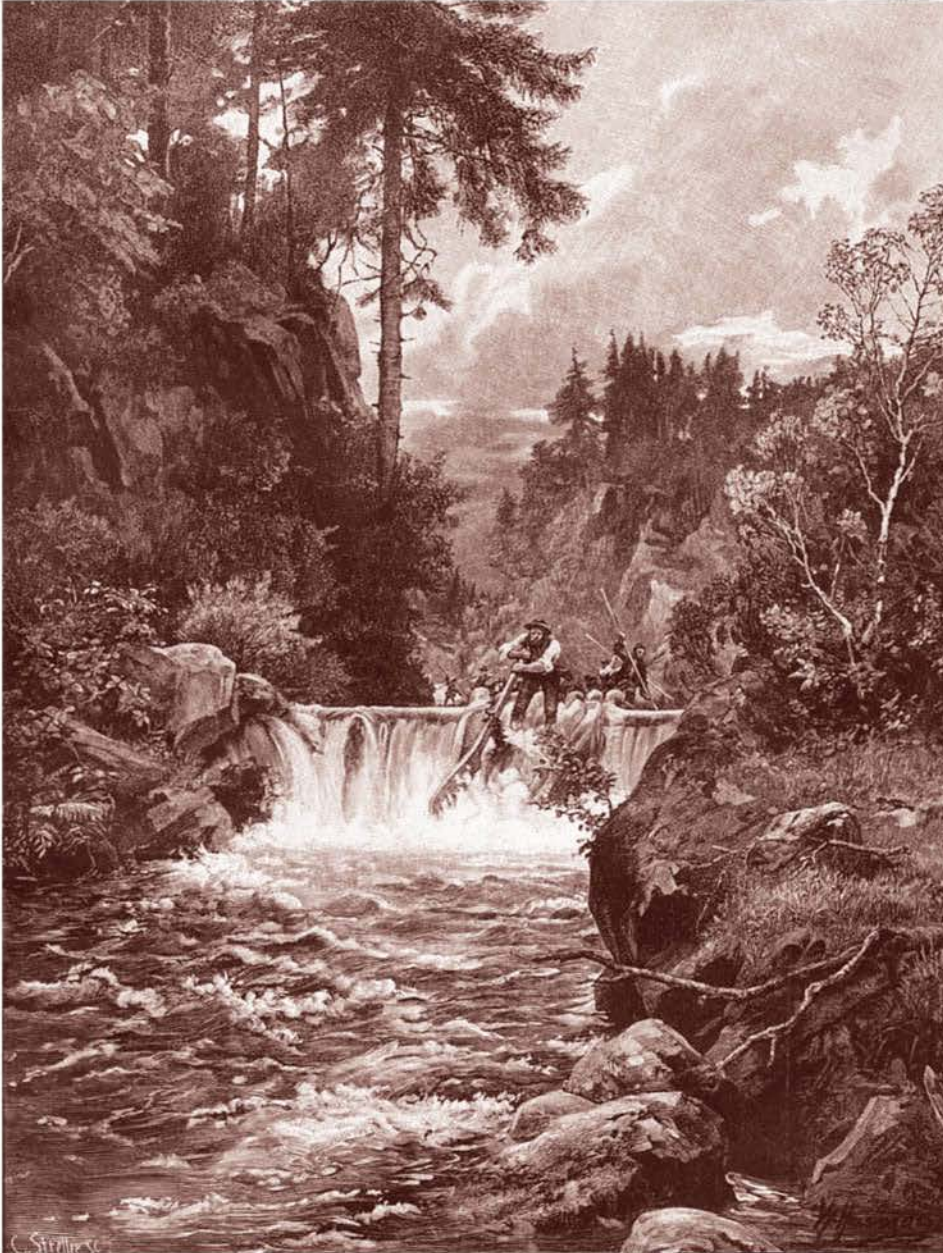
Trotzdem wurde hier im Südschwarzwald ein bedeutender Holzhandel möglich, wo die Flüsse wegen ihrer Rauheit und Gefälle zuvor nur für die Brennholztrift genutzt wurden, es aber riesige Reserven an hochwertigem Stammholz gab. Dass die Geschäfte in Gang kamen, zeigten nicht nur die „klaffenden Lücken“ im Wald,<sup>53</sup> sondern auch die steigende Zahl von Flößen auf dem Hochrhein: zwischen 1835 und 1838 verdreieinhalbfachte sie sich von durchschnittlich 483 auf 1814 jährlich,<sup>54</sup> was vor allem dem von der Wutach zugeflößten Holz zu verdanken war. 1835 beantragte die Wutach-Gesellschaft bei den „Rheingenossen“ eine Vergrößerung des Tiefgangs der Flöße von 1½ auf 2 Schuh. So könne mehr Bauholz geladen und die Transportkosten auf dem Rhein gesenkt werden, was das „Rheingericht“ wegen

der Gefahr für die Floßmannschaften jedoch ablehnte. Darauf versuchte man, deren lästiges Monopol überhaupt zu brechen und verlangte, dass auch die anderen Bewohner des Rheinufer zum Flößen zugelassen werden sollten. Dies war zwar im Sinne des Wirtschaftsliberalismus, der die alten Monopole abschaffen wollte, gemeint war jedoch die eigene Position: Als große Firma hätte man die Löhne nicht organisierter Flößer drücken können. So wiesen die „Rheingenossen“ auch diesen Vorstoß zurück, ebenso die Regierungen: Sie hielten wegen der Gefährlichkeit des Rheins die „freie Konkurrenz“ hier für nicht opportun und setzten auf die Erfahrung der privilegierten, ortsansässigen Flößer.<sup>55</sup>

### „Dumme Händel“ und die Folgen

Auch schien zuerst die Rechnung mit dem Verkauf des Holzes nach Südfrankreich aufzugehen, da sich im Kontor im Sägewerk in Bannschachen die erwarteten französischen Holzhändler einfanden. Leider waren, wie Ad. Chr. Trautwein berichtet, „die Herren“, welche den Verkauf der Hölzer am Rhein besorgten, „keine praktischen Männer“ und „machten solche dummen Händel, daß nichts dabei herauskam“.<sup>56</sup> Dies verwundert, da der als Kaufmann ausgebildete Isaak Wolber jun. und der Holzhändler Ludwig Dorner als Geschäftsführer fungierten.<sup>57</sup> Um die Basis des Unternehmens zu vergrößern, nahm die Wutach-Gesellschaft 1834 die Schifferschaft Wolfach als Mitglied auf.<sup>58</sup>

Sie hatte jedoch andere Vorstellungen, sodass es zu Streitigkeiten kam, zuerst zwischen den Wolfachern und den Hochschwarzwälder Mitgliedern auf der einen und den Schiltachern auf der anderen Seite, die nach Stellung der Jahresrechnung 1835 eskalierten: Wie Isaak Wolber sen. zu Protokoll gab,<sup>59</sup> wurde „eine fingierte Rechnung“ von 45 000 Gulden vorgelegt, worauf die Schiltacher „eine Revision der Rechnung, Trennung des gesellschaftlichen Holzhandels, Versteigerung des vorrätigen, auf 191 000 Gulden taxierten Floßholzes und Verpachtung der Wasserstraßen und Sägmühlen“ verlangten, also aus dem Unternehmen aussteigen wollten. Dies verweigerte die Gegenpartei, und da sich die Berufung eines Schiedsgerichts hinzog, machten Vater und Sohn Isaak Wolber die Offerte, selber als Pächter aufzutreten, doch sollten gerade sie „nach dem Plan der Wolfacher Mitglieder ausgestoßen werden“. Die Wolfacher versöhnten sich „durch schmeichelhafte Vorspiegelungen“ und die Zahlung von 8900 Gulden mit den Schiltachern „Friedrich Finkh und Cons.“ und sorgten für den Ausschluss der beiden Wolber, was in deren Augen eine „willkürliche und unverdiente Verstoßung“ war. Wegen dieser Konflikte trat Chr. W. Trautwein aus der Gesell-

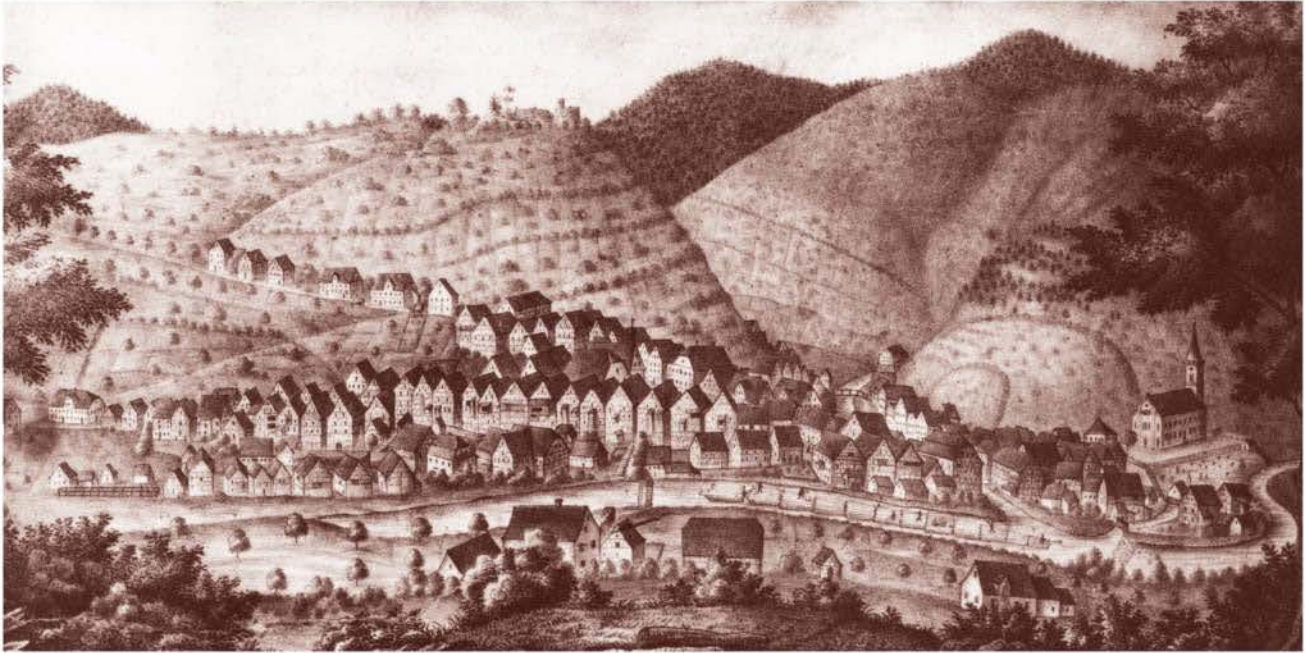


„Flößer“, nach einem  
Gemälde von Wilhelm  
Hasemann. (K. Neeb,  
Schiltach)

schaft aus und verließ mit seinen Söhnen die Wutach, letztere auch wegen der schlechten Kost, die man ihnen vorsetzte: „Wein so trüb und sauer, wie Sauerkrautbrüh; mittags Sauerkraut und Kartoffelschnitz, welche schlecht geschmelzt waren, mit Speck vom allerfettesten, daß er einem bald verleidete ...“<sup>60</sup>

### Ursachen und Folgen des Scheiterns

So waren auch die Schiltacher untereinander „in Streitigkeiten und Prozesse verfallen“, was seit 1837 „das gänzliche Stocken des Geschäfts zur Folge (hatte)“.<sup>61</sup> Isaak Wolber sen., einst „die Seele des Ganzen“, sah „tot gelegene und durch Nichtgebrauch dem Ruin preisgegebene Wasserstraßen“, wo „dieses schöne Etablis-



*Die Flößerstadt  
Schiltach. Zeichnung  
von Geometer  
Weber (1843). Auf der  
Kinzig ein Floß mit  
12 Gestören, rechts die  
neuerbaute ev. Kirche.  
(StA Schiltach)*

sement“ doch „so vielen Nutzen versprochen“ hatte.<sup>62</sup> Aus der Rückschau kritisierte Ad. Chr. Trautwein die „Vertreibung“ der Schiltacher Buchhalter und beschuldigte die Wolfacher „Herren“ der Unredlichkeit: Sie hätten „das ganze Holländer-Holz“ von der Wutach nach Kehl geschickt, es dort zusammen mit ihrem auf der Kinzig gefloßten Holz verkauft und „den Erlös statt auf das Konto in Bannschachen auf das ihrige in Wolfach wandern“ lassen. Die Wolfacher hätten das Geschäft nach ihrem Belieben regiert, und er unterstellt ihnen sogar die Absicht, „die Schiltacher auf der Wutach um ihr Vermögen zu bringen, damit sie auf der Kinzig allein Herrscher sein können“.<sup>63</sup> Hier bricht das alte Konkurrenzdenken der beiden benachbarten Schifferschaften durch, das über Jahrhunderte kein gedeihliches Miteinander zuließ.<sup>64</sup> Dass auch die Wolfacher schwer getroffen wurden, beschrieb Heinrich Hansjakob: „Die Schiffer hatten die Wutach, den wildesten Fluß des Schwarzwaldes, floßbar machen wollen und dabei viel Geld nutzlos ausgegeben. Beinahe 200 000 Gulden Schaden traf sie, und so ging die Schifferschaft zu Wolfe, die seit vielen Jahrhunderten geblüht hatte, unter. Armut war das Los fast aller Schiffer und vieler Bauern, die an ihnen verloren“.<sup>65</sup>

Ein Zeitgenosse wie J. G. Schultheiß sah den Grund für den Zusammenbruch in der Tendenz, „daß jeder der Gesellschafter, die großenteils vom Geschäft selbst nichts verstanden und sich auch speziell nicht darum kümmerten, mehr auf seinen eigenen Vorteil bedacht war, als auf das Interesse der Gesellschaft“; und er meinte, dass „die verfehlte Leitung des Geschäfts, der Wirrwarr zu vieler und zu ungeeigneter Mitglieder, verbunden mit einigen ungünstigen Umständen, Ursache des Mißglückens jener an und für sich sehr wohl berechneten Unternehmung“ war.<sup>66</sup> Noch

1934 wusste der aus einer Schiltacher Schifferfamilie stammende Kronenwirt Karl Trautwein (1862–1948): „Die Wutach floßbar zu machen, kostete Riesensummen, so daß sich die Gesellschaft, bevor richtig Holzhandel getrieben werden konnte, schon halb verblutete. Schlechte Marktlage kam dazu, und die ganze Gesellschaft ging zugrund“. Dabei verloren „die vermögendsten Familien Hab und Gut“, „am stärksten wurden Wolber (Engel) und Dorner (Papierfabrik) mitgenommen“.<sup>67</sup>

Tatsächlich kam es aufgrund der „erbitterten Prozesse“ zwischen beiden Isaak Wolber und den anderen Teilhabern zum „Vermögensruin“ des Vaters, und auch von Friedrich und Karl Dorner heißt es, dass „die Wutachflößerei beide um ihr Besitztum gebracht hat“.<sup>68</sup> Ihr Bruder Ludwig ging, nachdem er von dort verdrängt worden war, nach Baienfurt und leitete die Sägewerke der Firma „Stälin und Krauth“, 1867 verstarb er in Schiltach.<sup>69</sup> Das Scheitern des Wutach-Unternehmens führte zum Ausscheiden der bis dahin führenden Familien Wolber und Dorner aus dem Schiltacher Holzhandel, an dem sie fortan nicht mehr beteiligt waren.

### Der Kampf um eine neue Wutach-Floß-Gesellschaft

Noch aber lag an der Wutach und Steina viel zur Gantmasse von „Wolber, Vayhinger und Comp.“ gehörendes Holz, das 15 Schiltacher Flößer im Akkord übernahmen und 1838/39 unter winterlichen Bedingungen verflößten.<sup>70</sup> Zugleich besaßen die zerstrittenen und auf einem Schuldenberg<sup>71</sup> sitzenden Teilhaber der Gesellschaft noch immer das Privileg und die Einrichtungen an der Wutach, die sie zu veräußern suchten. Es gab auch Unternehmer, die meinten, hier „ließe sich die Flößerei doch mit Vortheil betreiben“, so der Holzhändler Jakob Kretz aus Rötenbach (bei Alpirsbach), der sich vom armen Holzhauer „zu einem bedeutenden Holzhändler mit einem sehr ansehnlichen Vermögen emporgearbeitet (hatte)“.<sup>72</sup> Ihn lernte 1841 der Fabrikant J. G. Schultheiß aus St. Georgen kennen, der Beziehungen zum Fürst von Fürstenberg hatte. Es entstand die Idee, diesen, der „unermesslich Wald“ im Wutachgebiet besaß, für den Erwerb des Floß-Privilegs zu gewinnen, mit Schultheiß als Vermittler. Dies erfuhr der Kaufmann Finkh, der in Schiltach die Mehrheit der Wutach-Gesellschaft vertrat, und versprach für die Vermittlung eine Belohnung von 2000, später 4000 Gulden. Doch zeigte Fürstenberg „keine rechte Aussicht“, und da auch andere Holzhändler am Hoch- und Oberrhein abwinkten, gründete Schultheiß 1842 mit Kretz und dem „viel erfahrenen, soliden Holzhändler“ Johann Mahler aus Herzogenweiler (bei Villingen) eine eigene Gesellschaft zur Über-

nahme der Rechte. Schultheiß hatte sich die Gunst der Standesherrschaft Fürstenberg gesichert, die der neuen Gesellschaft vertraglich auf elf Jahre den Verkauf von jährlich 7000 bis 8000 Stämmen Holz im Wert von mehr als einer halben Million Gulden zusicherte.<sup>73</sup>

Ende 1842 kam es zwischen der alten und der neuen Wutach-Gesellschaft „Mahler, Kretz und Schultheiß“ zu einem Vertrag: Letztere erhielt zwei Probejahre zum Herrichten der Wutach und zum Flößen sowie eine Kaufoption für eine in zehn Jahresraten zu zahlende Summe von 70000 Gulden.<sup>74</sup> Das Problem war, dass Schultheiß den bei Vertragsabschluss fehlenden Mitgliedern wegen ihrer Unterschrift nachreisen musste und einige sie verweigerten: Isaak Wolber sen., weil er sich ungerecht behandelt fühlte; Chr. W. Trautwein, weil er nur als Obmann angestellt war; Mathias Wolber, weil man ihn übergangen hatte; Isaak Wolber jun., weil er nicht einverstanden war.<sup>75</sup> Bei einer Versammlung im März 1843 ging die erschienene „Majorität“ von den Probejahren wieder ab und handelte mit Schultheiß einen Vertrag „ohne Probejahre zu 55.000 Gulden“ aus, was dessen Partner jedoch auf 45000 Gulden reduzieren wollten.<sup>76</sup> Als man darüber noch verhandelte, wurde plötzlich „ein neuer Liebhaber“ aus dem Hut gezaubert: Der Posthalter und Löwenwirt Fidel Ketterer aus Vöhrenbach, der 46000 Gulden bot. Am 29. April 1843 erhielt er einen Pacht- und Kaufvertrag – die Pacht für die Floßstraßen betrug 30000, der Preis für die Einrichtungen 10000 und für die Gerätschaften 6000 Gulden – worauf er die Regierung um die Übertragung des Floß-Privilegs bat.<sup>77</sup>

J.G. Schultheiß fühlte sich, nicht zu Unrecht, von „der Hinterlist der Schiltacher“ getäuscht und setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Verträge durchzusetzen. Dafür gewann er die bisherige Minorität von „Wolber, Vayhinger und Comp.“, die ihm jetzt die zuvor verweigerten Unterschriften leistete.<sup>78</sup> Noch stand aber die Entscheidung der Behörden darüber aus, welcher der Parteien sie das Wutach-Floß-Privileg übertragen sollte. Um sie auf seine Seite zu ziehen, griff J.G. Schultheiß, der schon „zweieinhalb Jahre“ seiner „kräftigsten Lebenszeit mit dieser Sache zubrachte“, <sup>79</sup> zu einem ungewöhnlichen Mittel: 1843 publizierte er eine zweibändige Kampfschrift, um den staatlichen Stellen die Übersicht über die „sehr verwickelt gewordenen Verhältnisse“ zu erleichtern, aber auch, „damit alle Welt erfahre“, „mit welchem schmählichem Undank“ ihn die Majorität von „Wolber, Vayhinger und Comp.“ behandelte. Sich selber „die redlichsten Bemühungen eines geradsinnigen Mannes“ zubilligend, geißelte er die „Geldgier“ und „Gewinnssucht“ der „mit allen Listen vertrauten Geschäftsleute“ und warnte vor „in Prozessen er-

grauten Spekulanten, namentlich wenn sie Frömmigkeit heucheln oder sich in frömmlicherischem Wahn für wirklich fromm halten“. Er sparte nicht mit Beschimpfungen („feine Schleicher“), stellte sie als „Ehrentmänner“ in Frage und forderte sie namentlich „vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung“. <sup>80</sup> Überdies enthielt die Schrift ein Schmähdgedicht auf die Einweihung der Schiltacher Stadtkirche 1843. <sup>81</sup>

Von der Widerrechtlichkeit des mit Posthalter Ketterer abgeschlossenen Vertrags überzeugt, versuchte er die Regierung auch mit wirtschaftlichen Argumenten zu gewinnen: In einer Zeit, in der man Straßen, Kanäle und Eisenbahnen „in Menge“ baut, also die Infrastruktur für die Industrialisierung schafft, müssten auch Floßstraßen im öffentlichen Interesse sein. Dies mache die württembergische Staatsregierung vor, „die so einsichtsvolle, namentlich in Gewerbsdingen“: Sie habe die Schussen und die Ach floßbar gemacht und den Betrieb unentgeltlich an „Stälin und Krauth“ überlassen. So käme jetzt Holz von Ravensburg (also württembergisches!) auf die Märkte von Waldshut, Mühlhausen und Kehl, wogegen die Wälder im Südschwarzwald nicht verwertet würden. Noch nie habe man dort von Holzangel gehört, doch ohne Flößerei könne man das Holz von den steilen Halden nicht verkaufen. Auf der Achse nach Waldshut geführtes Holz koste teuren Fuhrlohn und konkurriere mit dem Floßholz aus Bayern, Oberschwaben, Bregenz, Graubünden und dem Vierwaldstädter See: „Da sollte die Flößerei vom südlichen Schwarzwalde her nicht im Staatsinteresse liegen?“ Und so rechnet er „auf nachdrücklichen Schutz der hohen Staatsregierung“, auch, weil es unter ihrer Würde sei, Spekulationen von „Schleichern der verschmitztesten Art“ zu begünstigen. Zugleich gibt er, der sich so lange mit der Errichtung dieser „großartigen, im öffentlichen Interesse liegenden Industrie-Unternehmung“ beschäftigte, die Garantie, „ein seit einer Reihe von Jahren in Verfall geratenes großartiges Geschäft wieder empor zu bringen“. <sup>82</sup>

Trotz des von ihm ausgeübten publizistischen Drucks schaffte Schultheiß es zunächst nicht, das erstrebte Privileg zu erhalten: Die Regierung des Seekreises in Konstanz übertrug es im Oktober 1844 dem Konkurrenten Fidel Ketterer, der sogleich mit dem Flößen begann. Diese Entscheidung wurde später revidiert: Am 9. Dezember 1845 erhielten „Mahler, Kretz und Wolber“ von der



*Holzriesen. (Foto: H. Fautz, um 1935)*

Kreisregierung die Genehmigung für die Ausübung des von der früheren Wutach-Gesellschaft erworbenen Privilegs.<sup>83</sup> Überraschenderweise wird Schultheiß nicht genannt, dafür I. Wolber jun., der zuvor schon die Geschäfte in Bannschachen geführt hatte.

Er griff, neben Flößern aus Schapbach und Rötenbach, auf die erfahrenen Schiltacher zurück und machte Ad. Chr. Trautwein zu seinem Obmann, mit einem Tageslohn von 1½ Gulden und freier Kost, einschließlich drei Schoppen Wein. Das erste aus Neustadt abgeführte Floß erhielt von den Schweizer Gemeinden Schleithelm und Hallau jedoch keine Durchfahrt.<sup>84</sup> Sie wollten, dass ein Gutachten über die Gefährdung der Ufer erstellt werde, und es heißt, dass „die Schleithelmer wütend und bewaffnet an die Wutach (eilten), um die Durchfahrt von Flößen zu verhindern“.<sup>85</sup> Auch erteilte die Schaffhauser Regierung keine Konzession, da sich in Hallau eine eigene Flößereigesellschaft gebildet hatte, mit dem Eigentümer der Eisenwerke am Rheinfall, die Holz aus dem Schwarzwald benötigten. Es sollte bis Wunderklingen getriftet und dort über den Berg transportiert werden. „Mahler, Kretz und Wolber“ baten das badische Innenministerium über den Rastatter Anwalt Brentano um Hilfe, der auf die Wichtigkeit des Unternehmens „für das Gedeihen des vaterländischen Holzhandels“ verwies.<sup>86</sup> Im März 1847 brachte der Bürgermeister von Waldkirch den Kompromiss zustande: Die Hallauer durften Brenn- und Rebsteckenholz flößen, das Langholz blieb der Wutach-Gesellschaft vorbehalten, die sich zur Entschädigung für die Uferverbauungen verpflichtete.<sup>87</sup> Damals setzten auch ein Gendarm aus Bonndorf und der Bürgermeister von Boll ein Floß drei Tage lang in Arrest, wohl auf Grund einer Klage aus Neustadt. Dort verlangte der Müller Ganter 1245 Gulden, da er seine Mahlgänge stilllegen musste, nachdem Hölzer sie beschädigt hatten; den Ausfall taxierte er auf fünf Gulden pro Stunde.<sup>88</sup>

Die Flößer arbeiteten auch im Winter, trotz „großem Schnee“ und dem „Mißmut der Leute“, von denen zwei „davonliefen“. Bis in den Sommer 1847 wurde geriest, die Floßweiher „aufgesetzt“, Flöße eingebunden, „der Bach gemacht“ und gefloßt, als Isaak Wolber jun. plötzlich seinen Austritt aus der Gesellschaft und seine Auswanderung nach Mexiko verkündete: „Ein Bankrott war eingetreten, und die Wirte, bei denen wir logierten, haben auch viel verloren“.<sup>89</sup> Ursache des Zusammenbruchs waren auch dieses Mal die vielfältigen Schwierigkeiten und widerstreitenden Interessen, denen die Wutach-Flößerei ausgesetzt war.

Davon war auch Fürstenberg betroffen, das an „Mahler, Kretz und Wolber“ eine Forderung von 23 368 Gulden hatte und deshalb deren Floßrecht „im Zwangsweg“ erwerben wollte.<sup>90</sup> Es ließ





das liegende Holz beschlagnahmen und verkaufte es an die Mannheimer Firma „Reiss und Comp.“ Von ihr engagiert, zog Ad. Chr. Trautwein im Mai 1848 mit seinem Gespann abermals an die Wutach, wo sie ein Floß mit „151 Stämmen Holländerholz“ machten.<sup>91</sup> Damit war für die Schiltacher das Wutach-Kapitel abgeschlossen, das so vielversprechend begonnen hatte, aber zweimal im Desaster endete, mit riesigen Vermögensverlusten für die Beteiligten. Inzwischen kam das Floßrecht als Pfand an die Standesherrschaft Fürstenberg, die auf der Wasserstraße, auf der Holz aus 16000 Morgen ihrer Waldungen verschifft werden konnte, die Flößerei wieder aufnehmen wollte. Dies wurde zwar nicht verwirklicht, doch zog Fürstenberg bei der Zwangsversteigerung 1856 die Floßrechte auf Wutach und Steina für 8520 Gulden endgültig an sich, „um zu verhüten, daß die beiden Floßstraßen abermals in ungeeignete Hände fallen, und um dieselbe für die bestmögliche Ausbeutung im fürstlichen Interesse ganz in Gewalt zu bekommen“, wie es in einem Memorandum der Domänenkanzlei heißt.<sup>92</sup>

*Der Rheinflall  
bei Schaffhausen  
(um 1844). Fluss-  
abwärts treibt ein Floss.  
– Aus: Bächtold  
(wie Anm. 32) S. 40.*

### Das Bodensee-Rhein-Unternehmen der „Gebrüder Trautwein“

Noch einmal wagten Schiltacher Schiffer ein Engagement außerhalb des Kinzigtals: Die 1850er Jahre waren, wie Ad. Chr. Trautwein berichtet, „für den Holzhandel sehr günstige“. Er trat in den Betrieb seines Vaters, seiner Brüder Ulrich und Johannes und des Schwagers Jakob Friedrich Koch ein, die alle Flößer waren und als „Gebrüder Trautwein“ firmierten.<sup>93</sup> Nach dem Ausbruch des Krimkriegs 1853 gestalteten sich „die Holzpreise immer besser“, besonders stark war die Nachfrage nach den im Haus-, Schiffs- und Bergbau begehrten Forlen (Kiefern). Eine Neuheit waren Kühlschiffe aus Forlen-Flecklingen für Bierbrauereien, die ein Straßburger Zimmermann bis Paris und Lyon lieferte.<sup>94</sup> „Man machte förmlich Jagd auf starke Forlen“ mit ihrem roten Holz, was Ad. Chr. Trautwein bis auf den Hochschwarzwald führte, wo er in Herzogenweiler, Vöhrenbach und Bregenbach Käufe machte. Die Stämme wurden mit Fuhrwerken nach Gutach-Turm transportiert und kinzigabwärts gefloßt. Als Besonderheit hielt er ein Geschäft mit dem Graf von Bodman am Bodensee fest, von dem sie gleichfalls „eine Parthie Forlen“ erwarben. *Diese wurden an den See geführt, dort zum Gestör zusammen gemacht und mit dem Dampfschiff nach Konstanz geschleppt. Von da aus auf dem Rhein und Untersee bis Schaffhausen gefloßt, wo man sie wegen dem Rheinflall wieder aus dem Wasser nehmen mußte und per Wagen bis unterhalb des Rheinflalles brachte. Dort wurde das Holz wieder zum Floß zusammengestellt und so bis nach Kehl verbracht. An diesem Geschäft wurde aber nichts verdient, da die Transportkosten zu hoch waren.*<sup>95</sup>

Angesichts der damaligen Holzkonjunktur vergrößerten die Gebrüder Trautwein ihren Geschäftsradius also beträchtlich und probierten jetzt ihrerseits, worüber schon 1838 berichtet wurde: Die Wälder um den Bodensee in einen großräumigen Holzhandel einzubeziehen, mit dem See und dem Rhein als Transportachse. Dabei trafen sich Moderne und Mittelalter: Zum Schleppen der Gestöre wurden erstmals Dampfschiffe eingesetzt, am Rheinflall aber musste umständlich hantiert werden. Bereits 1609 und 1782 gab es Projekte zu seiner Umgehung, „um vom Bodensee bis zum Meere eine ungehemmte Schifffahrt herzustellen“.<sup>96</sup> Zuletzt hatte 1817 ein bayerischer Bergrat der Schaffhauser Kantonsregierung den Plan unterbreitet, ihn durch einen unterirdischen Kanal „gänzlich zu vernichten“, was das um sein Monopol fürchtende Schaffhausen, das vom Umladen am Rheinflall profitierte, vereitelte.<sup>97</sup>

Für die unterhalb des Rheinflalles wieder zusammengebauten Flöße gab es Vorschriften: Sie durften nicht breiter als 7 m und länger als 40 m sein, waren also nur einzelne Gestöre, die we-

gen ihrer Steuerung durch Ruder als feste Floßtafeln („steife Böcke“) gebaut waren. Da die Flößerei von Konstanz bis Laufenburg seit 1852 der Gewerbefreiheit unterlag,<sup>98</sup> kann davon ausgegangen werden, dass die Trautweins auf dieser Strecke selber rheinabwärts flößten. Dann mussten sie das Floß wegen der Stromschnellen und Untiefen den Laufenknechten bzw. Rheingenossen übergeben. Ab Basel konnten sie es wieder in eigener Regie den Oberrhein hinunterbringen, wo Kehl die Endstation des weitgespannten Unternehmens war. Dass *an diesem Geschäft aber nichts verdient wurde, da die Transportkosten zu hoch waren*, ist nachvollziehbar: Zu den Kosten für das Dampfschiff kamen die für die Umgehung des Rheinfalls. Die Laufenknechte erhielten pro Floß rund elf Gulden, dazu kamen Durchgangsgebühren.<sup>99</sup> Danach fielen die Löhne für die Rheingenossen an, außerdem Zölle für die Schweiz.<sup>100</sup> So summierten sich die Kosten, was das Bodensee-Rhein-Unternehmen so unrentabel machte, dass die Gebrüder Trautwein diese Möglichkeit nicht weiterverfolgten. Sie verlegten sich wieder auf das Geschäft an Kinzig und Oberrhein, wo ihr Senior Chr. W. Trautwein noch im Alter in den Floßhäfen von Kehl und Mannheim zugange war.<sup>101</sup>

### Adolf Christoph Trautwein (1818–1898) und der Niedergang der Kinzigflößerei

Nach ihrem Großvater, dem Glasermeister Johann Ulrich Trautwein (1749–1821), hatten die Trautweins den Übernamen „Glaseradel“, und es heißt, dass sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „die stärkste Familie in Schiltach“ waren. Als solche traten sie die Nachfolge der beim Wutach-Unternehmen gescheiterten Dorner und Wolber an, wobei sie nach dem Tod des Seniors Wilhelm Christian in der Person von Adolf Christoph Trautwein einen gleichfalls als Flößer groß gewordenen und im Holzhandel erfahrenen Unternehmer besaßen. Sein Leben als Flößer und Schiffer erschließt sich durch seine Autobiografie, einer für die Schiltacher Flößerei im 19. Jahrhundert singulären Quelle. Auch sonst ist seine Persönlichkeit gut belegt: Bei einem Gewicht von 267 Pfund war er noch im Alter äußerst trinkfest, er besaß einen „sonnigen Humor“ und genoss „im ganzen Tal großes Ansehen“.<sup>102</sup>

Bis er 1889 den Holzhandel aufgab, machte er noch über drei Jahrzehnte dessen wechselhafte Konjunkturen mit. In den 1860er Jahren „wurde am Holz viel Geld verdient“, als 1866 ein politisch verursachter Einbruch stattfand: Der preußisch-österreichische Krieg ließ „niemand kein Holz mehr kaufen“. Auch danach kamen die Geschäfte nicht mehr recht in Gang, „da nirgends

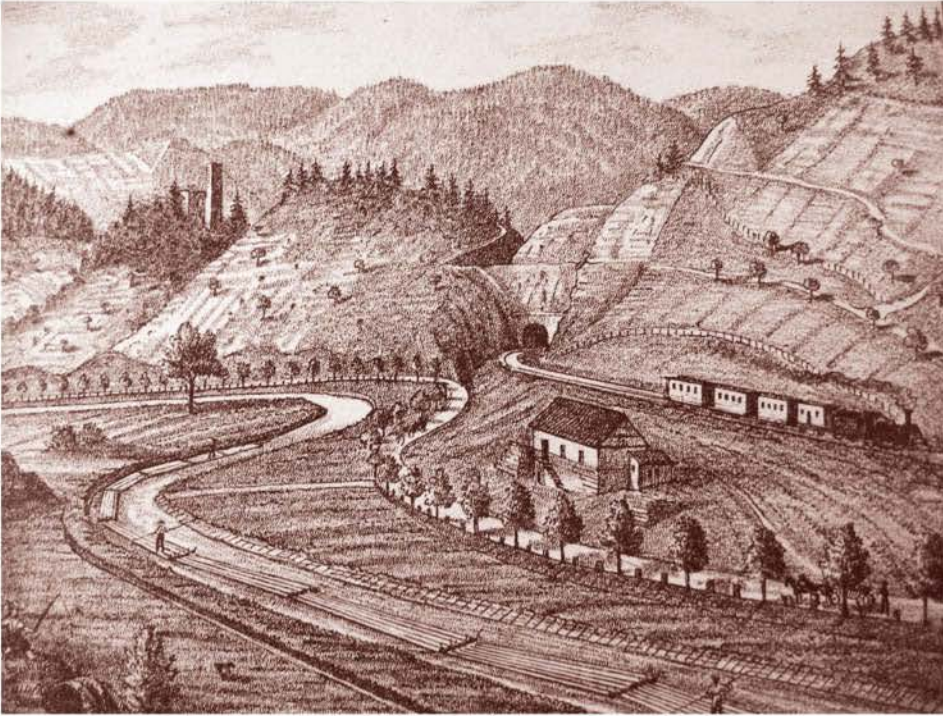


Adolf Christoph Trautwein (1818–1898), Flößer und Schiffer. (StA Schiltach)

kein Vertrauen mehr war“. Als 1870 die Aussichten besser wurden, brach der deutsch-französische Krieg aus, und „nun war es mit dem Holzgeschäft wieder vorbei“, da angesichts der Belagerung von Straßburg keine Holzhändler nach Kehl kamen. Danach brachte der Wiederaufbau beider Städte das Geschäft in Schwung, doch wirkte sich die Annexion des Elsass negativ aus: Dort war man „auf uns Badische sehr erbost“, da 1870 badische Truppen die elsässischen Festungen belagert hatten. Die Staatswaldungen in den Vogesen wurden durch Holzabfuhrwege erschlossen, und „auch diese Hölzer machten dem Holzhandel auf der Kinzig Schaden, da die Preise bedeutend billiger waren“. Dazu kam, dass Straßburger Geschäftspartner nach Frankreich emigrierten. Zu diesen politisch verursachten Problemen trat in den 1880er Jahren die technische Entwicklung in Gestalt der Eisenbahn, die aus allen Richtungen Holz auf den Markt nach Kehl brachte: aus dem badischen Oberland, Württemberg, dem Allgäu und Oberschwaben, „lauter Fichten von dem schönsten Wuchs und Schlag“, mit denen „unser rauhes und astiges Bergholz“ nicht konkurrieren konnte.<sup>103</sup>

Auch werden Ad. Chr. Trautwein die Bestrebungen der Kinzigtälener Fabrik- und Werkbesitzer nicht entgangen sein, die die völlige Abschaffung der Flößerei forderten, da sie „den Flußbau, die Landwirtschaft und die Industrie (beschädigt)“. Sie verhindere die Anlage von „großgewerblichen Wasseranlagen“, auch sei sie unrentabel, da sie „ganzes Holz ausführt und das Geschäft der Verarbeitung desselben anderen Gegenden überläßt“. Während mit der Eisenbahn jetzt „ein wohlfeiles Transportmittel“ vorhanden sei, die ihr Frachtgut dorthin führt, „wo der Holzconsum statt findet“, sei die Flößerei in ihrer Reichweite beschränkt, zu teuer und gegenüber jenem „immer paraten Beförderungsmittel“ nicht konkurrenzfähig. Wie sich im Murgtal zeige, sei es „viel lohnender, Schnittwaren zu exportieren, als ganzes Holz“, wobei das Kinzigtal „zur Anlage von Sägemühlen Wasserkräfte genug habe“, und bei diesem „Sägegeschäft viel mehr Personen beschäftigt sein werden, als jetzt beim Floßgeschäft“.<sup>104</sup>

Dass sich der Markt in diese Richtung veränderte und seit dem Bahnbau geflößtes Stammholz nur noch schwer Kunden fand, hielt Ad. Chr. Trautwein 1871 brieflich fest: Die Baumeister hielten sich meist an geschnittenes Holz, das ihnen „von allen vier Winden auf der Eisenbahn zugeführt wird“ und überdies „sehr schön und billig“ ist. „Die Benützung der gesägten Bauhölzer“ greife auch deshalb um sich, da man so keine kostspieligen Zimmergesellen mehr benötige, was „unsern Langholzhandel ab dem Markt (vertreibt)“.<sup>105</sup> Die Konsequenz aus dieser Einsicht wäre gewesen, sich gleichfalls der Holzverarbeitung zuzuwenden, wie



*Bahn und Floß  
begegnen sich bei  
der Schenkenburg im  
oberen Kinzigtal. –  
Aus: Julius Näher:  
Die Ortenau, insbeson-  
dere deren Burgen ...  
1888. Blatt 11.*

es die Alpirsbacher Firma Trick vormachte: Deren Juniorteilhaber Ludwig Trick II (1835–1900), ein gelernter Kaufmann, erweiterte den Holzhandel um die Holzverarbeitung und erwarb in den 1860er Jahren Sägemühlen in Ehlenbogen, Schiltach, Lehengericht und Wolfach. Ihm war auch bewusst, dass „die Erweiterung des Holzgeschäftes nach der verarbeitende Seite hin“ nicht vom oberen Kinzigtal aus erfolgen konnte. Wegen seiner guten Verkehrslage suchte er den Platz für ein großes Sägewerk in Kehl, das er 1864 in Bahnhofsnähe mit Dampfmaschine, fünf Langholzsägen, drei Zirkularsägen, Floßkanal und Bahnanschluss erstellte. So zum Proto-Industriellen geworden, schaffte Ludwig Trick auch den Weg zum Fabrikunternehmer, als er 1883 neben dem Sägewerk eine Zellulosefabrik errichtete. Sie florierte so, dass er 1894 die Säge abbriss und ein zweites Fabrikgebäude erstellte. Um 1900 beschäftigte er über 500 Menschen, womit die Zellulosefabrik mit Abstand der größte Arbeitgeber in Kehl war.<sup>106</sup>

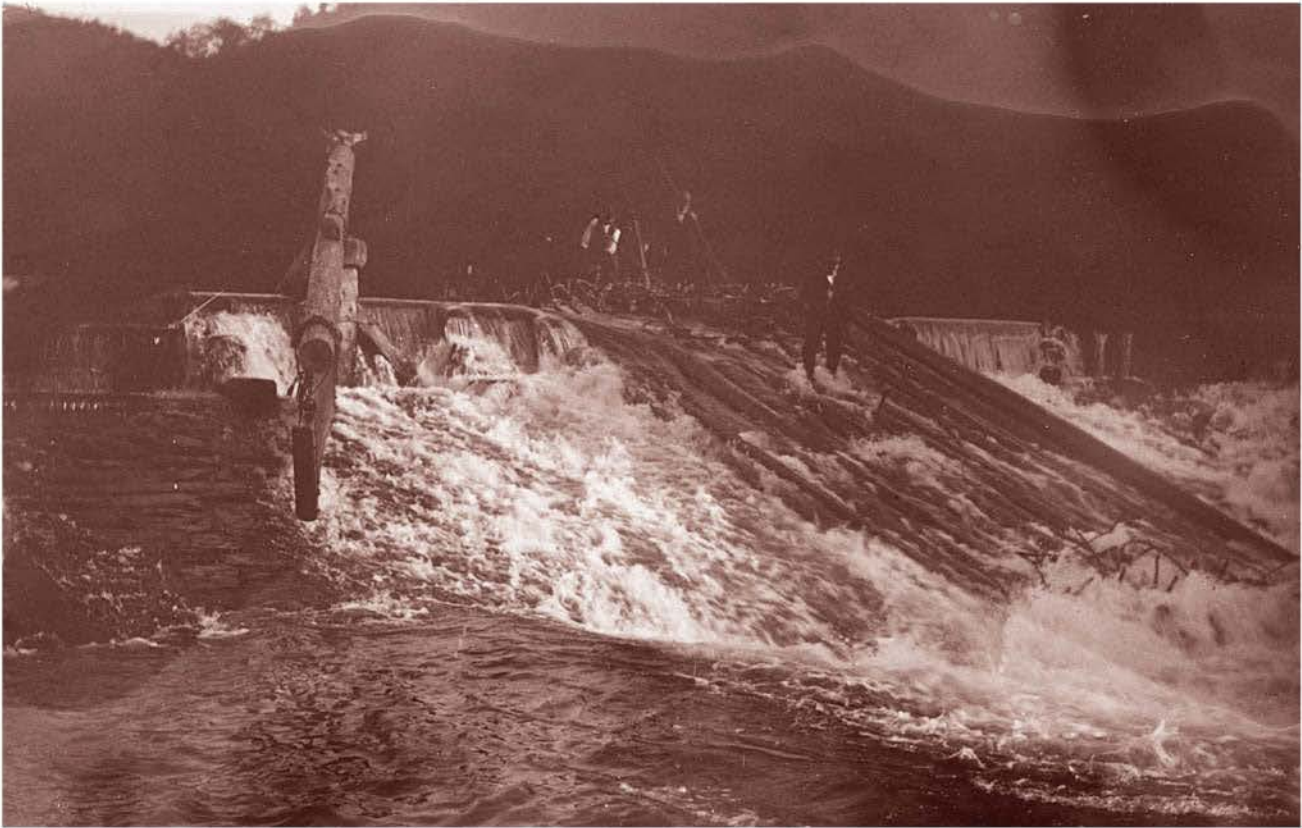
Diesen Weg konnten oder wollten die Gebrüder Trautwein nicht gehen, auch nicht den ihrer Wolfacher Kollegen Theodor und Roman Armbruster: Ersterer verlegte seinen Holzhandel „auf Achse und Schiene“, letzterer betrieb Sägewerke und begründete, „der Entwicklung neuer Techniken vertrauend“, 1897 das Wolfacher Elektrizitätswerk.<sup>107</sup> Die Trautweins waren Flößer, keine Kaufleute, und hatten aufgrund der schlechten Geschäfte seit 1866 auch nicht das Kapital, um moderne Betriebe zu errichten. Obwohl das Holzgeschäft keinen Profit mehr abwarf und auch die „80er Jahre keine Besserung (brachten)“, hielten sie am tradi-

tionellen Handel mit Stammholz und der Flößerei fest, deren Technik im Mittelalter entwickelt worden war. Einen letzten Aufschwung brachte das Jahr 1884, als „viel Holz nach Kehl geflößt und auch ziemlich dabei verdient“ wurde.<sup>108</sup> 62 Flöße gingen die Kinzig hinab, was aber nur etwas mehr als ein Viertel jener 222 war, die man noch zwanzig Jahre zuvor gezählt hatte. Wie der „Kinzigtärer“ schrieb, trug „zu diesem Rückgang die Verbesserung der Sägmühlen bei, indem dort viel Holz versägt wird und durch Vermittlung der Bahn einen lohnenden Absatz findet“. Man gab der Flößerei eine Frist bis zur Eröffnung der Bahn Wolfach–Freudenstadt (die 1886 erfolgte) und bis auch die letzten Wälder durch Abfuhrwege erschlossen sein würden.<sup>109</sup>

### Zu den Schiltacher Schiffern im 19. Jahrhundert

Der Schiltacher Holzhandel brachte keine „Holzkönige“ hervor, wie Gernsbach einen Jakob Kast, der um 1600 den Oberrhein beherrschte; oder Calw im 18. Jahrhundert die Herren der „Holländer-Holz-Compagnie“; oder Gaggenau einen Franz Anton Rindenschwender (1725–1803), der „durch das *wohlthätige Holzproduct* einen beispiellosen Aufstieg vom Holzknecht zum Holzgroßhändler und Wirtschaftspionier“ machte.<sup>110</sup> Solche Karrieren verhinderte hier der genossenschaftliche Charakter der Flößerei: Bis ins 19. Jahrhundert war das Floßrecht an die Mitgliedschaft in der Schifferschaft gebunden und deren Mitgliederzahl auf 20 begrenzt. Die zunftartige Schifferschaft legte zwecks Verhinderung von Ungleichgewichten jährlich die Flöße und die Holzpreise fest, was jede individuelle Chancenverwertung und Eigeninitiative blockierte. Dieses Problem sahen einst auch einige Schiltacher Holzhändler, die sich über die Schifferschaft hinwegsetzten und 1763 die kapitalistisch organisierte „Schiltacher Kompagnie“ gründeten, die jedoch nur kurz bestand.<sup>111</sup> Auch die Wutach-Gesellschaft wollte den einengenden Zunftregeln entgegen und setzte auf die damalige Holzhochkonjunktur.

Im Vergleich zu „Wolber, Vayhinger und Comp.“ mit ihren in der Mehrzahl Handels- und Kaufleuten waren die Trautweins gelernte Flößer. W. Chr. Trautwein machte den Aufstieg zum Schiffer, und ihm wird unternehmerischer Sinn ebensowenig abzusprechen sein wie die praktischen Fähigkeiten, aufgrund derer ihm die schwierige Aufgabe der Floßbarmachung von Wutach nach Steina übertragen wurde. Von seinen sechs Söhnen traten Ulrich, Johannes und Adolf Christoph in seine Fußstapfen; von den vier Töchtern heirateten drei wiederum Flößer, von denen Jakob Friedrich Koch und Jakob Bernhard Joos bei den Gebrüdern Trautwein Teilhaber wurden. So entstand ein Familienunterneh-



men, das auf traditionelle Weise Holzhandel und Flößerei betrieb und dabei den Unwägbarkeiten von Witterung, Wasserstand, Konjunktur, technischer Entwicklung und Politik ausgesetzt war. Ihr Aktionsfeld blieb die heimische Kinzig mit dem auf Kehl und Straßburg ausgerichteten Holzhandel, und auch das diesen Rahmen verlassende Bodensee-Unternehmen war für die dortigen Märkte bestimmt.

So verwundert nicht, dass die Gebrüder Trautwein ihr Kapital nicht in der aufkommenden Industrie anlegten, wofür es auch in Schiltach die Möglichkeit gegeben hätte,<sup>112</sup> sondern im primären Sektor: 1859 erwarben sie für 39 650 Gulden den Hof Vor Kuhbach mit 322 Morgen Wald.<sup>113</sup> Der war zwar „heruntergehauen“, hatte sich „aber bald wieder erholt“,<sup>114</sup> woraus deutlich wird, dass der Zweck des Hofkaufs dessen Nutzung war. Um die Trennung von Waldbesitz und Holzhandel zu überwinden, hatte schon 1834 der Alpirsbacher Schiffer Johann Georg Trick II. (1764–1840) den Roßbergerhof in Kaltbrunn erworben.<sup>115</sup> Sein Sohn Ludwig Trick I. (1805–1880), „... der reiche Holzmagnat und Schiffer von Alpirsbach“, bemühte sich 1853 um die waldreichen Höfe des Kaltbrunner „Bauernfürsts“ Andreas Harter.<sup>116</sup> Offenkundig sahen die Kinzigtäler Schiffer, die beträchtliche Geldvermögen angesammelt hatten, auch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts reelle Chancen für ihr Gewerbe.

Aufgrund seiner Autobiografie kann Ad. Chr. Trautwein, der schon mit 16 Jahren durch die harte Schule des Holzriesens, Floß-

*Schiltacher Flößer  
durchfahren ein Wehr  
(um 1885).  
(Th. Kipp, Schiltach)*



*Eisenbahn und Sägewerke, die Erben der Flößerei: Das Schiltacher Bahnhofsgelände und der Stapelplatz der „Dampfsäge“ (um 1930). (Historischer Verein Schiltach)*

bauens und Flößens ging, als durchweg arbeitssam charakterisiert werden: „Ich war fast jeden Tag auf dem Bach, um etwas zu verdienen“, im Sommer bei Arbeitszeiten von 5 Uhr bis 19 Uhr, sonst, „solange es Tag war“. Das Flößen auf der Kinzig bis Willstätt wurde im Akkord bezahlt, und die Flößer hatten freie Kost. Die Heimreise ging aber auf eigene Kosten, ein Weg von zwölf Stunden, und den Verdienst – bei einem Holländerfloß 4 Gulden 30 Kreuzer, bei einem Gemeinfloß 3 Gulden 30 Kreuzer – musste er zur Hälfte den Eltern abliefern: „Da hieß es sparen unterwegs, daß einem noch etwas übrig blieb“. Das „Wirtshausgehen“ war die sonntägliche Ausnahme, wogegen er den „Nachtgulden“, den Zusatzverdienst für das nächtliche Ablassen des Schwellwassers, „gerne und häufig“ wahrnahm und dafür seinen Schlaf opferte. So brachte er „nach und nach einige Gulden zusammen“, und es spricht für seinen Geschäftssinn, dass er davon einige Stämme erwarb, sie ans Floß band, verkaufte und den Verdienst in Sägholz investierte, „was immer Vorteil brachte“. Bei seiner Heirat mit 28 Jahren nannte er eine Barschaft von 400 Gulden sein eigen, eine Taschenuhr und „schöne Kleider“, in denen er „Hochzeit machen konnte“.<sup>117</sup> Seine Frau Maria Magdalene Koch war die Tochter des Flößers Johann Georg Koch, ihr Bruder Jakob Friedrich, gleichfalls Flößer, hatte die Schwester von Adolf Chris-



troph geheiratet<sup>118</sup> – die Ehen wurden im gleichen Umfeld geschlossen und signalisieren keine soziale Veränderung. So spielte sich sein Aufstieg zum Schiffer im Rahmen des Flößerhandwerks ab, in dem keine schnellen Reichtümer zu erringen waren. Von Vorteil war für ihn jedoch der familiäre Hintergrund, der ihn in den Holzhandel hineinwachsen ließ.

Vor allem in den 1850er Jahren gingen die Geschäfte der Gebrüder Trautwein gut, was ihnen den Kauf des Kuhbacher Hofes ermöglichte und sie das Bodensee-Unternehmen riskieren ließ. Dann kamen die technischen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen, die die traditionelle Art des Holzhandels immer mehr unter Druck setzten. Geringe Gewinne ließen die Kapitaldecke schmelzen, 1871 wurde der Kuhbacher Hof aufgeteilt<sup>119</sup> und der Firma entzogen. Auch war sie als Familienunternehmen, bei dem neben der Standorttreue ein gewisser Konservatismus bestand, auf Dauer den Herausforderungen nicht gewachsen. In der Zwischenzeit waren die Teilhaber bejahrt, traten aus der Firma aus oder verstarben. Für sie traten ihre Söhne ein, mit deren Geschäftsgebaren der Senior Adolf Christoph jedoch nicht klarkam: Sie „brachten Wirtsrechnungen von Übernachtungen im Land in einer Höhe, die man früher nicht gekannt hat. Infolgedessen wurde nur noch für die Wirte im Land geschafft“. So wollte er, der sich 1883 zum Bürgermeister der Stadt Schiltach wählen ließ, „mit den Jungen nicht mehr länger fortmachen“ und gab, als „der einzige von den Alten so nach und nach auch müde“ geworden,<sup>120</sup> 1889 den Holzhandel auf, fünf Jahre bevor das letzte Floß die Kinzig hinabfuhr.

## Anmerkungen

- 1 Der Schwarzwald in forstwirtschaftlicher Beziehung. Ein Bericht über die von den Forstcandidaten zu Hohenheim, unter der Leitung des Prof. Dr. Gwinner im Sommer 1832 unternommene Reise auf einen Theil des württembergischen und badischen Schwarzwaldes. 1833. – Vgl. Keweloh, Hans-Walter: Berichte zum Floßwesen im Schwarzwald. In: Deutsche Flößerei-Vereinigung. Mitteilungsblatt 16 (2009), 39–47.
- 2 Forstliche Mittheilungen von Dr. W. H. Gwinner, Bd. 2, Heft 5. 1840, 22–94, hier 79 f.
- 3 ' = Fuß, in Baden seit 1806: 30 cm
- 4 Rhein-Rhône-Kanal
- 5 Elwert, Gotthilf: Stamm- und Familienbuch der Familie Dorner aus Schiltach. 1932, 182: § 101
- 6 Vgl. Scheifele, Max: Als die Wälder auf Reisen gingen. 1995, 284
- 7 Schultheiß, [Johann Georg] (künftig: Schultheiß I): Darstellung meiner dritthalbjahrelangen Bemühungen für den Wiederbetrieb der Flößerei auf der Wuttach und Steinach. 1843, 15, vgl. 48
- 8 Brogle, Felix: Die Flößerei der oberrheinischen Gebiete Laufenburg–Basel. In: Vom Jura zum Schwarzwald 27 (1952), 1–93, hier 12
- 9 Vetter, J.: Die Schifffahrt, Flötzerei und Fischerei auf dem Oberrhein (Schaffhausen–Basel). 1864, 9
- 10 Forstliche Mittheilungen (wie Anm. 2) 80 f.
- 11 wie Anm. 6, 284

- 12 Fischer, Berndolf (Hrsg.): Chronik oder Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach 1818–1898. Privatdruck Stuttgart 2008, 12. – Die Autobiografie wurde 1896–1898 verfasst.
- 13 Schultheiß I, 68 f. – Ausgegeben waren 20 Aktien, vgl. ebd., wo die jeweiligen Anteile verzeichnet sind. – Der Gesellschaftsvertrag datiert vom 1.11.1830, vgl. [Johann Georg] Schultheiß: Urkunden, Akten und andere Belege zur Darstellung meiner dritthalbjahrelangen Bemühungen für den Wiederbetrieb der Flößerei auf der Wuttach und Steinach. 1843 (künftig: Schultheiß II), 70–80: Nr. XXXVII,; er wurde mehrfach geändert
- 14 Schultheiß II: 75 f., Nr. XXXVII
- 15 Vgl. Scheifele, Max: Schwarzwälder Holzkönige als Industriepioniere im 18. Jahrhundert. Lebensbilder aus der Wirtschaftsgeschichte des Nordschwarzwaldes. In: ZGO 144 (1996), 301–314, hier 302
- 16 wie Anm. 5: 28 f.; 151 f.: § 16 f.
- 17 Ebd.: 31 f.; 159: § 35
- 18 Ebd.: 33; 160: § 36; 161: § 37; 163: § 40
- 19 Schultheiß I: 26, 28 f., 56, 48
- 20 wie Anm. 5: 28 f., 152: § 17. – Vgl. Eble, Michael: „Die Wohltath einer Postverbindung zu gewähren.“ In: Die Ortenau 79 (1999) 499–517
- 21 wie Anm. 5: 45–51, 181: § 100
- 22 Ebd.: 45–60. – Vgl. ebd.: 181 ff.: § 100; § 102; § 104
- 23 Ebd.: 230: § 207; vgl. 39–42
- 24 wie Anm. 6: 303
- 25 Vgl. Schrempp, Otto: Wolfach – Metropole der alten Kinzigflößerei. In: Die Ortenau 68 (1988) 218–240, hier 229 f.
- 26 Schultheiß I: 69. – Sie hielten zusammen eine Aktie.
- 27 Stadt Schiltach (Hrsg.): Hauth, Hartmut/Trautwein, Annegret/Trautwein, Hans/Rombach, Rolf: Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach. 2009, Nr. 292; Nr. 191
- 28 wie Anm. 12: 11–13; vgl. 20
- 29 Staatsarchiv Freiburg A 89/1 Nr. 39
- 30 Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungs-Blatt 29 (1831) 72–75
- 31 Im Inventar der Wutach-Floß-Gesellschaft von 1841 vermerkt: Schultheiß II, 31–37, hier 37
- 32 Staatsarchiv Freiburg A 89/1 Nr. 40. – Vgl. Bächtold, Kurt: Die Flösserei – ein gefährliches Gewerbe. In: Schaffhauser Magazin, Nr. 4/2001, 40–43, hier 43
- 33 FUB Bd. 7 Nr. 236: 1509 gestattet Graf Sigmund zu Lupfen der Stadt Schaffhausen „ein holtzgewerb mit flötzen von Schwartzwaldt die Wuttach herab“, wofür sie einen Rechen und eine Sägmühle errichten durfte, was auf Trift schließen lässt. – Vgl. Scheifele, Max: Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes. 2004, 43–52
- 34 Stoll, Hermann: Das Eisenwerk Eberfingen und dessen Holzversorgung. In: Alemannisches Jahrbuch 1954, 238–278, hier 259, 273 (Karte)
- 35 wie Anm. 12: 13 f., 16 f.
- 36 Schauenburg, G. Freiherr von: Der Holzhandel des badischen Schwarzwaldes zwischen Waldbesitzer und erstem Abnehmer. Diss. phil. Heidelberg 1899, 9
- 37 wie Anm. 12: 17
- 38 Vgl. Schultheiß II: 36 f., vgl. 66–68. – Danach bestanden an der Wutach: Vier Weiher unterhalb Neustadt (an der Hagenmatte, am Eckenstein, an der Eckentaler Brücke, „nächst dem Ausflusse der Haslach“), je einer bei Boll (beim Badhof), Ewattigen, Achdorf, Grimmelshofen und Ofteringen; zu Unterhallau (Schweiz) „ein Wuhr, welches das Wasser zur Mühle trägt“, sowie ein „Wuhr“ bei Horheim; in Unterlauchringen „ein Kanal, durch den Felsen gesprengt“. – An der Steina: ein großer und ein kleiner Weiher „an der Sommerau“ sowie je einer bei Wellendingen, Bettmaringen und Löhningen
- 39 wie Anm. 12: 14. – Die Kosten für diese Säge sind in dem Inventar von 1841 nicht genannt, da sie schon verkauft war, vgl. Schultheiß II, 35
- 40 wie Anm. 12: 14. – Vgl. ebd.: „auf beinahe 80000 Gulden“ gekommen sein soll
- 41 Schultheiß II: 36, 67
- 42 Vgl. Radkau, Joachim: Vom Wald zum Floß – ein technisches System? In: Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes, hrsg. von Hans-Walter Keweloh. 1988, 16–39

- 43 wie Anm. 12: 30f., wonach Ch. W. Trautwein die Aufsicht beim Bau der Schwellweiher in Oftringen und Grimmelshofen hatte. – Vgl. Schultheiß I, 45
- 44 wie Anm. 32: 43
- 45 wie Anm. 9: 9 und wie Anm. 8: 33f. – Irrtümlich ist die Angabe bei von Schauenburg (wie Anm. 36), dass die Schiltacher Gesellschaft auch „den Rheinfall bei Schaffhausen durch großartige Sprengungen beseitigen (wollte)“.
- 46 wie Anm. 8: 28
- 47 wie Anm. 12: 14
- 48 wie Anm. 1: 141 – vgl. wie Anm. 1: 46f.
- 49 wie Anm. 12: 31, 14, 22ff. – Schauenburg (wie Anm. 36), 9 gibt einen Holzpreis von 1,5 Kreuzer pro Kubikfuß an.
- 50 Herbner, Detlev: Titisee-Neustadt. Eine Stadtgeschichte. 1995, 266f.
- 51 Grossmann, Heinrich: Flößerei und Holzhandel aus den Schweizer Bergen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. 1972, 19
- 52 wie Anm. 12: 16f., 14, 26, 31f.
- 53 wie Anm. 8: 20 – vgl. den einleitenden Bericht: Waldungen ... welch' leztere nach und nach kahl abgetrieben werden.
- 54 wie Anm. 8: 20, 81
- 55 Ebd.: 67f., 74f., 87
- 56 wie Anm. 12: 14, 31
- 57 Schultheiß I: 45 – Isaak Wolber jun. heiratete hier 1836 Barbara Würtenerberger aus Oberlauchringen: Elwert (wie Anm. 5): 28f., 153f., § 18
- 58 Schultheiß I: 84 – vgl. Chronik (wie Anm. 12): 32f., wonach im Februar 1835 die „Herren von Wolfach“ auf dem Kontor in Bannschachen das Sagen hatten.
- 59 Schultheiß II: 47–49: Nr. XX (vom 26.12.1842)
- 60 Ebd.: 49f. – Chronik (wie Anm. 12) 33f.
- 61 Schultheiß I: 6
- 62 Schultheiß II: 47–49, Nr. XX, hier 48
- 63 wie Anm. 12: 31–33
- 64 Vgl. Harter, Hans: Schiltach. Die Flößerstadt (Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach 1). 2004, 15f. – vgl. Chronik (wie Anm. 12), 67, Die Schadenfreude, als 1848/49 die Wolfacher Schifferschaft Bankrott ging und man in ihrer Kasse nur noch „zwey badische Kreuzer“ fand. – Dieses Ereignis ist noch nicht erforscht.
- 65 Hansjakob, Heinrich: Waldleute. Erzählungen. Bearb. von Manfred Hildenbrand. 121991, 185
- 66 Schultheiß I: 10, 45
- 67 Trautwein, Karl: Erinnerungen eines alten Schiltachers. In: Aus dem Schwarzwald 71 (1934), 62–64
- 68 Schultheiß I: 56f. – Trautwein, Erinnerungen (wie Anm. 67), 64
- 69 wie Anm. 5: 182, § 101
- 70 wie Anm. 12: 41–46
- 71 1843 war die Wutach-Floß-Gesellschaft auf 8000 bis 10000 Gulden fälliger Zahlungen verklagt, und bei Basler Geldgebern bestand eine „Hauptschuld“ von 28000 Gulden, vgl. Schultheiß I: 44
- 72 Ebd.: 9f.
- 73 Schultheiß I: 9–11 – Schultheiß II: 39–47: Nr. XIX
- 74 Schultheiß I: 6–10: Nr. II
- 75 Ebd.: 47–51: Nr. XX
- 76 Ebd.: 26–28: Nr. XIV. – Vgl. Schultheiß I, 12f.
- 77 Schultheiß II: 61–67; Nr. XXXV; Nr. XXXIII, Nr. XXXII
- 78 Schultheiß II: 15f, Nr. VIII.; 23–26, Nr. XIII – vgl. Schultheiß I: 14–16
- 79 Schultheiß I: 21
- 80 Schultheiß I: 3f.; 14; 20; 24f.
- 81 Ebd.: 49 – vgl. Harter, Hans/Rombach, Rolf: Schiltach – Lieder und Gedichte – Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach 6. 2010, 23, 100–102
- 82 Schultheiß I: 4f., 7f., 86
- 83 StA Freiburg A 89/1 Nr. 40

- 84 wie Anm. 12, 55 f.  
85 wie Anm. 32, 43  
86 StA Freiburg A 89/1 Nr. 40: Eingabe vom 3.5.1846  
87 wie Anm. 32, 43  
88 wie Anm. 12: 56 f. – Herbner (wie Anm. 50), 268  
89 wie Anm. 12: 55–59  
90 StA Freiburg A 89/1 Nr. 41: Ministerium der Finanzen vom 27.3.1852  
91 wie Anm. 12, 59  
92 Eltz, Erwein H.: Die Modernisierung einer Standesherrschaft. Karl Egon III. und das Haus Fürstenberg in den Jahren nach 1848/49. 1980, 111  
93 wie Anm. 12: 69 – vgl. zu ihnen: Sippenbuch (wie Anm. 27), Nr. 421/Nr. 422/Nr. 424  
94 Ebd.: 76 f.  
95 Ebd.: 69  
96 wie Anm. 9: 9  
97 Steiner, Rudolf: Der Ausbau des Hochrheins zur Schifffahrtsstraße. Die Geschichte eines gescheiterten Großprojekts. Dissertation Mannheim 2006. Online-Ressource, 30–32  
98 Vgl. Bächtold (wie Anm. 32) – Grossmann (wie Anm. 51), 25  
99 wie Anm. 8: 26 f., 30 f.  
100 Ebd.: 12 – vgl. Brogle (wie Anm. 8): 85, wonach „sich die Transportkosten für ein mit drei Flößern bemanntes Floß von Laufenburg bis Basel auf ca. Fr. 20.– stellten“.  
101 wie Anm. 12: 71  
102 wie Anm. 67: 63 f.  
103 wie Anm. 12: 76 f.  
104 Eingabe der Firma Carl Mez & Söhne in Haslach an das badische Handelsministerium vom 2.1.1867. In: Baden. Land – Staat – Volk. 1806–1871, hrsg. vom Generallandesarchiv Karlsruhe. 1980, 86 f.  
105 Fautz, Hermann: Die Geschichte der Schiltacher Schifffahrt. In: Die Ortenau 28 (1941), 150–212, hier 199  
106 Vgl. Blum, Franz: Ludwig Trick. Sein Leben und Wirken 1835–1900. 1935, 101 ff.  
107 wie Anm. 25: 235 f.  
108 wie Anm. 12: 77  
109 „Die Kinzigflößerei“. In: Der Kinzigtäler (3.3.1885), Stadtarchiv Wolfach  
110 Vgl. Scheifele, Holzkönige (wie Anm. 15): 304, 312–314 – Andermann, Kurt: Anton Rindenschwender 1725–1803. Wirtschaftspionier im Nordschwarzwald. In: Badische Heimat 4/2003, 627–635  
111 wie Anm. 64: 29–30 – Die „Schiltacher Kompagnie“ ist noch nicht erforscht.  
112 1841 entstand Am Hohstein (Gemarkung Lehengericht) eine Nähfadefabrik, die 1865 bereits 250 Arbeiter beschäftigte; vgl. Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal. Hrsg. von der Stadt Schiltach. 1980, 365  
113 wie Anm. 12: 70. – Horn, Helmut: Der Kuhbacher Hof. Geschichte, Bedeutung und Bewohner, Manuskript. 2003, 6–8. – Bis heute besteht eine Waldgemeinschaft mit Waldbesitz von 26,8648 ha.  
114 wie Anm. 12: 70  
115 wie Anm. 106: 18 – vgl. Fautz, Hermann: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle. 1964, 168 f.  
116 Hansjakob, Heinrich: Erzbauern. 111985, 97 f. – vgl. Blum (wie Anm. 106), 33  
117 wie Anm. 12: 36–40  
118 wie Anm. 27: Nr. 425/Nr. 424  
119 Vgl. Horn (wie Anm. 113): 8  
120 wie Anm. 12: 77 f. – vgl. Fautz, Hermann: Adolf Christoph Trautwein, ein Floßherr und Bürgermeister zwischen gestern und heute. In: Die Ortenau 43 (1963), 103–116

## Fritz Haller und USM

### Zur Bedeutung des Schweizer Architekten und Möbeldesigners für Bühl

Ulrich Coenen

#### Anmerkungen zur Industriearchitektur in Mittelbaden

Der französische Ethnologe und Anthropologe Marc Augé hat 1992 den Begriff des „Nicht-Ortes“ geprägt.<sup>1</sup> Darunter versteht man bis heute vor allem mono-funktional genutzte Flächen im urbanen und suburbanen Raum wie Einkaufszentren, Autobahnraststätten, Bahnhöfe und Flughäfen, aber auch Industriegebiete darf man dazu zählen. Das Fehlen von Geschichte, Relation und Identität kennzeichnet den Unterschied zum traditionellen Ort. Diese Charakterisierung trifft auf alle Gewerbegebiete der an Industrie reichen Städte am Oberrhein zu. Hochwertige Industriearchitektur ist selten. Gerade in Bühl, eine Stadt mit rund 29 500 Einwohnern, deren 1061 steuerpflichtige Betriebe 16 953 sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze bieten, ist diese Feststellung von Bedeutung. 3,25 Prozent der Gemarkungsfläche (insgesamt 73,19 Quadratkilometer) sind Gewerbe- und Industriefläche.<sup>2</sup> Die zahlreichen Bauten der Unternehmen sind bis auf sehr wenige Ausnahmen architektonisch völlig anspruchslos, die großen städtischen Industriegebiete haben keine Aufenthaltsqualität.

Dies war Anlass, im Rahmen des Schwerpunktthemas „Unternehmen und Unternehmensgeschichte in Mittelbaden“ in der diesjährigen Ausgabe dieser Zeitschrift eines der wenigen herausragenden und vorbildlichen Beispiele für Industriearchitektur in der Region vorzustellen: Die Betriebsanlage der Firma USM U. Schärer Söhne AG in Bühl ist ein Leuchtturm für diese Bauaufgabe.<sup>3</sup> In diesem vom Schweizer Architekten Fritz Haller mit seinem Stahlbausystem Maxi gestalteten Gebäude befindet sich die deutsche Niederlassung des Unternehmens, das in Münsingen in der Schweiz seine Zentrale hat. Im Bühler Werk wird das ebenfalls von Haller entworfene Möbelbausystem USM Haller für den deutschen Markt montiert und vertrieben. Dieser Design-Klassiker wurde 2001 in die Sammlung des Museum of Modern Art in New York (MoMA) aufgenommen,<sup>4</sup> bereits seit 1980 ist er im Staatlichen Museum für angewandte Kunst in München vertreten.



Fritz Haller.  
(Foto: USM)

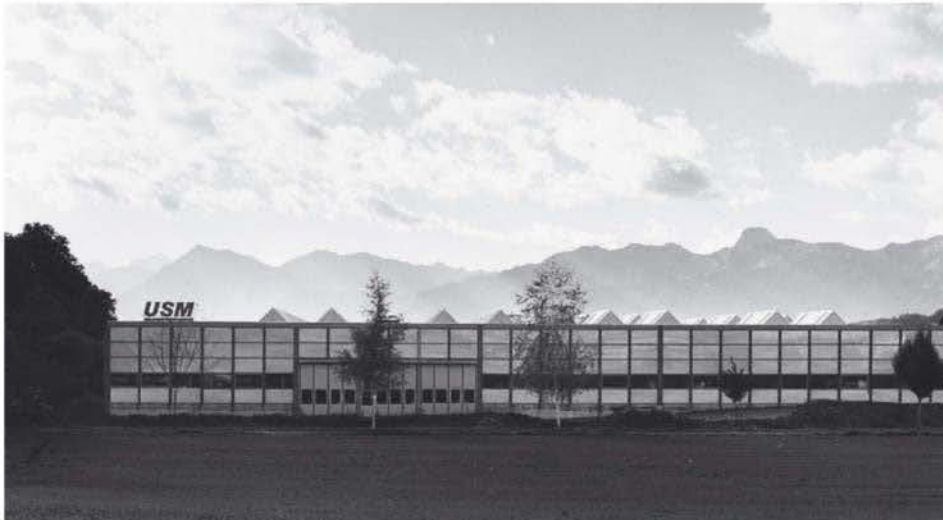


*USM-Betriebsanlage  
in Bühl,  
Ansicht von Südwesten.  
(Foto: Coenen)*

### **Fritz Haller und die Schule von Solothurn**

Jürgen Joedicke hat 1969 den Begriff „Schule von Solothurn“ für den Beitrag der fünf Architekten Hans Zaugg (1913–1990), Alfons Barth (1913–2003), Max Schlup (1917), Franz Füeg (1921) und Fritz Haller (1924) zur Schweizer Nachkriegsarchitektur eingeführt.<sup>5</sup> Alle fünf Architekten stammen aus der Region um Solothurn. „Es war Joedicke's Verdienst, die Aufmerksamkeit der Architekturöffentlichkeit auf ein Phänomen zu lenken, das vorher lediglich der Leserschaft der Fachzeitschriften Schweizerische Bauzeitung, Werk sowie Bauen + Wohnen bekannt war“, urteilt Jürg Martin Graser in seiner 2008 von der ETH Zürich angenommenen Dissertation über die Schule von Solothurn.<sup>6</sup> Joedicke lenkt den Blick des Lesers auf die auffällige Anhäufung von unabhängig voneinander entstandenen Bauwerken, die sich einer verwandten Architektursprache bedienen und dabei auf der Ästhetik Mies van der Rohes aufbauen. Er spricht von einer interessanten Sonderentwicklung in der Schweiz. „Diese Architekten streben nach einer strengen Ordnung. Sie versuchen, kompromisslos nur jene Mittel zu verwenden, die sie als unserem Zeitalter, als einer Epoche der Technik für angemessen halten. Daraus erklärt sich ihre Vorliebe für Stahl und ihr Streben nach Vorfabrikation und Montagebau.“<sup>7</sup>

Claudio Affolter bezeichnet Fritz Haller im „Architektenlexikon der Schweiz“ als wichtigsten Vertreter der Solothurner Schule.<sup>8</sup> Haller wurde am 23. Oktober 1924 in Solothurn geboren. Sein Vater war der Architekt Bruno Haller, der in Solothurn ein Büro hatte. Der Werdegang von Fritz Haller wird in den meist kurzen Biografien, die in der Literatur und im Internet verfügbar sind, mit immer wieder neuen Facetten dargestellt. Am zuverlässig-



*USM-Betriebsanlage  
in Münsingen.  
(Foto: USM)*

sigsten erscheint die Dissertation von Jürg Martin Graser, der mit Haller im Rahmen dieser Arbeit auch zwei Interviews geführt hat.<sup>9</sup> Völlig frei von Widersprüchen ist aber auch seine Darstellung nicht.

1941 bis 1943 absolvierte Haller eine dreijährige Lehre als Hochbauzeichner.<sup>10</sup> Das war in den 1940er Jahren in der Schweiz keineswegs ungewöhnlich. Auch Alfons Barth, Hans Zaugg und Franz Füeg wurden zunächst als Bauzeichner ausgebildet.<sup>11</sup> Haller und Füg besuchten gemeinsam die Berufsschule in Solothurn und studierten 1943 zwei Semester am Kantonalen Technikum Burgdorf (heute Fachhochschule), das sie ohne Abschluss verließen.<sup>12</sup> Haller entschied sich für eine Ausbildung in der Praxis. Er arbeitete bis 1948 in verschiedenen Architekturbüros in der Schweiz,<sup>13</sup> die aber in keiner Biografie näher benannt werden.

Es folgte ein relativ kurzer Auslandsaufenthalt in den Niederlanden, während dem Haller mit internationalen Entwicklungen und den Konsequenzen der durch den Zweiten Weltkrieg gesetzten Zäsur konfrontiert wurde.<sup>14</sup> Für den aus der neutralen Schweiz und zudem aus der Provinz stammenden jungen Architekten waren die Erfahrungen in der ausgebombten Handelsstadt Rotterdam, die sich in einem wahren Aufbaufieber befand, prägend. Haller kam auf Vermittlung von Franz Füeg nach Rotterdam und arbeitete im Büro von Willem van Tijen und Huig Aart Maaskant. Die beiden Schweizer Haller und Füeg teilten sich in dieser Zeit eine Wohnung. Das genaue Datum von Hallers Einreise in die Niederlande ist nicht bekannt, Graser geht aber davon aus, dass er im Herbst 1948 nach Rotterdam kam.<sup>15</sup> Noch in der Schweiz hatte Fritz Haller mit seinem Vater am Wettbewerb für die Primarschule in Buchs (Aargau) teilgenommen. Auf Anhieb gewann er seine erste Konkurrenz. Der Wettbewerb wurde im

April 1948 für im Kanton Aargau ansässige oder heimatberechtigte Architekten mit Eingabetermin 31. Dezember 1948 ausgeschrieben. Die Jury bewertete die 63 eingereichten Entwürfe im Januar 1949. Nach dem überraschenden Erfolg kehrte der 25-jährige Haller zur weiteren Bearbeitung des Projekts im Frühjahr 1949 nach Hause zurück. Sein überaus erfolgreicher Start als freier Architekt in jungen Jahren ist übrigens in der Schule von Solothurn beispiellos.

Fritz Haller hat seit den frühen 1960er Jahren Stahlbausysteme entwickelt, die ab 1962 sowohl in der Architektur als auch bei Möbeln Anwendung fanden. Zu Beginn seiner Laufbahn als Architekt suchte Haller – wie Wichmann es nennt – noch „objektspezifische“ Lösungen,<sup>16</sup> die einmalig und projektbezogen für die jeweilige Bauaufgabe gefunden wurden. Die Primarschule Buchs (1950) ist eine Mischkonstruktion aus Backstein, Beton und Holz, die sich nach Ansicht von Jürg Martin Graser funktional an die „schnörkellose Organisation“ der niederländischen Nachkriegsbauten, formal aber noch stark an die Schweizer Landi-Architektur anlehnt.<sup>17</sup> Der Begriff „Landistil“ bezieht sich auf die 1939 eröffnete Schweizerische Landesausstellung in Zürich, die ganz im Zeichen der geistigen Landesverteidigung stand. Diese in der Schweiz entwickelte Formensprache zeichnet sich, vergleichbar dem deutschen Heimatschutzstil, durch eine funktionale und reduzierte Gestaltung aus.

Es ist nicht die Intention dieses Aufsatzes, das umfangreiche Gesamtwerk Fritz Hallers zu beschreiben. Der Weg von den frühen „objektbezogenen“ Lösungen zum Systembau, wie er in Bühl realisiert wurde, ist ein kontinuierlicher Prozess, der im Folgenden anhand einiger Beispiele vorgestellt werden soll.

Hallers Verständnis von Architektur ist nur vor dem Hintergrund der Entwicklung des Internationalen Stils in den beiden Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu begreifen. Wie die meisten Architekten der Generation, die in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre ins Berufsleben starteten, war er von einer großen Technikgläubigkeit erfüllt. Graser hebt für die Schule von Solothurn drei Vorbilder besonders hervor.<sup>18</sup> Er nennt Ludwig Mies van der Rohe, Konrad Wachsmann sowie Charles und Ray Eames.

Im Hinblick auf den Systembau ist vor allem Wachsmann für Haller ein Vorbild.<sup>19</sup> Sein 1959 erschienenes Manifest „Wendepunkt im Bauen“ bildet die theoretische Basis für das Bauen mit industriell gefertigten und standardisierten Bauteilen.<sup>20</sup> Für Wachsmann tritt die Baukunst damit aus dem Stadium des Handwerks in das Zeitalter der Industrialisierung ein. Wie Autos, Flugzeuge oder Schiffe ließen sich nun auch Häuser aus vorgefertigten Teilen zusammensetzen. Als Emigrant kam der



Jude Wachsmann 1941 in die USA und entwickelte bereits damals gemeinsam mit Walter Gropius ein Fertighaus-System aus Holz, das aber wie die späteren Systeme nicht über den Stand eines Prototyps hinaus kam.

Fritz Haller lernte Wachsmann 1959 als Teilnehmer seines Seminars über Industrialisierung des Bauens an der Ecole Polytechnique de l'Université de Lausanne kennen. Die beiden Architekten pflegten einen intensiven Kontakt. 1966 bis 1971 arbeitete Haller jeweils über die Sommermonate als Gastprofessor an Wachsmanns Building Institute an der University of Southern California in Los Angeles, das dieser seit 1964 leitete.<sup>21</sup> „In Konrad Wachsmann fand Fritz Haller einen verwandt denkenden Kollegen, der seine Arbeit nicht nur verstand und unterstützte, sondern regelrecht als Katalysator der eigenen Ideen fungierte“, urteilt Graser.<sup>22</sup> „Für seine theoretischen Überlegungen waren die aus der Baupraxis gewonnen Erkenntnisse und die Begegnung mit Konrad Wachsmann die beiden wichtigsten Anstöße.“

Fritz Haller, der bis 1962 das Büro gemeinsam mit seinem Vater Bruno führte, machte sich in den 1950er Jahren als Planer mehrerer Schulen, zumeist Wettbewerbserfolge, einen Namen. Alle Schulen seien objektspezifisch konstruiert und gebaut worden, „jedoch stets mit dem Ziel, einer allgemeinen Lösung der Baukonstruktion näher zu kommen“, heißt es im Katalog zur Ausstellung „Fritz Haller – Bauen und Forschen“ 1988 im Kunstverein Solothurn.<sup>23</sup> Noch keine wesentlichen Fortschritte auf dem Weg von der objektbezogenen Lösung zum Systembau sind bei der Primarschule Wasgenring in Basel (1953/54) feststellbar. Der Gewinn dieses Wettbewerbs stellt aber den zweiten großen Erfolg in der Laufbahn Fritz Hallers dar, der 1955 zur Berufung in den Bund Schweizer Architekten (BSA) führte.<sup>24</sup> Das Ensemble mit sieben auf zwei Achsen angeordneten zweigeschossigen Pavillons zeichnet sich außerdem durch seine klare Funktionalität aus, die für Hallers Werke typisch ist. Die Pavillons mit den Klassenräumen sind durch flach gedeckte, offene Hallen verbunden. Im Zentrum der Anlage erhebt sich das eingeschossige Hofgebäude mit zentralen Funktionsräumen wie der Aula; Turnhalle und Kindergarten schließen die Anlage in Richtung Südosten ab. Die Primarschule Wasgenring ist das erste Bauwerk Hallers, das in der nationalen Schweizer Fachpresse eine umfangreiche Beachtung fand.<sup>25</sup>

Beim Bau der Kantonschule Baden realisierte Haller 1962 bis 1964 erstmals ein reines Stahltragwerk, das aber immer noch eine objektspezifische Lösung und keinen Systembau darstellt.<sup>26</sup> Das Projekt basierte auf einem Wettbewerb, der bereits 1956 entschieden wurde. Zwischen Vollwandträgern in der Haupttragrichtung

liegen sekundäre Gitterträger, auf denen direkt eine acht Zentimeter starke, vorfabrizierte Betonplatte ohne Überbeton liegt.

Ein Meilenstein auf Hallers Weg zur Systemarchitektur ist die Höhere Technische Lehranstalt in Brugg-Windisch. Er selbst bezeichnet sie als Prototypen für sein Stahlbausystem Midi.<sup>27</sup> Dass Haller sich in dem 1961 ausgelobten Wettbewerb durchsetzte, ist durchaus glücklich. Die Jury vergab sieben Preise, Bruno und Fritz Haller gewannen den siebten und letzten Preis. Der Regierungsrat ließ sämtliche sieben Preisträger zur Weiterbearbeitung zu. Haller überarbeitete seinen Entwurf und entschied den Wettbewerb letztendlich für sich. 1964 bis 1966 wurde das Gebäude realisiert.

„Fritz Haller hat mit der Höheren Technischen Lehranstalt eine gültig gebliebene Vision geometrischer Strenge aus Stahl und Glas verwirklicht“, urteilt Martin Schlappner.<sup>28</sup> Die Anlage besteht aus drei kubischen Baukörpern mit Vorhangfassaden, die aus einem Grundmodul (2,2 × 2,2 m) entwickelt sind. Ihr Erscheinungsbild wird durch die querrrechteckige Rastergliederung der Fenster und die elegante Brüstung (beide aus Chromstahlblechen) sowie die Glasfassaden mit elegant abgerundeten Ecklösungen bestimmt. Fast alle Bauteile des Stahlskeletts wurden vorgefertigt und trocken montiert. Die umfangreiche Gebäudetechnik, deren Installation Haller besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist hinter den Verkleidungen verborgen. Die Höhere Technische Lehranstalt Brugg-Windisch erregte in der Schweiz große Aufmerksamkeit und wurde als exemplarisch für das systemische Bauen gefeiert.

Fritz Hallers Erfolge als Architekt und Forscher fanden auch in der akademischen Welt Anerkennung. Nach seiner Arbeit als Gastprofessor am Institut von Konrad Wachsmann ernannte ihn die Universität Stuttgart 1974 zum Honorarprofessor für Konstruieren mit Stahl. 1977 wurde er als ordentlicher Professor an das Institut für Baugestaltung der Universität Karlsruhe berufen, das 1990 in Institut für industrielle Baukonstruktion umbenannt wurde.<sup>29</sup> Haller wurde 1990 im Alter von 66 Jahren emeritiert. 1992 verlieh ihm die Universität Dortmund die Ehrendoktorwürde. Für einen Architekten, der seinen Beruf in der Praxis gelernt und kein Studium an einer Hochschule absolviert hat, ist das eine erstaunliche Karriere.

Als freier Architekt war Haller weiterhin in Solothurn tätig. Sein Büro firmierte von 1949 bis 1967 als „Architekturbüro Bruno und Fritz Haller“, von 1967 bis 2002 als „fritz haller architekt bsa“ und danach als „fritz haller bauen und forschen gmbh“. Ende 2007 stellte Haller die Bautätigkeit ein.

Das von Jürg Martin Graser erarbeitete umfangreiche Werkverzeichnis umfasst alle Bauten und Projekte bis 2002.<sup>30</sup> Das ge-

samte Archiv des Büros Haller wurde im Oktober 2010 dem Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH Zürich übergeben. Lediglich die Unterlagen von Projekten, die zurzeit von den ehemaligen Mitarbeitern Hallers (z. B. im Rahmen von Sanierungen) noch bearbeitet werden, befinden sich noch in deren Büro und folgen voraussichtlich Ende 2011 ins Archiv an der ETH Zürich. Hallers ehemalige Mitarbeiter haben sich unter dem Namen „2bm architekten“ 2007 in Solothurn selbstständig gemacht.<sup>31</sup>

Das Department Architektur der ETH Zürich beschäftigt sich intensiv mit Leben und Werk Fritz Hallers. Neben der in diesem Aufsatz mehrfach zitierten Dissertation von Jürg Martin Graser über die Schule von Solothurn ist das Habilitationsprojekt von Georg Vrachliotis „Fritz Haller als Forscher. Eine Architekturge-schichte der Abstraktion“ zu nennen.<sup>32</sup>

### Stahlbausysteme von Fritz Haller

Haller realisierte seine drei Stahlbausysteme Mini, Midi und Maxi seit den frühen 1960er Jahren gemeinsam mit einem Partner aus der Industrie: der Schweizer Firma USM. Das Unternehmen, das heute als USM U. Schärer Söhne AG firmiert, wurde 1885 von Ulrich Schärer in Münsingen bei Bern als Eisenwarenhandlung und Schlosserei gegründet. Um 1920 begann Schärer mit der Produktion von Fensterverschlüssen. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die Firma, die nun in den Metallbau und die Blechbearbeitung einstieg, einen rasanten Aufschwung.

Als 1961 Paul Schärer, der an der ETH Zürich studiert hatte, in das Familienunternehmen eintrat, gab es Überlegungen, die Produktionsstätten in Münsingen zu erweitern. Der junge Ingenieur Paul Schärer fand in Fritz Haller einen kongenialen Architekten. Diese Zusammenarbeit sollte die mittelständische Firma zu einem weltweit bekannten Unternehmen machen. 1975 wurde die deutsche Tochtergesellschaft USM U. Schärer Söhne GmbH in Bühl als erste ausländische Filiale gegründet. Tochtergesellschaften in Frankreich (1994), den USA (1995) und Japan (2008) folgten.

Der erste Bauabschnitt der neuen USM-Betriebsanlage in der Thunstraße in Münsingen wurde 1963 fertiggestellt. Erstmals handelt es sich nicht um eine objektspezifische Lösung. Haller entwickelte für diesen Auftrag ein Baukastensystem, das die problemlose Erweiterung des Gebäudes in fünf weiteren Bauabschnitten bis 1997 ermöglichte. „Der wachsende Betrieb im Gebäude, das mitwächst“, beschreibt Hans Wichmann diese für jeden expandierenden Unternehmer geniale Lösung.<sup>33</sup> Die Pro-



Paul Schärer.  
(Foto: USM)

duktionsstätte wird mit steigendem Umsatz etappenweise vergrößert, ohne zu verlieren, was man heute „Corporate Identity“ nennt.<sup>34</sup> Das einheitliche Erscheinungsbild der Architektur wird bei dieser praktischen und zugleich auch wirtschaftlichen Lösung bewahrt.

Bei der USM-Betriebsanlage in Münsingen handelt es sich im Unterschied zu den in Stahlbeton errichteten Schulen in Hallers Frühwerk um einen reinen Stahlbau, wie auch bei der Kantonsschule Baden und der Höheren Technischen Lehranstalt in Brugg-Windisch. Die Betriebsanlage basiert im Gegensatz zu diesen beiden fast gleichzeitig errichteten Gebäuden auf einem Baukastensystem.<sup>35</sup> Haller beschreibt seinen Weg von den objektbezogenen Lösungen zum Baukasten 1962 in seinem Aufsatz „Allgemeine Lösungen in der Bautechnik“.<sup>36</sup> Die USM-Betriebsanlage in Münsingen als Prototyp für das Bausystem Maxi und Vorläufer der Betriebsanlage in Bühl befand sich damals bereits im Bau. „Bei der Planung und der Konstruktion dieser Fabrikhalle versuchte man ein akutes Problem der Zeit zu lösen“, schreibt Haller.<sup>37</sup> „Der Raum soll nur aus Montageteilen gebildet werden, damit Veränderungen und spätere Einbauten und Erweiterungen einfach und ohne Umbauarbeiten vorgenommen werden können.“ Haller favorisiert universelle Konstruktionselemente, um aus Grundeinheiten Hallen für verschiedene Aufgaben bauen zu können. Der Schweizer Architekt hat alle üblichen Konstruktionsformen für Fabrikhallen untersucht und analysiert und ist sich sicher: „Dieser Versuch zum Bau einer universellen Fabrikhalle könnte der Ausgangspunkt zur industriellen Herstellung von Bauteilen für billigen, flexiblen Fabrikationsraum mit kurzer Bauzeit sein.“ Grundelement der Halle ist ein quadratisches Feld mit einer Seitenlänge von 14,40 Metern. Ein Rost von 1,20 Meter hohen Gitterträgern aus verschweißten Stahlprofilen überträgt die Dachlasten auf die Eckstützen. 4,80 Meter lange armierte Gasbetonplatten bilden die Dachhaut. Die seitlichen Windkräfte werden von der Dachplatte auf die Stützen übertragen. „Diese Hallenelemente können in beliebiger Zahl aneinandergereiht werden, sodass Fabrikationsräume mit großen, in beide Richtungen gleichen Stützabstände entstehen“, schreibt Haller. Die Haustechnikinstallation wird in Höhe der Gitterträger untergebracht und beeinträchtigt die freie Raumhöhe nicht. Die Gebäudehöhe ist variabel und beträgt zwischen 4,20 und 7,20 Meter bei einer lichten Höhe zwischen 3 Metern und 6 Metern. Für Produktionshallen ist die Gesamthöhe von 6 Metern bei einer lichten Höhe von 4,80 Metern gebräuchlich. Diese Standardmaße fanden auch bei der Betriebsanlage in Münsingen und der nach deren Vorbild entstandenen Halle in Bühl Verwendung.



*USM-Büropavillon in Münsingen, möbliert mit dem USM Haller Möbelsystem (Zustand 1965). (Foto: USM)*

Fritz Haller beschreibt auch die Fassaden: „Die Außenwände bestehen aus vertikalen T-Eisen als Montagesprosse und Windversteifung und dazwischen eingesetzten verglasten Elementen von 2,40 Meter Länge und 1,20 Meter Höhe. An die Stelle dieser Glaselemente können auch Tür- oder andere Elemente mit verschiedenen Ausmaßen eingesetzt werden. Alle diese Außenwandteile können einzeln weggenommen und an einer anderen Stelle wieder montiert werden. Bei späteren Erweiterungen kann man ganze Wände entsprechend versetzen.“ Ihr typisches Erscheinungsbild erhalten die Fassaden durch das Verbundglas mit Glasfaserzwischenlage, das die Wärmeeinstrahlung dämmen und eine Blendung an den Arbeitsplätzen verhindern soll. Lediglich das horizontale Band in Augenhöhe besteht aus Klarglas. Allerdings sind auch lichtundurchlässige isolierende Platten als Füllwerk möglich.

Zur natürlichen Belichtung des Innenraums plant Haller 2,40 Meter breite Sattel-Oberlichtbänder. Das Glas wird bei Sonneneinstrahlung undurchsichtig und vermindert so Wärmeeinstrahlung und Blendung. Dabei betont Haller den in Versuchen nachgewiesenen Vorteil gegenüber Sheddächern, die zwar vor Blendung schützen, aber bei bedecktem Himmel zu wenig Licht einlassen. Die Halle in Münsingen ist mit einer „Luftkonditionierungsanlage“ ausgestattet. Deshalb sind keine Fensterflügel vorgesehen.

Die Betriebsanlage in Münsingen ist – ebenso wie das nach ihrem Vorbild entstandene Werk in Bühl – unterkellert und wird durch einen Lichtgraben mit Tageslicht versorgt. Im Keller sind Lager- und Nebenräume untergebracht. Die Außenwände des Untergeschosses mit einer 45 Zentimeter dicken Stahlbetonplatte bestehen ebenfalls aus Montageteilen und können bei einer Erweiterung versetzt werden.

Das Stahlbausystem Maxi wurde vor der Ölkrise 1973 entwickelt und ist in bauphysikalischer Hinsicht, wie auch alle anderen ohne Baukasten entstandenen Bauwerke dieser Zeit, überholt. Die Stahlstützen, zwischen denen die Außenhaut eingespannt wird, stellen eine extreme Wärmebrücke dar. Auch im Hinblick auf die Haustechnikinstallation entspricht Maxi modernen Ansprüchen nicht. Dieses Stahlbausystem wurde insbesondere für eingeschossige Produktionshallen entwickelt, die einfach erweitert werden können.

Maxi wurde ab 1966 von USM kommerziell hergestellt und vertrieben. Ebenfalls in Zusammenarbeit mit USM folgten die Bausysteme Mini (1967) und Midi (1972–76). Auch die ersten Mini-Bauten wurden aus konkreten Bauaufgaben entwickelt, dem Gastarbeiterheim der Gebrüder Haller in Mellingen (1967/68), Haus Piguet in Lostorf (1967/68) und dem Wohnhaus der Familie Schärer in Münsingen (1968/69). Das erste ausgeführte Beispiel für das Bausystem Midi ist das SBB Ausbildungszentrum Löwenberg (1980–82), das auf einem 1975 ausgelobten Wettbewerb basierte.

Alle drei Bausysteme Hallers sind offene Systeme. In die industriell hergestellten Tragwerke können auch systemfremde Bauteile eingebaut werden, etwa Decken, Fassaden oder Trennwände anderer Hersteller.<sup>38</sup>

Die Stahlbausysteme Mini und Midi sind im Zusammenhang mit dem USM-Betriebsgebäude in Bühl nur am Rande von Interesse, sie sollen aber zum besseren Verständnis des Gesamtwerks Hallers kurz vorgestellt werden. Mini ist ein Stahlbausystem für ein- bis zweigeschossige Bauten mit einem Stützenabstand von höchstens 8,40 Meter.<sup>39</sup> Es ist für Ateliers, Büro- und Schulpavillons, Wartehallen und ähnliche Aufgaben geeignet. Wie Maxi ist auch Mini eine Skelettarchitektur mit Ausfachung, sodass beide Systeme im Hinblick auf die Wärmedämmung die gleichen Probleme haben.

Das jüngste Stahlbausystem ist Midi. Es eignet sich für ein- bis zweigeschossige hoch installierte Gebäude und verfügt über eine wärmedämmte Vorhangfassade.<sup>40</sup> Es ist vor allem für Schul- und Bürobauten, Laborgebäude, Krankenhäuser sowie andere Bauaufgaben mit einer hohen Anforderung an die Gebäudetechnik geeignet. Ein Vorteil Midis ist die Kombination des Tragwerks mit dem Haustechnikinstallationsmodell Armilla, das Haller zunächst ab 1982 an seinem Karlsruher Lehrstuhl und anschließend bis 2001 in seinem Büro in Solothurn entwickelt hat. Dieses Modell erlaubt die Veränderbarkeit der Innenräume und der gesamten Technikinstallation.

Bei allen Stahlbausystemen geht es Haller immer auch um Nachhaltigkeit und den sinnvollen Einsatz von Ressourcen. Seine Architektur steht für einen rücksichtsvollen Umgang mit den Grundlagen des Lebens.<sup>41</sup>

Die Systeme Mini und Maxi können nach Mitteilung von USM auch heute noch bei dem Schweizer Unternehmen bestellt werden, was allerdings nur noch relativ selten geschieht. Es handelt sich bei diesen Projekten meist um die Ergänzungen bestehender Bauten oder um Liebhaberobjekte. Das System Midi wurde von USM übrigens nie hergestellt und vertrieben.

Die ehemaligen Mitarbeiter von Fritz Haller arbeiten im Büro „2bm architekten“ nach wie vor mit Hallers Stahlbausystemen. „Mini, Midi und Maxi werden von uns, zum Teil in Zusammenarbeit mit USM, weiterhin betreut. sie können von verschiedenen Stahlbauunternehmen hergestellt werden“, schreibt Christian Müller, Partner des Büros.<sup>42</sup> „Aus bauphysikalischen Gründen kommen die Stahlbausysteme Mini und Maxi nur noch selten zur Anwendung. Das Stahlbausystem Midi und insbesondere der Gesamtbaukasten Midi-Armilla entsprechen nach wie vor dem neuesten Stand der Technik.“

Nach Plänen von „2bm architekten“ wurde 2009/10 das neue Ausbildungsgebäude M für die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) in Löwenberg bei Murten mit dem Gesamtbaukasten Midi-Armilla fertig gestellt. Es handelt sich um eine Erweiterung des Ausbildungszentrums Löwenberg, das 1975–82 in Pavillonbauweise nach Plänen der Architektengemeinschaft Fritz Haller, Alfons Barth und Hans Zaugg entstanden ist. Bereits 2008/09 suchte das Büro „2bm architekten“ nach Möglichkeiten zur bauphysikalischen Verbesserung der Maxi-Fassade.<sup>43</sup>

### Das USM Möbelbausystem Haller

Fritz Haller entwickelte in Zusammenarbeit mit seinem Auftraggeber Paul Schärer in den Jahren 1961 bis 1963 für das 1964 im Bausystem Maxi errichtete neue USM-Bürogebäude in Münsingen, übrigens eines der ersten Großraumbüros der Schweiz, ein neues Büromöbelssystem.<sup>44</sup> Das Bürogebäude entstand in der unmittelbaren Nachbarschaft der neuen USM-Betriebsanlage. Die Inneneinrichtung sollte nach Vorstellungen Schärers flexibel sein und auf hierarchische Unterschiede innerhalb der Mitarbeiter verzichten.<sup>45</sup> Schärer fand auf dem Markt keine Büromöbel, die seinen Vorstellungen und seiner Firmenphilosophie entsprachen. Das vom Hausarchitekten Haller mangels Alternativen entworfene Möbelsystem war zunächst nicht für die Serienproduktion bestimmt. Mit einer Produktion in Kleinserie wurde 1965

*USM Haller Möbelbausystem. Das Regal lässt deutlich das Konstruktionsprinzip aus Rohren und Verbindungsknoten erkennen. Dieses Raumgitter bildet das Traggerüst. (Foto: USM)*



(Klemp) oder 1966 (Graser) begonnen.<sup>46</sup> Die Büromöbel wurden in einer Veröffentlichung in „Bauen + Wohnen“ im Jahr 1965 dem Schweizer Fachpublikum vorgestellt.<sup>47</sup> 1967 wurde das Patent erteilt.

Bis 1969 belieferte USM ausschließlich Kunden und Geschäftsfreunde des Unternehmens in der Schweiz mit dem Haller Möbelbausystem. In diesem Jahr gab es zwei entscheidende Ereignisse, die die weitere Entwicklung der Firma entscheidend beeinflussen sollten.<sup>48</sup> Zunächst wurde mit dem bedeutenden US-amerikanischen Möbelhersteller Herman Miller ein Lizenzvertrag geschlossen. Außerdem erhielt USM im November 1969 einen wichtigen Auftrag. Das Bankhaus Rothschild in Paris, das gerade umgebaut wurde, benötigte neue Büromöbel für die Ausstattung von 100 Arbeitsplätzen. Die verantwortlichen Planer interessierten sich für das Produkt aus Münsingen. Das war der Anlass für die Herstellung des Möbelsystems Haller in Großserie. Haller betreute die Entwicklung seines Möbelsystems bis 1970 selbst mit, anschließend übernahm ein Team von Designern diese Aufgabe.<sup>49</sup> Allerdings blieb das ursprüngliche Erscheinungsbild des Möbelsystems unverändert.

Fritz Haller hatte zuvor bereits andere Möbel für seine jeweiligen Bauherren entworfen, bevor ihm in den 1960er Jahren in Zusammenarbeit mit Paul Schärer ein großer Wurf gelang. Frühe Beispiele sind die Entwürfe für die Möbel des Hauses der Gebrüder Haller in Mellingen (1955), die auch für das Wohnhaus des befreundeten Architekten Hans Zaugg in Olten (1955/56) Verwendung fanden, und die Möbelentwürfe für die von Alfons Barth geplante Siedlung Kalberweidli in Schönenwerd (1954–56).<sup>50</sup> Im





*USM Haller-Möbelbausystem mit Füllwänden. Aus dem Regal wird ein Schrank. (Foto: USM)*

Unterschied zum USM-Möbelbausystem handelt es sich dabei aber nicht um Baukästen.

Bei der Entwicklung des Möbelbausystems ab 1961 erhielt Haller wesentliche Impulse von seinen Stahlbausystemen, die er parallel entwickelte. Tatsächlich stellen die Möbel eine Projektion der Architektur Hallers in einen kleineren Maßstab dar. Man kann deshalb vom Makromaßstab der Stahlbausysteme und vom Mikromaßstab des Möbelbausystems sprechen. Ohne die Entwicklung der drei Stahlbausysteme ist das Möbelsystem, das in gewisser Weise ein Nebenprodukt von Hallers Arbeit als Architekt ist, nicht denkbar.

USM Haller ist ein Baukasten und besteht aus nur wenigen Elementen: dünnen Stahlrohren, Kugeln und pulverbeschichteten Blechen, die heute in 14 verschiedenen Farben angeboten werden. Klaus Klemp spricht von einem „Konstruktionsprinzip von Haut und Knochen“.<sup>51</sup> Durch das Zusammenfügen der Kugeln aus verchromtem Messing und der Rohre entsteht ein Raumgitter, in das die Bleche (oder alternativ auch Glasplatten) eingespannt werden. Die Kugeln mit einem Durchmesser von 2,5 Zentimeter haben als Verbindungsknoten in diesem Traggerüst eine

wichtige Aufgabe. Sie besitzen jeweils sechs gleichmäßig verteilte Bohrungen, an die die ebenfalls verchromten Systemrohre in elf verschiedenen Modullängen zwischen 10 und 75 Zentimeter angeschlossen werden können. Damit wird aber weder die eine endgültige Größe des Möbels noch seine Positionierung in einem Raum festgelegt. Fritz Haller beschreibt dies so: „Das Möbelbausystem ist ein kompletter Baukasten oder ein geschlossenes System. Es umfasst alle notwendigen Elemente zum Bau der unterschiedlichsten Objekte, wie offene oder geschlossene Akten- und Geräteschränke, Korpuse, Rollboys, Empfangstheken und Pflanzenkübel. Diese Objekte lassen sich zerlegen und erneut zu anderen Objekten zusammenbauen.“<sup>52</sup>

Natürlich gibt es Vorbilder. Designer der klassischen Moderne, die Haller mit ihren Stahlrohrkonstruktionen bzw. Systemmöbeln beeinflusst haben, sind Marcel Breuer, Mart Stam, Ludwig Mies van der Rohe und Le Corbusier. Obwohl sich die Firma USM 1988 in einem Urheberrechtsverletzungsprozess am Oberlandesgerichtshof Frankfurt erfolgreich gegen einen Kopisten in Deutschland gewehrt hat und das USM Möbelbausystem USM Haller seitdem als Werk der angewandten Kunst gewertet wird, wurde die Originalität von Hallers Entwurf 2003 in den Medien erneut diskutiert.<sup>53</sup> Anlass war die angebliche Vorbildfunktion des Modulausstellungs- und Möbelsystems Abstracta, das der dänische Designer Poul Cadovius in den frühen 1960er Jahren entwickelt hat. Es wurde bereits 1961, also in dem Jahr, als Haller im Auftrag Schärers mit der Entwicklung seines Möbelsystems begann, mit der Jahresmedaille der Messe in Fredericia (Dänemark) ausgezeichnet und wird heute von der Consort Display Group in Michigan hergestellt.<sup>54</sup> Zweifellos gibt es Parallelen zwischen Abstracta und USM Haller, wie auch eine Verwandtschaft mit den oben genannten Möbeln der klassischen Moderne zu beobachten ist. Gleichzeitig gibt es aber auch erhebliche Unterschiede, die zunächst die Konstruktion betreffen. Der Knoten ist bei Abstracta völlig anders ausgebildet als bei USM Haller. Bei USM Haller verbindet eine Kugel mit sechs Bohrungen die Stahlrohre, bei Abstracta ist es ein sternartiger Knoten mit sechs Strahlen. Auch im Erscheinungsbild gibt es Abweichungen. Als reines Regalsystem für Präsentations- und Ausstellungszwecke ist Abstracta ausschließlich ein Raumgitter, die flächige Ausfachung mit Trenn- und Rückwänden sowie Klappen, die USM Haller erst zum Büromöbel machen, fehlen. Um es mit Klaus Klemp's Worten auszudrücken: Abstracta besteht nur aus Knochen, die Haut fehlt. Und das ist ein entscheidender Unterschied.

Das Regalsystem USM Haller kann der Kunde trotz seiner fast grenzenlosen Flexibilität nicht selbst zusammenbauen, wie dies



*Den USM Haller-Tisch gibt es in verschiedenen Abmessungen für unterschiedliche Aufgaben (Schreibtisch, Konferenztisch, Couchtisch). (Foto: USM)*

bei anderen Möbelherstellern möglich ist. Die einzelnen Teile des Systems sind so gestaltet, dass nur Fachleute sie mit Spezialwerkzeugen montieren, demontieren und zu neuen Varianten zusammenstellen können. Kugeln und Systemrohre werden durch einen Connector verbunden (bis 1989 übernahm eine Imbus-Schraube mit Connector-Keil diese Aufgabe). Das mag aufwendig erscheinen, garantiert aber eine Stabilität der Möbel, die der hohen Verarbeitungsqualität entspricht.

Klemp vergleicht das USM Möbelbausystem Haller in seiner strengen Funktionalität mit den Glas-Eisenbauten des 19. Jahrhunderts und den hochgotischen Kathedralen.<sup>55</sup> Zumindest im Hinblick auf die Architektur der Gotik ist dieser Vergleich nicht glücklich. Gotische Architektur ist keine ausschließliche Skelettbauweise, und wer sie auf diese funktionalistischen Merkmale reduziert, hat das Wesen der Gotik nicht verstanden.

Zum USM Möbelbausystem Haller gehört von Anfang an ein Tischbausystem in derselben klaren Formensprache. Die Tische haben trotz ihrer hohen gestalterischen Qualität in der Fachliteratur leider nicht die gleiche Beachtung wie das Regal- und Schranksystem gefunden. Vier runde Tischbeine verbinden vier

Zargen zu einem stabilen Gestell aus verchromtem Stahl. Die Tischblätter haben unterschiedliche Abmessungen und geometrische Formen (rechteckig, quadratisch, trapezförmig). Ein besonderes Merkmal sind die runden Tischbeine, die bis zum Tischblatt hochgezogen werden und mit ihren kreisförmigen Abschlüssen die Ecken besonders akzentuieren. Alle Tische sind im Aufbau identisch, unabhängig davon, ob sie als Schreibtisch, als Konferenztisch oder im Wohnbereich als Esstisch Verwendung finden. Es gibt auch einen niedrigeren Couchtisch, der den Tischen für den Bürobereich aber ansonsten formal entspricht.

Einen Stuhl für seine Büromöbel hat Fritz Haller überraschenderweise nicht entworfen. Das USM Haller Möbelbausystem wird aber gerne mit den 1958 von Ray und Charles Eames entworfenen Konferenz- und Bürostühlen der Aluminium Group kombiniert.

Ende der 1980er Jahre kam es zum Bruch zwischen USM und Fritz Haller, der fast drei Jahrzehnte als Hausarchitekt und Möbeldesigner für das Schweizer Unternehmen erfolgreich war und dessen Produktpalette die Wahrnehmung von USM in der Öffentlichkeit bis heute nachhaltig prägt. „Der unfreiwillige Austritt Fritz Hallers aus der Firma USM 1988 war der unschöne Schlusspunkt dieser einzigartigen und fruchtbaren Zusammenarbeit“, kommentiert Jürg Martin Graser diesen tiefen Einschnitt in der Unternehmensgeschichte.<sup>56</sup> Auch um die Urheberschaft des Möbelbausystems USM Haller gibt es seitdem Unstimmigkeiten zwischen dem Auftraggeber und dem Designer. „Es ist wie das Durcheinander in Münsingen, wo sie beweisen wollen, dass nicht wir, sondern sie das USM Haller Möbelsystem erfunden haben. Das ist so kindisch“, meinte Fritz Haller im Interview mit Graser, das am 9. April 1998 in Bern geführt wurde.<sup>57</sup>

Bei USM sieht man den Konflikt im Abstand von mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr so kritisch. Auf Anfrage des Autors zum Zerwürfnis zwischen der Firmenleitung und Haller antwortete Stephan Göckler, Leiter Marketing/Marktsupport bei USM in Bühl: „Die Wege von Paul Schärer und Fritz Haller haben sich nie getrennt. Fritz Haller unterrichtete bis 1990 als ordentlicher Professor in Karlsruhe und pendelte zwischen der Universität und einem Architekturbüro in Solothurn hin und her, während sich Paul Schärer der industriellen Reife und der Vermarktung des gemeinsam geschaffenen Produkts widmete. Auch heute verbindet die beiden noch ein partnerschaftliches Verhältnis.“<sup>58</sup>

Den Ursprung des Möbelsystems kommentiert Göckler ebenfalls: „Das USM Möbelbausystem entstand einerseits aus langer Arbeit, andererseits aus einer Fügung des Schicksals. Paul Schärer und Fritz Haller, der für den Bau der Münsinger Produktionshalle

nach Vorgaben der USM verantwortlich zeichnete, brachten Kenntnisse aus der industriellen Fertigung und der Architektur in einer glücklichen Symbiose zusammen. Beiden gemeinsam war das Denken in Systemen. In gegenseitiger Befruchtung und gemeinsam mit weiteren USM-Mitarbeitern, die unentbehrliches technisches und konstruktives Know-how beisteuerten, entwickelten sie die ersten Prototypen für die Möblierung des Münsinger Pavillons. Die Leitung und Finanzierung dieser Arbeiten lag stets bei USM.“

Auch zur Originalität des USM Haller Möbelbausystems bezieht Göckler Stellung: „Charles Eames und Poul Cadovious hatten zeitgleich je eigene Entwurfsversuche unternommen. Diese Entwürfe waren bekannt, wiesen aber gestalterische und konstruktive Mängel auf, die eine erfolgreiche industrielle Verwertung verhinderten. Wie bereits das Landgericht Frankfurt 2007 und 14 Jahre zuvor das Oberlandesgericht Frankfurt bemerkten, hebt sich das USM Möbelbausystem Haller wesentlich vom vorbekannten Formenschatz ab. Seine elegante Formensprache ist einzigartig und der Schlüssel zum Erfolg. Im Zentrum der neuen Idee stand die Kugel als Rohrverbinder, die bisher unbekannte Stabilität und Erweiterungsmöglichkeiten garantierte.“

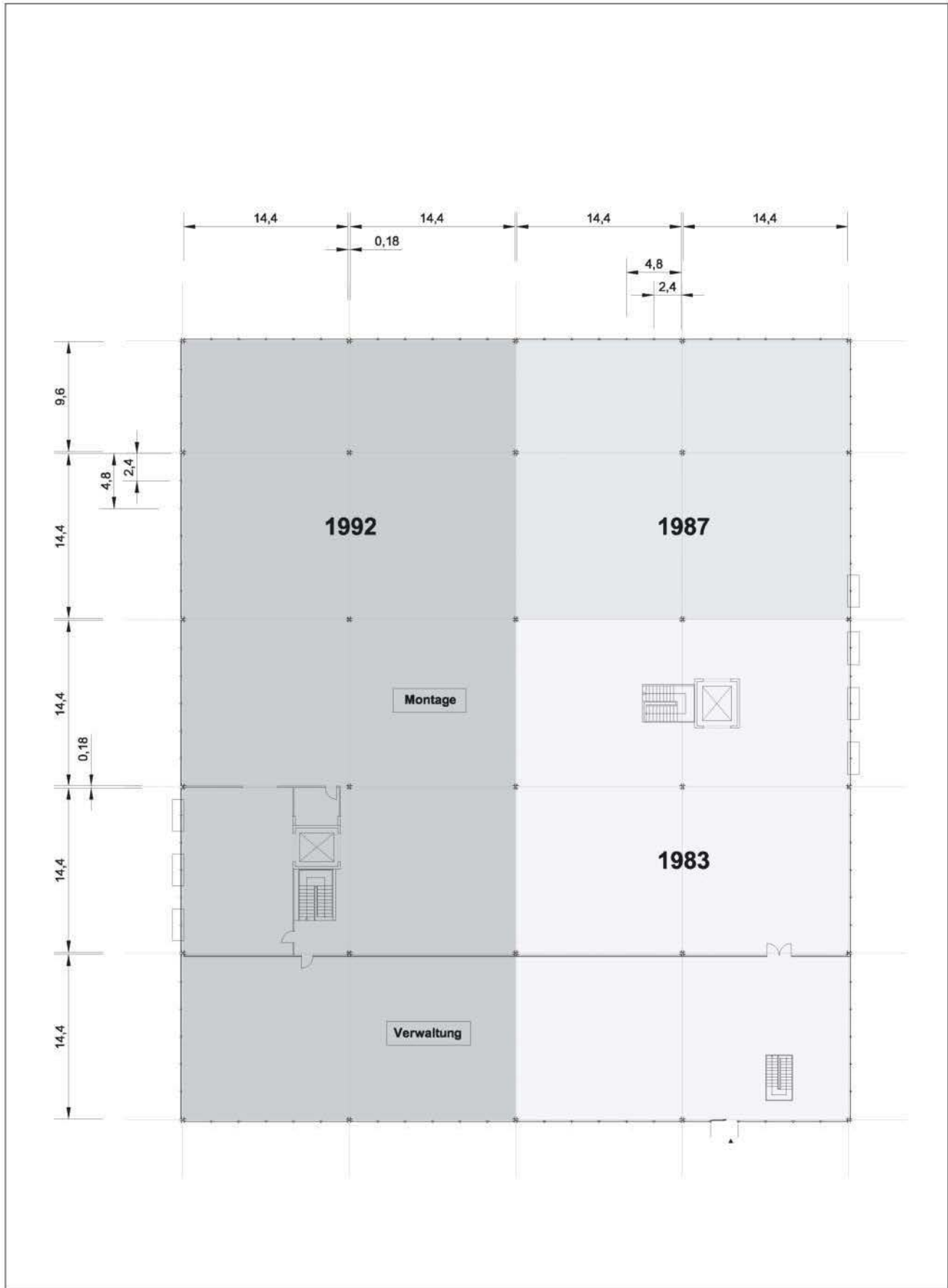
Der Autor hat sich mit den gleichen Fragen per E-Mail an Fritz Haller gewandt. Therese Beyeler, die Lebensgefährtin des Architekten, teilte mit, dass dieser aufgrund von Alter und Krankheit nicht mehr in der Lage ist, diese Fragen zu beantworten.<sup>59</sup>

Obwohl das Designer-Team von USM seit 1989 weitere Möbel- und Präsentationssysteme entwickelt und ins Programm aufgenommen hat,<sup>60</sup> bleibt das USM Möbelbausystem Haller das mit großem Abstand erfolgreichste Produkt des Schweizer Unternehmens.

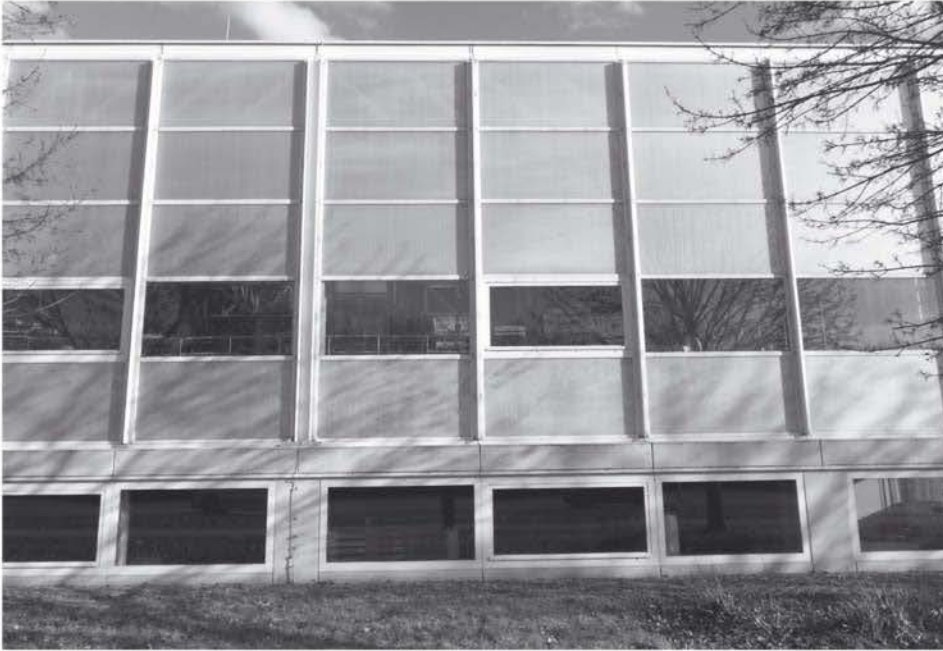
### Die USM-Betriebsanlage in Bühl

Im Jahr 1975 wurde in Bühl die deutsche Tochter von USM als erste Auslandsniederlassung überhaupt gegründet. Das Werk befand sich zunächst in der Nikolaus-Otto-Straße. Anlass für die Niederlassung in der mittelbadischen Kleinstadt war die verkehrstechnisch günstige Lage an der Rheintalautobahn (A5). Auch die relative Nähe der badischen zur schweizerischen Mentalität war damals ein Argument für die Standortwahl.

In den frühen 1980er Jahren fiel die Entscheidung für einen Neubau im Bühler Industriegebiet, der nach dem Vorbild der Betriebsanlage in Münsingen im Stahlbausystem Maxi gebaut werden sollte.<sup>61</sup> Den Entwurf für das im Bauantrag „Montage- und Auslieferungsgebäude“ genannte Projekt lieferte Fritz Haller in



Grundriss der USM-Betriebsanlage in Bühl. Der Plan zeigt (unterschiedlich eingefärbt) die drei Bauabschnitte. Plan: Christiane Simons (USM, Bühl)



*USM-Betriebsanlage in Bühl. Das Foto zeigt die Gliederung der Fassade. Die im Stahlbauystem Maxi errichtete Halle erhebt sich über einem Untergeschoss aus Stahlbeton, das analog mit Fenstern gegliedert ist. (Foto: Coenen)*



*Rampe an der Südseite der USM-Betriebsanlage in Bühl. (Foto: Coenen)*

Zusammenarbeit mit dem Architekten Helmut Müller-Sang (Freiburg im Breisgau), der auch die örtliche Bauleitung in Bühl übernahm.<sup>62</sup> Das Baugrundstück befand sich im Gewann Waidmatten zwischen der Siemensstraße und der heutigen Bundesstraße 3 (neu). Die Baukosten bezifferte Haller im Bauantrag, der bei der Stadtverwaltung Bühl am 21. Juni 1982 einging, auf insgesamt drei Millionen Deutsche Mark, wovon 1,5 Millionen Mark auf den Rohbau entfielen. Am 11. Oktober 1982 wurde die Baugenehmigung erteilt.

Die Betriebsanlage, die von Anfang an auf eine Erweiterung ausgelegt war, entstand auf einem von Haller rasterartig gegliederten Baugrundstück. Von den insgesamt 20 geplanten Feldern wurden in diesem ersten Abschnitt lediglich sechs, jeweils paarweise angeordnet, im Nordosten des Baugrundstücks bebaut. Aus der Bauakte im Stadtgeschichtlichen Institut der Stadt Bühl, der ein Gesamtkonzept beiliegt, geht bereits klar hervor, wie sich Haller die Anlage in ihrem Endzustand vorgestellt hat.

Wie beim System Maxi üblich hat jedes Feld im Grundriss die Abmessung  $14,4 \times 14,4$  Meter. Lediglich die vier Felder, die unmittelbar an die neue Bundesstraße 3 grenzen, sind aus topografischen Gründen verkürzt und haben die Abmessung  $14,4 \times 9,6$  Meter. Die Regelmäßigkeit wird an dieser Stelle ausschließlich aus Platzmangel durchbrochen. Allerdings wurden die vier verkürzten Felder erst im zweiten und dritten Bauabschnitt bebaut. Im Bereich der Außenfassade sind sie aber kaum als Bruch der Symmetrie zu erkennen. Während die Fassade eines „Normalfelds“ durch sechs vertikale Elemente des für das System Maxi typischen Gitters, bestehend aus einem Stahlrahmen und eingespannten Glaselementen, gegliedert wird, sind es bei den verkürzten Feldern nur vier. Die tragenden Stahlstützen zwischen den Feldern sind aber mit einer Breite von 18 Zentimetern nicht so prägnant, dass sie im Fassadenaufriß als deutlich trennende Elemente wahrgenommen werden. Charakteristisch ist vielmehr die Addition der jeweils 2,4 Meter breiten Glaselemente.

Die im System Maxi errichtete Halle entstand wie beim Vorbild in Münsingen auf einem hohen Untergeschoss aus Stahlbeton mit Trennwänden aus Kalksandstein. Die Konstruktion dieses Untergeschosses wurde bereits im Zusammenhang mit der Betriebsanlage in Münsingen beschrieben. 1983 war der Neubau in Bühl bezugsfertig.

Ebenfalls nach Plänen von Fritz Haller wurde die Bühler Betriebsanlage drei Jahre später nach Westen erweitert.<sup>63</sup> Die Bauleitung übernahm erneut Helmut Müller-Sahn. Das Gebäude wurde in Richtung neuer B3 um jeweils zwei „normale“ und zwei verkürzte Felder ergänzt. Der am 21. Januar 1986 bei der Stadtverwaltung eingegangene Bauantrag wurde am 14. März 1986 genehmigt. Die Kosten für die 1987 abgeschlossene Erweiterung beliefen sich auf 1,5 Millionen Deutsche Mark. Im dritten Bauabschnitt wurde die entstehende Anlage „verdoppelt“. Nachdem sich USM und Haller 1988 getrennt hatten, erhielt der Bühler Architekt Dieter Wurm den Planungsauftrag.<sup>64</sup> Wurm verwendete aber erneut das von Haller entwickelte System Maxi und folgte auch dem von diesem bereits beim Bauantrag 1982 entwickelten Grundrissraster. Die 1992 abgeschlossene Erweiterung umfasst acht „normale“ und zwei verkürzte Felder. Der Bauantrag ging am 15. April 1991 bei der Stadt ein und wurde am 29. Mai 1991 genehmigt. Damals erhielt die Betriebsanlage ihre bis heutige gültige Gesamtgestalt in der von Fritz Haller von Beginn an projektierten Form.

Die Verwaltung ist in den vier östlichen Feldern des Betriebsgebäudes untergebracht, die 16 westlichen dienen der Möbelmontage. Im dem hohen, durch großflächige Fenster belichteten





*Die Verwaltung der USM-Betriebsanlage Bühl wurde mit dem USM Möbelbausystem Haller ausgestattet. (Foto: Coenen)*



*Seminarraum in Untergeschoss der USM-Betriebsanlage Bühl. (Foto: Coenen)*

Untergeschoss befinden sich unterhalb der Verwaltung Besprechungsräume, ansonsten Lagerräume. An der Süd- und Nordfassade sind Rampen angeordnet, der Haupteingang befindet sich an der Ostseite.

Die Betriebsanlage in Bühl entstand zwar nach dem Vorbild der Betriebsanlage in Münsingen, doch es gibt konstruktive Unterschiede. Diese Abweichungen vom Prototyp in der Schweiz zeigen, in welcher Weise das Bausystem Maxi innerhalb von zwei Jahrzehnten weiter entwickelt wurde. In Münsingen bildet armierte Gasbetonplatten die Dachhaut, in Bühl kamen Stahltra-

*Möbelmontage  
in der USM-  
Betriebsanlage in Bühl.  
(Foto: Coenen)*



pezbleche zum Einsatz. Diese wurden feldweise in jeweils versetzter Tragrichtung eingebaut und bilden eine aussteifende Tragscheibe. Störende diagonale Aussteifungsbänder sind nicht notwendig.

Die Verwaltung und die Fassaden des USM-Betriebsgebäudes in Bühl wurden von August bis November 2009 für zwei Millionen Euro vom Büro Wurm + Wurm (Nachfolger Dieter Wurm) in Zusammenarbeit mit der hausinternen Planungsabteilung von USM saniert. Die Glas-Stahlfassade entsprach zu diesem Zeitpunkt – wie bereits dargestellt – längst nicht mehr aktuellen bauphysikalischen Anforderungen. Obwohl das Betriebsgebäude in Bühl (noch) nicht unter Denkmalschutz steht, war für die Bauherren klar, dass das originale Erscheinungsbild der Architektur nicht entstellt werden darf. „Bei der Planung aller neuen Komponenten war wichtig, die Konstruktion des USM-Stahlbausystems Maxi aufzuwerten und herauszustellen, weil die Philosophie dieser Architektur den Grundstein für das USM Möbelbausystem Haller darstellt“, erklärte Jutta Breinling, zuständig für Öffentlichkeitsarbeit bei USM in Bühl, am 2. Dezember 2009 im Zeitungsinterview mit dem Autor dieses Aufsatzes.<sup>65</sup> Die Architekten griffen deshalb zu energetischen Maßnahmen, die keinen Einfluss auf die funktionalistischen Fassaden haben. Im Gegenteil waren sie bestrebt, bauliche Veränderungen, die im Laufe von fast drei Jahrzehnten hinzugekommen waren, zurückzubauen und durch Systeme zu ersetzen, die die ursprüngliche filigrane Architektursprache wieder zur Geltung bringen.<sup>66</sup> Die vor die Fassade gesetzten großen Jalousien-Kästen für den Außensonnenschutz wurden durch schlanke Markisensysteme ersetzt, die in



*USM-Betriebsanlage  
Bühl: Beim Stahlbau-  
system Maxi bilden  
1,20 Meter hohe  
Gitterträger aus  
verschweißten Stahl-  
profilen die  
Dachkonstruktion.  
(Foto: Coenen)*

ihrer Effizienz sogar besser sind. Die nicht effiziente Klimaanlage, die mit hoher Geschwindigkeit und extrem trockener Luft arbeitete, wurde durch Kühl- und Wärmesegel ersetzt. Energieträger ist jetzt nicht mehr Luft, sondern Wasser. Wärme und Kälte des Grundwassers werden mittels einer Wärmepumpe und eines Brunnensystems genutzt. Die stark reduzierte Volumenströmung der Lüftung strömt jetzt als Quellaftung über einen neu geschaffenen Hohlraumboden zugfrei in die Verwaltung des Betriebsgebäudes. Eine tageslichtabhängige Steuerung der Beleuchtung und eine Verschattung tragen ebenfalls zu Energieoptimierung bei. Störende Lüftungsleitungen, die das Stahlbausystem verunklärten, wurden demontiert.

Bestehende Trennwände in der Verwaltung wurden rückgebaut, um eine große zusammenhängende Bürofläche zu schaffen. Die Firma USM plante Arbeitsplätze für jeweils vier Mitarbeiter, die durch USM Haller-Regale getrennt und in zwei lang gestreckten Blöcken an der rechten und linken Seite des Großraumbüros zusammengefasst werden. Eine Mittelzone mit USM Haller-Regalwänden und Pflanzen trennt die beiden Bereiche. Dort befinden sich auch Technikinseln für Drucker und Scanner. Im Untergeschoss wurden die Seminar- und Besprechungsräume eingerichtet. Mittels Glasschiebeelementen können Raumflächen im Seminarbereich getrennt bzw. zugeschaltet werden.

In der Betriebsanlage in Bühl werden die USM-Möbel vormontiert und an die deutschen Vertriebspartner ausgeliefert. Die Herstellung erfolgt also nicht in Bühl, sondern im Werk in Münsingen. USM Deutschland beschäftigt 130 Mitarbeiter, weltweit sind es 420 (Stand: November 2010).

### Zur Bedeutung Fritz Hallers

Fritz Haller ist nicht nur einer der bedeutendsten Architekten im deutschsprachigen Raum in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, er ist auch ein einflussreicher Architekturtheoretiker. Gleichberechtigt neben seinen ausgeführten Bauten stehen seine bereits erwähnten wissenschaftlichen Arbeiten zur Systemarchitektur und der Haustechnikinstallation, aber auch die Konzeptionen für eine Idealstadt und eine Weltraumstation.<sup>67</sup> Eine Analyse dieser zum Teil visionären Publikationen Hallers würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. „Dass seine Überlegungen nicht nur in einer Theorie formuliert sind, sondern die Bausysteme Mini, Midi und Maxi auch eine praktische Breitenwirkung erlangt haben, ist in der Architekturgeschichte in dieser Form einzigartig“, konstatiert Jürg Martin Graser.<sup>68</sup>

Haller blieb seinem eigenen funktionalistischen Personalstil, der durch die Nachkriegsmoderne geprägt wurde, unbeirrt treu. „An ihm gingen die architektonischen Bewegungen der siebziger und achtziger Jahre scheinbar spurlos vorbei“, urteilt die Redaktion der Zeitschrift „Werk, Bauen + Wohnen“, dem offiziellen Organ des Bundes Schweizer Architekten (BSA), 1992 im Editorial eines Fritz Haller gewidmeten Sonderheftes.<sup>69</sup> „Die von Hallers perfektem Baukasten repräsentierte zeitlose Architektur ist damit selbst Teil der Geschichte geworden.“

Von der Postmoderne blieb Haller unberührt, was sicher auch ein Grund für Rückschläge in seiner späteren Laufbahn war. Beim wichtigen internationalen Wettbewerb für die Werkanlage Pfiefewiesen der B. Braun AG im hessischen Melsungen unterlag Haller 1986 den englischen Architekten James Stirling und Michael Wilford. „Die Vergabe des zweiten Preises an Haller spiegelte die Schwächen des Systembaus in der geänderten Architekturlandschaft der 1980er Jahre wieder“, meint Graser in seiner Dissertation.<sup>70</sup> „Die Euphorie der 1960er Jahre für Naturwissenschaft und Technik war mit der Rezession von 1973/1974 nachhaltig verfliegen, die ökonomische Entwicklung bewegte sich in Richtung Globalisierung und die kulturelle in Richtung Postmoderne. Das Generalisierende des Systems wurde nun als gestalterisch einschränkend empfunden.“ Diese Feststellung gilt aber nur für seine drei Stahlbausysteme. Die Nachfrage nach dem USM Möbelbausystem Haller ist ungebrochen.

Es wäre aber zu einfach, das schwindende Interesse an Hallers Stahlbausystemen alleine mit der Postmoderne und dem Dekonstruktivismus zu erklären. Natürlich sind seine Stahlbausysteme für zeitgenössische Architekten, die Bauwerke von skulpturaler Kraft schaffen, nur mäßig interessant. Dekonstruktivistische

Ideen lassen sich mit Hallers Baukästen, die für eine schlichte und klare Formensprache stehen, nicht realisieren.

Die von Haller postulierte industrialisierte Fertigbauweise hat sich aber in den Gewerbegebieten dennoch durchgesetzt, allerdings auf eine völlig andere Weise, als sich der Architekt dies vorgestellt und gewünscht hat. Die meisten Fabrikhallen, Bürocontainer und Supermärkte aus Fertigteilen, die am Rand der Städte entstehen, sind an Einfallslosigkeit kaum mehr zu überbieten.

Robert Winterhager hat in seiner Aachener Dissertation die überdimensionierten Einkaufsmärkte auf der grünen Wiese untersucht. Die Gebäude werden kostengünstig und schnell aus vorgefertigten Industrie-Systemen errichtet.<sup>71</sup> Winterhager konstatiert: „Öffnungen zum Außenraum, Vor- und Rücksprünge, alles was die Fassade gliedern könnte, gilt (sic!) in der sturen Verwendung dieser kostenoptimierten Systeme als unerwünschte Normabweichung, die möglichst zu vermeiden ist.“ Für Industriebauten gilt diese Feststellung gleichermaßen.

Von der Billig-Bauweise in diesen „Nicht-Orten“ unterscheidet sich Hallers Architekturverständnis grundsätzlich. Er hat seine Ziele 2006 in seiner letzten Veröffentlichung beschrieben: „Es geht immer ums Stimmen: ob etwas stimmt oder nicht stimmt. Je näher wir an den Punkt gelangen, an dem alles zum Stimmen kommt, desto feiner wird das, was wir tun. Stimmen hat zu tun mit Wahrhaftigkeit, Ethik, Ästhetik. Und es hat auch zu tun mit Stimme, mit Kommunikation und Begegnung. Auf einmal ist eine Stimmung da, durch die etwas ausgelöst wird, das vorher nicht ausgelöst werden konnte. In der Musik lernt man mit Stimmen und Stimmungselementen umzugehen. In diesem Sinne hat Architektur mit Musik zu tun. Pläne sind Partituren. Das Bauwerk ist ein Regelwerk, vergleichbar einem Instrument, das ein System von Werten und Beziehungen vorgibt und zugleich fast unendlich viele unterschiedliche Spiele möglich macht.“<sup>72</sup>

Hallers Stahlbausysteme besitzen mit ihrer schlichten Eleganz bis heute eine ganz besondere Ästhetik, die sich erheblich von der üblichen Architekturproduktion der vergangenen Jahrzehnte abhebt. Dies wird gerade in Gewerbegebieten, auch in Bühl, oft auf schmerzliche Weise deutlich.

## Anmerkungen

- 1 Augé, Marc : Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité, Le Seuil 1992
- 2 Homepage der Stadt Bühl, [www.buehl.de](http://www.buehl.de), Link: Wirtschaft/Standortinformationen, abgerufen am 4. Dezember 2010
- 3 Coenen, Ulrich: Baugeschichte aus acht Jahrhunderten. In: Landkreis Rastatt – Deutsche Landkreise im Porträt, Oldenburg, 3. Aufl. 2010, 15
- 4 Coenen, Ulrich: Möbelsystem aus Bühl für den Olymp der modernen Kunst. In: Acher- und Bühler Bote, 15. Februar 2002
- 5 Joedicke, Jürgen: Moderne Architektur. Strömungen und Tendenzen. Stuttgart, Bern 1969
- 6 Graser, Jürg Martin: Die Schule von Solothurn – Der Beitrag von Alfons Barth, Hans Zaugg, Max Schlup, Franz Füeg und Fritz Haller zur Schweizer Architektur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zürich 2008
- 7 Joedicke, Jürgen: a. a. O., 104
- 8 Rucki, Isabelle/ Huber, Dorothee (Hrsg.): Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert. Basel 1998, 50
- 9 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 342–362. Interviews mit Fritz Haller am 9. April 1998 in Bern und am 16. September 1998 in Bern
- 10 Siehe auch: Wichmann, Hans (Hrsg.): Zur Biografie von Fritz Haller System-Design: Fritz Haller. Bauten – Möbel – Forschung. Basel 1989, 8–20, 19f.; Rucki, Huber: 50f. (siehe Anmerkung 8)
- 11 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 32–34
- 12 Ebd., 34
- 13 Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 19
- 14 Ebd., 8
- 15 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 261
- 16 Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 22
- 17 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 262
- 18 Ebd., 46
- 19 Zu Konrad Wachsmann: Grüning, Michael: Der Wachsmann-Report, Auskünfte eines Architekten. Berlin 1985; Grüning, Michael: Der Architekt Konrad Wachsmann. Erinnerungen und Selbstauskünfte. Wiesbaden 1986; Herzog, Thomas: Vom Sinn des Details. Zum Gesamtwerk Konrad Wachsmanns. Köln 1988; Maier, Otto: Die räumliche Syntax. Konrad Wachsmanns Beitrag zum Bauen in unserer Zeit. Karlsruhe, 1989
- 20 Wachsmann, Konrad: Wendepunkt im Bauen. Wiesbaden 1959
- 21 Zu Hallers Forschungsprojekt „Probleme des Fügens“ am Building Institute siehe: Haller, Fritz: Bauen und Forschen – Dokumentation der Ausstellung. Kunstverein Solothurn im Kunstmuseum Solothurn. Solothurn 1988, 3.3.0–3.3.10. Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 198–236; Otto Maier, Konrad Wachsmann und Fritz Haller. In: Nerdinger, Winfried (Hrsg.): Wendepunkt/e im Bauen – Von der seriellen zur digitalen Architektur. München 2010, 28–30
- 22 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 71; siehe auch: Haller, Fritz: Bauen und Forschen, 2.1.1–2.1.3. Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 24–27
- 23 Haller, Fritz: Bauen und Forschen, 2.0
- 24 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 263
- 25 Werk, Nr. 3, 1954. Bauen + Wohnen, Nr. 5, 10, 1955. Bauen + Wohnen, Nr. 11, 1962. Werk, Nr. 4, 1956
- 26 Haller, Fritz: a. a. O., 2.5.1–2.5.3 (siehe Anmerkung 21). Wichmann: a. a. O., 44–51 (siehe Anmerkung 10.) Graser: a. a. O., 277 und 440 (siehe Anmerkung 6)
- 27 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 278
- 28 Joedicke, Jürgen/ Schlappner, Martin/ Zweifel, Jakob: Architekt – Schweizer Moderne der zweiten Generation. Baden/Schweiz 1996, 27
- 29 Das Institut wurde 2010 erneut umbenannt, und zwar in Fachgebiet Building Lifecycle Management. Die Professur hat Petra von Both inne. Die Universität Karlsruhe fusionierte bereits 2009 mit dem Forschungszentrum Karlsruhe zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT).
- 30 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 438–452

- 31 E-Mail von Christian Müller (2bm architekten gmbh, Friedhofplatz 5, Ch-4502 Solothurn, [www.2bm.ch](http://www.2bm.ch)) vom 13. Januar 2011 an den Autor
- 32 Weitere Informationen gibt es auf der Homepage des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH Zürich (Assistenzprofessur für Architekturtheorie: Laurent Stalder): [www.stalder.arch.ethz.ch/forschung/fritz-haller/informationen](http://www.stalder.arch.ethz.ch/forschung/fritz-haller/informationen), abgerufen am 30. Januar 2011.
- 33 Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 74
- 34 Das Phänomen beschreibt Jons Messedat in seiner Weimarer Dissertation. Allerdings berücksichtigt er überraschenderweise USM und Fritz Haller nicht. Messedat, Jons: *Corporate Architecture – Architektur als Baustein im System der Corporate Identity: Entwicklungslinien, Strategien, Konzepte*. Weimar 2004
- 35 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 266; siehe auch: Haller. Fritz Bauen und Forschen, 2.9.1–2.9.5 (siehe Anmerkung 21)
- 36 Haller, Fritz: Allgemeine Lösungen in der Bautechnik. In: *Bauen + Wohnen* Nr. 11 (1962), 465–475
- 37 Ebd., 473
- 38 Einige Beispiele für die Verwendung von Hallers Stahlbausystem durch andere Architekten werden aufgelistet in: *Werk, Bauen + Wohnen*, Nr. 7/8 (1992), 32–37
- 39 Wichmann, Hans (Hrsg.): a. a. O., 138–142
- 40 Ebd., 102–105.
- 41 Hallers System Midi-Armilla erhielt 1986 die Auszeichnung für nachhaltiges Bauen des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA).
- 42 E-Mail von Christian Müller (2bm architekten) vom 13. Januar 2011 an den Autor
- 43 Die drei Haller-Stahlbausysteme können nach Auskunft von 2bm architekten von verschiedenen Firmen auf der Basis der vorhandenen Planunterlagen hergestellt werden (je nach Preis und Konkurrenzsituation). Hersteller des Bausystems Modi für das SBB-Ausbildungszentrum Löwenberg bei Murten (2010) war die Jakem AG. Bauteile für die Stahlbausysteme Mini und Maxi wurden nach Auskunft von 2bm architekten in den vergangenen Jahren meist von der Metallbau Stoller Belp AG geliefert. Bei den übrigen Gewerken werden marktübliche Produkte nach den Vorgaben des Büros modifiziert und in das modulare System integriert.
- 44 Graser widerspricht sich in diesem Punkt. Auf 443 (Werkkatalog Haller) nennt er 1962 auf 471 (Biografie Haller) 1963 (siehe Anmerkung 6). Die Firmenhomepage nennt 1963 als Entstehungsdatum für das Möbelsystem: [www.usm.com](http://www.usm.com), Link Firma/Geschichte/Produkte (abgerufen am 30. Dezember 2010).
- 45 Klemp, Klaus: Das USM Haller Möbelbausystem = Design-Klassiker 4, Frankfurt a.M. 1997, 11–14; Rüegg, Arthur (Hrsg.): *Schweizer Möbel und Interieurs im 20. Jahrhundert*. Basel 2002, 212f. (Katalogtext USM Möbelbausystem Haller von Klaus Klemp)
- 46 Ebd., 11; Graser, 443 (Werkkatalog Haller)
- 47 *Bauen + Wohnen*, Nr. 8 (1965), 323–334
- 48 Klemp, Klaus: a. a. O., 4
- 49 Ebd., 18.
- 50 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 25 und 129
- 51 In: Rüegg, Arthur (Hrsg.): 212 (siehe Anmerkung 45)
- 52 Haller, Fritz: Bauen mit System. In: *Steeldoc*, Nr. 4 (2006), 5
- 53 Hornbogen, Knuth: Verlust der Schraube – Der Schweizer Hersteller USM Haller hat die Plagiatsklage gegen das Stuttgarter Designbüro „formfarm“ zurückgezogen. In: *Süddeutsche Zeitung*, 17. Juli 2003
- 54 Siehe dazu die Homepage der Consort Display Group: [www.consort.com](http://www.consort.com) Link Products/Abstracta, abgerufen am 2. Januar 2011.
- 55 Klemp, Klaus: a. a. O., 27–30
- 56 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 471
- 57 Ebd., 347.
- 58 Am 28. Januar 2011 antwortete Herr Diplom-Betriebswirt (FH) Stephan Göckler, Leiter Marketing/Marktsupport bei USM in Bühl, auf einen Fragenkatalog des Autors.
- 59 Therese Beyeler antwortete dem Autor am 7. Januar 2011 per E-Mail auf seine Anfrage.
- 60 Markteinführungen: 1989 USM Display (Präsentationssystem); 1990 Markteinführung USM Kitos (Tischbausystem); 1996 USM Inos (Innenorganisationssystem); 1999 USM eleven22 (raumgestaltendes und raumbildendes Möbelbausystem).

- 61 Stadtgeschichtliches Institut Bühl Stgi 7021 I (Der Autor dankt der Firma USM für die Genehmigung, die Bauakten im Stadtgeschichtlichen Institut der Stadt Bühl einsehen zu dürfen. Die Sperrfrist für diese Akten ist noch nicht abgelaufen, sodass diese Archivalien für die Öffentlichkeit nicht frei zugänglich sind.)
- 62 Fritz Haller. Bauen und Forschen, 2.11.1 f. (siehe Anmerkung 21). Der Katalog gibt als weiteren Mitarbeiter Rudolf Steiner an.
- 63 Stadtgeschichtliches Institut Bühl Stgi 860050
- 64 Stadtgeschichtliches Institut Bühl Stgi 910226
- 65 Coenen, Ulrich: Frischzellenkur für eine Architektur-Ikone – Der Schweizer Büromöbelhersteller USM modernisiert sein Bühler Werk. In: Acher- und Bühler Bote, 2. Dezember 2009
- 66 Der Autor dankt Herrn Dipl.-Ing. Robert Wurm für seine ausführlichen Hinweise zur Sanierung des Gebäudes.
- 67 In diesem Zusammenhang sind vor allem folgende Veröffentlichungen Hallers zu nennen: Haller, Fritz: Totale Stadt – Ein Modell. Olten 1968/Haller, Fritz: Totale Stadt - Ein globales Modell. Olten 1968; Haller, Fritz: Space Colony. Eine Siedlung für 1000 Bewohner im erdnahen planetarischen Raum. Karlsruhe 1987
- 68 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 97
- 69 Werk, Bauen + Wohnen, Nr. 7/8 (1992), 2 f.
- 70 Graser, Jürg Martin: a. a. O., 282
- 71 Winterhager Robert: Transurbane Konsumräume – Typologie und Ästhetik großflächiger Einzelhandelsaggregate in der deutschen Zwischenstadt unter besonderer Berücksichtigung gebauter Beispiele von 1990 bis 2007, Aachen 2008, 426
- 72 Haller 2006, 7 (siehe Anmerkung 52)



# Die aus Diersburg stammende Unternehmerfamilie Stein

*Peter Stein*

## Einleitung

Am 15. Oktober 1862 trat das Gesetz über die Gleichstellung der Israeliten in Baden in Kraft. Auch in Offenburg musste den Juden die bürgerliche Niederlassung erlaubt werden. Zwar bestand im 13. Jahrhundert bereits eine Judengemeinde, deren Tauchbad noch heute erhalten ist. In den Pestjahren des 14. Jahrhunderts erlosch die Gemeinde jedoch und kein Jude durfte sich mehr dauerhaft in der Stadt niederlassen.<sup>1</sup>

Der erste, der vom soeben erst erworbenen Recht auf Niederlassung Gebrauch machte, war Maier Stein (1825–1879), der am 24. Oktober 1864 der erste jüdische Bürger Offenburgs<sup>2</sup> wurde. Er war ein Sohn von Lemle Stein. Dessen Witwe samt den erwachsenen Söhnen und einer Enkelin, deren Mann und der Schwiegersohn aus Diersburg, gehörten gleichfalls zu den zuerst nach Offenburg übersiedelten Juden. Am 27.1.1863 lebten bereits 37 Juden in Offenburg.

Aber immer wieder zog es Diersburger Juden nach Offenburg. Die Familie Lederer ging erst nach dem ersten Weltkrieg (Moritz 1919, Walter 1928), andere blieben noch länger im Dorf (Familien Schnurmann, Valfer).<sup>3</sup> Die Einwohnerzahl von Diersburg<sup>4</sup> von 1032 Personen im Jahre 1874, die bis 1900 konstant blieb, jedoch gegenüber 1852, als noch 1200 Einwohner in Diersburg lebten, geschrumpft war, versprach wenig Kunden für ein Unternehmen. Offenburg<sup>5</sup> lag nicht nur an einer Bahnlinie, sondern hatte 1864 bereits 5196 Einwohner und ließ somit schon wegen seiner Lage und Einwohnerzahl ein besseres Auskommen erwarten. Die Söhne von Lemle Stein, nämlich Maier, Salomon, Marx und der Schwiegersohn Moritz Moses Kahn, eröffneten alle in Offenburg ein eigenes Geschäft.

## Woher sie kommen

Die 11 km südlich von Offenburg gelegene Ortschaft Diersburg stand seinerzeit unter der Herrschaft der Freiherren von Roeder, die noch heute in diesem Ort ansässig sind. Ab 1737 sind in Diersburg Juden nachgewiesen, der erste mit Name Levi Meyer. Als sich 1759 elf jüdische Familien in Diersburg niedergelassen hatten, sind durch eine neun Absätze umfassende Ordnung deren

Rechte und Pflichten festgelegt worden. Bis 1825 wuchs die Judentum von Diersburg auf 190 Seelen an, sank dann aber kontinuierlich (Abb. 1). Als die Macht 1933 an die Nationalsozialisten überging, waren es noch 26 Personen. Die Synagoge von 1801, ein Neubau anstelle einer älteren, besteht als solche nicht mehr, dagegen ist der 1773 am Mühlbach angelegte Friedhof intakt und ebenso das rituelle Tauchbad, die Mikwe (Abb. 2).

Lemle war der Vater von Salomon und Marx Stein. Der Name Lemle ist eine andere Form für Ascher. Er lebte wie die meisten Juden der Provinz vom Viehhandel. Er war recht wohlhabend, zahlte 1818 von den 35 Haushaltsvorständen mit 2 Gulden, 6 Kreuzer den sechshöchsten Betrag als Todesfallabgabe.<sup>6</sup> Lemles Vater Löb unterzeichnete am 22. Dezember 1791 eine Urkunde mit „Laib bar Maier“<sup>7</sup> (Laib Sohn des Maier; Laib steht für Löwe<sup>8</sup> beziehungsweise Juda<sup>9</sup>. Meir [der Erleuchter] ist ein jüdischer

Abb. 1: Inschrift Wohnhaus Talstr. 35, erbaut von Paul und Lea Kahn (Foto: Th. Nordwind-Stein)



Abb. 2: Inschrift vom ehemaligen Judenbad am Mühlbach (Foto: Th. Nordwind-Stein)



**Offenburg.**  
**Geschäfts-Eröffnung.**  
**M. Stein neben der Spitalkirche**

zeigt hiermit ergebenst an, daß er sein schon früher in Diersburg bestehendes Manufactur-Geschäft hier eröffnet hat. Das Lager ist ganz neu assortirt und durch vortheilhafte Einkäufe in der Lage, sehr billige Preise zu stellen. — Dasselbe besteht:

**Für Herren:**  
Tuche, Bouckskins, Doubles, halbleinene, halbwoollene und baumwoollene Hosenzeuge, Westen aller Art, Schlips, Finett und Finettleibchen.

**Für Damen:**  
Cattune, Napolitains, Poile de chèvre, Lustre, Gros Grains, Orléans, Paramadas, Flanell, Lamas, Seidenzeuge, Thibet, Woll-Atlas, sowie noch verschiedene halbwoollene und ganz woollene Kleiderstoffe.

Glatte und carvorirte Bieder in Baumwolle und Wolle, Moltong, Mohair, Rockläng, Baumwolltuch, Schirting, Matapolam, sonstige Futterzeuge, Sammt, Hausmacher- und Vielesfelder Leinwand.

**Gestrichte Waaren:**  
Herren- und Damenhosen, Jacken, Kamisöler, Strümpfe und Handschuhe.

**Tücher:**  
Rechte leinene Herren-, Damen- und Kindertäschentücher, Foularde in Seide und Baumwolle, Hausmachertücher, Umschlagtücher, gewirkte und sonstige Winter-Schawls in jeder Größe.

Besonders empfehle ich zu Weihnachts-Geschenken eine Parthie acht seidene Foularde à fl. 1. 24 kr. per Stück.

Abb. 3: Inserat  
Geschäfts-Eröffnung

Vorname, man denke an Mayer Amschel Rothschild). Aus Sohn des Maier entstand der Familienname „Meier“. Später nahm die Familie den Namen Stein an.<sup>10</sup> 1808 wurden die Juden nämlich verpflichtet, Familiennamen zu tragen, wobei ihnen auch gestattet wurde, ihre bisherigen Namen zu ändern. So wurde aus „Meier“ neu „Stein“.<sup>11</sup> Die drei Söhne von Lemle Stein: Maier, Marx, Salomon

### Das Textilgeschäft des Maier Stein

Maier Stein (1825–1879) tat durch ein großes Inserat der Öffentlichkeit kund, dass er neben der Spitalkirche sein Geschäft eröffnet habe, das er bisher in Diersburg geführt hatte (Abb. 3).

Angeboten werden für Herren (die folgenden Schreibweisen sind der obigen Anzeige entnommen und wie im Original belassen): Tuche, Bouckskins (der englische Begriff *Buckskin* bezeichnet ein speziell behandeltes Wildleder, das durch einen chemischen Prozess [engl. bucking] weich wird), Doubles, halbleinene, halbwoollene und baumwoollene Hosenzeuge, Westen aller Art, Schlips, Finett (Nadelfilz) und Finettleibchen; für Damen: Cattune, Napolitains, Poile de chèvre (Ziegenhaar), Lustre (glänzende Kleidung), Gros grains (grobkörnig), Orléans, Paramadas (Ort in Indien), Flanell, Lamas, Seidenzeuge, Thibet, Woll-Atlas, sowie verschiedene halbwoollene und wollene Kleiderstoffe, glatte

und carrierte Bieber in Baumwolle und Wolle, Moltong (!), Mohair, Rockläng, Baumwolltuch, Shirtling, Matapolam, sonstige Futterzeuge, Sammt, Hausmacher- und Bielefelder Leinwand, weiterhin gestrickte Waren und Tücher, Kamisöler (Das *Kamisol*, ein Kleidungsstück des 16. und 17. Jahrhunderts, war ein mit Ärmeln versehenes oder auch ärmelloses Oberteil)<sup>12</sup>. Besonders empfohlen werden als Weihnachtsgeschenke eine *Parthie ächt seidene Foulards* (Halstücher) à fl. 1.24 kr. per Stück. Im Jahre 1878 befand sich das „Manufacturgeschäft“ am Fischmarkt 238.<sup>13</sup>

Maier Stein heiratete am 29. August 1849 Bertha Weil von Kippenheim, Tochter des Handelsmanns Lazarus Weil von Kippenheim und der Marie Valfer.<sup>14</sup>

### **Die Rosshaarspinnerei Stein: Salomon und Marx Stein und ihre Geschäftsnachfolger**

Am 1. Dezember 1862 schalteten die Gebrüder Stein eine Anzeige im Ortenauer Boten, durch welche der Bevölkerung zur Kenntnis gebracht wurde, es seien die Fabrik und Handlung in allen Sorten Hanfen und Rosshaaren, samt feinsten Schuster- und Spinnhanfen, Rosshaaren und afrikanischem Pflanzenhaar, welches sich speziell für Matratzen eignet, von Diersburg nach Offenburg verlegt worden (Abb. 4). Zwei Jahre später, 1864, wurden die beiden Geschäftsinhaber, Marx Stein (1817–1879) und Salomon Stein (1833–?) in Offenburg eingebürgert.

Marx war in Diersburg ein prominentes Mitglied der jüdischen Gemeinschaft und übte – wie bereits zuvor sein Vater Lemle<sup>15</sup> – das Amt des Vorstehers der Judenschaft aus.<sup>16</sup> Von 1872 bis 1879 war er Vorsteher der Juden Offenburgs.

Sein Wegzug aus Diersburg wurde von der verbleibenden jüdischen Gemeinde nicht sonderlich geschätzt. Feuer im Dach war, als sich herausstellte, dass Marx eine Torarolle aus dem Diersburger Toraschrein herausgenommen und nach Offenburg mitgenommen hatte. Der Streit zwischen der Judengemeinde Diersburg und Marx Stein eskalierte bis zur gerichtlichen Auseinandersetzung.

Die erste Torarolle nebst Zubehör verdankte die Offenburger israelitische Gemeinde also ihrem Glaubensgenossen Marx Stein, der sie aus der Diersburger Synagoge als Geschenk herüberbrachte. Der dortige Synagogenrat machte sein Eigentumsrecht geltend und strengte sogar eine Klage beim Großherzoglichen Stadtsamtsgericht Offenburg auf schleunige Herausgabe ihres Eigentums an.

Der Silberschmuck (Schild und Zeiger) wurde vom Kläger auf 60 Gulden bewertet. Marx ließ ausführen, vor 50 Jahren habe sein

Großvater, Samuel Maier, die auf Pergament geschriebene Gesetzesrolle zu anderen Privattoras in der Diersburger Synagoge aufgestellt, während aber Schild und Zeiger immer in seinem Haus aufbewahrt wurden. Samuel Maier war ein frommer Mann. In seinen letzten Lebensjahren, namentlich zur Winterszeit, behielt er seine Tora zu Vorlesungen im Hause. Am Laubhüttenfest trug er sie in der Prozession, wie es auch andere Eigentümer taten. Nach dem 1846 erfolgten Tod Samuel Maiers erwarb der Tochtermann Lämle Stein die Tora für 100 Gulden. Dieser behielt die Tora bis zu seinem Tode 1855. Später trugen die volljährigen Söhne der Witwe des Lemle Stein (Marx, Maier und Salomon) abwechselungsweise die Tora bei den Prozessionen. Auch die Kosten der Reparaturen trugen sie, insbesondere wenn die vom harten Pergament herabgefallenen Buchstaben ersetzt werden mussten. Zur Tora gehörten drei Mäntelchen, von denen das geringere beständig auf der Rolle hängt, während die zu 30 Gulden erworbenen wertvollen nur bei Festlichkeiten angehängt wurden. Solche Torarollen werden zuweilen an alte kranke Gemeindemitglieder, welche die Synagoge nicht besuchen können, aus Gefälligkeit in die Privatwohnung ausgeliehen. Sie kommen an hohen Feiertagen wieder zurück.

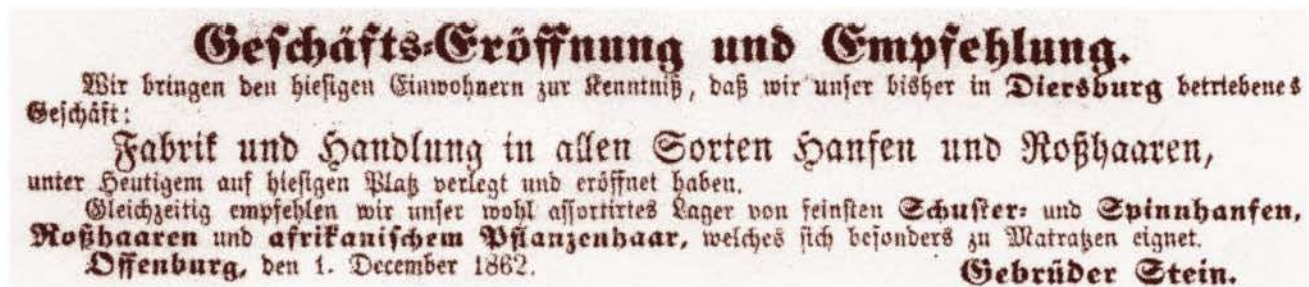


Abb. 4 : Inserat  
Geschäftseröffnung  
und Empfehlung

#### Der Appellations-Senat bestätigte am 9.12.1864 folgendes amtsgerichtliche Urteil:

Es habe sich als unzweifelhaft erwiesen, dass die jüdische Gemeinde Diersburg die Tora nur zur Aufbewahrung besaß. Das Zeugnis des Rabbiners sowie des Vorsängers sind wegen deren amtlicher Stellung maßgebend. Der Silberschmuck war immer im Privathaus Maier Stein aufbewahrt. Stein hat die Tora von den Miterben zu einem gewissen Anschlag übernommen.<sup>17</sup>

**Marx Wolf Stein** (Dezember 1817 Diersburg – 20. April 1879 Offenbourg). Er war Mitbegründer der Rosshaarspinnerei. Er wurde 1864 in Offenbourg eingebürgert.<sup>18</sup> 1839 bei der Geburt seines Sohnes Leopold war er noch Viehhändler.<sup>19</sup> In der Heiratsurkunde<sup>20</sup> wird festgehalten, dass die Eltern beider Brautleute Ge-

meindevorsteher waren, sowohl Lemle Stein, der Bräutigamvater, als auch Lazarus Weil, Kippenheim, der Brautvater.<sup>21</sup> Auch Marx Wolf Stein selber (jüdischer Name: Meir Zeew), Sohn des Lemle (jüdischer Name: Ascher), war Gemeindevorsteher (in Offenburg).

Die Familie von Helene Stein, geborene Weil (8. Oktober 1818 Kippenheim – 16. Juni 1898 Offenburg) hat eine lange Präsenz im Süddeutschen Raum mit namhaften Persönlichkeiten aufzuweisen.

**Salomon Stein** (25. April 1833 – ???). Verheiratet am 17. August 1858 mit Rosa Meier von Heidelberg/Bruchsal, Tochter des Meier Moses Meier und der Fanny Oppenheimer aus Bruchsal.<sup>22</sup>

Nachdem sich der Handel mit Rosshaar offenbar als gewinnträchtig erwies, wurde der Bau einer eigenen Fabrik ins Auge gefasst. Geplant wurde ein dreistöckiges Gebäude mit Rosshaarspinnerei, Koch- und Heizkammer, Trockenräumen und Magazin durch Architekt Armbruster. Der erste Stock ist zum Sieden und Trocknen und zum Reinigen der Rohhaare bestimmt. Im zweiten Stock wird gehechelt und gesponnen. Der dritte Stock dient als Lager für rohe und fabrizierte Ware.

Die Errichtung des Unternehmens stieß auf Widerstand der Bevölkerung, welche Geruchsbelästigungen fürchtete. Doch wurde am 13. Mai 1869 die amtliche Bewilligung trotz nachbarschaftlicher Proteste erteilt. Die Fabrikordnung von Juni 1869 enthält 17 Paragraphen. Die Errichtung der Fabrik erfolgte 1870 durch Gebr. Salomon und Marx Stein, weist das Adressbuch an der Langestr. 482 Marx und Salomon Stein (Rosshaarspinnerei) nach.<sup>23</sup>

Außer mit Pferdehaaren beschäftigte sich das Unternehmen auch mit Schweineborsten. Diese wurden sogar aus Amerika importiert. Schweineborsten werden selbst unterhalb der Synagoge gelagert. Der großherzogliche Bezirksarzt bemerkte dazu, dass die Ausdünstung der gelagerten Säcke keineswegs einen angenehmen Geruch verbreite. Dieses Rohmaterial konnte für Pinsel, Bürsten und Kosmetikutensilien aufbereitet werden. Heute werden auch chemische Rohstoffe, z. B. Aminosäuren, aus Schweineborsten gewonnen. Nach Wikipedia spricht man auch von Schweineborsten, meint aber damit die afrikanischen Sisal-Fasern und nicht etwa Schweinehaare. Alte Matratzen wurden maschinell zerrissen. Die darin enthaltenen Pferdehaare kamen zunächst in einen Dampfraum und sodann in den Eiskeller zur Aufbereitung. Der Betrieb war in der Stadt bekannt und gab immer wieder Anlass zu Spottversen.

*Hoorig, hoorig, hoorig isch die Sau, und wenn die Sau nit hoorig wär, no hätt der Stein kei Rosshoor mehr.*<sup>24</sup>

*Die Fabrik von Isak Stein  
Ist in hiesiger Stadt allein.  
Hier putzt man Pferdehaare aus  
Und macht dann einen Zopf daraus;  
Der Sattler kauft die Zöpfe schon  
Und macht dann die Matratz davon<sup>25</sup>*

In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg hatte die Firma mit ernstesten Schwierigkeiten zu kämpfen, sodass sie 1925 zunächst geschlossen wurde. Nach der Wiederaufnahme des Betriebs am 13.2.1926 war zunächst Kurzarbeit mit 16 Arbeitern angesagt. Erst am 10.10.1927 konnte wieder voll mit 4 Angestellten und 22 Arbeitern 48 Stunden in der Woche gearbeitet werden.

**Isaak Stein** (10. April 1885 in Diersburg – 5. April 1933 in Offenburg). Dieser Sohn von Marx Stein übernimmt die Firma. Er führt sie später eine Zeitlang mit seinem Schwiegersohn Oskar May aus Frankfurt a. M., dem Ehemann seiner Tochter Rosa Stein (Abb. 5).<sup>26</sup>

Die Ehegatten May wurden am 15.9.1942 nach Theresienstadt deportiert und dort am 22.6.1944 ermordet. Es gelang ihnen noch, einen Koffer mit einigen Habseligkeiten bei einer früheren Hausangestellten, Sofie Walter, zu deponieren. Nach deren Tod übernahm die Lehrerin Frau Mohr den Koffer und fand darin auch etliche Fotografien. Der nationalsozialistische Aufruf „kauft nicht bei Juden“ führte am 30.6.1933 zum Gesuch um Bewilligung der Betriebsschließung. Dann wurde die Firma „arisiert“ mit dem neuen Inhaber Hugo Stratmann. Aber dieser wurde mit seiner Beute nicht glücklich, und schließlich wurde das Fabrikgebäude abgerissen.

Auch die beiden andern Töchter Isaaks, **Anna Stein** (3.4.1890–1940), Krankenpflegerin, und **Elsa Stein** (2.12.1895–1940), wurden Opfer des nationalsozialistischen Terrors. Sie wurden nach Gurs deportiert und kamen dort um.<sup>27</sup> Anna arbeitete von 1919 bis Juni 1933 als geschätzte Laborantin im Krankenhaus. Auf Antrag der NS-Rathausfraktion wurde ihr Dienstverhältnis – weil Jüdin – aufgelöst.

Von den Kindern Isaak Steins blieb nur die Tochter **Martha** (18.2.1886–29.6.1941) verschont. Sie war verheiratet mit Otto Jacobson (26.5.1879–20.3.1952). Die Familie wohnte viele Jahre in Basel. Otto Jacobson war in Basel Direktor des Warenhauses Knopf, eines der ersten Kaufhäuser. Die aus Südbaden stammenden Geschwister Max und Johanna Knopf waren die Gründer. Die aus einer Viehhändlerfamilie stammenden Juden begannen 1885 mit einem Woll-, Weiß- und Kurzwarengeschäft in Karls-



Abb. 5: Foto Rosa Stein.  
(Archiv Ruch)

ruhe. Sohn Sally Knopf eröffnete dann Filialbetriebe in Basel, Bern, Luzern, Freiburg i. Ue[chtland], Biel und Interlaken. In der Basler Liegenschaft Ecke Freie Straße/Streitgasse wird auch heute noch Konfektion verkauft.

Nach dem Tod von Sally Knopf (1922, bestattet in Freiburg i. Br. Grab 432) führte sein Sohn Arthur das Geschäft bis zur Arierisierung 1937 weiter. Es gelang ihm die Flucht in die Schweiz, wo er dann 1963 starb.

Auch Otto Jacobsons Sohn Ernst war bei Knopf tätig. Dessen Sohn verstarb kinderlos. Ebenso kinderlos blieben die anderen Kinder von Otto und Martha: Kurt und Ruth.

Alle Nachkommen von Isaak Stein leben heute in Israel, nämlich eine weitere Tochter von Otto und Martha Jacobson, Shulamit Lotte Ratz geborene Jacobson (\*1919). Ihr Sohn, Boas Ratz (29.11.1947–15.12.1977), ist für Israel gefallen. 16 Kinder, Enkel und Urenkel von Shulamit Lotte Ratz sind immer noch in Israel ansässig.

#### Weitere Söhne von Marx Stein

**Samuel Stein** (1.4.1852 Diersburg – 18.2.1935 Leipzig).<sup>28</sup> Er war zweimal verheiratet; in erster Ehe mit Emilie Gugenheim (21.1.1862 New Orleans, Louisiana – 21.8.1894 Leipzig), in zweiter Ehe mit Thekla Wolff (4.6.1865 Altenkirchen – 11.6.1905 Leipzig). Wie sein Vater betrieb er eine Borstenfabrik. Er verzog nach Leipzig, wohl weil Isaak den väterlichen Betrieb übernommen hatte. Er verlor sein ganzes Vermögen mit Kriegsanleihen und wurde von Sohn Ernst unterstützt.

**Leopold Stein** (5.7.1839 Diersburg – 3.4.1908 Stuttgart)<sup>29</sup> ist der älteste Sohn von Marx Stein. Er heiratet am 6.7.1864 Sofie Vogel (27.7.1842 Muggensturm – 17.8.1919). Diese stammt aus einer wohlhabenden Textilfabrikantenfamilie. Juda Levi Vogel war 1833 Lumpensammler in Muggensturm. Nach der Aufnahme seines Schwiegersohnes Samuel Schnurmann in das Geschäft fing man an, die gesammelten Textilien zu sortieren, zu zerkleinern und zu Reißwolle zu verarbeiten. Man exportierte namentlich nach England. Der Betrieb wurde nach Karlsruhe verlegt, wo man eine komplett neue Fabrikanlage baute. 1926 war die Firma die größte Hadernsortieranstalt in Deutschland und beschäftigte einschließlich des weiterhin existierenden Zweigbetriebes in Muggensturm 700 Mitarbeiter.

**Gustav Stein** (8.6.1846 Diersburg – 16.9.1924 Straßburg)<sup>30</sup> war verheiratet mit Anna Lebrecht, welche am 14.9.1921 verstarb.



**Ludwig (Louis) Stein** (4. Juni 1850 Diersburg – 25. Januar 1930 Basel), Schweizer Bürger seit 23. Dezember 1897, verheiratet mit Rosa geborene Reichenberger (2. Oktober 1857 Ichenhausen<sup>31</sup> – 31. Juli 1925 Basel).

Die beiden Brüder Gustav und Ludwig (Louis) gründen 1873 in Offenburg eine Branntweinhandlung. 1876 finden wir im Adressbuch der Stadt Offenburg, Lange Straße 452, den Eintrag: Stein, G + L, Branntweinhändler. Kurz darauf gründet die Firma zwei Sitze in größeren Städten, nämlich die G. und L. Stein, welche in Schiltigheim bei Straßburg und in Basel je eine Branntweinfabrik betreibt. Eine notariell beglaubigte, von beiden Geschäftspartnern unterzeichnete Bilanz aus den Jahren 1881/1883 hat sich erhalten. In Schiltigheim wirkte Gustav, in Basel Louis als Geschäftsführer.

Erstes Geschäftsdomizil in Basel war nahe am Badischen Bahnhof die Bahnhofstraße 199,<sup>32</sup> später verlegt an die Grenz-



Abb. 6: Fabrikgebäude,  
Bild von J. Hutter 1941



Abb. 7: Briefpapier  
Louis Stein

acher Straße 24. Louis und Gustav Stein erwarben schließlich am 27. Dezember 1887 ein Areal von 1430 m<sup>2</sup> für Fr. 17 166 an der Dornacher Straße 38. Die Nachbarn waren darüber wegen befürchteter Geruchsbelästigung nicht erfreut und gelangten mit einer Petition an den Großen Rat, der ihrer Einsprache jedoch keine Folge leistete. So erteilte der Regierungsrat am 28.1.1888 die Betriebsbewilligung für eine Obstdestillerie. Das Fabrikgebäude diente dem Basler Kunstmaler J. Hutter 1941 als Sujet (Abb. 6). Auch ein anderer Basler Kunstmaler, Morgenthaler, malte dieses Fabrikgebäude. Die Bilder sind noch erhalten.

Auf dem Geschäftspapier der Firma Louis Stein von 1910 (Abb. 7) nennt sich das Unternehmen: Dampf-Branntwein-Brennerei und Liqueur-Fabrik. Dem Stil der Zeit entsprechend ist das Fabrikgebäude abgebildet. Es wird auch auf einige der vertriebenen Produkte hingewiesen: Kirschwasser, Alpenkräuter-Magenbitter, Rhum und Cognac, Malaga, Drusen, Treber, Wermuth, Syrups. Ehrenmeldungen werben für Qualität.

Gustav und Louis Stein zogen sich 1912 aus dem Geschäft zurück, und weil Gustav keine Söhne hatte, wurde das Geschäft unter der Firma Louis Stein Söhne weitergeführt. Auf dem Briefkopf in französischer Sprache erkennt man sowohl die Fabrik in Basel als auch diejenige in Schiltigheim (Abb. 8).

Arthur Stein führte das Geschäft in Straßburg, Max Stein dasjenige in Basel, wobei aber beide Söhne zunächst an beiden Betrieben beteiligt blieben.

**Arthur Stein** (22. August 1886 Basel – 26.6.1941 Genf) heiratete am 7. April 1921 Heidi (Adele) Bollag (27.3.1899 – 13. Dezember 1991). Vor der Eheschließung war sie Bürgerin von Endingen, einem der beiden Schweizer Judendörfer.

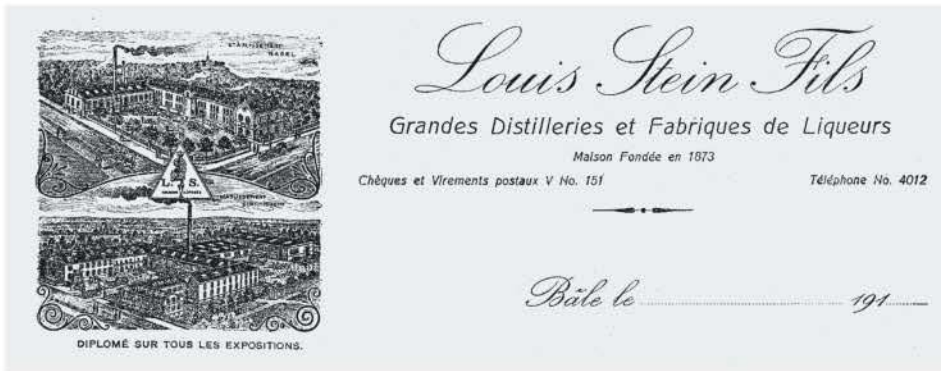


Abb. 8: Briefkopf Louis Stein Söhne

**Max Stein** (28. April 1882 Basel – 15. Mai 1953 Basel) vermählte sich am 1. Mai 1916 mit Madeleine (Magda) geborene Guggenheim.

Nach dem Tod von Arthur Stein 1941 wurde die Firma Louis Stein Söhne aufgelöst. Max ließ die Fabrikliegenschaft Dornacher Str. 38 unter Abfindung der Erben Arthur auf sich übertragen. Die Firma lautete dann Distillerie Stein. (Abb. 9)

Sie wurde später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, welche schließlich 1962 an die Konkurrenzfirma Lanz und Ingold in Herzogenbuchsee veräußert wurde. Auf dem Areal wurde nach Abriss der Fabrik durch die Architekten R. und H. Toffol ein Neubau errichtet mit 55 Wohnungen, Gewerberäumen und 23 Autoeinstellplätzen.

Das Areal in Schiltigheim wurde 1957 an einen Herrn Mestre veräußert, der es 1982 der Stadtgemeinde verkaufte.

Die Basler Brennerei blieb ein Kleinbetrieb mit einem großen Warensortiment, zahlreichen Fabrikmarken, die jedoch nie professionell beworben wurden. Angestellt waren zwei Küfer, welche fabrizierten, die Produkte meist in Korbflaschen abfüllten; eine Frau, welche von Hand Flaschen etikettierte, drei Büroangestellte und eine Handvoll Geschäftsreisende, meist Juden, welche in der ganzen Schweiz Gaststätten besuchten und so die Bestellungen hereinbrachten. Im Betrieb in Schiltigheim wurden gar mehrere Handlungsreisende zu Firmenmitinhabern promoviert. Kunden waren meist Arbeiterwirtschaften, nie Großverteiler oder bessere Hotels oder Restaurants. Arthur Stein hatte zwar zwei Töchter, jedoch keine Söhne, und die beiden Söhne von Max wandten sich akademischen Berufen zu (Chemiker und Rechtsanwalt). So war das Schicksal der Brennerei, die fast ein Jahrhundert die Familie ernährte, besiegelt.

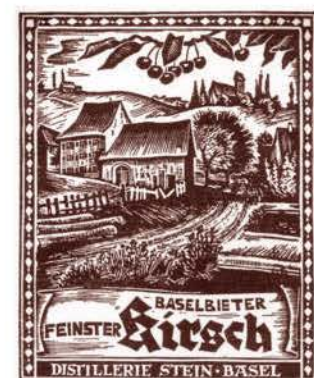
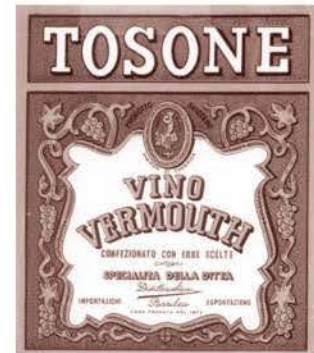


Abb. 9: Etiketten für Wermut, Chrüter-schnäppli, Cognac, Kirsch der Distillerie Stein

## Anmerkungen

- 1 Kähni, Otto: Offenburg, 58
- 2 Scheurig, Axel: In: Diersburg, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, 72; Bayer, Josef und Michael: Diersburg im Wandel der Geschichte. 1984, 61
- 3 Ruch, Martin: Jüdische Stimmern. 1995, 87, 116f., 172,190
- 4 Bayer, Josef und Michael: Diersburg im Wandel der Geschichte, 1984, 101
- 5 Otto Kähni, Offenburg, 222
- 6 Stude, Jürgen: Diersburg, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, 49
- 7 Ebd., 39
- 8 Zum Verständnis der jüdischen Namen ist die Kenntnis des Jakobssegens unabdingbar. „Jehuda ist ein junger Löwe“. (1. Moses, Kapitel 49). So kommt es, dass dieselbe Person sowohl als „Juda“ als auch als „Löb“ oder „Lehmann“, ja gar als „Arie“, das hebräische Wort für Löwe, benannt wird.
- 9 Wahrscheinlich handelt es sich bei der im Grab Reihe III Nr. 112 des Judenfriedhofs Diersburg am 29. November 1805 bestatteten verstorbenen Person um Löb Stein. Dieser zeugte noch 1804 einen Sohn, lebte aber 1810 nicht mehr. Friedhof Diersburg Gräberverzeichnis: Meier, Jehuda, 29.11.1805, Reihe III, Grab Nummer 112. Er wird ein Nachkomme .des Levi Meier von 1737 sein . Da 1804 der Knabe Löw geboren wurde, ist es ausgeschlossen, dass der 1737 schon als Lehrer eingewanderte Levi mit Lemles Vater identisch ist. Aber ein Ahne könnte er sein.
- 10 Todesregister Diersburg vom 25. October 1824, Tod der Bela Stein, ledige Tochter des verstorbenen hiesigen Handelsmanns Löb Meier und der ebenfalls verstorbenen Sahra Meier.
- 11 Cornelius Gorka: Diersburg, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, 50
- 12 Bei Johann Peter Hebel im Gedicht „z'Basel, an mym Rhy“ steht „Buebekamisol“: Wie ne freie Spatz/uf em Petersplatz/flieg i um, un's wird mer wohl/wie im Buebekamisol/uf em Peters-,/uf em Petersblatz.
- 13 Adressbuch der Stadt Offenburg 1878, frdl. Hinweis von Martin Ruch
- 14 Generallandesarchiv Karlsruhe 390/3665, anno 1849 Seite 35 Meier Stein und Bertha Weil
- 15 Eheregister im Ortssippenbuch Nonnenweier Nr. 3591, 6.6.1838> Marx Wolf Stein S.d. Lemle, Vorsteher in Diersburg, Handelsmann, Heirat mit Helene Weil, Tochter des Lazarus Weil, Vorsteher in Kippenheim
- 16 Scheurig, Axel: Diersburg, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, 76
- 17 Siehe Ruch, Martin: Geschichte der Offenburger Juden. Norderstedt 2011, 63-65
- 18 Ratsprotokoll 1864 Nr. 580, Bürgerbuch Nr. 581
- 19 Generallandesarchiv Karlsruhe 390/3664, Jahr 1839, S. 1108, Nr. 5 Leopold Stein
- 20 Heirat am 16.6.1838 in Nonnenweier (Ortssippenbuch S. 363 Nr. 3591; Trauschein No. 1698; Trauungs-urkunde Diersburg GLA Karlsruhe 390/3665, 1838 D. 24)
- 21 Diersburg, Trauungen, Generallandesarchiv Karlsruhe 390/3665, anno 1838 S. 24 Marx Wolf Stein und Helena Weil
- 22 Diersburg, Trauungen, GLA Karlsruhe 390/3665 anno 1858 Seite 46
- 23 Adressbuch der Stadt Offenburg 1878
- 24 Fastnachtsvers; Die Ortenau, 2008, S. 121
- 25 Lyrischer Rundgang durch die Geschäftshäuser Offenburgs von 1900. Frdl. Hinweis von Martin Ruch
- 26 Hahn, Joachim: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Stuttgart, 413 nennt: „Rosshaarspinnerei Gebr. Stein, Inh. Isaak Stein und Oskar May, Lange Straße 413
- 27 Martin Ruch, Jüdische Stimmen, 1995, 290
- 28 GLA Karlsruhe 390/3664 1852, 177, Nr. 6
- 29 GLA Karlsruhe 39 S. 108 Nr. 5; Samuel Dzialoszynski /Martin Ruch „Der gute Ort“, Der jüdische Friedhof in Offenburg, Friedhofsregister Nr. 136; Bürgerbuch Offenburg 1864 Nr. 941 Einbürgerung
- 30 GLA Karlsruhe 390/3666 1846, 14, Nr. 5
- 31 Stein, Peter: Ein Schiddusch, eine jüdische Ehevermittlung in Offenburg 1878. In: Die Ortenau, 82. Jah-resband (2002), 469–486 bringt vieles über die Eheschließung und die Familiengeschichte.
- 32 Adressbuch Basel 1883

## Zur Schicksalswende zweier jüdischer Viehhändler-Familien aus Offenburg

Rivesaltes 1941/1942

Peter Künzel

Im Oktober 1924 wurde in der Gaswerkstr. 17 im Offenburger Westen ein Viehhandelsbetrieb eröffnet. Über die Erfolgsaussichten des neuen Geschäftes unter der Leitung des jüdischen Kaufmannes Julius Hammel sprach sich ein naher Verwandter im Nachhinein sehr zuversichtlich aus: *„Julius Hammel war ein äußerst fleißiger und tatkräftiger Mann, der seinem Geschäft mit großem Eifer nachging. Er hatte auch das erforderliche Betriebskapital, wodurch ihm die Geschäftsführung wesentlich erleichtert wurde ... Ein Viehhändler, der die nötigen Betriebsmittel besitzt, kann Vieh auf eigene Rechnung kaufen und verkaufen (im Gegensatz dazu wenn man sein Geschäft auf Provisionsbasis führt). Ich erinnere mich, dass J.H. in früheren Jahren große Viehgeschäfte mit Salomon Oppenheimer in Freistett und Eduard Hammel in Karlsruhe tätigte ... Er galt als einer der größten und kapitalkräftigsten Viehhändler im ganzen Bezirk. Er unterhielt eigene Stallungen in Offenburg und in Renchen und beschäftigte ständig mindestens einen Knecht ...“*<sup>1</sup> Und in der Tat konnte sich der neugegründete Betrieb nicht nur erfolgreich etablieren, sondern blühte bis Ende der 1920er Jahre geradezu auf.

In Offenburg alteingesessen war hingegen der Viehhandelsbetrieb von Jakob Hammel in der Zellerstr. 21. Ab Mitte der 1920er Jahre übernahm Sohn Paul mehr und mehr das väterliche Geschäft und baute es mittels seiner Fähigkeiten weiter aus: *„(Paul Hammel P.K.) war ein außerordentlich fleißiger und tüchtiger Geschäftsmann, der in Offenburg einen guten Namen hatte und als vermögend galt. Soweit ich mich erinnere, war auch ein Haus mit Gärten, die an zwei Straßen grenzten, Eigentum der Familie ...“*<sup>2</sup>

Obwohl gleichen Namens, mit offenbar ähnlicher Charakteristik ausgestattet und in derselben Berufssparte tätig, waren sie nicht miteinander verwandt. Der nachfolgende Lebensbericht zeichnet das Schicksal zweier Familien bis zum Ende des Krieges auf. Mit den zahlreichen weiteren und oft bis ins Detail gehenden Übereinstimmungen macht er den immer eingeschränkteren Spielraum deutlich, welchen der NS-Staat der freien Entfaltung der jüdischen Einwohner noch zugestand. Er zeigt darüber hinaus, mit welcher geringen Startchancen die nachfolgende Generation ausgestattet war, eine schwierige Phase ihrer Lebens- und Berufsfindung zu meistern.



Julius Hammel  
(Quelle: Staatsarchiv  
Freiburg [StAF])



Paul Hammel  
(Quelle: StAF)



Antrag Kennkarte  
Kurt Hammel  
(Quelle: StAF)

### Familiäre Stabilität, wirtschaftliche Krise

Paul Hammel, am 18.11.1892 in Offenburg geboren, bekam früh Einblicke in das Viehgeschäft seiner Eltern Jakob und Babette Hammel, die aus Diersburg stammte. Es scheint so, als ob er als jüngerer von zwei Buben für die Weiterführung des väterlichen Geschäftes vorgesehen war; Bruder Leo, anderthalb Jahre älter, konnte studieren und nach Abschluss seines Medizinstudiums als Facharzt schon sehr früh nach Frankreich und später Nordafrika ausziehen. Das hieß für Paul vorerst Mithilfe beim Vater in unselbstständiger Tätigkeit. Nach seiner Heirat mit Mina Machol aus Ettlingen im November 1925 zog das Ehepaar in die Sophienstr. 30, wo der Sohn Kurt am 28.3.1928 zur Welt kam. Nach dem Tod des Vaters am 31.8.1928 wurde das Hausgrundstück Zellerstr. 21 testamentarisch an Paul zugewendet, der mit der jungen Familie dort einzog und das Geschäft übernahm. Am 3. März 1931 wurde der zweite Sohn Rudolf ebenfalls in Offenburg geboren.

Verlässliche Quellen, die Rückschlüsse auf die geschäftliche Entwicklung seines Betriebes erlauben, sind nur spärlich vorhanden. Legt man die Zahlen zur Gewerbesteuererklärung beim Finanzamt Offenburg zugrunde, so folgten auf eine Periode der Stabilität im eher bescheidenen Rahmen schon sehr schnell ab 1933 mehrere Jahre eines erheblichen wirtschaftlichen Einbruchs. Dann schloss sich eine kurzfristige Besserung der Ertragslage an, welcher schließlich im Jahre 1938 durch eine politische Entscheidung ein definitives Ende gesetzt wurde.

Mit demselben Maßstab der Steuererhebung beurteilt, unterscheidet sich die Ertragssituation von Julius Hammel davon nur graduell. Der Einbruch erfolgte schon früher zu Beginn der 1930er Jahre, dauerte nur zwei Jahre, um dann ab 1935 von einem konjunkturellen Aufschwung abgelöst zu werden. Auch waren die Amplituden des Auf und Ab wesentlich größer als bei seinem Namensvetter.<sup>3</sup>

Dieser Befund spiegelt die Lage der Viehwirtschaft im Offenburger Raum wider. Keineswegs war der jüdische Viehhändler bereits am Tag nach der „Machtübernahme“ von der Bildfläche der Viehmärkte verschwunden. Zwar konnten die Machthaber mit den Mitteln der antijüdischen Propaganda sowie der lokalen und sektoralen Boykotte vorübergehende Erfolge erzielen; das hieß jedoch nicht, dass sie die Seriosität der jüdischen Händler und die bewährten geschäftlichen Beziehungen mit diesen – Viehwirtschaft ist Vertrauenssache – völlig und binnen kurzem untergraben konnten. Um die Mitte des Jahres 1937 sind noch über 80% der Offenburger Viehgeschäfte in jüdischer Hand; so



beurteilten auch die beiden hiesigen Metzgermeister Erwin Sutterer und Otto Moppert Julius Hammel als „reell, gut situiert, tüchtig, fleißig, weithin bekannt“<sup>4</sup>. Diejenigen, die zu diesem Zeitpunkt immer noch, wenn auch beschränkt, Geschäfte tätigen – unsere beiden Hammel-Betriebe gehören offenbar dazu – müssen sich erst zu Jahresbeginn 1938 den Mitteln der administrativen Gewalt beugen: Zum 1.1.1938 entzieht der Viehwirtschaftsverband den jüdischen Kaufleuten die Handelserlaubnis. Erst die Stufe der Verbote zeigt also harte Wirkung in der ländlichen Ortenau: beide Geschäfte werden liquidiert.

Im Falle von Julius H. waren seit der Neugründung und dem hoffnungsvollen Start des Betriebs gerade einmal 14 Jahre vergangen. Ähnlich seinem Namenskollegen aus Offenburg hatte auch er Ausbildung und erste Erfahrungen an seinem Geburtsort erhalten; allerdings war ihm als ältestem Sohn, am 19.6.1888 in Neufreistett geboren, die Übernahme des elterlichen Geschäftes zuge-dacht. Seine Mutter starb, als er 13 Jahre alt war; mit drei Geschwistern und zwei weiteren Brüdern aus der zweiten Ehe des Vaters war das kleine Haus in der Rheinstr. 15 bis unter das Dach gefüllt und sein früher Start in das eigenständige Leben eingep-lant. „Unser Vater J.H. besuchte in seinem Heimatort Freistett zu-

Stolperstein Zellerstr. 21  
(Foto: Künzel)



Hedwig Hammel  
(Quelle: StAF)



Ingeborg Hammel  
(Quelle: StAF)

nächst die Volksschule und danach in Rheinbischofsheim die Realschule bis zum Einjährigen. Danach trat er in das Geschäft seines Vaters, der eine Viehhandlung in Freistett betrieb, ein.“<sup>5</sup> Im Januar 1921 wurde ihm vom Badischen Bezirksamt Kehl die Erlaubnis zum gewerbsmäßigen Handel mit Vieh erteilt. Damit trat er die Nachfolge seines jetzt 68-jährigen Vaters an. Der Wechsel des Geschäftes und der Umzug der Familie in die Offenburger Gaswerkstr. 17 erfolgten 1923 und lässt seinen unternehmerischen Mut erkennen. Seit dem 16. Mai desselben Jahres war Julius Hammel mit Irma geb. Hammel verheiratet, die am 5. April 1901 ebenfalls in Neufreistett geboren wurde. Das Ehepaar hatte zwei Kinder: Hedwig, geboren am 22.2.1924 in Baden-Baden, und Ingeborg, am 10.9.1925 in Offenburg. Offenbar erlaubte das geschäftliche Einkommen von Julius der Familie einen gutbürgerlichen Lebensstil: „Wir bewohnten in unserem eigenen Haus ... eine aus 8 Zimmern bestehende Wohnung, die sich auf zwei Stockwerke verteilte; in unserem Haushalt lebte außerdem unsere Großmutter mütterlicherseits (ab 1932 auch Bruder Theodor, der jetzt im Geschäft mitarbeitete. P.K.) ... Unsere Eltern hatten stets ein Dienstmädchen und z. Zt. als wir noch Kinder waren, sogar zwei.“<sup>6</sup>

Zwischen geschäftlichem Erfolg und privatem Lebensstil schien sich also bei beiden Familien für einige Jahre eine gewisse Harmonie eingestellt zu haben. Sie war allerdings fragil und zerbrach ab Mitte der 1930er Jahre zusehends.

### Auf dem Weg zur völligen Diskriminierung

Mit der Liquidierung ihrer Betriebe Anfang 1938 endete für beide Familien Hammel die Erzielung von Einkommen aus selbstständiger Erwerbstätigkeit. Fortan waren sie gezwungen, ihren Lebensunterhalt aus Mitteln des eigenen Vermögens zu bestreiten. Am 17.4.1938 stellte Julius Hammel sein gesamtes Vermögen beim Reichsfinanzminister von Baden wie folgt dar: „Grundvermögen (Geschäft, Haus, Wiese): 37 000 RM – Sonstiges Vermögen: 13 700 RM – Gesamt: 50 800 RM – Schulden: keine.“<sup>7</sup> Die entsprechenden Einträge bei Paul Hammel sind geringer dimensioniert. Warum solche Angaben? Mit dieser Offenlegung der Vermögenssituation, die von allen Juden verlangt wurde, verschaffte sich der NS-Staat eine weitere Kontrollmöglichkeit über eine im Erwerbsleben weitgehend ausgeschaltete Bevölkerungsgruppe; vor allen Dingen erhoffte er sich Zugriffsmöglichkeiten auf beträchtliche jüdische Vermögenswerte.

Am 10.11.1938, dem Tag nach der Reichspogromnacht, werden Julius und Paul Hammel zusammen mit allen erwachsenen männlichen Offenburger Juden von der SS verhaftet und nach





Dachau verschleppt. Die Vorgänge finden ohne jegliche Heimlichkeit und unter entwürdigenden Umständen statt.<sup>8</sup> Als beide (Julius am 11.12., Paul am 17.12.1938) aus der „Schutzhaft“ zurückkehren, geschieht dies in der bitteren Überzeugung, dass angesichts des brutalen und menschenverachtenden Verhaltens, welches der NS-Staat ihnen entgegenbrachte, nur noch die schnellstmögliche Emigration ihre eigene Würde und die ihrer Familie werde retten können.

*Offenburg,  
Gaswerkstr. 17  
(Foto Künzel)*

Vorerst setzten sich jedoch die Ausgrenzung und Ausplünderung im Gefolge der Reichspogromnacht unmittelbar fort. Bankguthaben und Vermögen beider Besitzer wurden von den Behörden wegen vermuteter „Reichsflucht“ gesperrt; die kontoführenden Banken wurden ermächtigt, den alten Kunden aus ihren eigenen Guthaben einen monatlich zum Lebensunterhalt gerade ausreichenden Betrag, die sog. „Spermarkreserve“, zuzuweisen. Als besonders einschneidend wurde eine weitere Schikane empfunden, die allen Juden auferlegt wurde: Julius Hammel musste, ebenso wie Paul, eine 20%ige (später sogar 25%) Abgabe auf der Basis ihres o. e. Gesamtvermögens abführen, die sog. „Judenvermögensabgabe“, d. h. über 10000 RM, die in 4 Vierteljahresraten zu zahlen war. Sie wurde absurderweise als Buße („Sühne“) für die den „arischen Opfern der Juden“ zugefügten Verluste hingestellt.

Schließlich noch eine weitere, nicht minder perfide Verfügung: Für den Fall der Auswanderung musste der jüdische Flüchtige eine „Reichsfluchtsteuer“ in Höhe von 25 % seines Gesamtvermögens dem Staat zurücklassen. Dies schien für Paul Hammel keine unüberwindliche Situation zu sein. Vermutlich eher zögerlich mit dem Gedanken der Emigration umgehend, höchstens die Kinder nach Amerika schicken zu wollen – *„... our parents had always wanted to send us to their home in America“*<sup>9</sup> – und das Haus Zellerstr. 21 im Ernstfall verkaufen zu können, hatte er zwar die Garantie einer amerikanischen Bürgerschaft für seine gesamte Familie durch den Schwager Julius Machol in San Francisco. Dieser hatte gar eine Summe hinterlegt, die für die Überfahrt der Familie in die USA ausgereicht hätte. Aber solche Vorleistungen waren nicht ausreichend und wurden von zu vielen Ausreisewilligen erbracht; hingegen hatten Hammels Bemühungen um Visa für die USA wegen der übergroßen Nachfrage danach keinen Erfolg.<sup>10</sup>

Ähnlich der Fall bei Julius Hammel. Ende Februar 1939 schickte ihm der Oberfinanzpräsident Baden einen vorgedruckten Brief, in dem er ihn um Zusendung eines Vermögensverzeichnisses, der Aufstellung des Umzugsgutes und der steuerlichen Unbedenklichkeitsbescheinigung aufforderte.<sup>11</sup> An das Bezirksamt Offenburg adressiert, bittet der Präsident zur gleichen Zeit: *„... bis zum Eintreffen meiner Unbedenklichkeitsbescheinigung von der Aushändigung eines Reisepasses Abstand zu nehmen“*<sup>12</sup>.

Julius antwortet darauf: *„Ich nehme an, dass hier ein Irrtum vorliegen muß, da ich trotz meiner Bemühungen zur Auswanderung bis heute noch keine positiven Erfolge nachweisen kann. Ich bin beim amerikanischen Konsulat mit der Nr. 25 000 registriert ... Den Fragebogen behalte ich einstweilen hier ...“*<sup>13</sup>.

Wie sehr er im Visier der Behörden blieb, legt eine Liste des „Steuerfahndungsdienstes des Finanzamtes Offenburg“ dar; sie



nennt „die Nichtarier im Steuerfahndungsbezirk Offenburg, die in Hinblick auf eventuelle Reichsfluchtsteuerpflicht zu überwachen sind“, darunter auch Julius Hammel. „Die oben verzeichneten Personen werden im Falle ihrer Auswanderung möglicherweise reichsfluchtsteuerpflichtig! Sie müssen deshalb besonders scharf überwacht werden.“<sup>14</sup>

Stolperstein  
Gaswerkstr. 17  
(Foto Künzel)

Von dieser feindseligen Atmosphäre umgeben, entschloss man sich, das Haus Gaswerkstr. 17 zu verkaufen. Unter den beschämenden Bedingungen der „Arisierung“ wurde der Besitz bereits am 25.1.1939 an einen Käufer aus Offenburg überschrieben. Immerhin gestand der Art. 4 des Kaufvertrages den ehemaligen Eigentümern ein vorläufiges Bleiberecht zu: *„Der Verkäufer Hammel darf mit seiner Familie seine bisherige Wohnung im 2. Stock des verkauften Hauses gegen Zahlung einer monatlichen Miete von 30 RM benutzen ... Die Räumung der Wohnung hat spätestens mit der Auswanderung zu erfolgen. Bis dahin ist eine Kündigung seitens des Käufers ausgeschlossen.“*<sup>15</sup>

Auch die Kinder wurden Opfer der Ausgrenzungspolitik. Nach Mitte der 1930er Jahre erfuhr Kurt eine wachsende Drangsalierung durch Mitschüler und Lehrer. *„Ich bin oft bei Kurt Hammel gewesen. Zu Anfang, in den ersten zwei Klassen, da haben wir freundliche Lehrer gehabt, da hatte er keine Nachteile. Die Lehrer waren anfangs nur Frauen, aber in der 3. Klasse fing es schon an. Da waren dann überzeugte Nazis als Lehrer da.“*<sup>16</sup> Er musste kränkendes Verhalten erdulden, das bis zur gemeinen Bloßstellung vor seinen Kameraden ging.

Mit dem 9. November 1938 endete für Ingeborg mit der 6., Kurt mit der 5. und Rudolf Hammel mit der 2. Klasse ihre schulische Ausbildung an der Volksschule in Offenburg. Hedwig hatte als einziges der Kinder als Schülerin der 8a an Ostern 1938 einen Schulabschluss geschafft. Alle Fächer sind mit gut, ihr Fleiß ist mit sehr gut bewertet. Auf dem Zeugnis steht: *„Die Volksschulpflicht ist nunmehr beendet. Die Schülerin wird mit den besten Wünschen für das weitere Fortkommen aus der Volksschule entlassen, hat aber noch 3 Jahre die Fortbildungsschule zu besuchen. Rektor: Hahn Klassenlehrer: Josef Würthle“*<sup>17</sup>

Dazu kam es aber nicht mehr. Alle jüdischen Schülerinnen und Schüler mussten jetzt in eigenständigen Klassen unterrichtet werden. Zu diesem Zweck war mit Erlass des Ministers für Kultus und Unterricht bereits am 21.10.1936 eine jüdische Schulabteilung in Freiburg eingerichtet worden, der zwei Schulräume in der Lessingschule zugewiesen wurden.<sup>18</sup>

Für alle vier Kinder unserer Familien Hammel stellte die Einrichtung der „Jüdischen Schule Freiburg“ nur ein kurzes Zwischenspiel dar; es war das Ende ihrer schulischen Ausbildung überhaupt. In vier Klassen wurden die insgesamt etwa 60 Schülerinnen und Schüler auf alle acht Schuljahre verteilt und von wenigen Lehrkräften unterrichtet.<sup>19</sup> Alle Kinder mussten während der Schulwoche aus ihren Heimatgemeinden Offenburg, Villingen, Ihringen, Breisach, Kippenheim, Emmendingen usw. zu Gasteltern nach Freiburg ziehen und durften nur am Wochen-

ende regelmäßig per Bahn zu den Eltern fahren. Nach der Schließung der Schule im Gefolge der Reichspogromnacht konnte der Unterrichtsbetrieb erst ab Ostern 1939 im Jüdischen Gemeindehaus Freiburg wieder aufgenommen werden. Aber auch diese Phase fand im Herbst 1940 ein abruptes Ende.

### Das Ende der Familien?

Am 22. Oktober 1940 wurden in einer zentralen Aktion alle jüdischen Bewohner Badens, der Rheinpfalz und des Saargebietes von der Polizei und SA-Hilfskräften festgenommen. Von höchster Stelle geplant und organisiert, fuhr dieser Vorgang wie ein Blitz auf die ahnungslosen Betroffenen nieder. Wie die anderen etwa 90 jüdischen Einwohner Offenburgs wurden auch die beiden Familien Hammel sowie die Großmütter Babette und Bertha Hammel am frühen Morgen in den Wohnungen aufgeschreckt; man befahl ihnen, diese binnen einer Stunde zu verlassen. Es wurde gestattet, 50 kg Gepäck zusammenzuraffen und 100 RM auf eine längere Reise mit unbekanntem Ziel mitzunehmen. Vorläufiger Sammelpunkt war die Turnhalle der Schillerschule in Offenburg, in welcher im Laufe des Tages auch alle jüdischen Bewohner der umliegenden Gemeinden zusammengedrängt wurden. Am Abend brachte man die verängstigten Menschen mit Lastwagen zum Bahnhof. Dort stand bereits der Zug, in welchen sie einzusteigen hatten. Wiederum stundenlanges Ausharren, weil auf den Zug gewartet werden musste, mit dem die jüdischen Gemeinden des Bodenseeraumes und des mittleren Schwarzwaldes zu ihnen stoßen sollten. Die Abfahrt war um Mitternacht; man fuhr in Richtung Freiburg mit unbekanntem Ziel ...

Drei Tage später, am Abend des 25. Oktober 1940, treffen unsere beiden Familien in Gurs ein, einem kleinen Ort im französischen Pyrenäenvorland unweit von Pau. Die Wirklichkeit dieses gigantischen Lagers, welches sie an diesem Abend bei regnerischer Witterung mit Tausenden anderen betreten müssen, bestätigt ihre schlimmsten Befürchtungen schon vom ersten Augenblick an.<sup>20</sup> In den fast fünf Monaten Aufenthalt in Gurs, die jetzt vor ihnen liegen, durchleben sie alle nur denkbaren lebensfeindlichen Erfahrungen: „... die tiefe Hoffnungslosigkeit, die vertraute Heimat je wieder sehen zu können; sodann der Zwang, mit nie vorher gekannten Lebensbedingungen konfrontiert zu sein. Das hieß: Leben hinter Stacheldraht und damit die Unterdrückung der persönlichen Freiheit; Leben in ständiger Enge inmitten vieler Menschen und unter ständiger Beobachtung und damit Verlust der Privatheit; Leben unter dem Entzug jeglicher Tätigkeit und damit Verlust der kreativen Energie. Das hieß weiterhin,

auch viele schlimme Umstände ertragen zu müssen: die Trennung der Familien, Hunger, Kälte, Krankheiten und der Tod als ständiger Begleiter; unbeschreibliche hygienische Verhältnisse und ein Minimum an medizinischer Versorgung. Besonders für die vielen alten und älteren Menschen... wirkten sich derartige Bedingungen katastrophal auf ihre Widerstandskraft aus.“<sup>21</sup> So verstarb Babette Hammel bereits am 27. Februar 1941 in Gurs im Alter von 75 Jahren; auf dem dortigen Friedhof ist sie beerdigt worden.

Zwei Wochen vorher hatte ihr Sohn Paul in einem Brief an die Offenburger Familie Neu vielsagend geschrieben. *„Sehr geehrte Familie Neu! Vor allem hoffe ich, dass Sie alle gesund sind. Wir sind es G.s.D. auch.“* Dann aber weiter: *„Vor einigen Wochen bekamen wir von Herrn Stein ein Brot, welches von Ihnen geschickt war. Sie können sich vorstellen, wie groß die Freude darüber war. Ich war zu Tränen darüber gerührt. Wir sind z.Zt. viel knapper an Brot, als zu dieser Zeit, als Sie noch da waren. Das Geschenk war also sehr angebracht bei uns und die Überraschung groß ...“*<sup>22</sup>

Im Frühjahr deutete sich für beide Familien der Wechsel in ein anderes Lager an. Im Zuge der Spezialisierung versuchten die Behörden in Vichy, Familien, ältere und insbesondere kranke Menschen in eigens dafür bestimmte Lager umzusiedeln. Was 1951 offiziell für Julius Hammel bestätigt wurde: *„... a été interné au Camp de Gurs, venant de Offenbourg, du 25 octobre 1940 au 10 mars 1941, date de son transfert au Camp de Rivesaltes (PO)“*, galt für alle Mitglieder beider Familien, auch für Großmutter Bertha.<sup>23</sup> Die materiellen Bedingungen der Internierung in Rivesaltes betreffend, verlief die mit einigen Hoffnungen verknüpfte Übersiedlung in das riesige Lager der Mittelmeergegend allerdings recht deprimierend: Hunger, Krankheiten und die Trostlosigkeit des Schicksals überhaupt dominierten weiterhin. *„Julius und Paul Hammel sind hier. Julius liegt schon 4 Wochen an Gelenk-Rheumatismus. Hedi lag auch 6 Wochen an Gelbsucht“* – *„Paul Hammel war sehr krank, geht es wieder gut.“*<sup>24</sup> Am 25. November 1941 verstarb in Rivesaltes Bertha Hammel, die Mutter von Julius, im Alter von 79 Jahren. Sie wurde auf dem dortigen Friedhof beerdigt.

Mit Beginn des neuen Jahres 1942 deuteten sich Entwicklungen an, welche die gesamte Lebenssituation aller von Grund auf nachhaltig verändern sollten. *„Hammel Julius ist auf Arbeit.“*<sup>25</sup> Leider ist nicht überliefert, in welches Arbeitsverhältnis der 52-Jährige verpflichtet wurde. Zu vermuten ist die Eingliederung in ein *„Groupement de Travailleurs Etrangers“* (GTE), eine Lagerart, in welche bis Oktober 1941 die Mehrzahl der in den großen Lagern der Südzone internierten arbeitsfähigen Männer überführt wurde. Die französische Verwaltung hatte natürlich ein Interesse

an der Verbreitung dieser produktiven Form der Internierung. „Die Internierten ihrerseits verbinden häufig Hoffnungen mit den Arbeitslagern, erscheinen sie doch als eine Möglichkeit, den großen Camps mit ihrer erzwungenen Untätigkeit zu entgehen, etwas Geld zu verdienen und in relativ größerer Freiheit zu leben.“<sup>26</sup> Es handelte sich in der Regel um eine körperlich sehr anstrengende Tätigkeit, die in staatlichen (Straßenbau, Steinbruch, Wald und Forst) oder privaten Diensten (vor allem Landwirtschaft) geleistet werden musste. Entweder verblieb man dabei im Verband eines mit Stacheldraht umzäunten Lagers oder konnte mit etwas Glück bei seinem Arbeitgeber unterkommen. Die Arbeitsbedingungen schwankten naturgemäß stark und reichten von fürsorglicher Behandlung bis zur nackten Ausbeutung der Internierten.

Auch für die beiden Mädchen taten sich neue Perspektiven auf. „Inge ist fort in einer Familie in der Nähe. Hedy hier bei der OSE beschäftigt.“<sup>27</sup> Ingeborg Hammel verlässt am 31.1.1942 das Lager Rivesaltes und begibt sich an ihre erste Arbeitsstelle nach Montpellier. „*She had been adopted by a family named Dreyfuss.*“<sup>28</sup> Dort wird sie im Haushalt beschäftigt, hat sie doch mit ihren 17 Jahren außer einem Volksschulabschluss keinerlei berufliche Bildung vorzuweisen. Für ihre Schwester Hedy wird eine ähnliche Entscheidung vorbereitet. Noch ist sie in Rivesaltes bei der OSE, der jüdischen Kinderhilfsorganisation, engagiert. Sie ist fasziniert von der großartigen humanitären Leistung dieser Gruppe. Doch ihre gesundheitlichen Probleme verlassen sie nicht. Eine Krankenschwester berichtet über sie: „*Je soussignée Mme Krimm Gilbert née Rosenfeld Emmy, infirmière diplômée à Kienzenheim, certifiée avoir eu pendant la guerre 1941 au Camp surveillé de Rivesaltes Pyr.Orient. la famille Julius Hammel de Offenbourg (Allemagne), au cours d'une rafle les parents ont été déportés ... Leur fille Hedwig ... était une grande malade dans mon service; atteinte à la faiblesse extrême, je l'ai soignée pour un Ictère infecté et des Rheumatismes articulaires.*“<sup>29</sup>

Dann die Lösung des Problems: Vivette Samuel, führendes Mitglied der OSE-Gruppe von Rivesaltes, vermittelt sie, die 18-Jährige, zum 1.5.1942 als Angestellte in den Haushalt des Dr. Pierre Cazal, Medizinprofessor an der Universität von Montpellier. Hedy ist glücklich, weil sie glaubt, kompetente ärztliche Hilfe zu erhalten; auch ist sie in der Nähe ihrer Schwester. Aber ihr Aufenthalt wird nur drei Monate dauern ...

Vermutlich überwogen bei Julius und Irma Hammel die Gefühle der Zufriedenheit und des Glücks, als sie beide Töchter dem beschäftigungslosen Lagerkarussell entflohen und dennoch in ihrer Nähe sahen. Für Paul und Mina Hammel indessen entwickelte

sich das Problem der Zukunft ihrer Kinder viel problematischer. In Rivesaltes konnten diese zwar mit ihren Eltern wieder zusammenwohnen. Trotz dieses Vorteils richtete sich die ganze Aufmerksamkeit der OSE (Oeuvre de Secours aux Enfants) darauf, alle Kinder bis zu 15 Jahren aus den großen Lagern herauszuholen und zu retten. Was konnten die Eltern, die sich infolgedessen mit der Trennung von ihren Kindern konfrontiert sahen, von dieser Hilfsorganisation erwarten?

Es war dreierlei: zuallererst Hilfe zum Überleben, die sich auf die Versorgung der Schwächsten mit zusätzlicher Nahrung konzentrierte; ab Mitte 1941 vordringlich die Befreiung der Kinder aus den Lagern; schließlich mit der Unterbringung außerhalb die volle Verantwortung für ihre Sicherheit, Gesundheit und Erziehung – und gegebenenfalls ihre Auswanderung. „War man erst einmal den Händen der OSE anvertraut, so bedeutete dies in aller Regel die Unterbringung in einem eigenen Kinderheim mit anderen Kindern unter der hingebungsvollen Zuwendung und Betreuung durch Erwachsene. Aus der Sicht der Eltern war mit dieser Entscheidung, bei allem Schmerz, vorrangig das Motiv der Sicherheit verknüpft; damit wurde eine gewisse Garantie des Überlebens erlangt, welche sie den Kindern in ihrer derzeitigen hoffnungslosen Lage selbst zu geben nicht mehr imstande waren.“<sup>30</sup>

Im September 1941 findet das schicksalhafte Gespräch zwischen Andrée Salomon, Sozialarbeiterin in Rivesaltes und Vorsitzende der OSE-Gruppe Süd in Montpellier, mit Paul und Mina Hammel statt. Für die Eltern ist es die schwierigste Entscheidung ihres Lebens; es kostet sie unsagbare Überwindung, beide Kinder in blindem Vertrauen einer Organisation zu überlassen, von deren Existenz sie bislang noch nie gehört haben. Aber sie geben der Stimme der Vernunft nach in der Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen.

Am 9. Oktober 1941 verlassen Kurt und Rudolf, 13- und 10-jährig, ihre Eltern. Sie reisen in eine „*colonie d'enfants*“.<sup>31</sup> Gegen Abend erreichen sie mit ihrer Gruppe das Kinderheim Le Masgelier, ein schlossartiges Gebäude in der Gemeinde Le Grand-Bourg, im zentralfranzösischen Département Creuse gelegen.

In den über zehn Monaten der Trennung sind sicher viele Briefe hin- und hergegangen; wir haben leider keine Einblicke nehmen können. Hedwig erwähnt einmal die Korrespondenz von Montpellier aus mit ihren Eltern. Es ist aber zu vermuten, dass alle Mitglieder der beiden Familien an den verschiedenen Standorten die massive Verschärfung der politischen Lage ab der Mitte des Jahres 1942 gespürt haben. Eng damit verbunden war natürlich die Bedrohung ihrer eigenen Existenz.



Ende 1941 wurde politisch entschieden, was die deutsche Regierung schon seit längerem unter dem Begriff der „Endlösung der Judenfrage“ umschrieben hatte. Jetzt wurde nicht mehr die Verpflanzung aller europäischen Juden in irgendeinen entlegenen Landstrich der Erde favorisiert, sondern ihre Deportation und Vernichtung in Lagern Osteuropas. Was Frankreich anging, so oblag es dem deutschen Besatzungsregime in Paris, in Zusammenarbeit mit Vichy die Modalitäten dieses Planes auszuarbeiten. Mitte 1942 willigte die französische Regierung als besetztes Land ein, dass in einer gemeinsamen Aktion eine von den Deutschen geforderte Anzahl von Juden in beiden Zonen festgenommen werden könne, sofern es sich dabei nicht um französische, sondern nur um staatenlose oder Juden anderer Staatsangehörigkeit handle. Damit war der Weg für die Massendeportationen aus Frankreich in die Lager des Ostens geebnet; das bedeutete auch, dass alle jüdischen Internierten der großen Lager des Südens aufs höchste gefährdet waren.

Am 11. August 1942 verlässt gegen 7 Uhr morgens ein Zug den Bahnhof Rivesaltes in Richtung Norden. In die 16 Güterwagen sind bereits ab dem Vorabend jeweils 25 Personen verladen worden, vorwiegend die Juden aus dem südwestdeutschen Raum, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs verschleppt wurden. Unter ihnen sind auch Paul und Mina Hammel. Unterwegs werden noch weitere Waggons aus anderen Lagern angehängt, sodass der Deportationszug 782 Menschen umfasst; darunter sind auch acht Kinder, deren Eltern sich von ihnen nicht trennen konnten. Ankunft in Drancy am Morgen des 12. August. In diesem überfüllten und schmutzigen Lager bei Paris müssen sie auf ihren Weitertransport zum „Arbeitseinsatz in den Osten“ warten. Zwei Tage später werden alle aus Rivesaltes Gekommenen mit dem *convoi* 19 nach Auschwitz deportiert; unter den 1000 Personen befinden sich zum ersten Mal auch (80) Kinder unter 12 Jahren, allerdings aus der besetzten Zone. 115 Menschen, Männer zwischen 18 und 42 Jahren, werden an der Rampe selektiert; alle anderen, auch die Kinder, werden sofort ermordet. Von Paul und Mina Hammel gibt es kein Lebenszeichen mehr.<sup>32</sup>

Dasselbe tragische Schicksal erleiden auch Julius und Irma Hammel. Sie werden am 4. September 1942 zusammen mit 620 anderen jüdischen Menschen mit dem Deportationszug nach Drancy verschleppt. Es bestürzt sie sehr zu sehen, dass auch mehr als 70 Kinder die Fahrt ins Ungewisse mitmachen müssen. Was sie nicht wissen können: offiziell als „*regroupement familial*“ („Familienzusammenführung“) umschrieben, täuschen die französischen Behörden eine „humanitäre“ Aktion für einen politischen Zweck vor: die Kinder, denen man einredet, ihre (nach Auschwitz

deportierten) Eltern wiedersehen zu können, werden dem Zweck geopfert, ein bestimmtes Kontingent an jüdischer Bevölkerung an das deutsche Besatzungsregime auszuliefern.<sup>33</sup> Eine Woche später werden sie mit *convoi* 31 nach Auschwitz weiter deportiert und nach der Ankunft, wie auch alle Kinder, sofort ermordet. Es gibt kein Lebenszeichen mehr von ihnen; sie sind verschollen.

### Die Kinder retten?

Wussten die beiden Mädchen, was mit ihren Eltern geschah, nachdem sie selbst nach Montpellier umsiedeln konnten? Hedwig schrieb später: „*Aus der Korrespondenz, die wir danach mit unseren Eltern aufrechterhielten, erfuhren wir, dass sie am 11. (richtig 4., P.K.) September 1942 von Rivesaltes nach dem Lager Drancy verbracht wurden.*“<sup>34</sup> Und welche Gedanken und Erinnerungen gingen Julius und Irma Hammel durch den Kopf, als sie an diesem Tag durch Montpellier fuhren?

Für Ingeborg und Hedwig galt die Entlassung aus dem Lagerverband nur vorübergehend; es war eine Art Urlaub auf Zeit ohne befreiende Wirkung, mit Meldepflicht in der Stadt und unter ständiger Überwachung durch die Polizei. Vor allem galt die Klausel, ins Lager zurückzukehren, wenn dies eingefordert würde.

Und genau das trat schneller als erwartet ein. „*In August or September 1942 we were tipped off that we had to flee as they were recalling people like us back to the concentration camp (presumably for transportation to the extermination camps) ...*“<sup>35</sup> In dieser höchst bedrohlichen Situation halfen Hedwig ihre Verbindungen mit der OSE weiter: es könnte gelingen, so diese, mittels eines bewährten Kontaktes in Annecy, Département Haute-Savoie, eine Flucht über die nahe Grenze in die Schweiz zu riskieren. Überraschend kam auch Hilfe von Dr. Casal, der eine verheiratete Schwester in Annecy hatte und deren Adresse er den Mädchen auf den Weg gab, als sie ihm ihr abenteuerliches Vorhaben offenbarten. Schon bald nach ihrer Abreise dramatische Momente: „*In Lyon, at a check-point in a railroad station, german soldiers practically caught us and we ran, with the soldiers shooting at us, blindly following the railroad trucks in the dark. Finally catching an empty train, we jumped on it, were helped by the railroad men, who later got us on a train to Annecy*“.<sup>36</sup>

Glücklich und ohne weiteren Zwischenfall erreichten sie Annecy. Aber offenbar geschockt, der nackten Gefahr gerade noch entkommen zu sein, weigerte sich Ingeborg, das erneute Risiko einer Grenzübertretung einzugehen. So blieben beide in dieser französischen Kleinstadt, Hedwig bei den Verwandten Cazals, den Perreaus, und Ingeborg bei einer Familie namens Paccard.



Das hieß für beide natürlich das gefährvolle Leben im Untergrund: die Angst vor der Denunziation, das Vertrauen auf die Loyalität der Gastfamilien, die Ohnmacht, nach dem Schicksal der Eltern zu forschen, der Verzicht auf Schulbesuch und Weiterbildung. Dasselbe Risiko gingen auch die beiden Gastfamilien ein; ihr Mut ist umso bewundernswerter, als die Gastrolle der beiden Mädchen über zwei Jahre dauerte – bis Annecy im Herbst 1944 befreit wurde.

Schon lange bevor die Feindseligkeiten in Europa endgültig zu Ende gingen, meldeten sie sich bei den französischen Behörden, um die Suche nach den Eltern und in Frankreich vermuteten Verwandten aufzunehmen. Nur das letztere gelang: von zwei Vettern, die ebenfalls im Untergrund gelebt hatten, wurden sie über die Suchmeldungen identifiziert und zu einer in Paris lebenden Tante gebracht, welche sich um Unterkunft bei Freunden in der Stadt bemühte. Viele Monate lang verliefen Nachforschungen nach dem Schicksal der Eltern ohne Erfolg. Am 17.10.1945 teilte ihnen das Ministère des Prisonniers, Déportés et Réfugiés schließlich mit: *„Le Chef du Service des Fichiers des Déportés Politiques certifie, d’après les documents que possède son service, que*

*Chateau Le Masgelier*  
(Quelle: [www.resources.ushmm.org](http://www.resources.ushmm.org))

*Monsieur Hammel Julius/Madame Hammel née Hammel Irma née le ... en Allemagne, a été interné(é) à Drancy jusqu'au 11.9.42 (et) est actuellement déporté(é) en Allemagne, et d'après nos fichiers n'est pas encore rentré(é) à cette date.*<sup>37</sup> Diese Nachricht war niederschmetternd und ließ keine Hoffnung auf eine Rückkehr (woher – wohin?) zu.

Am 6. Juli 1946 verließen Ingeborg und Hedwig Hammel für immer Europa und wanderten von Bordeaux aus auf dem Dampfer Alfred E. Smith nach Galveston/Texas aus. Finanzielle Unterstützung leistete, neben einem französischen Kriegswaisenfonds, vor allem ihre Tante Dora dank einer großzügigen Hilfsbereitschaft. Sie, die auch in die USA ausgewandert war, ließ die beiden Nichten zu sich nach New York kommen und ebnete ihnen damit den Start in ein zweites Leben.

Das Schloss Le Masgelier, bereits 1939 angemietet, um im Bedarfsfall Kinder aus der Region Paris zu evakuieren, ist eines der 18 Kinderheime, welche die OSE bis Februar 1944 betreibt. Sie sind entweder frei oder konfessionsgebunden, liegen zumeist in Mittelfrankreich und bevorzugt an Standorten abseits größerer Ansiedlungen, um ein halbautarkes Leben zu ermöglichen, zu dem die Kinder ihren Beitrag leisten. *„Als 1941 die ersten Kinder aus den Lagern eintreffen, entwickeln die Ärzte ein Konzept zur Verbesserung des Ernährungszustandes und der Intensivpflege. Die Probleme sind auch psychologischer Art: die Kinder sind ohne Zweifel glücklich, aber sie können das Lager nicht vergessen. Erst jetzt erkennen sie das volle Ausmaß der Deprivation dort, und sie leiden an einer echten Hungerphobie ... Das Schicksal ihrer im Lager zurückgebliebenen Angehörigen liegt ihnen sehr am Herzen.*<sup>38</sup>

Le Masgelier ist für die Unterbringung der Kinder völlig umgebaut worden, mit Schlaf- und Esssälen, Duschen, Unterrichtsräumen, sogar einer staatlichen Schule. In einem Bericht des Leiters über die eigenen Erziehungsziele heißt es für Le Masgelier im Jahre 1942: *„Schulung und Betreuung der 122 Kinder des Heimes werden durch erfahrenes Personal gewährleistet. Die Kinder erhalten Unterricht und arbeiten sehr aktiv in dem zwei Hektar großen Gemüsegarten und einem Obstgarten mit gut hundert Obstbäumen. Der Obst- und Gemüsegarten ist zu einer wertvollen Versorgungsquelle für das Heim geworden: neben den Kartoffeln kommt auch sämtliches Gemüse aus dem eigenen Garten ... Die Mädchen lernen nähen. Eine Gruppe von Jungen macht bei örtlichen Handwerkern ein Praktikum. Die Heimleitung hat im Frühjahr 1942 einen Anbau fertiggestellt, der fünfzig ältere Jungen aufnehmen soll. Dort wird eine Schule für die Ausbildung zum Polier eingerichtet werden, die die Jugendlichen auf eine Laufbahn als Bauarbeiter vorbereiten und so ihre Zukunft sichern soll ...*<sup>39</sup>

Zahlreich sind aber auch, hier wie in allen Häusern, die Probleme: „*Outre le ravitaillement et l'intendance, le problème majeur consiste à occuper tous ces enfants. Il faut essayer à donner à tous une instruction primaire ou secondaire, habituer les enfants aux travaux de la terre grâce à des potagers qui permettent d'améliorer l'approvisionnement des maisons, envoyer les plus grands dans les fermes-écoles et les chantiers ruraux..., enfin installer des ateliers d'apprentissage... Grâce à l'action de Georges Loinger, des compétitions sportives sont organisées à l'intérieur des maisons puis entre les maisons pour éviter aux enfants de vivre dans la psychose de l'enfermement.*“<sup>40</sup> Schließlich müssen die Heime periodisch Listen mit den Daten der Gäste und des Personals erstellen und an die Behörden schicken, zusammen mit einem „*rapport moral*“ für das jeweilige Heim – ähnlich wie der oben zitierte Bericht – beides vor allem, um die jeweilige Einrichtung und ihre Bewohner einer ständigen staatlichen Kontrolle zu unterwerfen.

Kurt und Rudolf waren 13 und 10 Jahre alt, als sie nach einem Jahr bedrückender Erfahrungen Rivesaltes verlassen konnten. Sie hatten wie alle anderen Kinder dieser kleinen Reisegruppe ein *certificat d'hébergement*, das ihnen behördlicherseits ein Aufenthaltsrecht in der Gemeinde Le Grand-Bourg genehmigte. Dort angekommen fanden sie schnell heraus, dass der deutschsprachige Anteil der Kinder mehr als die Hälfte ausmachte; Französisch sprach nur ein knappes Viertel. Auch Offenburger Muttersprachler traf man wieder unter den 120 Gästen des Hauses, selbst Klassenkameraden ... Sollte man sich da überhaupt die Mühe geben, die Sprache des Gastlandes zu lernen? Aber die Heimleitung bestand darauf, ebenso wie sie den sportlichen Aktivitäten, die Loinger anbot, große Bedeutung zumaß.

Mitte des Jahres 1942 veränderte sich unter dem Druck der politischen Verhältnisse die Lage der Heime von Grund auf. Bis zu diesem Zeitpunkt war es allen Eltern möglich, ihre bis zu 15 Jahre alten Kinder vor oder für den Fall ihrer Deportation der OSE oder anderen ähnlichen Organisationen anzuvertrauen. Mit der Auslieferungspolitik der Vichy-Regierung änderte sich diese relative Sicherheit für die Kinder nun völlig: Nicht nur wurden jetzt die großen Internierungslager erneut mit jüngst verhafteten jüdischen Familien belegt, auf welche im Rahmen großer Razzien in Gesamtfrankreich Jagd gemacht wurde; sondern die bisherige Arbeit der Hilfsorganisationen wurde durch eine Aufhebung des Auslieferungsschutzes beendet, welche die französische Regierung jetzt für alle unter 16-Jährigen dekretierte. Man ging sogar soweit zu verlangen, dass auch diejenigen Kinder, die sich in Heimen befanden und deren Eltern bereits deportiert waren, von der

Polizei wieder in die großen Lager zurücktransportiert würden, um sie in die besetzte Zone zu verschleppen.

Und so geschah es auch. Der nachfolgende Bericht vermittelt etwas von der dramatischen Situation, in welche die Heime der OSE unter diesen Umständen geraten: *„Sechs Tage nach der Razzia vom 26. August 1942 wird der Polizeichef von Guéret vom Präfekten beauftragt, die Abfahrt vom Bahnhof La Souterraine am 2. September um 0.11 Uhr in Richtung Rivesaltes zu organisieren, betreffend 33 ausländische jüdische Kinder, welche in den Schlössern Chabannes und Le Masgelier untergekommen sind ... Zweimal am Abend des 1. September ist er ins Schloss gegangen, um mit den Leitern der Kinderheime den Transport nach La Souterraine für diejenigen Kinder zu besprechen, die auf der ihm vorliegenden Liste aufgeführt waren. Alles klappt ohne Zwischenfall in Le Masgelier, aber in Chabannes sind 6 Kinder verschwunden ... Der Direktor von Chabannes, M. Chevrier, wird von ihm folgendermaßen eingeschätzt: „Bei der Untersuchung, die ich eingeleitet habe, kam heraus, dass M. Chevrier, obgleich entsprechend vorgewarnt, keine Maßnahmen ergriffen hat, die Flucht der Kinder zu unterbinden. Auf der anderen Seite habe ich keinen Beweis, der mir erlaubt zu sagen, dass er sie begünstigt habe.“<sup>41</sup> Die Kinderheime sind zu gefährlichen Fallen geworden.*

Was tun? Unter dem Eindruck solcher Erfahrungen beschloss die OSE einen radikalen Strategiewechsel. Sie entschied sich, die Kinderheime zu schließen, aber nur allmählich, um so wenig wie möglich Aufmerksamkeit zu erregen und um die Fassade ihrer Legalität aufrechtzuerhalten. Sodann aber galt es, die Kinder der drohenden Deportation zu entziehen; diese Aufgabe war entschieden schwieriger, da es sich um etwa 1500 Betroffene in den eigenen Häusern handelte, verschiedensten Alters, meist ohne Bildung und durch Lagerhaft traumatisiert. Unter dem Motto *„Vider les maisons/cacher les enfants“* (Häuser leeren, Kinder verstecken) wurde eine der bemerkenswertesten und dennoch am wenigsten bekannten Hilfsaktionen im Verlauf des Zweiten Weltkrieges gestartet. Um jüdischen Kindern eine Überlebenschance im – notwendigerweise rettungssichernden – Versteck zu geben, waren viele Voraussetzungen zu erfüllen.

Man musste

- ihnen eine neue nicht-jüdische Identität geben („aryaniser les enfants“);
- sie in ein nicht-jüdisches weltliches oder religiöses Milieu implantieren (sie Privatleuten anvertrauen, in Klöstern, Internaten ... verstecken);
- sie durch junge Sozialarbeiter/-innen umfassend betreuen, was natürlich den Kontakt mit den Gasteltern einschloss und auch

das Pensionsgeld betraf, das allmonatlich in aller Regel diesen persönlich überbracht wurde.<sup>42</sup>

Oder aber: Man beschloss, diejenigen unter den jüdischen Kindern und Jugendlichen, welche der sprachliche Akzent oder der äußere Anschein unverwechselbar als solche kennzeichneten, durch eine Emigration in die Schweiz zu retten. Das bedeutete, neben allen Unwägbarkeiten des Ablaufs vor Ort, eine große logistische Anstrengung und das Zusammenspiel vieler Seiten: das Wohlwollen lokaler Behörden bei der Bereitstellung von Klassenräumen für die Kinder oder bei der Vermittlung sicherer Führer über die Grenze; die Loyalität der Eisenbahner, welche am Grenzbahnhof einen eigenen Ausgang errichteten mit der harmlosen Aufschrift „*Colonie de vacances*“ (Ferienkolonie) – und damit die übliche Fahrkartenkontrolle am Ende einer Fahrt vermied; der Mut und die Kaltblütigkeit der „Begleiter“, denen auf dem gefährlichen Weg über die Grenze oft 15 und mehr Kinder anvertraut waren. Und es hieß, sich auf verschiedene Spielformen der Akzeptanz seitens der Schweiz einzustellen, welche diese den jungen Flüchtlingen in Abhängigkeit von der sich ständig verändernden Kriegslage entgegenbrachte.<sup>43</sup>

Am Morgen des 16. April 1943 verlässt eine kleine Gruppe von Kindern und Jugendlichen das Kinderheim Le Masgelier. Sie wird von einer jungen Sozialarbeiterin begleitet; ihr Ziel ist Annemasse, eine Grenzstadt zur Schweiz im Département Haute-Savoie. Alle haben Rucksäcke dabei und scheinen zu entspannten Tagen in eine „*colonie de vacances*“ zu fahren. Im Bahnhof des Städtchens verlassen sie das Gelände über den eigens gekennzeichneten Ausgang und begeben sich in das Centre d'Accueil du Secours National. Dort werden sie gepflegt und später die Nacht zubringen. Georges Loinger, den viele schon von seinen sportlichen Aktivitäten in verschiedenen Kinderheimen her kennen, trifft am Abend ein und geht noch einmal minutiös alle Details des so wichtigen morgigen Tages durch.

Kurt und Rudolf Hammel haben das Glück, dieser Gruppe anzugehören; sie wollen als Flüchtlinge illegal die Schweizer Grenze überschreiten und versuchen, auf Genfer Territorium zu gelangen. 10 bis 15 sind es, Mädchen und Jungen verschiedenen Alters aus Le Masgelier und anderen Heimen des Département Creuse. Am folgenden Tag muss erst einmal abgewartet werden, Loinger versucht mit Ballspielen, die übergroße Nervosität bei allen zu überdecken. Gegen Abend brechen alle auf. Schon im Schutz der Dunkelheit treffen sie auf die wichtigste Person des Unternehmens, den „*passeur*“: seine Aufgabe ist es, die Gruppe sicher über die Grenze zu bringen. Er kennt die Gewohnheiten der französi-

schen und deutschen Patrouillen und die am leichtesten zu überwindenden Grenzpunkte. Kurt und Rudolf vertrauen sich ihm an. Die Grenze verläuft durch ein kleines Wäldchen, sie besteht „nur“ aus einem anderthalb Meter hohen dreifachen Stacheldrahtzaun. Alle aus der kleinen Gruppe schaffen es gegen 21 Uhr, ohne Zwischenfall hindurch zu schlüpfen. Schon auf Schweizer Gebiet, werden sie plötzlich von einem Soldaten mit „Halt da!“ gestoppt. Aber nichts Bedrohliches passiert. Man lässt die kleine Schar auf einen Lastwagen steigen und bringt sie in die nahe Kommandantur. Dort werden alle ausgefragt, und alles wird notiert ... Erleichterten Herzens geben sie Auskunft.

Zu diesem Zeitpunkt war es für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren relativ einfach, in der Schweiz aufgenommen zu werden. War man einmal auf ihrem Territorium, selbst illegal, also ohne Visum, so wurde in allen Fällen eine Duldung ausgesprochen. Ab Herbst 1943, dem Zeitpunkt der deutschen Okkupation Gesamtfrankreichs, wurden diese Bedingungen jedoch deutlich verschärft.<sup>44</sup>

Da sie keine Verwandten in der Schweiz vorweisen können, werden die beiden Brüder zuerst für drei Wochen in den Quarantänelagern Champel und Charmilles bei Genf interniert. Als weitere Zwischenstation leben sie für einige Monate im Kinderheim der Lilly Volkart in Ascona/Tessin; dort treffen sie mit den Haber- und Cohn-Mädchen vier Offenburger Kinder wieder. Doch die italienischsprachige Schweiz erweist sich für Schule und Ausbildung eher als nachteilig. Durch den Kontakt mit dem ehemaligen Erzieherehepaar Isidore und Miriam Bernstein, welches auch in die Schweiz fliehen konnte, gelingt es Kurt und Rudolf, an das bei Genf gelegene Home de la Forêt zu wechseln. Die Bernsteins sind dort wieder als Erzieher angestellt. Das Haus nimmt 90 junge Leute zwischen 12 und 20 Jahren auf, die aus den Häusern der OSE geflohen sind; es bietet Werkstätten verschiedener Richtungen an sowie eine Schule, die helfen soll, in den Genfer staatlichen Schulbetrieb integriert zu werden. Aus einem Brief Kurts an seine Verwandten in den USA: *„Genf, den 23.1.1945 Meine Lieben! Eure 208 Schweizer Franken haben wir erhalten. Vielen vielen Dank dafür. Wir können sie gut gebrauchen. Hoffentlich seid Ihr alle bei bester Gesundheit, was bei uns bisher immer der Fall ist ... Rudolf hat sehr streng Schule, aber seine Lehrer sind sehr nett zu ihm. Ich komme in ein paar Tagen zu einem Gärtner, um Blumengärtner zu lernen. Im April macht es zwei Jahre, daß wir in der Schweiz sind. Hoffentlich geht der Krieg noch dieses Jahr aus ...“*<sup>45</sup>

Spätestens Mitte 1945 wird dann klar, dass beide Brüder die Absicht haben, zu den amerikanischen Verwandten zu emigrieren. *„Von Onkel Leon aus Palästina haben wir auch immer Post. Er*



*hat uns auch schon geschrieben, daß wir nach Palästina kommen sollen. Wir haben ihm aber sofort geschrieben, daß wir nicht nach P. gehen wollen, sondern zu Euch nach Amerika. Wir sind sehr froh, daß unsere Papiere fertig sind. Vielen vielen Dank dafür. Ich persönlich kann nicht den Tag erwarten, bis ich zu Euch kommen kann. Ich denke, daß Ihr das Visum hier zu uns schicken müßt.*<sup>46</sup>

Vermutlich verzögert die komplizierte Beschaffung von Visa für die beiden Jungen eine schnellere Ausreise. Finanziell ist alles geregelt, seit Machol im Februar 1946 einen Betrag von 850 \$ für die Schiffspassage beider hinterlegt hat, dazu später noch einmal 200 \$ für die Eisenbahnfahrt von New York nach San Francisco.

Endlich dann der ersehnte Moment: Mitte August 1946 überqueren sie von Rouen aus den Atlantik nach New York und kommen im September bei den Verwandten Machol in San Francisco an. Die Jungen, die ihre Eltern verloren haben, sind 18 und 15 Jahre alt; in der Familie ihres Onkels finden sie liebevolle Aufnahme.

## Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Freiburg (StAF), F 196/1 – 04714 Julius Hammel Erben
- 2 Leopold Baum, ehemaliger Nachbar in Offenburg, am 17.2.1959 in einem Brief an Kurt Hammel. In: StAF, F 196/1 – 07303 Paul Hammel
- 3 Zahlendaten zu Paul Hammel a. a. O., zu Julius Hammel a. a. O., F 200/7 – 01737
- 4 Vgl. Anm. 1. Zur Lage der Viehwirtschaft in Offenburg: Martin Ruch, Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995, 313 ff.
- 5 StAF, F 196/1 – 10025 Irma Hammel Erben
- 6 Vgl. Anm. 1
- 7 Vgl. Anm. 3 Julius Hammel
- 8 Sehr detailliert Ruch, a. a. O., 368 ff.
- 9 Kurt Hammel an das Landesamt für Wiedergutmachung, in: StAF, F 196/1 – 07306
- 10 StAF, F 196/1 – 7308 Mina Hammel. Minas Bruder Julius Machol hatte bereits 1939 bei einer Schiffahrtsgesellschaft in den USA eine Summe hinterlegt, die die Überfahrt der gesamten Familie gesichert hätte. Die „Arisierung“ von Zellerstr. 21 findet am 31.1.1942 statt. Der Käufer ist der unmittelbare Nachbar. Vgl. Anm. 9
- 11 Stadtarchiv Offenburg, Bestand Nachlass Julius Hammel
- 12 StAF, B 728/1 – 4332
- 13 Vgl. Anm. 11
- 14 Vgl. Anm. 1
- 15 Vgl. Anm. 1, auch StAF F 200/7 – 01737. Allein schon der ungeheure Zeitdruck, unter dem der Verkauf stand (J. Hammel war gerade ein Monat aus Dachau zurück) und die entwürdigende Prozedur des Genehmigungsverfahrens sprachen seriösen Verkaufsbedingungen Hohn.
- 16 Ruch, a. a. O., 28 f.

- 17 StAF, F 196/1 – 04712 Hedwig Hammel
- 18 Dokumentation Zwangsschule für jüdische Kinder in Freiburg 1936–1940. Geschichtswerkstatt der Lessing-Realschule Freiburg. Eigenverlag 2004, 8
- 19 a. a. O., 48
- 20 Zahlreiche autobiografische Berichte stellt zusammen: Erhard R. Wiehn (Hg), Camp de Gurs. Zur Deportation der Juden aus Südwestdeutschland 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2000
- 21 Peter Künzel, Das Schicksal der letzten jüdischen Einwohner von Rust. In: Geroldsecker Land 52/2010, 101
- 22 Ruch, Martin: „Nichts wie hoffen und warten ...“ Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940: Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. In: freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312, 104
- 23 Vgl. Anm. 1. Dt. Übersetzung. „... kam aus Offenburg und wurde vom 25. Oktober 1940 bis zum 10. März 1941 im Lager Gurs interniert; an diesem Tag wurde er dem Lager Rivesaltes (P. O.) überstellt.“
- 24 Vgl. Anm. 22, 161, 109
- 25 Vgl. Anm. 22, 109
- 26 Christian Eggers, Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942. Berlin, 131
- 27 Vgl. Anm. 22, 109
- 28 Vgl. Anm. 17
- 29 a. a. O. Dt. Übersetzung: „Ich, unterzeichnete Frau Emmy Krimm geb. Rosenfeld, diplomierte Krankenschwester aus Kienzenheim, bescheinige hiermit, während des Krieges 1941 im bewachten Lager Rivesaltes (P. O.) die Familie J. Hammel betreut zu haben; infolge einer Razzia sind die Eltern deportiert worden ... mein Dienst erstreckte sich auch auf ihre Tochter Hedwig, die ernsthaft erkrankt war; in extrem schwachem Zustand befindlich, habe ich sie wegen ihrer infektiösen Gelbsucht und wegen Gelenkrheumatismus behandelt.“
- 30 Peter Künzel, Emigration oder Deportation? Zum Schicksal der jüdischen Familie Judas aus Ihringen. In: Badische Heimat 4/2010, 895
- 31 StAF, F 196/1 – 07306 Kurt Hammel
- 32 Serge Klarsfeld, La Shoah en France, 2. Paris 2001, 716 ff. Dort sind auch weitere Umstände erwähnt, unter welchen die Deportation stattfand.
- 33 Diese Kinder befanden sich in aller Regel bereits in den Kinderheimen der verschiedenen Organisationen. Andere befanden sich noch alleine im Lager und im Begriff, einen Heimplatz zu finden.
- 34 Vgl. Anm. 5
- 35 a. a. O. Dt. Übersetzung: „Im August oder September 1942 wurde uns der Wink gegeben, dass wir flüchten sollten, weil sie gerade Menschen wie uns in die Sammellager zurückriefen, vermutlich um sie in die Vernichtungslager zu transportieren“.
- 36 a. a. O. Dt. Übersetzung: „An einem Kontrollpunkt des Bahnhofs von Lyon schnappten uns fast deutsche Soldaten; wir rannten blindlings den Güterwagen folgend in die Dunkelheit; die Soldaten schossen auf uns. Endlich erreichten wir einen leeren Zug, sprangen auf, Eisenbahner halfen dabei, welche uns dann später in den Zug nach Annecy setzten.“
- 37 a. a. O. Dt. Übersetzung. „Der Leiter des Auskunftsdienstes für die politischen Deportierten bescheinigt, dass gemäß den Unterlagen, über welche sein Büro verfügt, Herr Julius Hammel und Ehefrau Irma Hammel geb. Hammel, geb. am ... in Deutschland, bis zum 11.9.1942 in Drancy interniert waren und dass sie nach dem Kenntnisstand unserer Daten bis zum heutigen Tag noch nicht wieder zurückgekehrt sind.“
- 38 Vivette Samuel, Die Kinder retten. Frankfurt/M, 82f.
- 39 a. a. O., 84
- 40 Katy Hazan, Les orphelins de la Shoah. Paris 200, 44. Dt. Übersetzung: „Neben der Verpflegung und Aufsicht besteht das Hauptproblem darin, all diese Kinder zu beschäftigen. Man muss versuchen, allen eine Grund- oder weiterführende Ausbildung zu geben; sie mittels der Gemüsegärten, welche zur Verbesserung der Verpflegung in den Häuser beitragen, an die Arbeiten auf dem Lande zu gewöhnen; dann die ältesten in die landwirtschaftlichen Schulen und Betriebe zu schicken; schließlich Lehrwerkstätten einzurichten ... Dank der Aktivität von G. Loinger werden sportliche Wettkämpfe veranstaltet, innerhalb und zwischen den Häusern, um zu verhindern, dass die Kinder unter dem beklemmenden Gefühl des Eingesperrtseins leben.“

- 41 Le Sauvetage des enfants juifs de France. Actes du Colloque de Guéret, 26 et 30 mai 1998. Eigenverlag der Association pour la Recherche et le Sauvetage de la Vérité historique sur la Résistance en Creuse 1996, 63
- 42 Auf diese Weise entstand ein weitverzweigtes Netz von Verbindungen, das in aller Heimlichkeit operieren musste und deswegen in die Nähe der Résistance geriet. Die Verantwortlichen, die einen bewundernswerten Mut aufbrachten, waren sich der großen Gefahr der Denunziation und Verhaftung bewusst; bei allen großartigen Erfolgen dieser Aktion gab es auch Fälle mit tragischem Ausgang. Literatur: Katy Hazan, vgl Anm. 40. 45 ff., und Sabine Zeitoun, L'OSE au secours des enfants juifs. In: Le Sauvetage ... vgl. Anm. 41
- 43 Neuere Literatur zu diesem Thema: Ruth Fivaz-Silbermann, La Suisse, outil passif de la Résistance. In: La Résistance aux Génocides. Paris 2008. Ebenso: Guerre et frontière. La frontière franco-suisse pendant la Deuxième Guerre Mondiale. Neuchatel 2006. Die Details der nachfolgend geschilderten Flucht in die Schweiz verdanke ich der Korrespondenz mit Frau Dr. Fivaz-Silbermann, Universität Genf.
- 44 Vgl. Anm. 42. Desgl. Ruth Fivaz-Silbermann, La fuite en Suisse. Genf 2011.
- 45 Vgl. Anm. 9. Julius Machol, Bruder von Irma Hammel, hatte von San Francisco aus den Kontakt mit seinen Neffen in der Schweiz hergestellt.
- 46 a. a. O.

## Quellen und Literatur

- Staatsarchiv Freiburg, Bestände der Wiedergutmachung, der Restitution sowie des Landratsamtes Offenburg  
 Stadtarchiv Offenburg, Adressbücher, Zeitgeschichtliche Sammlung, Bestand Nachlass Julius Hammel  
 Stadtarchiv Rheinau, Personenstandsdaten Julius und Irma Hammel  
 Archives de l'Etat de Genève, Flüchtlingslisten (nicht benutzt wurden Unterlagen des Archive de l'Arrondissement territorial de Genève, das als militärische Behörde über Vernehmungsprotokolle von Flüchtlingen verfügt)
- Eggers, Christian: Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942. Berlin 2002
- Familie Cohn. Tagebücher, Briefe, Gedichte einer jüdischen Familie aus Offenburg. Herausgegeben und kommentiert von Martin Ruch. Offenburg 1992
- Guerre et Frontière. La frontière franco-suisse pendant la Seconde Guerre Mondiale. Neuchatel 2006
- Hazan, Katy: les orphelins de la Shoah. Paris 2000
- Hirschberg, Gerd: Von Rheinau über Gurs nach Auschwitz. Stationen der Vernichtung der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim. In: Die Ortenau 80/2000, 237–250
- Kähni, Otto: Geschichte der Offenburger Judengemeinde. In: Die Ortenau 49/1969, 80–114
- Klarsfeld, Serge: La Shoah en France, 2. Paris 2001
- Künzel, Peter: Das Schicksal der letzten jüdischen Einwohner von Rust. In: Geroldsecker Land 52/2010, 95–112
- ders., Emigration oder Deportation? Zum Schicksal der Familie Judas aus Ihringen. In: Badische Heimat 4/2010, 890–904
- Organisation juive de combat. Résistance et sauvetage 1940–1945. Paris 2002
- La Résistance aux Génocides. De la pluralité des actes de sauvetage. Paris 2008
- Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995
- ders., „Nichts wie hoffen und warten ...“ Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940: Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. In: freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312
- Samuel, Vivette: Die Kinder retten. Frankfurt/M 1999
- Le Sauvetage des enfants juifs de France. Actes du colloque de Guéret, 26 et 30 mai 1998. Eigenverlag der Association pour la Recherche et le Sauvetage de la vérité historique sur la Résistance en Creuse, 1996

Wiehn, Erhard R.: Camp de Gurs. Zur Deportation der Juden aus Südwestdeutschland. 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2000

Zwangsschule für jüdische Kinder in Freiburg 1936–1940. Dokumentation der Geschichtswerkstatt der Lessing-Realschule Freiburg. Eigenverlag 2004 ff unter der Leitung von Rosita Dienst-Demuth.

[www.resources.ushmm.org/inquiry](http://www.resources.ushmm.org/inquiry)

[www.etat.geneve.ch](http://www.etat.geneve.ch)

[www.ajpn.org](http://www.ajpn.org)

Ein herzlicher Dank gilt den Offenburger Zeitzeugen Eva Cohn-Mendelsson, Renate Haberer Krauss, Heinz Baum und Rudolf Hammel, durch deren Kontakte manche offene Fragen geklärt werden konnten. Ebenso danke ich Rosita Dienst-Demuth (Oberrotweil), Katy Hazan (Paris) und Ruth Fivaz-Silbermann für wertvolle Hilfe bei der Recherche.

## WeberHaus – 30 000 Häuser in 50 Jahren Firmengeschichte

*Hans Weber*

2010 konnte WeberHaus auf eine 50-jährige Firmengeschichte zurückblicken. In dieser Zeit fanden über 30 000 Familien ein neues Zuhause. Angefangen hat alles 1960 mit 800 DM Startkapital und vielen Ideen.

Jacob Gerold, Zimmermeister in Linx, suchte altershalber einen Nachfolger für sein Zimmerergeschäft. Er fand ihn in Hans Weber, der bereits mit 22 Jahren den Meisterbrief in der Tasche hatte und trotz des jungen Alters über vielseitige Erfahrungen im Zimmererhandwerk verfügte. Doch Hans Weber lehnte zuerst ab, ihm fehle das nötige Geld für die Übernahme der Firma. Jacob Gerold ging es jedoch weniger um größtmöglichen Gewinn, sondern vor allem darum, sein Lebenswerk zu erhalten, und so machte er einen Vorschlag, dem Hans Weber nicht widerstehen konnte: Jetzt den Betrieb übernehmen und erst im Laufe der Zeit und den Möglichkeiten entsprechend zahlen. Und so wurde es gemacht. Zum 1. Januar 1960 übernahm Hans Weber die Zimmerei Gerold mit all ihren Maschinen, Werkzeugen, Kundenstamm, Aufträgen und einem Gesellen. In einer Übergangsphase verblieb Jacob Gerold als Seniorchef weiterhin im Betrieb.

Der Zeitpunkt der Firmengründung im eiskalten Januar war für ein Unternehmen im Baugewerbe äußerst ungünstig gewählt. Auf den Baustellen konnten die Maurer wegen des Frostes nicht arbeiten, Dachstühle blieben unaufgerichtet. Eine schiere Katastrophe! Derweil fielen die Kosten für die kleine Firma natürlich weiter an. Doch mithilfe von Kurt Butsch, Direktor der Volksbankfiliale in Freistett, der an den Jungunternehmer glaubte und ihm einen weiteren Kredit bewilligte, wurde diese schwere Anfangszeit gut überwunden. Das Problem der Unternehmens-



*Der erste Firmensitz*



*Vesperpause – v.l.n.r. Karl Lasch, Karl Metz, Ernst Krieg, Jacob Gerold, Reinhard Heidt, Gerhard Hemmler, Hans Weber*

finanzierung „begleitete“ Hans Weber aber noch sehr lange: „Das Wachstum musste finanziert und vieles mit Wechseln bezahlt werden. Ohne die Möglichkeit der Wechselfinanzierung wäre ein Wachstum, wie es unser Unternehmen in den rasanten Anfangsjahren erlebt hat, nicht möglich gewesen.“ Hans Webers Ziel war es, eines Tages unabhängig von dem Wohlwollen der Banken und Kreditinstitute zu sein. Zwölf Jahre sollte es dauern, bis sein damaliger kaufmännischer Leiter, Jens Thuys, mit der guten Nachricht zu ihm kam: „Wir sind schuldenfrei.“ Seit diesem Tag finanziert das Unternehmen alle Investitionen aus der Firmenkasse.

Der finanzielle Spielraum blieb bescheiden, doch was zählte das schon, wenn man jung war. Nachdem Hans Weber einmal den entscheidenden Schritt in die Selbstständigkeit getan hatte, stand für ihn schnell fest, dass es nicht bei einem Ein- oder Zweimannbetrieb bleiben würde. Seine Motivation bestand darin, etwas „Gescheites“ zu machen, an dem man auch als Mensch mitwachsen könne. Triebfeder bei allem war der Wunsch, mit seiner Arbeit sich selbst und andere zufriedenzustellen und vor allem etwas Produktives zu leisten.

### **Das erste Haus**

Von Anfang an war klar, dass Hans Weber mit der neu gegründeten Firma Häuser bauen würde. Denn der Hausbau hatte ihn seit jeher fasziniert, ja begeistert. Hinzu kam sein Interesse an der Vorfertigung. Denn auf den Baustellen hatte Hans Weber oft genug erlebt, wie der übliche Arbeitsablauf beim Aufrichten eines Daches den Launen des Wetters ausgesetzt war. Die Arbeit wurde immer wieder durch Regen, Sturm, Schnee und Hitze erschwert oder kam eine Zeit lang ganz zum Erliegen. Wie gut wäre es, diesen Fertigungsprozess teilweise in trockene, wettergeschützte Hallen verlegen zu können, überlegte er. Die Idee des Teilfertigbaus war damals schon in Ansätzen vorhanden. Wenn man diese Technologie nun mit dem Material Holz kombinierte – ein faszinierender Gedanke, der Hans Weber nicht mehr loslassen sollte.

Über den Holzfertigbau, wie er seinerzeit bereits in Skandinavien und in den USA praktiziert wurde, hatte der stets gut informierte Hans Weber in einschlägigen Fachzeitschriften viel gelesen. Ein System zum Hausbau in Fertigbauweise selbst zu entwickeln, war damals weder zeitlich noch finanziell möglich. Eines Tages blätterte er in dem Magazin *Bauen mit Holz* und entdeckte dort eine höchst interessante Anzeige: „Lizenz für den Bau von Holzfertighäusern zu vergeben“. „Über diesen Weg könnte es gehen“, fand Hans Weber und meldete sich auf die Anzeige.



*Das erste WeberHaus*

Sie stammte vom Architekten Karl Press aus Salzburg, der zusammen mit einem Zimmerermeister ein Fertigbausystem entwickelt hatte. Press' Partner Uhlig sah aber anschließend keine Möglichkeit, das System zu vermarkten, und überließ es dem Architekten. Dieser suchte nun nach einem Partner, mit dem sich das Ganze realisieren ließ. Er lud Hans Weber zur Besichtigung nach Salzburg ein, wo schon ein paar Holzfertighäuser errichtet worden waren. Die nach Zimmermannsart gebauten Häuser gefielen dem Gast. Karl Press wiederum war froh, einen interessierten Partner gefunden zu haben und konnte auch mit der Statik und den Gutachten zu diesem Fertigbausystem überzeugen. „Daraus lässt sich etwas machen“, erkannte Hans Weber und überlegte, wie sein kleiner Betrieb die Aufgabe bewältigen sollte. Doch derlei Zögerlichkeiten waren bald aus der Welt geschafft und wichen der Begeisterung über die Möglichkeiten, die sich hier auftaten. In der Idee des Holzfertighauses nahm Hans Webers berufliche und persönliche Vision Gestalt an. Der Gedanke, dass sich damit etwas Besseres, Größeres auf die Beine stellen ließe als ein kleiner Zimmereibetrieb, ließ ihn nicht mehr los. Kein Zweifel – hier lag seine Zukunft, er musste nur noch zugreifen. Hans Weber erwarb die Lizenz.

Wieder zu Hause, gab es trotz aller Euphorie eine kleine Phase der Ernüchterung. Nun hatte man die Lizenz, aber wie zog man die Sache auf? Die Planungen für den Bau eines Fertighauses konnte das kleine Unternehmen nicht selbst leisten, so viel war klar. Es existierte ja nicht einmal ein Büro. Bislang hatte die kleine Firma nur reine Zimmermannsarbeiten ausgeführt, Dachstühle aufgerichtet und ähnliche Arbeiten erledigt. Und nun sollten es bald ganze Häuser sein! Rückblickend betrachtet, zeigen sich hier die unerschütterliche Zuversicht und der jugendliche Schwung des späteren erfolgreichen Unternehmers. Der Erwerb der Lizenz und der feste Wille, sie auch zu nutzen, waren ein

Stück unternehmerisches Draufgängertum – das braucht es wohl, um erfolgreich zu sein.

Im Linxer Architekten Hugo Lutz fand Hans Weber einen Mitstreiter. Hugo Lutz brachte das Weber'sche Fertigbausystem unter die Leute, indem er bauwillige Kunden seines Architekturbüros damit bekannt machte. Der Auftrag für das erste Haus kam von Hans Webers Schwester, die zufällig bei Lutz beschäftigt war. Die einzelnen Teile des Hauses fertigte Hans Weber mit seinem Gesellen nach den Maßen des Fundaments in seinem Betrieb so weit vor, wie es nach dem damaligen technischen Stand der Dinge möglich war. Das System steckte ja noch in seinen Anfängen und war längst nicht so ausgefeilt wie heute. Das Haus wachsen zu sehen, war natürlich spannend, das Aufrichten ein Ereignis. Viele Nachbarn wollten zwar nur schauen, aber Hans Weber hatte auch einige Helfer engagiert. Und so ging es wirklich schnell voran, denn hier musste nicht erst ein Stein auf den anderen gesetzt werden. Innerhalb eines Tages stand das Holzständerwerk mit dem Dachstuhl des neuen Heims.

Der Bruder verdiente zwar nichts an dem Objekt, hatte aber später den Vorteil des Werbeeffekts. Gretel Düll erinnert sich noch mit ein wenig Schrecken an die skurrilen Umstände dieses Hausbaues: „Wir waren sozusagen das erste Ausstellungshaus. Es kamen ständig neue Leute, die bei uns durchs Wohnzimmer gingen.“

Bevor das frequentierte Wohnhaus der Dülls sich als Musterbeispiel bewährte und der Werbeeffekt für die ausführende Firma einsetzen konnte, mussten Hans Weber und die neuen Hausbesitzer den Spott der Mitmenschen ertragen. Für die meisten Leute war das Fertighaus nicht nur ungewöhnlich, sondern geradezu verrückt. Der Anblick des nackten, unverkleideten Ständerwerkes erinnerte die Menschen außerdem an Baracken. Daraus sollte etwas Vernünftiges werden?

Auch nachdem das Haus fertiggestellt war, wurde gelästert. Der erste Windstoß werde das Haus wegfegen. Goss es in Strömen, dann warteten die Nachbarn geradezu darauf, dass es bei den Dülls ins Dach hineinregnen würde. Keine dieser Prophezeiungen trat ein. Die Dülls wohnen heute noch glücklich und zufrieden in ihrem Weber-Fertighaus der ersten Stunde. Der Werbeeffekt ist inzwischen größer denn je, denn das Objekt ist nach 50 Jahren noch immer in einem hervorragenden Zustand.

Ende 1961 hatte WeberHaus zwei weitere Häuser in Holzrahmenbauweise fertiggestellt. Daneben sicherte der Betrieb seine Existenz durch mehrgleisiges Arbeiten: Man führte auch noch reine Zimmermannsarbeiten aus, baute Dachstühle und sanierte alte Häuser.

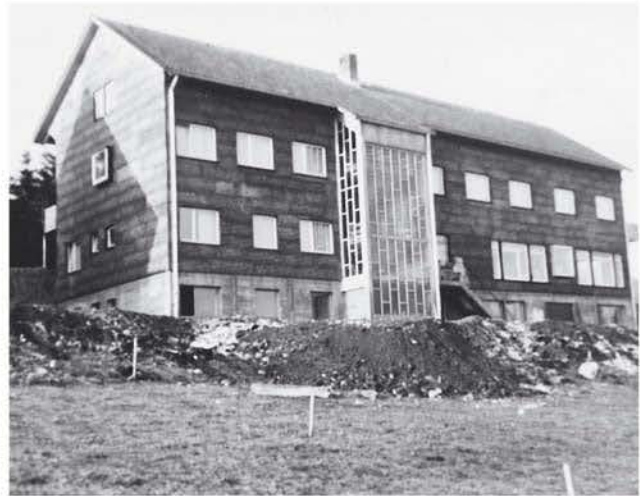


## Stetig bergauf

In den 1960er Jahren ging es steil bergauf. Schon 1963 erging der Auftrag für ein größeres Objekt im Schwarzwald. Dort träumte ein Unternehmer von einem Hotel ganz aus Holz. WeberHaus erfüllte den Traum und baute das „Hotel Wald-eck“ in Altglashütten am Feldberg – für das kleine Team ein echter Prüfstein und vielleicht der eigentliche Durchbruch.

Dieser aufstrebenden Entwicklung musste nun auch äußerlich Rechnung getragen werden. Bis 1963 wurden die ersten Weber-Fertighäuser in der alten Zimmererwerkstätte an der Hauptstraße gefertigt. Sie genügte den räumlichen Anforderungen der expandierenden Firma schon bald nicht mehr. 1962 erwarb Hans Weber deshalb ein Teilgrundstück auf dem Gelände des jetzigen Standortes sowie eine alte Holzhalle aus dem Repertoire der Hafenvverwaltung Kehl, die dort abgebaut wurde und in Linx als erste Produktionshalle wieder zu neuen Ehren kam. 1963 wurde das Unternehmen auf das heutige Betriebsgelände in Rheinau-Linx verlegt.

WeberHaus florierte. Im ersten Geschäftsjahrzehnt gab es traumhafte Umsatzsteigerungen von zum Teil über 100 Prozent jährlich. So erwirtschaftete WeberHaus im Jahr der Betriebsgründung 1960 mit zwei Mitarbeitern einen Umsatz von 35000 DM. 1964 betrug er rund 100000 DM, um sich im nächsten Jahr noch einmal zu verdoppeln und sich 1969 schließlich bei 2,3 Millionen DM einzupendeln. In den ersten zwei Jahren seiner Selbstständigkeit, also 1960 und 1961, baute WeberHaus drei Häuser, im nächsten Jahr waren es doppelt so viele und 1965 schon 17 Objekte. Man beschloss das erfolgreiche Anfangsjahrzehnt 1969 mit insgesamt 70 schlüsselfertig gebauten Häusern.



*Hotel Waldeck in Altglashütten*



*Die Halle vom Kehler Rheinhafen*



*1965/1966 Bau der Schreinerei mit Teleskopkran*

### Schritt für Schritt zum fertigen Haus

Für Hans Weber war der Erfolg nicht weiter verwunderlich, sondern „nur“ eine Bestätigung seiner Idee, an die er – allen Zweiflern und manchen Spöttern zum Trotz – immer geglaubt hatte. Und er gab seine Überzeugung an die Kunden weiter, wenn er selbst als Verkäufer agierte. Bis in die 1970er Jahre ging der Chef regelmäßig mit auf die Baustellen. Zum Aufrichten der Häuser sowieso, das war für den passionierten Zimmerermeister jedes Mal ein Fest. Wichtig war ihm aber auch der direkte Kontakt zu den Bauherren. Es ging nicht nur darum, einen Auftrag abzuwickeln. Hans Weber wollte teilhaben an der Freude der Bauherren, genoss es, wenn diese, flankiert von der versammelten Nachbarschaft, ins Staunen kamen über die Sensation des Tages: „Es ist faszinierend, wenn die Bauherren zusehen, wie ihr Haus wächst. Viele nehmen sich extra einen Tag frei, schauen zu und fotografieren, andere fahren zur Arbeit und wenn sie abends wiederkommen, steht da ihr Haus.“

### 1970: Die Entscheidung: „Nur“ noch Fertighäuser

Endlich geschafft: Zehn Jahre hatte es gebraucht, bis Hans Weber mit seiner Firma auf festen Beinen stand. Das musste gefeiert werden. Stolz lud das Unternehmen die inzwischen stark angewachsene Mitarbeiterschar zu einem Fest ins Gasthaus „Blume“, wo das Dezennium am 16. Januar 1970 begossen wurde. Gleichzeitig setzte beim Chef das große Nachdenken ein. Zehn Jahre nach Geschäftsgründung musste sogar ein Hans Weber zugeben, dass es ihm zu viel wurde. Mit dem Zimmereibetrieb auf der einen und dem Fertighausbau auf der anderen Seite hatte WeberHaus bisher den Spagat zwischen zwei Firmen und zwei Produktionsweisen geschafft. Aber jetzt platzte alles aus den Nähten. Büros, Mitarbeiterschaft, Organisation, Hallengröße – alles schien im Hinblick auf morgen unterdimensioniert.

Die Auftragslage hätte nicht besser sein können, aber Hans Weber spürte mit sicherem Instinkt, dass er an einem entscheidenden Punkt seiner Unternehmerkarriere angelangt war. Immer wieder hatte er in diesen Jahren Überzeugungsarbeit leisten müssen und sowohl die eigenen Mitarbeiter als auch neue und alte Kunden für den Fertighausgedanken begeistert. Die Firma war erfolgreich. Hier lag seine unternehmerische Zukunft, das hatte er im Gefühl. Hans Weber entschied sich, weit vorausschauend, auf den „Bau der Zukunft“ zu setzen und sich fortan ganz auf den Fertighausbau zu konzentrieren. Er zog einen klaren Trennstrich und nahm ab 1. Januar 1970 keine herkömmlichen Zimmereiauf-



träge mehr an. Dieser Schritt sollte sich als goldrichtig erweisen. Die Konzentration auf den Fertighaussektor schuf bei WeberHaus die Voraussetzungen für ein Wachstum „ohne Ende“.

Von 1970 bis 1979 wurden insgesamt 3142 Häuser gebaut. Dementsprechend wuchs die Zahl der Mitarbeiter von 100 im Jahr 1972 auf 760 im Jahr 1979 – nicht nur für damalige Verhältnisse eine sensationelle Entwicklung.

Die enormen Umsatzsteigerungen konnten nur durch die ständige Erweiterung der Werksanlage bewältigt werden. 1972 erfolgte der Bau der 30000 qm großen Produktionshalle in Linx. Bis zur Fertigstellung ging die Arbeit in der alten Halle ohne Unterbrechung weiter, denn die Nachfrage nach Weber-Häusern war sprunghaft angestiegen. Über 150 Häuser produzierte man jetzt bereits im Jahr.

Mit den neuen Hallen hielt 1972/73 auch die industrielle Fertigung Einzug. WeberHaus bekam die ersten Anlagen für eine maschinelle Produktion. Angesichts der großen Zahl der bereits gebauten Häuser kaum zu glauben, dass bis zu diesem Zeitpunkt die Hauswände in Handarbeit auf gewöhnlichen Holztischen „Marke Eigenbau“ hergestellt worden waren.

1978 überschritt WeberHaus die magische Grenze von 100 Millionen DM Umsatz. Um auch für Kunden im norddeutschen Raum präsenter zu sein und weitere Produktionskapazitäten zu schaffen, hatte die Firmenleitung schon seit dem Erfolgsjahr 1975 über den Bau eines zweiten Werkes in Nordrhein-Westfalen nachgedacht. Die Überlegung bedurfte ein paar Jahre der Reifung und nahm dann 1978 in Wenden-Hünsborn Gestalt an. Direkt an der Sauerland-Linie zwischen Olpe und Siegen wurde auf einem Areal von 55000 qm ein modernes Werk errichtet. Bei der offiziellen Einweihungsfeier am 10. Juni freute sich die Region über 300 neue Arbeitsplätze, die eine nach modernsten technischen Erkenntnissen konzipierte Produktionsstätte in ihrer Endstufe bot.

*Bild links:  
Verwaltungsgebäude  
1972 gebaut*

*Bild oben:  
Hallenneubau  
bei laufender  
Produktion 1972*



*Bild rechts:  
Bau des zweiten Werkes  
im Sauerland, Wenden-  
Hünsborn 1978*

*Bild oben:  
1979 Luftbild Werk  
Wenden-Hünsborn*



### **Erfolgsmodelle aus dem Hause Weber**

Viele Entwürfe aus dem Hause Weber sind Erfolgsmodelle geworden. Ein echter Coup Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre war die Erfindung des „Weber-Bogens“, der für lange Zeit das Erkennungszeichen der Weber-Häuser werden sollte. Zum 25-jährigen Firmenjubiläum setzte WeberHaus mit dem „Twenty-five“ einen Meilenstein. Mit fortschrittlicher Architektur und unkonventionellen, über Eck gehenden Grundrisslösungen präsentierte das Unternehmen ein neues Hauskonzept für modernes Bauen und Wohnen. 1986 präsentierte WeberHaus das Ausstellungshaus „Diamant“, die erste Luxusvilla in Fertigbauweise. Damit ließ sich überzeugend darstellen, was mit der Fertighaustechnologie alles möglich war.

### **Die 1980er Jahre:**

#### **Vom tollen Start zum Konjunkturknick und wieder aufwärts**

WeberHaus startete mit Bravour ins neue Jahrzehnt. Mit einem hohen Auftragsbestand ging man ins Rekordjahr 1980, in dem zum ersten Mal über 1000 Häuser gebaut wurden. „Jetzt nur nicht übermütig werden“, warnte Hans Weber seine Belegschaft in einer Rede, denn die Devise für die kommenden Jahre müsse heißen: „Arbeiten, arbeiten, arbeiten ...“ Ob er schon ahnte, dass es bald einen empfindlichen Konjunkturreinbruch und Verkaufsrückgang auch in seinem Hause geben würde?

Über 20 Jahre war es mit den Umsatzzahlen steil bergauf gegangen, aber seit 1981/82 spürte man auf dem deutschen Baumarkt eine merkliche Zurückhaltung infolge der allgemein schlechten Konjunktur und einer gewissen Sättigung. Die Nachfrage ließ nach und sollte erst wieder mit der Wende 1989/90 steigen.



*Bild oben links:  
Der Winkelbungalow mit Weber-Bogen*

*Bild oben rechts:  
Ein Klassiker, das Twenty-five zum 25-jährigen  
Firmenjubiläum*

*Bild links:  
Luxus pur: Mit dem Diamant-Haus setzte  
WeberHaus wieder einmal neue Maßstäbe  
im Hausbau*

Im Dezember 1982 musste auch bei WeberHaus die Produktion gedrosselt werden und Hans Weber schweren Herzens Leute entlassen. Mit der gleichen Mannschaft weiterzumachen wie bisher, wäre „für das Unternehmen tödlich“ gewesen, begründete der Chef seinen Schritt. Zunächst war Kurzarbeit erwogen worden, wegen der Unüberschaubarkeit der wirtschaftlichen Lage hatte man diesen Plan aber wieder verworfen. Trotz des zurückgegangenen Auftragsvolumens beschäftigte WeberHaus in beiden Werken zusammen immer noch 960 Menschen.

Seit dem 1. Oktober 1982 bot das Unternehmen interessierten Bauherren eine Reihe von Verbesserungen, vor allem die um 75 Prozent erhöhte Wärmedämmung der Außenwand, die nun 22 cm statt wie bisher 16,5 cm dick war. Mit dieser ab sofort als Weber-Standard im Festpreis enthaltenen Außenwand konnte die zum 1.1.1984 novellierte Wärmeschutzverordnung der Bundesregierung um ein Vielfaches übertroffen werden. Außerdem gewährte das Unternehmen seinen Kunden jetzt drei statt bisher zwei Jahre kostenlosen Kundendienst sowie eine Erweiterung der Garantie für tragende Bauteile von fünf auf zehn Jahre.

Langsam gewann die Konjunktur wieder an Fahrt. Mit viel Einsatz und Innovationen förderte WeberHaus das Interesse am Bauen. Im Januar 1985 wurde in Linx das großzügig angelegte und für Deutschland einmalige Bauherren-Zentrum eröffnet. Hier konnten sich die zukünftigen Bauherren von geschulten Einrichtungsberatern ausführlich über Häuser und deren Ausstattung beraten lassen.

1987 war endlich wieder Gelegenheit, eine erfreuliche Bilanz zu ziehen: Das 10000. Weber-Haus wurde ausgeliefert. 10000 Weber-Häuser in 27 Jahren.

1989 konnten erstmals seit dem Flautejahr 1983 wieder über 1000 Häuser verkauft werden. Nach dem Zahlenspiegel 2/88 von „Das Hausbau-Magazin: bauen + Fertighaus“ lag WeberHaus mit 185 Millionen DM Umsatz an der Spitze der Branche und konnte sich „Deutschlands größtes Bauunternehmen für Ein- und Zweifamilienhäuser“ nennen. Rund 30 Jahre nach seiner Gründung war WeberHaus mit 960 Mitarbeitern und 220 Millionen DM Jahresumsatz auch im darauffolgenden Jahr Marktführer der Branche.

### **Die 1990er-Jahre: Im Osten was Neues**

Das neue Jahrzehnt begann mit viel Schwung – in Deutschland und bei WeberHaus. Auslöser waren hier wie dort der Optimismus und die Hoffnung, die die neue Einheit des Landes entfachte.

Auch bei WeberHaus stehen die 1990er-Jahre ganz im Zeichen des Aufbaus Ost. Eigentlich logisch, denn nach der Wende würden die Menschen im Osten Deutschlands schnell ihren Lebensstandard verbessern wollen und, wie in den 1960er Jahren im boomenden Westen, sollte es wieder Bedarf an neuem Wohnraum geben. Da dies am schnellsten mit einem Fertighaus zu realisieren ist, sehen die Chancen für die Branche zunächst gut aus. Der Aufbau Ost lief anfänglich rund, 1993 kamen gut 20 Prozent des Auftragsvolumens aus Ostdeutschland. Dass die Nachfrage in Ostdeutschland nicht immer so stark sein würde wie in den Jahren nach der Wende, war vorauszusehen.

Doch streckte man in den 1990ern die Fühler in alle Richtungen aus und agierte auf verschiedenen Schauplätzen. So wurde 1993 Europas erstes Ausstellungshaus für barrierefreies Wohnen im Münchener Bauzentrum eröffnet. Mit großem Elan wurden weitere Ausstellungshäuser kreierte. Darunter – zum 30-jährigen Firmenjubiläum – der sehr erfolgreiche Entwurf „Trenta Nova“ aus dem Jahr 1990 und die mediterran anmutende „Villa Toscana“ zum 35-jährigen Bestehen. Womit WeberHaus bewies, dass



*Bild oben links:  
Das erste barrierefreie Ausstellungshaus  
in München*

*Bild oben rechts:  
Toskana – italienisches Flair*

*Bild links: Rainbow*

südliches Flair auch jenseits der Toskana am Oberrhein Gestalt annehmen kann. Das „Rainbow“ war eine Architekturinnovation. Durch einen großflächigen Rundbogen und viel Licht im Raum wirkte das Haus großzügig und modern.

### **Vorreiter beim Energiesparen**

Im Januar 1990 präsentierte WeberHaus gemeinsam mit anderen Baufirmen das Projekt „Niedrigenergiehäuser“ (NEH), das in Heidenheim, Baden-Württemberg, durchgeführt und erneut vom Fraunhofer-Institut für Bauphysik in Stuttgart wissenschaftlich begleitet wurde. Vor allem sollten moderne, also energiesparende Bautechnik und Umweltschutz miteinander in Einklang gebracht werden.



*Övolution*

Ziel der Niedrigenergiehaustechnik ist der sparsame Einsatz verfügbarer Ressourcen und die Reduktion von Schadstoffbelastungen sowohl für den privaten Haushalt als auch für die Umwelt. Hans Weber war von dieser Idee persönlich fasziniert und fühlte sich herausgefordert. Was in der Autoindustrie gelungen war, nämlich die Verbrauchswerte für Benzin von durchschnittlich zwölf bis fünfzehn Liter in den 1970er Jahren auf fünf bis acht Liter bis zum Ende der 1980er Jahre zu senken, das sollte auch in der Heiztechnik für Wohnhäuser möglich sein. Auf diesem Wege wurde das Weber-Niedrigenergiehaus als das Nonplusultra im Heizkostenbereich

entwickelt – mit einem Verbrauch von etwa sieben Litern Heizöl pro Quadratmeter Wohnfläche und Jahr. Nachdem die Ergebnisse des Forschungsprojekts Heidenheim vorlagen, stellte WeberHaus zum 1. September 1990 als erster Hersteller die gesamte Produktion auf den Niedrigenergiestandard um. Ein überzeugendes Verkaufsargument!

Richtungweisend für die Zukunft war 1997 die Einführung des Hauses „Övolution“, mit dem WeberHaus energietechnisch den Schritt ins nächste Jahrtausend vollzog. Der Entwicklung vorausgegangen war die Beantwortung einer Frage, die Hans Weber und andere innovative Köpfe des Unternehmens immer wieder beschäftigt hatte: Was konnte man tun, um natürliche Energieresourcen noch sinnvoller als bisher zu nutzen, ohne dabei die Umwelt zu belasten?

Mit Unterstützung des Solararchitekten Rolf Disch aus Freiburg im Breisgau und in Kooperation mit namhaften Partnern, wie dem Fraunhofer-Institut für Bauphysik, Buderus, G+H ISOVER, Kunz, Siemens und Vegla, startete 1995 ein Forschungsprojekt mit einer ganz schlicht klingenden Aufgabenstellung: die Entwicklung eines 3-Liter-Hauses sowie des Null-Heizenergie-Hauses – eines Hauses, das nicht von Luft und Liebe, aber von der Kraft der Sonne leben, d. h. seinen Energiebedarf vollständig aus ihr beziehen sollte.

WeberHaus ging ans Werk und konstruierte ein Gebäude mit zur Südseite geneigtem Dach und 50 cm dicken und entsprechend gedämmten Wänden. Dazu gab es Unterstützung von oben und unten: Auf das Dach wurde eine Solaranlage montiert und in den Keller ein Tank mit einem Fassungsvermögen von 20000 Liter eingebaut, der das von den Solarkollektoren er-



wärmte Wasser für die Heizung speicherte. Den Strom für die Haustechnik lieferte eine zusätzlich eingebaute Fotovoltaikanlage.

Sowohl bei der Gewinnung von Warmwasser als auch bei der Stromerzeugung spielte die Sonne eine zentrale Rolle. Eine möglichst effiziente Nutzung ihrer Energie erzielte man durch die Ausrichtung des Grundrisses zum Lauf der Sonne hin. Auf der Südseite des Hauses waren aus diesem Grund große Fensterflächen mit einer stark dämmenden Wärmeschutzverglasung vorgesehen, während man auf der kühleren Nordseite auf Fenster weitgehend verzichtete. Dies reduzierte den ohnehin geringen Energieverbrauch auf ein Minimum. Kern-

element dieses ökologischen Innovationskonzeptes ist die Außenwand des Hauses. Die bislang schon gute Wärmedämmung der WeberHaus-Wände wurde hier noch einmal optimiert und der U-Wert auf ein Minimum von  $0,08 \text{ W}/(\text{m}^2\text{K})$  reduziert. Mit dem von Architekt Rolf Disch ausgetüftelten Konzept „Övolution“ war das selbst gesetzte Klassenziel erreicht, denn es setzte, wie auch die Niedrigenergiehäuser von WeberHaus, auf die optimale Nutzung regenerativer Energien.

Unter den Namen „Övolution“ und „Övolution Plus“ wurden diese Visionen mithilfe einer Förderung des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie Wirklichkeit. Das 3-Liter-Haus von WeberHaus präsentiert sich mit einem Energiebedarf, der im Vergleich bei nur 30 Prozent liegt. Das Null-Heizenergiehaus erlaubt sogar den vollständigen Verzicht auf den Einsatz fossiler Brennstoffe.

Einziges Wermutstropfen: Die kostspielige Technik war für die Massenproduktion leider nicht geeignet. Peter Liehner, Geschäftsführer bei WeberHaus, kennt „Övolution“ wie seine Westentasche. „Das System war ein Quantensprung für die damalige Zeit!“ Auch wenn sich Interessenten damit teilweise „überfordert“ fühlten, ist sich Peter Liehner seiner Sache sicher und prophezeit: „In ein paar Jahren werden solche Häuser in Neubaugebieten wie Pilze aus dem Boden schießen.“

Ein weiteres innovatives Energiespar-Highlight der 1990er-Jahre war das Weber-Passivhaus, dessen Technologie auch heute noch als spektakulär gilt. Das Haus hat einen Heizwärmebedarf von nur 1,5 Liter Heizöl oder  $15 \text{ kW}/\text{m}^2$  pro Jahr. Dies ist der positive Effekt eines ausgeklügelten Energieeinspar- und Energieerhaltungssystems, bestehend aus Solaranlage, kontrollierter Lüf-

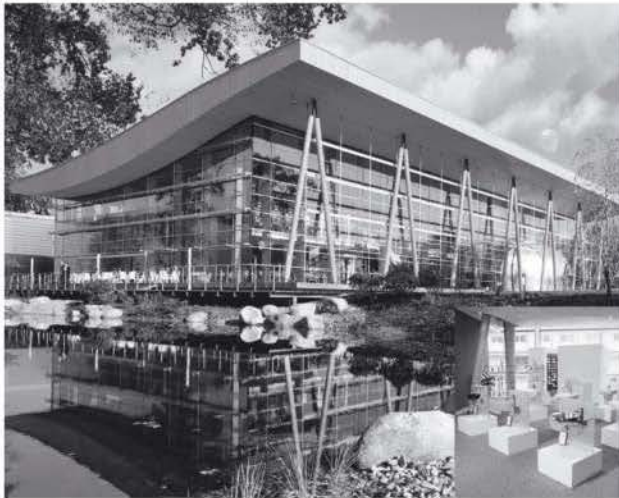


*Das Passivhaus*

tungsheizung und Wärmerückgewinnung sowie dem EIB-System zur zentralen Steuerung aller elektrischen Anlagen wie Beleuchtung, Beschattungs- und Heizungsanlagen und zur Vernetzung von Telefonen und Computern in einem Gebäude.

Der geringe Heizwärmebedarf von  $15 \text{ kW/m}^2$  pro Jahr macht ein konventionelles Heizsystem im Haus überflüssig. Solare Wärme, die Eigenwärme der Bewohner sowie die von Elektrogeräten erzeugte Wärme decken den geringen Energiebedarf des Sparhauses komplett. Damit schlägt das Passivhaus alles bisher da gewesene im Hausbau: Ein Passivhaus benötigt nur ein Zehntel Heizenergie eines konventionellen Hauses und sogar Niedrigenergiehäuser brauchen noch viermal mehr Heizenergie.

### „World of Living“ – Wohnvisionen werden wahr



*Halle der Kreationen  
in der World of Living*

Man suchte schon seit einiger Zeit nach einer Idee, die Welt des Wohnens gestern und heute neu zu präsentieren. Am Anfang stand wieder einmal eine Vision: Hans Weber wollte eine Ausstellung kreieren, wie es sie noch nie gegeben hatte. Nicht einfach nur ein paar Ausstellungshäuser, die besichtigt werden können. Das kannte man jetzt alles schon. Schließlich war Wohnen mehr, als nur ein Dach über dem Kopf zu haben.

Worin besteht dieses Mehr? Wohnen ist seit jeher ein Bedürfnis und ein Gefühl. Seit

Anbeginn der Zeiten arbeitet der Mensch daran, diesem Bedürfnis gerecht zu werden, dem Gefühl Ausdruck zu verleihen. Und genau das müsste man einmal darstellen können. Aber wie? Mit einer Erlebniswelt, deren Besucher das Wohngefühl am eigenen Leib erfahren können. Dem Team um Hans Weber schwebte eine Art Museum vor, das die Entwicklung des Hausbaus und Wohnens der letzten 20000 Jahre zeigen sollte. Dabei spannte sich der Bogen gedanklich schon vom Damals zum Heute. Wie lebten die Menschen früher und wie bauen sie in unserem Jahrtausend?

Zu dieser zurückblickenden Unterhaltungs- und Wissenswelt für die ganze Familie dachte sich Hans Weber auch eine ganz praktische, informative Seite mit Blick auf die Gegenwart und die Zukunft: Eine Ausstellung mit Messe-Charakter sollte die Besucher aus dem historischen Rundgang ins Hier und Jetzt zurückholen, sie mit der Philosophie und dem Angebot von WeberHaus bekannt machen, sie von den Möglichkeiten dieser Welt des Wohnens einnehmen. Es war klar, die Sache würde große Dimen-

sionen annehmen und viel Geld kosten. Wenn man schon die Idee hatte und weder Kosten noch Mühen scheute, so etwas aufzuziehen, warum nicht gleich Europas ersten Infotainment-Park zum Thema Bauen und Wohnen präsentieren?

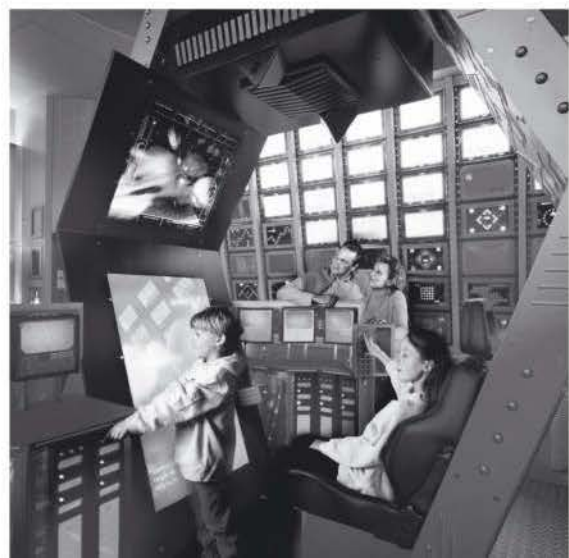
Am 14. Oktober 2000 wurde die „World of Living“ in Anwesenheit des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, Walter Riester, eröffnet.

Die „World of Living“ ist als Erlebniswelt für die ganze Familie konzipiert, entsprechend groß ist auch das Angebot für Kinder, das sich im Park fortsetzt. „Tierbehausungen spielerisch entdecken“ lautet hier das Motto. Der Erlenpark ist eine 75 000 Quadratmeter große Parkanlage mit einem kleinen See. Der alte Baumbestand bietet heute als wundervolle Kulisse das ideale Ambiente zur Präsentation der modernen Weber-Ausstellungshäuser. Der „Kolumbus-Saal“ ist ein weiterer Bestandteil der „World of Living“. Hier werden Vorträge und Seminare abgehalten. Vielfältige Aktivitäten finden das ganze Jahr über statt und locken Besucher aus nah und fern an.

### Der Führungswechsel

Der Führungswechsel erfolgte im Jahr 2004: Hans Weber übergab das operative Geschäft an seine Tochter Heidi Weber-Mühleck. Der Senior-Chef übernimmt weiterhin Sonderaufgaben und bleibt dem Unternehmen in beratender Funktion erhalten. Weitere Geschäftsführer sind außerdem Peter Liehner, der für Vertrieb und Marketing zuständig ist, und Gerhard Stehling, der Leiter des kaufmännischen Bereichs ist. Die Übergabe des Unternehmens in die Hände der Tochter ist auch Garantie dafür, dass WeberHaus ein Familienunternehmen bleibt.

*Im Universum der Zeit: verschiedenste Epochen und „Wohnwelten“*





*Heidi Weber-Mühleck  
und Hans Weber*



*Das Haus zum 50-jährigen  
Firmenjubiläum: generation5.0,  
energieeffizient, sparsam und  
flexibel*

### **Mit Immobilien in die Wirtschaftskrise**

Der Rückgang von einst 220000 Baugenehmigungen für Ein- und Zweifamilienhäuser pro Jahr auf 80000 im Jahr 2008 in Deutschland ist für die Baubranche schon schwierig genug. Die weltweite Wirtschaftskrise muss nun noch zusätzlich gemeistert werden. Bedingt durch die neue Situation reagierte auch das Unternehmen WeberHaus. Um dem anhaltenden Kostendruck standzuhalten, wurde die Verwaltung in Linx zentralisiert.

Allen Widrigkeiten zum Trotz: Anfang 2010, im Jahr des 50-jährigen Bestehens, wird das 30000. WeberHaus gebaut.

Hans Weber zieht trotzdem ein ebenso realistisches wie optimistisches Fazit aus 50 Jahren WeberHaus: „Ein Unternehmen, das so lange existiert, ist einem ständigen Auf und Ab ausgesetzt. Es gibt immer wieder gute Zeiten und immer wieder schlechte Zeiten. Diese jeweils rechtzeitig zu erkennen und für das Unternehmen das Beste daraus zu machen, war für mich stets die größte Herausforderung.“

Quellennachweis: Hans Weber Lebens(t)räume.  
Eine Biografie von Frank Simon und Hermann Strasser

## Am Anfang war das Harz: Pech-, Ruß- und Lackproduktion im oberen Renchtal

Heinz G. Huber

„Den gebürgigen rauhen Schwarzwald hat Gott mit der Nahrung des gewaltigen Holzgewerbes, der Viehzucht und des Hartzens begabt“, stellte 1596 der Kartograph Dr. Georg Gadner<sup>1</sup> fest. Während im Murg- und Kinzigtal die vorhandenen Floßmöglichkeiten die Holznutzung des Waldes begünstigten, waren die unzugänglichen Wälder im oberen Renchtal und um den Kniebis ursprünglich das Zentrum der Harzgewinnung im Schwarzwald. Sebastian Münster schreibt in seiner „Cosmographia“: „Also findestu bey dem Ursprung des Wassers Murg/nemlich hinter Kniebis/dass sich das Volck mit Hartz ablesen und klauben ernehret.“<sup>2</sup>

Grimmelshausen lässt seinen Romanhelden Simplicissimus auf seinem Rückweg vom Mummelsee in der Wildnis auf sechs schwäbisch sprechende Waldbauern treffen, „die mit dem Harz zu tun hatten“<sup>3</sup>. Sie stammten aus dem Baiersbronner Tal, wo schon 1423 Einwohner in fürstenbergischen Waldungen Harzrechte hatten.<sup>4</sup> Im Jahr 1469 hatte Graf Heinrich von Fürstenberg dem Gastmeister zu Kniebis, Gilgen Auberlin, das Recht verbrieft, in den Wäldern von Rippoldsau zu harzen.<sup>5</sup> Als Herzog Friedrich von Württemberg aus merkantistischen Nutzungserwägungen 1602 das Harzen überhaupt verbot, richteten die Baiersbronner eine Bittschrift an ihn. Darin ersuchten sie ihren Landesherrn, dem Harzgewerbe weiter nachgehen zu dürfen, „sonsten sie keine andere Nahrung wissen noch haben“.<sup>6</sup>

Dessen Nachfolger Herzog Johann Friedrich gestand den Baiersbronnern 1616 zu, „in den Walden, tieffen thälern, gründen und abgelegenen Orten, daraus man das Holz sonst zu keinem anderen Nutzen bringen kann“, zu harzen. Für die Nutzung musste eine Gebühr entrichtet werden. „Harzvögte“ hatten über die Nutzung zu wachen und darauf zu achten, dass die Berechtigten sich am Anbrechen der Bäume beteiligten.<sup>7</sup> Die Baiersbronner beschränkten sich jedoch bei ihrem Gewerbe nicht auf ihre eigenen Wälder, sondern harzten auch verbotenerweise in anderen Herrschaften. Im Jahr 1688 beschwerten sich die Vögte der an den Windeckischen Wäldern berechtigten Gemeinden Sasbachwalden, Neusatz und Bühlertal, dass aus Baiersbronn 24 Harzer in diesen Waldungen gefrevelt hatten.<sup>8</sup>

Die württembergische Forstschutzpolitik, die Ablösung der alten Nutzungsrechte und der die Holzwirtschaft begünstigende



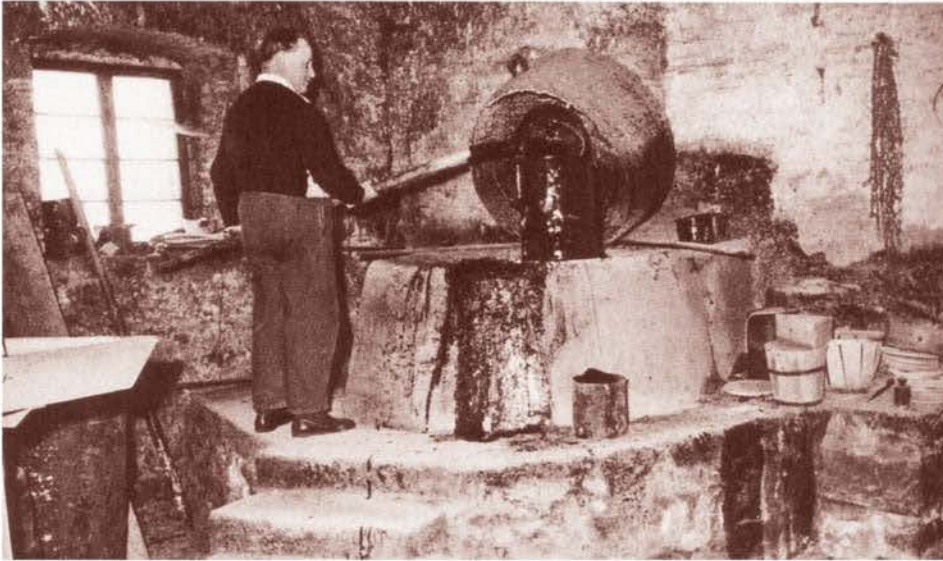
*Einer der letzten Harzer im Renchtal, der in die Fichte eine Lachte schneidet (Stadtarchiv Oppenau).*

Ausbau der Verkehrswege entzogen den württembergischen Harzern ihre Erwerbsmöglichkeiten. Heinrich Hansjakob berichtet von den armen Tagelöhnern auf dem Kniebis in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die bei Nacht und Nebel „wie eine Lichterprozession“ mit ihren Kerzen ins Walddickicht schlichen, dort die Harzkanäle der von ihnen angerissenen Fichten leerten und ihre Beute zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, Pech und Kienruß verarbeiteten. Dabei mussten sie ständig befürchten, von dem Forstpersonal ertappt und hart bestraft zu werden.<sup>9</sup>

### Harzkrieg im Renchtal

Die Harznutzung in den Wäldern des oberen Renchtals begann, seit dem 17. Jahrhundert eine immer größere Rolle zu spielen.<sup>10</sup> Um die Oppenauer Hochwaldungen, um deren Besitzstatus und Nutzung wurden zwischen der fürstbischöflichen Landesherrschaft und den Bewohnern des hinteren Renchtals erbitterte gerichtliche Auseinandersetzungen geführt, die bis hin zum Reichskammergericht ausgetragen wurden.<sup>11</sup>

Zunächst war im Jahr 1700 die Harznutzung auf vier Wochen begrenzt worden: Harz durfte nur 14 Tage vor und 14 Tage nach Johanni gesammelt werden.<sup>12</sup> Der Nutzerkreis war dagegen nicht eingeschränkt worden. Im Jahr 1784 sprach das Reichskammergericht der Landesherrschaft das Eigentumsrecht am Hochwald zu; diese vergab den Hochwald als Erblehen gegen ein einmaliges „Laudemium“ von 13000 Livres an das Tal. Die Harznutzung wurde in einer eigenen Ordnung von 1785 neu geregelt.<sup>13</sup> Die Waldmeisterei sollte im Auftrag der Gemeinde eigens angestellte Tagelöhner die Harznutzung zugunsten der „Waldkasse“ vornehmen lassen. Als die Harzzeit begann, ließen sich Bauern und Tagelöhner vom Harzen zu ihrem privaten Nutzen nicht abhalten. Gegen die Forstfrevler wurden Geld- und Gefängnisstrafen, in einem Fall sogar eine Zuchthausstrafe verhängt.<sup>14</sup> Der Oppenauer Schultheiß bat die umliegenden Herrschaften, illegal gesammeltes Harz beschlagnahmen zu lassen. Im Dezember 1788 wurde in Dur-

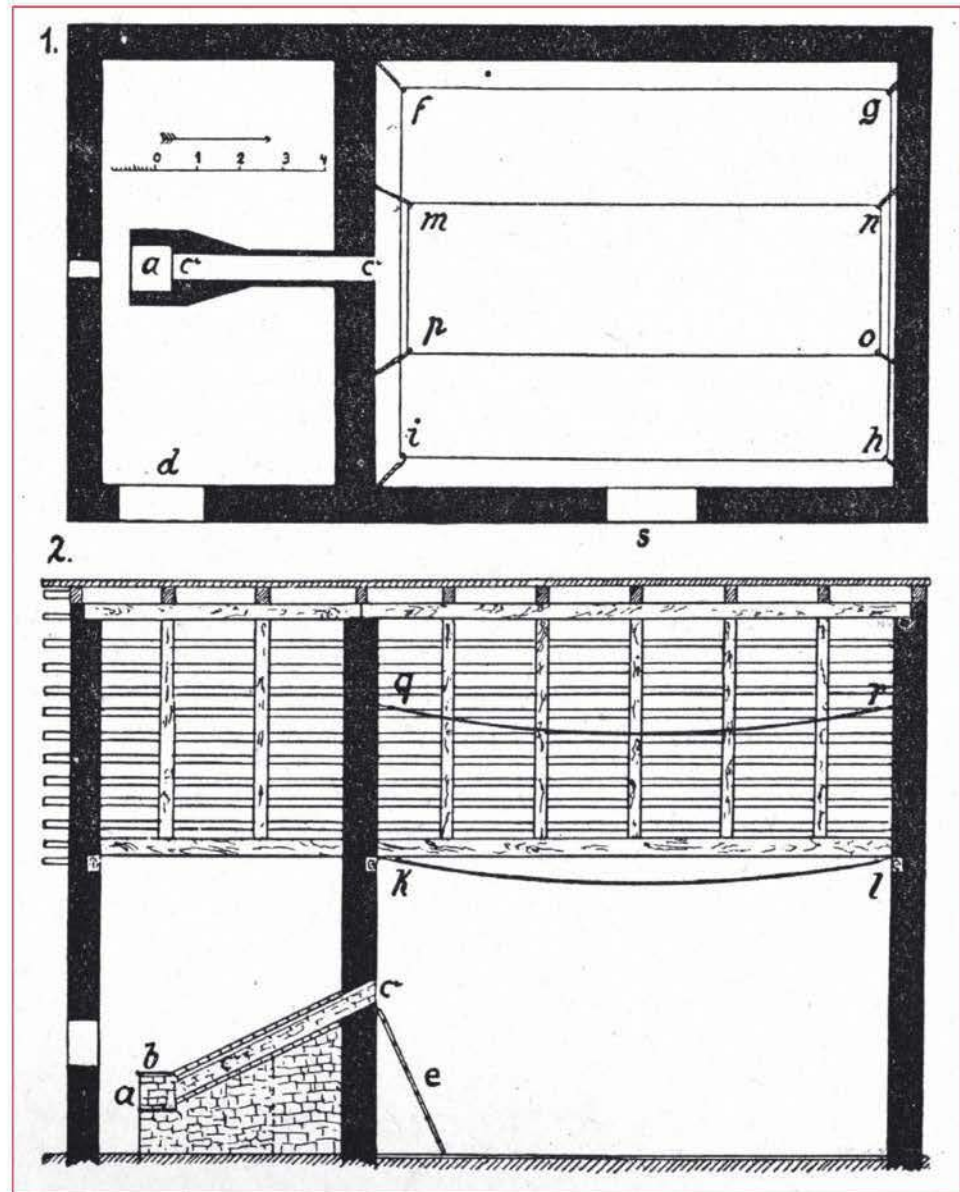


*Blick ins Innere  
der Löcherberger Pech-  
siederei (Archiv des  
Verfassers).*

bach vom dortigen Amtmann ein Oppenauer mit einem Wagen Harz gestellt, das Harz wurde „mit Arrest“ belegt.<sup>15</sup>

Die vielfältigen Konflikte eskalierten 1789 nach Ausbruch der Französischen Revolution. Am 15. September besetzten 800 bewaffnete Bauern das Rat- und Gerichtshaus in Oppenau. Sie forderten die Rückzahlung der bereits verhängten Strafgelder, die Änderung der Wald- und Harzordnung, den Ausschluss der Oppenauer von der Hochwaldnutzung und die Freilassung der Gefangenen. Sie drohten damit, „dass sie das Räubernest Oppenau entweder ganz niederreißen oder anzünden und einige Bürger totschiessen, die übrigen aber zum Teufel jagen werden“.<sup>16</sup> Damit wird sichtbar, dass der Unmut der Talbauern sich nicht nur gegen die landesherrliche Obrigkeit, sondern gegen die landlosen „Städter“ richtete, die nach Partizipation an den genossenschaftlichen Rechten strebten und damit auch in den Augen der Bauern die Ressourcen weiter verknappten. Auf Ersuchen des Obervogtes von Brudern marschierten am 15. Februar 1790 1032 Mann pfälzische und kurmainzische Truppen im Oberamt Oberkirch ein. Mit brutaler Gewalt wurden Untersuchungen gegen die „Rädelsführer“ angestellt: 24 Unruhestifter wurden in die Zuchthäuser von Mainz und Mannheim gesteckt. Die Gemeinden wurden mit hohen Exekutionskosten bedroht, denn die Gesamtkosten der Besatzung beliefen sich auf 135 543 fl.<sup>17</sup>

Trotz der Präsenz der Husaren hielten sich die Bauern nicht an die Harzordnung. Der Griesbacher Waldknecht Andreas Börsich traf am 9. Juni 1790 vier Bürger beim Harzen an. Als er sie fragte, ob sie „für die Waldkasse“ harzten, lachten sie ihn aus und erklärten, sie würden das Harz auf eigene Rechnung verkaufen. In der Rotte Ibach erhielt der dortige Waldknecht Iringer von Georg Huber zur Antwort, im Hintertal hielten sie es „wie in uralten

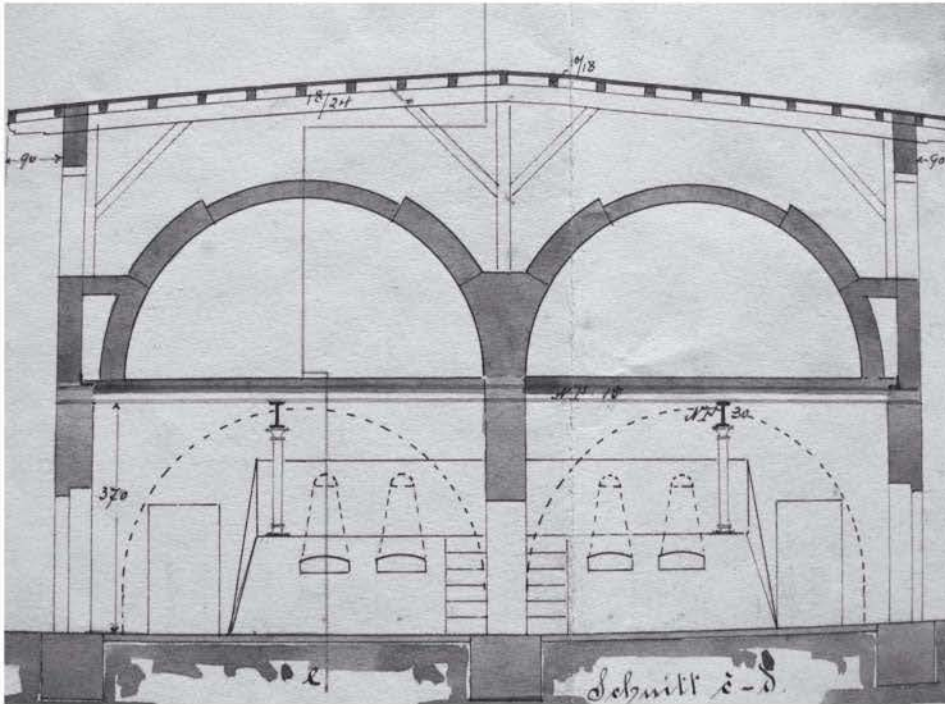


Grundriss und Querschnitt durch eine Rußhütte: Den vorderen Bereich bildet der Ofenraum, den hinteren Bereich das Rußgewölbe (Archiv des Verfassers).

Zeiten“, dass ein jeder für sich harzen sollte. In der Rotte „Wilde Rench“ traf der Waldzwölfer Martin Braun auf einen Trupp von 43 Mann, die ohne Widerrede zur Waldkasse harzten. Eine andere Gruppe habe sich von Josef Trayer und Michael Spinner aufwiegeln lassen, auf eigene Rechnung zu harzen. Auch in Löcherberg gab es Widerstände. Der Auszügler Joseph Roth erklärte, er harze nicht für die Waldkasse, „auch wenn man ihm das Leben nehme“. Christian Müller begann mit dem zur Aufsicht abgeordneten Ausschussmann obendrein noch zu „zanken“ und nannte ihn „einen liederlichen Kerl“.<sup>18</sup>

Der Waldknecht Anton Gmeiner und sein Sohn sahen in Döttelbach die rechtmäßig ausgesandten Harzer davoneilen. Die wütende Ehefrau des Andreas Faißt aus Döttelbach habe mit einer eisernen Mistgabel am Weg gestanden und damit „einen Streich nach ihm geführt“. Auch habe sie mehr als zehn faustgroße





*Industrieller Standard der Rußherstellung – Plan zum Bau der Rußfabrik Mengelsmatt mit Gewölben und Öfen 1890 (Archiv Hansfrieder Gros).*

Steine nach ihm geworfen und in einem fort geschrien: „Du Brotdieb, du bist derjenige, der unseren Kind das Brot nimmt.“ Durch Steinwürfe wurde Gmeiners Sohn Kaspar verletzt, dass er den Arzt in Oppenau aufsuchen musste. Am 19. Juni 1790 wurde dem Oppenauer Schultheiß vermeldet, dass Oppenauer Talbauern in Zell a. H. versucht hatten, Gewehre zu kaufen. Im Wald wurden fünf Hocken Harz gestohlen. Ein Rechenmacher auf der Moos wurde verdächtigt, illegal gewonnenes Harz angekauft und über die Grenze gebracht zu haben. Der Widerstand gegen die Harzordnung von 1785 ging von den Hofbauern aus, die sich in ihren Rechten nicht einschränken lassen wollten. Die Tagelöhner, die mit dem Harzen beauftragt werden sollten, hätten eine Verdienstmöglichkeit bekommen; überdies erforderte eine halbwegs schonende Forstwirtschaft eine strenge Reglementierung des Harzens.<sup>19</sup>

Weitgehend konfliktfrei gestaltete sich das Harzen in den Klosterwäldern von Allerheiligen. So schloss das Stift 1778 einen Vertrag mit den Oppenauer Bürgern Bernhard Schreiner, Franz Hoch, Christian Heimburger und Josef Chetsch über die Beharzung des Waldes des Gotteshauses Allerheiligen. Die vier Oppenauer sollten unter Aufsicht des Waldknechtes Anton Tritschler das Harz sammeln und es bei der Harzhütte abliefern. Dabei sollten sie zugleich den Bruch so öffnen, dass das neue Harz wieder fließen konnte. Bis zum 24. August sollten sie die Arbeit beendet haben. Für ihre Sammeltätigkeiten erhielten sie 1 fl. 8xer pro Zentner Harz. Während ihrer Tätigkeit wurden sie vom Kloster mit Brot und Mehl versorgt, ihnen wurde auch unentgeltlich ein

Nachtquartier gewährt. Das Harzertragnis belief sich im Jahr 1778 auf 957 Hocken, es hatte ein Gewicht von 114 Zentner. Am 23. August wurden den Harzern in Allerheiligen dafür zusammen 125 fl. 24xer überreicht, sie wurden mit einem Mittagessen und vier Maß Wein beköstigt. Nach dem Weiterverkauf des Harzes blieb für das Kloster ein Gewinn von 191 fl. 9xer.<sup>20</sup>

Das Harzen in den schauenburgischen Adelswäldungen wurde nach dem 30-jährigen Krieg auf eine festgelegte Bestandszeit vergeben. Die Bauern mussten für das Harzen in den schauenburgischen Wäldern einen Gulden jährlich entrichten.<sup>21</sup> Für die seit dem 18. Jahrhundert stetig zunehmende Schicht von landarmen Tagelöhnern bot das „Harzgeschäft“ eine wichtige temporäre Verdienstmöglichkeit.

### „Schädigung des Waldes“ – Harzgewinnung in der Kritik

In der Harzgewinnung unterscheidet man zwei Verfahren. Bei der Lebendharzung wird Harz aus dem Stamm lebender Bäume gewonnen, die durch Lachten, Kerben in der Baumrinde, angerissen werden. Kaum eine Rolle im Schwarzwald spielte die Harzgewinnung aus dem toten, d. h. geschlagenen Holz durch Destillationsverfahren.<sup>22</sup> Der Harzbaum des Schwarzwaldes war die Fichte. Nach der Verletzung des Kambiums tritt Harzbalsam aus. Der Baum bildet an den verletzten Stellen eine zwei- bis dreifach so hohe Anzahl von Harzgängen. So entsteht um die Wunde eine speckig-harzige Holzzone: Der Baum versucht sich gegen Schädlinge zu immunisieren.<sup>23</sup>

Das Harz der Nadelbäume wird von Balsamen gebildet, die sich nach dem Austritt aus der Wunde verfestigen und nach dem Verdunsten der flüchtigen Bestandteile zur eigentlichen Harzmasse („Kolophonium“) verfestigen. Der flüchtige Bestandteil des Balsams ist das Terpentinöl, das hauptsächlich aus Terpenkohlenwasserstoffen besteht. Der Anteil des Kolophoniums am Balsam beläuft sich bei der Fichte auf 60 bis 65 Prozent; der Rest enthält Wasser und andere Stoffe.

Zur Harzabnahme bediente man sich im Renchtal des Harz- oder Pickbeils. Es besaß ein scharfes Ende. Damit ließen sich Brüche, Spalten und Höhlungen ausscharren. Das beilförmige Ende konnte zum Entfernen überwachsender Rinde, Steine, Moose und Erde benutzt werden. Zum Sammeln benutzte man Harzkörbe aus Lindenrinde von Zuckerhutform; sie fassten 22 bis 25 Pfund Rohharz. Ein ausgeleerter Harzkorb ergab eine Hocke. Während das Baumharz im Bereich der Lachte durch Holzspäne verunreinigt war, war das den Stamm bis auf den Wurzel- und Bodenbereich herabgeflossene Pickharz – ein Drittel des Ertrags – reiner.<sup>24</sup>



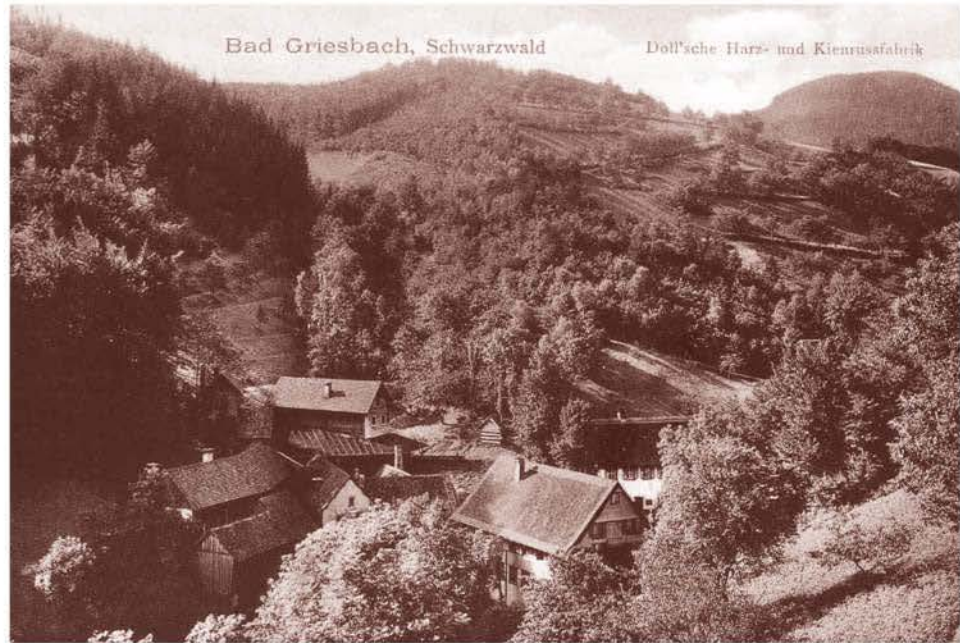
*Das gewonnene Pech wurde in Tonnen gefüllt und mit dem Pferdefuhrwerk zur Bahnstation Oppenau gebracht (Archiv Leopold Börsig).*

Harzbäume mussten 40 Jahre alt sein, bis man sie zum ersten Mal anriss. In den unteren Bereich des Stammes wurden ein bis zwei 1,20 m bis 1,50 m lange und 30 bis 60 cm breite Streifen oder „Lachten“ geschnitten (meist gegen Osten, nie in nördlicher oder südlicher Richtung). Das ausgeflossene Harz kann erst im nächsten Jahr gescharrt werden. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts galt es, forstwirtschaftlich unumstößliche Grundsätze zu beachten:

1. Bau- und Werkholz durfte nicht geharzt werden.
2. Auch Brennholzbäume durften nur geharzt werden, wenn der Gewinn auf Harz jenen des Holzes überwog.
3. Die Samenbäume sollten nie zur Harznutzung kommen.
4. Beim Harzen sollen Windbrüche oder die Ausdehnung des Borkenkäfers vermieden werden.
5. Das Harzrevier soll auf bestehende Schläge beschränkt; jährlich sollen nicht immer andere oder zu viele Harzbäume ange-rissen werden.
6. Junge Bestände sollen geschont werden.<sup>25</sup>

Zu dieser Zeit bildete das Renchtal mit den anstoßenden Waldungen des Murg-, Wolf- und Kinzigtals den größten Harzbezirk des Schwarzwaldes. Allein die Fläche des Renchtals, auf der noch Harznutzung betrieben werden konnte, belief sich auf 4320 ha.<sup>26</sup> Ein Ministerialbescheid von 1838 hatte die Renchtalgemeinden von Ramsbach bis Griesbach von den strengen Bestimmungen des badischen Forstgesetzes dispensiert und ihnen in ihren Waldungen weiterhin die Harzgewinnung gestattet.<sup>27</sup> Nicht nur die Rücksicht auf die bedrückende finanzielle Lage der Kommunen, sondern auch die sich aus der Harzgewinnung und ihrer gewerb-

*Die Harz-, Pech- und Kienrußfabrik von Christian Doll im Tal der Wilden Rench um 1890 (Archiv Leopold Börsig).*



lichen Nutzung ergebende Beschäftigung mögen eine Rolle gespielt haben. Zugleich war wegen der Topografie und den unzureichenden Verkehrsmöglichkeiten die Nutzholzgewinnung wenig attraktiv.

Den Anstoß über die künftige Nutzung eines Harzes gaben letztlich die sinkenden Preise und die zunehmende Konkurrenz von Harzen aus Nordamerika. Der Preisverfall wurde nur kurzfristig durch den Lieferausfall wegen des Sezessionskrieges in den USA umgekehrt. So beliefen sich die Erlöse der Gemeinden Peterstal, Griesbach, Ramsbach, Ibach, Maisach, Löcherberg und Lierbach für Harz insgesamt auf:<sup>28</sup>

Jahr	Gesamterlös	Erlös pro ha
1858	3 906 fl.	1,90 fl.
1859	3 348 fl.	1,63 fl.
1860	3 780 fl.	1,84 fl.
1861	3 612 fl.	1,76 fl.
1862	4 755 fl.	2,32 fl.
1863	10 809 fl.	5,27 fl.
1864	12 984 fl.	6,33 fl.
1865	9 952 fl.	4,85 fl.
1867	8 959 fl.	4,37 fl.
1868	5 194 fl.	2,53 fl.
1869	3 188 fl.	1,56 fl.
<b>Durchschnitt 12 Jahre</b>	<b>6 646 fl.</b>	<b>3,24 fl.</b>

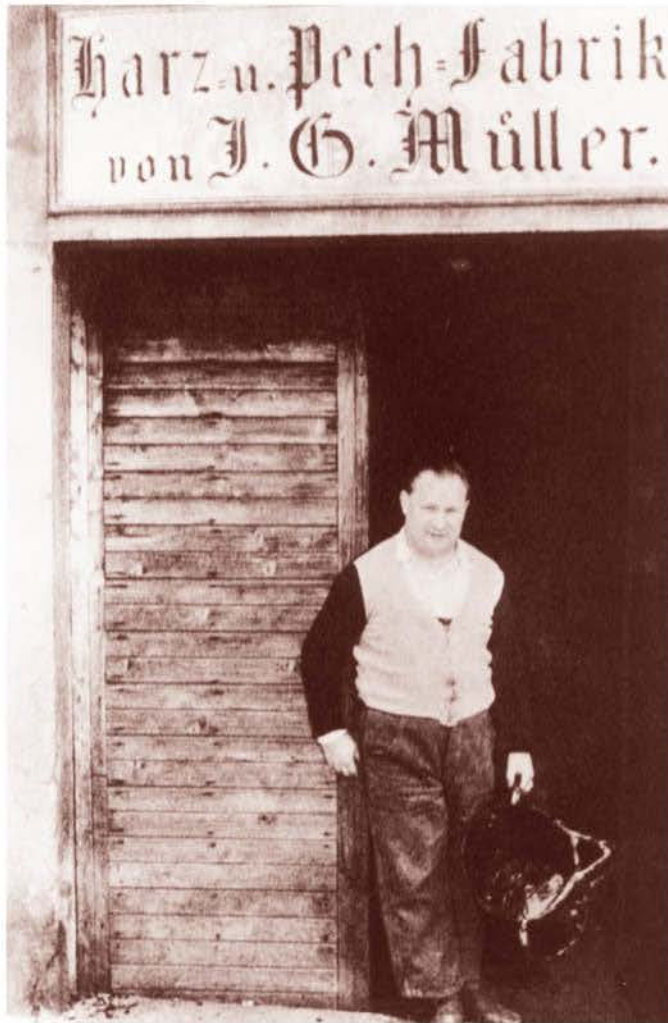


*Die Oppenauer Kübler, die als Verpackungsmaterial für Ruß und Pech hölzerne Tonnen fertigten, profitierten vom Boom der harzverarbeitenden Betriebe im Renchtal (Stadtarchiv Oppenau).*

Schuberg sieht in der besseren Nutzung von Nutzholz und der „Verbesserung und Vermehrung der Verkehrswege“ die empfehlenswerte Alternative zur bisherigen Harznutzung. Bei einem Tagelohn von 48xer bis zu 1 fl. fielen pro Zentner allein 1 bis 1½ fl. Sammelkosten an. Rohharz erbrachte so lediglich 2 bis 2,20 fl. Gewinn. Zugleich entstand durch die Industriekonjunktur eine starke Nachfrage nach Nutzholz, was die Preise nach oben trieb.

Nach anderen Berechnungen erbrachte ein 100-jähriger Baum, der seit 60 Jahren zur Harzgewinnung genutzt wurde, 75 Pfund Rohharz. Sie hatten nach dem Nominalwert von 1874 einen Ertragswert von 3,43 Mk., entsprachen kaum der Hälfte des Wertes eines gesunden Stammklotzes. Unter Einbeziehung des Verlustes an Zuwachs und der Entwertung des zweiten und dritten Sägeklotzes wegen Rotfäule verschlechterte sich die Ertragsrelation weiter.<sup>29</sup>

Noch 1872 hatte man in Griesbach darüber geklagt, dass die Harzerträge rückläufig seien, weil die angeharzten alten Bäume langsam in Abgang kämen und junge Bäume nicht angeschnitten werden dürften. Gegenüber dem Amtsvorsteher äußerte der Bürgermeister den Wunsch, durch eine ausgedehntere Harznutzung die „Gelegenheit zum Arbeitsverdienst“ zu verbessern.<sup>30</sup> Zwölf Jahre später hatte sich die Meinung geändert: „Von Jahr zu Jahr zurück geht die Harz- und Rußproduktion. Der Preis ist durch die amerikanische Konkurrenz gedrückt. Außerdem lohnt sich dieser Geschäftszweig nicht, da die Harzgewinnung dem Stamm schadet.“<sup>31</sup> In Maisach gab man 1901 an, dass die Harzgewinnung nur noch gering sei. Infolge des Preisdrucks und der Steigerung der Arbeitslöhne sei sie auf ein Minimum zurückge-



*Der Pflugwirt Josef Huber betrieb in Löcherberg bis 1970 die letzte Pechsiederei (Archiv des Verfassers).*

gangen.<sup>32</sup> In Liezbach hatte das Harzen 1895 völlig aufgehört.<sup>33</sup> Selbst in Privatwaldungen gab es zur Jahrhundertwende kaum noch Harzbäume. Bis in die 1930er Jahre wurde jedoch vereinzelt geharzt. Der Bau von Waldwegen zur Holzabfuhr, der Ausbau der Landstraßen, die Eröffnung der Bahnstrecke Appenweier-Oppenu im Jahr 1876 und nicht zuletzt der Holzbedarf der zahlreichen Renchtäler Sägewerke setzten dem alten Gewerbe ein Ende.<sup>34</sup>

### **Aus Ruß- und Pechhütten entsteht ein Industriezweig**

In der vorindustriellen Zeit war das Harz in ursprünglichem Zustand nach Straßburg verkauft worden. Zwischenhändler aus dem Renchtal, sog. „Krempen“, brachten Harz mit anderen Landesprodukten nach Straßburg.<sup>35</sup> Auf dem Weg durch die Reichslandvogtei Ortenau und die Grafschaft Hanau-Lichtenberg sowie über die Kehler

Rheinbrücke fielen erhebliche Zollkosten an, die die Gewinne schmälerten. Der Herzog Friedrich I. von Württemberg ordnete darüber hinaus 1604 an, dass der zehnte Teil des Harzes abzuliefern sei.<sup>36</sup> Zu diesem Zweck ließ er in Oberkirch bei der großen Linde vor der Stadt ein Zoll- und Waaghäuschen errichten. Andererseits bemühte er sich ganz im merkantilistischen Sinn, den Handel mit Harz im eigenen Territorium zu fördern, und errichtete Harzmärkte in Oberkirch und Freudenstadt.

Im 18. Jahrhundert erkannten die Waldbauern, dass durch die Verarbeitung des Harzes zu Pech und Ruß mehr zu verdienen war. In einfachen Kupferkesseln, die eingemauert waren, oder eigens errichteten Pech- und Rußhütten begannen sie Harz zu sieden. Das Rohharz wurde in einen 3½ Fuß hohen und 3 Fuß weiten Kessel gelegt. Zu einem Sechstel war der Kessel mit Wasser gefüllt worden. Durch ein Feuer unter dem Kessel wurde das Harz geschmolzen. Auf den Kessel wurde ein trichterähnlicher Blechdeckel aufgesetzt, der mit einem Destillationsrohr verbunden war. Hier sammelten sich die flüssigen Bestandteile des Harzes, das Terpentin. Die flüssige Harzmasse wurde in einen feuchten, leinernen Sack gefüllt, der mithilfe einer Spindelpresse ausge-

presst wurde. Zurück blieben im Sack die unreinen Bestandteile, die Holz-, Rinden- und Moosreste und Zellgewebe. Diese Harzkuchen und „Pechgrieben“ dienten als Grundstoff für die Rußherstellung. Mit der gewerblichen Spezialisierung der Harzverarbeitung entstanden neben den Pechsiedereien auch Rußhütten. Wurde Holzteer zugesetzt, wo entstand dunkles Schusterpech.<sup>37</sup>

Mit Beginn der Industrialisierung wuchs der Bedarf nach Pech und anderen Harzprodukten enorm. Beispielsweise wurden aus Pech Schmiermittel für den Wagenbau, für Zahnräder und Achsen hergestellt; Terpentin und Ruß waren zur Herstellung von Lacken, Firnissen und Druckerfarben notwendig. Die Ausdehnung der Bierbrauerei brachte einen enormen Bedarf an Brauerpech mit sich. Die Substanzen des Harzes dienten in der Frühzeit der chemischen Industrie, als man noch weitgehend auf Naturstoffe zurückgreifen musste, als wichtige Ingredienzien. Harz wurde bei der Tuchfärberei verwendet. Schon 1544 war in Ulm festgelegt worden, dass die Tuchmacher nur aus „geläutertem Harz“ hergestellte Farbe verwenden durften.<sup>38</sup>

Um 1800 wurde im Renchtal der Grundstock für die Entstehung der gewerblichen Harzverarbeitung gelegt. Schon 1785 ist in Oppenau die älteste Rußhütte erwähnt. Josef Faist verkaufte seine Rußhütte im „Rußdobel“ an Bartel Mutterer. Der Kaufmann Dreher errichtete 1806 am Stadteingang von Oppenau eine Ruß- und Pechhütte.<sup>39</sup> Er kaufte auch Harzprodukte anderer Hütten auf und vertrieb sie zum sehr großen Teil außerhalb Badens und sogar im westeuropäischen Ausland.<sup>40</sup> Am 30. März 1817 erwarb Anton Andres (er schrieb sich später André) aus der Gantmasse des Johannes Huber von Ibach neben einem Haus auch die „Harzhütte bei der untern Finkenbruck gelegen“. Zu ihrem Inventar gehörten zwei Harzkessel, zwei Trichter und zwei Flaschen (zum Destillieren), Messgeschirr, eine Harzhaue sowie mehrere Gewichtssteine zum Wägen des Harzes. Für die Hütte samt dem Inventar zahlte Andres 325 fl. – eine Investition, die sich lohnen sollte.<sup>41</sup>

### Die Blütezeit der Renchtäler Harzprodukte-Industrie

„Ein großartiger Handel mit Schnittwaren, Harz und Pech bewegt sich aus den Talgemeinden hauptsächlich nach Frankreich“, wurde am 30. Januar 1866 vom Oberkircher Bezirksamt an das großherzogliche Ministerium des Innern vermeldet.<sup>42</sup> Einen beachtlichen Aufstieg hatte vor allem die Firma Anton André Sohn genommen. Der gleichnamige Sohn des Firmengründers hatte die Vorteile des deutschen Zollvereins und des freihändlerisch ausgerichteten Handelsvertrags mit Frankreich genutzt und weit-



*Anton André (Sohn) führte das Unternehmen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zur Blüte und war zugleich Bürgermeister von Oppenau (Archiv Hansfrieder Gros).*

räumige Handelsverbindungen aufgebaut, die er auch dazu gebrauchte, um Schwarzwälder Kirschwasser zu vertreiben und in ganz Europa bekannt zu machen.

Die Jahresproduktion erreichte – wie die Zahlen von 1850<sup>43</sup> verdeutlichen – einen beachtlichen Umfang. So erzeugte Anton André jährlich

- 400 Zentner weißes Harz, Schaum- und Beutelharz, Wert pro Zentner 8 bis 10 fl.
- 2000 Zentner gelbes Pech, Wert pro Zentner 7 fl. 8xer
- 1500 Zentner braunes Schusterpech, Wert pro Zentner 7 fl.
- 2500 Pfund Terpentin für Apotheker, Wert pro Pfund 8xer
- 5000 Pfund Terpentinöl, Wert pro Pfund 10xer
- 500 Zentner Kienruß, Wert pro Zentner 16 fl. 7xer
- 100 Zentner doppelt gebrannter Kienruß feinste Sorte für Druckerschwärze, Wert pro Zentner 35 fl.

Der doppelt gebrannte Kienruß wurde auch nach Paris und London geliefert. „Letzteres Fabrikat wird nur hier gefertigt“, wird bemerkt. In dieser Zeit war Renchtäler Ruß die Grundlage der Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenkultur halb Europas. Keine Bibel, keine Werke Goethes ohne Oppenauer Ruß!

Den großen Bedarf an Harz konnte André nicht mehr allein aus heimischer Produktion decken – er bezog in erheblichem Maße Harz aus Amerika. Als Standortnachteil sowohl für den Rohstoffbezug als auch für den Versand der Produkte erwies sich freilich der fehlende Bahnanschluss. Die Firma musste auf der Achse ihren Warenverkehr bis zur Bahnstation Renchen abwickeln. Deshalb war Anton André auch einer der engagierten Vorkämpfer für den Bau der Renchtalbahn und Mitglied im Aufsichtsrat der 1874 gegründeten Eisenbahngesellschaft.<sup>44</sup> 1857 sah sich André gezwungen, eine eigene Sägemühle zu errichten. Die beiden vorhandenen Sägewerke waren nicht in der Lage, den Holzbedarf für die Verpackung zu liefern.<sup>45</sup> Da Harz und Ruß in hölzernen Tonnen versandt wurden, erfuhr das Gewerbe der Oppenauer Kübler einen Aufschwung.

Ähnlich erfolgreich war das Unternehmen von Christian Doll. Er stammte aus Ibach und ließ sich um 1840 im Rußloch in der „Wilden Rensch“ nieder. Seit 1842 betrieb er neben der Harzverarbeitung auch eine Rußhütte.<sup>46</sup> Den benachbarten Bädern lieferte er das bei der Harzverarbeitung in den Kesseln zurückbleibende Harzwasser. Vor allem bei Hautkrankheiten war ein Bad in Harzwasser von heilsamer Wirkung. In der Notzeit vor und nach der Revolution 1848/49 gab Doll den Tagelöhnern Beschäftigung, indem er Heidelbeeren annahm und sie in seiner Brennerei ver-





*Arbeiter vor einer  
Rußfabrik auf der  
Mengelsmatt, um 1900.*



*Letztes Gebäude der  
ehemaligen Rußfabrik  
auf der Mengelsmatt  
(Aufnahme des  
Verfasser 2011).*

arbeitete. 1879 beschäftigte er zehn Arbeiter und verarbeitete jährlich 300000 kg Rohstoffe. Seine Brennerei erzeugte jährlich 550 hl Heidelbeergeist und Kirschwasser.<sup>47</sup> Dass Doll sich auch um das Wohl seiner Heimatgemeinde bemühte, zeigt sich daran, dass er 1849 bis 1859 Bürgermeister von Döttelbach war.<sup>48</sup>

In Peterstal betrieben 1880 Josef Müller und Martin Müller Pech- und Rußhütten. Martin Müller verarbeitete mit zwei Arbeitern jährlich 24000 kg Harz und belieferte nur die regionalen Märkte in Baden und Württemberg. Josef Müller verarbeitete 170000 kg Rohstoffe und beschäftigte zehn ständige Arbeiter. Er stellte Brauerpech, Schusterpech und Kienruß her und belieferte Kunden in Süddeutschland, dem Elsass und der Schweiz. Eine kleine Pech- und Kienrußfabrikation betrieb J. G. Müller in Löcherberg neben dem Gasthaus „Pflug“. Er verarbeitete 1879 insgesamt 16580 kg in- und ausländisches Harz und stellte Schusterpech, Wagenfett, Brauerpech und Kienruß her.<sup>49</sup> Die traditionelle Pechsiederei wurde vom letzten Pflugwirt Josef Huber bis 1970 betrieben; er gewann aus importiertem amerikanischem Harz Brüh- oder Metzgerharz (zum Enthaaren der Schweine) und

Zweigharz zum Veredeln der Obstbäume.<sup>50</sup> Die Löcherberger Pechfabrik war schon vor dem Krieg die letzte Pechsiederei des Schwarzwaldes.<sup>51</sup>

Das im Renchtal hergestellte Pech war auch Basis der Oberkircher Pechfackel- und Schlauchfabriken. Max Linck und Sohn gründeten nach der Reichseinigang eine Fabrik, die Feuerwehrschräuche, Garten- und Pechfackeln sowie Pechkränze zu Beleuchtungszwecken produzierte.<sup>52</sup> Mit fünf Arbeitern – deren Tagesverdienst belief sich auf eine Mk. – stellte Linck 1879 38 000 Pechfackeln und 40 000 Pechkränze her, wobei er 9 000 kg Pech verarbeitete.<sup>53</sup> Kleiner war der Betrieb des Seilers Ludwig Blattmann, der mit zwei bis drei Arbeitern 9 000 Pechfackeln und 1 200 Pechkränze produzierte.<sup>54</sup> Neben dem Pech bildete der Hanf das zweite einheimische Produkt, das verarbeitet wurde. Um die Jahrhundertwende waren durch Fusionierung beide Betriebe in der Hand von Ludwig Blattmann.

### „Belästigungen durch Rauch, Gasgeruch und Rußniederschläge“

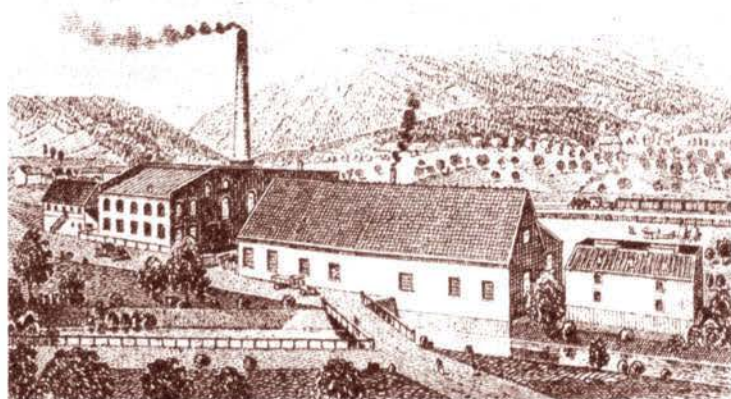
Ursprünglich bildete die Rußbrennerei nur einen Nebenzweig der Harzgewinnung.<sup>55</sup> In kleinen Rußhütten wurden die „Abfälle“ der Harzsiederei, Pechgrieven, harzhaltiges Fichten- und Tannenholz und harzige Nadelholzzapfen unter gedrosselter Sauerstoffzufuhr verbrannt. Der Brennofen war ausgemauert, die Luftzufuhr konnte durch Klappen reguliert werden. Der Rauch zog durch ein Abzugsloch in ein hinter oder über dem Ofen befindliches Rußgewölbe, das ursprünglich nur 6 bis 8 Fuß lang und 12 bis 18 Fuß hoch war.<sup>56</sup> Der Ruß setzte sich in der Rußkammer ab. Der Rauch wurde vor dem Austritt in den Kamin durch einen trichterförmigen Sack gefiltert, in dem sich der Fein- oder Kienruß ablagerte. Er war wegen seiner Schwärze und seiner Feinheit besonders bei der Herstellung von Farben und Buchdruckschwärze gefragt. Täglich konnten 10 bis 12 Brände vorgenommen werden. Der abgelagerte Ruß – die wöchentlich erzeugte Menge belief sich auf 10 bis 15 Zentner<sup>57</sup> – wurde meist wöchentlich einmal aufgehoben. Er wurde ursprünglich in kleinen Tonnen aus dürrer Holz, später in Papiersäcken versendet.

Mit der Industrialisierung wuchs die Nachfrage nach Ruß für die Lack- und Firnisherstellung enorm. Vor allem die harzverarbeitenden Betriebe von Christian Doll und Anton André erkannten die Chancen und weiteten ihre Rußherstellung aus.

Doll, der seit 1842 auch eine Rußhütte betrieb, erweiterte 1870<sup>58</sup> und 1894<sup>59</sup> seine Anlagen zur Herstellung von Kienruß. Doll betrieb drei Hütten im „Rußloch“ seitab in einiger Entfer-

nung vom Bad in der „Wilden Rench“. In erheblichem Umfang vergrößerte die Fa. Anton André Sohn in Oppenau und Ibach ihre Produktionskapazitäten. Als 1870 die Produktionsanlagen in Ibach durch einen „riesigen Brand“<sup>60</sup> zerstört worden waren, errichtete André dort drei Rußhütten.<sup>61</sup> Im Jahr 1885 erwarb André die Kienruß- und Harzfabrik von Theodor Dreher am östlichen Stadtrand von Oppenau bei der Abzweigung der Bahnhofstraße. Er stellte 1886 beim Bezirksamt den Antrag, in den vorhandenen Räumlichkeiten eine Rußbrennerei einzurichten. Ein Jahr später sollte die ältere Rußfabrik um einen Anbau mit zwei weiteren Öfen erweitert werden.<sup>62</sup> Seit 1890 stellte die Firma links der Rench auf der Mengelsmatt mehrere Rußfabriken (1890, 1894, 1900); damit war der Schritt zur industriellen Rußherstellung vollzogen.<sup>63</sup> Die neuen Rußfabriken waren nach den neuesten technischen Erkenntnissen errichtet worden, waren größer als die kleinen Vorgängerbauten und ermöglichten den Aufbau großer Produktionskapazitäten.

Längst reichte Harz als Ausgangsprodukt der Rußherstellung nicht mehr aus, zumal im Schwarzwald die Harzgewinnung fast vollständig eingestellt war (siehe oben). Deswegen verwendete man Anthracen (aus Steinkohlenteer) und Rohnaphtalin. War die Rußbrennerei früher nur temporär und in kleinem Umfang betrieben worden, so ermöglichte die unbegrenzte Verfügbarkeit der Rohstoffe und die große Nachfrage eine Produktion in bislang unbekanntem Umfang. Das schuf aber neuartige Umweltprobleme: Bei jeder Kapazitätsausweitung der Rußbrennerei der Fa. André häuften sich Einsprüche und Klagen: „So lange nur das ehemalige Harz zur Verbrennung kam, hat sich der Betrieb in beschränktem Umfang gehalten. Seit kurzer Zeit wird viel Rohmaterial zugeführt, hauptsächlich Steinkohlenteer zum Rußbrennen. Während früher aus Mangel an Rohmaterial die Fabrikation wochenlang stillgestanden, so hat sich in Folge der geschilderten Betriebsveränderung



*Unübersehbar ist hinter den Rußfabriken der Fa. André auf der Mengelsmatt die Eisenbahn zu erkennen. Sie hatte eine große Bedeutung für die Entwicklung der Firma (Archiv Hans Frieder Gros).*

*Rußbrenner lebten immer gefährlich: Opfer eines Betriebsunfalls der Firma Doll 1914 (Archiv des Verfassers).*

**DANKSAGUNG.**

Für die überaus zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem Hinscheiden des uns durch Unglücksfall so früh aus dem Leben gerufenen, nun in Gott ruhenden braven Arbeiters

**Josef Hoferer**  
Rußbrenner

sagen wir herzlichsten Dank. Insbesondere danken wir für die Begleitung zur letzten Ruhestätte der Freiwilligen Feuerwehr, dem Musikkorps, den Beamten und Arbeitern der Firma Anton André Sohn Oppenau, ferner den Arbeitern der Firmen Martin Müller, Peterstal und G. Müller, Löcherberg, wie auch von nah und fern.

GRIESBACH, 20. Januar 1914. 95

**Karl Doll,**  
Inhaber der Firma Chr. Doll.

vieles vergrößert“, heißt es am 21. Januar 1888 in einem Bericht des Oberkircher Bezirksamtes an das Innenministerium.<sup>64</sup> Der Oppenauer Gendarm Neckermann, dessen Wohnung sich gegenüber der ehemaligen Dreher'schen Anlage befand, gab 1887 an, dass sich an den Bäumen und an den Feldfrüchten seit Inbetriebnahme der neuen Anlage Rußablagerungen zeigten. Die zum Trocknen aufgehängte Wäsche habe sich schwarz gefärbt, da der aus Teer hergestellte Ruß fettstoffhaltig war, hinterlasse er auf der Wäsche Flecken. Bei Südwestwind treibe der Wind den Ruß gegen Haus, die Fenster könnten nicht geöffnet werden.<sup>65</sup> Anwohner hatten sich 1881 darüber beklagt, dass seit der Umwandlung der ehemaligen Harzfabrik in eine Rußhütte die Obstbäume ganz schwarz seien, das Obst sei ungenießbar, die Bäume gingen dem Absterben entgegen. Auch das Gemüse aus dem Garten sei ungenießbar, der Ruß dringe sogar in das Innere der Wohnungen ein. Selbst wenn die Fenster geschlossen blieben, dringe der feine Ruß bis in die Kleiderschränke ein.<sup>66</sup>

Drastisch schilderte auch der Bezirksarzt Dr. Schneider die Folgen der industriellen Rußherstellung, als er wegen der Erweiterung der ehemals Dreher'schen Fabrik 1886 um Stellungnahme gebeten wurde. In Rußfabriken entwickelten sich bei der unvollkommenen Verbrennung Gase wie Kohlensäure, Kohlenoxid, Sumpfgas, Leuchtgas, schweflige Säure, Blausäure, Ammoniak und flüssige Kohlenwasserstoffe. Sie seien nicht nur brennbar und verursachten Gestank, sondern seien auch wegen ihrer Giftigkeit für Menschen und Pflanzen schädlich. Schweflige Säure reize die Schleimhäute, auch finde eine Ablagerung der feinen Rußpartikel in der Lunge statt.<sup>67</sup> Schließlich wurde immer wieder vor der Feuer- und Explosionsgefahr gewarnt, der sich die Anwohner von Rußfabriken gegenübersehen.

Die Behörden gingen noch am ehesten auf die Sicherheitsbedenken der Bevölkerung ein und verordneten die Anbringung von Sicherheitsklappen und Feuertüren, höhere Kamine mit Rußfängern und Läden, die sich bei Explosionen nach außen öffneten. Belästigungen, so die Logik in der damaligen Zeit, waren im Sinn des allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritts hinzunehmen, wenn sie ein bestimmtes Maß nicht überschritten.<sup>68</sup>

Bemerkenswert bei der Diskussion um die Erweiterung der Anlagen auf dem Areal des ehemaligen Anwesens Dreher war jedoch die Stellungnahme der Stadt Oppenau und des Bezirksamtes. Oppenau sei, so lautete 1884 die Feststellung in einem Ortsbereiungsprotokoll, auf Gewerbe angewiesen:<sup>69</sup> „Das Gewerbe liegt derzeit sehr danieder, wozu noch der Umstand tritt, dass die Gewerbe bedeutend übersetzt sind. So zählt man 11 Metzger, 23 Gastwirtschaften und 6 Bierbrauereien.“ Neben der Ruß- und

Pechfabrikation gab es 1898 nur eine Ziegelei, einige Brenneien, eine Gerberei, eine Orgelfabrik und einige Sägemühlen.<sup>70</sup> Dennoch lehnte der Stadtrat die Erweiterung der Rußfabrikation an diesem Ort ab. Die Zahl der Sommerfrischler in Oppenau belaufe sich gegenwärtig jährlich auf 1200 bis 1500 Personen; der Fremdenverkehr hatte durch den Bau der Renchtalbahn 1876 einen beachtlichen Aufschwung genommen. Auch Durchreisende nach Allerheiligen oder auf den Kniebis hielten sich einige Tage in Oppenau auf: Alle Touristen, die ins hintere Renchtal reisten, mussten die wenig einladenden Fabrikanlagen am Stadtausgang von Oppenau passieren: „Für Fremde, die als Sommerfrischler oder Kurgäste ins Renchtal kommen, mache es keinen günstigen Eindruck, wenn ihnen beim Verlassen des Bahnhofs die unschöne und belästigende Rußfabrik ins Auge fällt.“<sup>71</sup> Auch der Bezirksrat äußerte, dass Oberkirch keine „Fabrikstadt“ sei, sondern sich in den letzten Jahren zum „Luftkurort“ aufgeschwungen habe. Den Fremden solle nicht der Aufenthalt in Oppenau durch die Belästigungen mit den Ausdünstungen der Rußfabrik „verleidet“ werden.<sup>72</sup> Außerdem drohte die städtebauliche Entwicklung – das benachbarte Areal war zur Wohnbebauung und Stadterweiterung von Oppenau vorgesehen – behindert zu werden. Die Eigentümer der Firma André klagten gegen die Ablehnung des Baugesuchs und bekamen beim Innenministerium Recht, weil die Beschwerden entweder gar nicht oder nur in geringem Maß zuträfen. Auch verwies die Firma darauf, dass sie 17 Arbeiter beschäftige und insofern durchaus wirtschaftliche Bedeutung für Oppenau besitze.

Die Firma André versuchte auf die Oppenauer Belange insofern Rücksicht zu nehmen, dass sie die Rußproduktion seit 1890 in die neuen Anlagen in der Mengelsmatt außerhalb der Stadt verlegte. Aber auch jetzt erhoben zwei Anlieger wegen drohender Schädigung der landwirtschaftlichen Kulturen Einspruch, der zurückgewiesen wurde. Der neue Standort war auch wegen der Explosions- und Feuergefahr von Vorteil. So hatte im März 1882 eine heftige Explosion eine Rußhütte Andrés schwer beschädigt; der Heizer kam mit versengtem Haar davon.<sup>73</sup> Zwei Jahre später hatte ein Arbeiter die Gasklappe nicht geöffnet und den Rußofen überfeuert. Durch die heftige Explosion erlitt der Arbeiter schwere Brandwunden, das Gebäude brannte teilweise ab.<sup>74</sup> In der Folgezeit wurden auch die Arbeitsschutzbestimmungen in Rußfabriken verschärft: Die Kleidungsstücke der Arbeiter mussten mit schwefelsaurem Ammoniak imprägniert werden.<sup>75</sup> Später trugen sie engmaschige feuerfeste Drahtmasken vor dem Gesicht, Asbesthandschuhe und Holzpantoffeln: Diese Vorkehrungen sollten vor den Flammen des Rußofens schützen, die jederzeit zurück-

schlagen konnten.<sup>76</sup> Im September 1918 brannte ein Drittel der neuen Rußfabriken in der Mengelsmatt ab. Neben den Feuerwehren von Ramsbach, Oppenau und Ibach halfen sogar Frauen und Kinder beim Löschen, da viele Männer eingezogen waren.<sup>77</sup>

Der umweltschädlichen Gefahren bewusst zeigte sich auch Christian Doll, der in Bad Griesbach drei Rußhütten betrieb. Die Rußniederschläge seien sehr groß, der Gasgeruch sei nicht zum Aushalten. Seine sämtlichen Obstbäume seien abgestorben. Nur dem günstigen Standort seiner Rußfabrik schrieb er es zu, dass er nicht schon mit Klagen behelligt worden sei. Kurgäste hätten sich bei Spaziergängen schon die Nase zugehalten. Die Griesbacher Badbesitzer Simon und Nock wussten von keinen Klagen ihrer Gäste, dazu sei die Rußhütte vom Bad zu weit entfernt.<sup>78</sup> Diese Entfernung vom öffentlichen Verkehr war für Doll allerdings ein erheblicher logistischer Nachteil. Er musste einen eigenen Fuhrbetrieb mit fünf Pferden unterhalten, um seine Rohstoffe vom Bahnhof Oppenau abzuholen und seine Produkte zu versenden. Dieser Standortnachteil und die begrenzten Möglichkeiten zur Expansion bedeuteten auf Dauer das Ende der Firma. Doll starb 1901 mit 90 Jahren. Seine Söhne führten den Betrieb noch bis kurz nach dem 1. Weltkrieg weiter.<sup>79</sup> 1954 wurde in der „Wilden Rensch“ die letzte Rußhütte abgebrochen und durch einen Lager-schuppen eines einheimischen Brunnenbetriebs ersetzt.<sup>80</sup>

### Die Lack- und Chemiefabrik Anton André Sohn

Der Firma Anton André Sohn gelang es als einziger der ehemaligen Pech- und Rußhütten, sich zu einem modernen industriellen Unternehmen weiterzuentwickeln: Aus einem Unternehmen, das ursprünglich mit der Verarbeitung des heimischen Rohstoffs Harz befasst war, wurde eine chemische Fabrik mit neuen Produkten.

Dass die Firma auch für Innovationen offen war, zeigte sich daran, dass die tatkräftige Firmeninhaberin Karolina André 1896 ein Lokomobil, einen beweglichen Dampfkessel, anschaffen ließ. Er hatte den Zweck, „mittelst Dampf den Teer für die Rußherstellung in dem Behälter am Eisenbahnwaggon zu wärmen, damit solcher beim Entladen flüssiger wird“.<sup>81</sup>

Die ständige Explosionsgefahr beim Umgang mit offenem Licht war sicher ein Grund, warum ein Jahr später die Firmeninhaberin ein Elektrizitätswerk bauen ließ. Eine Turbinenanlage von 47 PS lieferte neben einem Dampfkessel mit 50 PS die notwendige Kraft. Aus der Anlage sollten 400 Glühlampen für den privaten Bedarf und einige Bogenlampen gespeist werden. Zwei Elektromotoren, darunter ein firmeneigener, konnten betrieben



Firmen- und Produktionsgebäude der Firma Anton André Sohn um 1890 (Archiv des Verfassers).



Für die französische Kundschaft präsentierte sich die Firma André mit ihrem neuen Elektrizitätswerk (Archiv Hansfrieder Gros).

werden. An Weihnachten 1897 erstrahlte zum ersten Mal in der Oppenauer Pfarrkirche elektrisches Licht. Die Elektrizitätsversorgung von Oppenau erforderte ein umfangreiches Leitungsnetz, das ebenfalls von der Firma André finanziert wurde. Schon 1902 musste die Anlage erweitert werden. Die Elektrizität kam auch den Oppenauer Kleingewerbetreibenden wie den Küblern zugute, die mithilfe von Elektromotoren ihren Betrieb mechanisieren konnten.<sup>82</sup>

Ein Schritt mit großer Tragweite war 1918 der Einstieg in die Produktion von Lacken und Firnissen. Der Schritt lag nahe, denn mit Harz, Terpentin und Ruß als Pigment konnte die Firma auf drei Grundstoffe zurückgreifen, mit denen sie Erfahrung gesammelt hatte. Am 5. September 1918 teilte die Firma dem Oberkircher Bezirksamt ihre Entscheidung mit, in der ehemaligen Ibacher Harzproduktenfabrik eine „Lack-, Farben-, Öl- und Firnisfa-

**Lack-, Firnis- u. Farben-Fabrik**  
**Anton Andre Sohn**  
 Oppenau.  
 empfiehlt

**Farben, Oelfarben,**  
**Leinöl, Leinölfirnis Ia.,**  
 dopp. gekocht, **Kelferlack,**  
**Eisenlack, Firnisersatz,**  
 teerfrei, **Öl- u. Spiritus-**  
**lacke, Bernstein- und**  
**Spiritusfußbodenlack-**  
**farben, Fußbodenöl Ia.,**  
**Ofenrohrlack,** schwarz,  
**Aluminium,** flüssig, rotglüh-  
 hitzebeständig, — **Parkett-**  
**wichse,** weiss u. gelb, **Par-**  
**kett- u. Linoleumwichse**  
 „Schwarzwaldmädle“, **Leder-**  
**fett,** braun und schwarz  
 bei Ihren Verkaufsstellen

**Hermann Favisel,** Drogerie z.  
 Greifen, **Oberkirch.**  
**Wilhelm Schlager,** Warengeschäft,  
**Lautenbach.**  
**Joh. Amann,** Kaufm., **Oppenau**  
 u. **Heferer-Stutz, Peterstal.**

*Das Lackangebot der  
 Firma Anton André  
 (Anzeige des Renchtälers  
 vom 1.10. 1921, Archiv  
 des Verfassers).*

brikation“ aufnehmen zu wollen und bat um eine Betriebsgenehmigung. Über den geplanten Betrieb gab die Firmenleitung folgende Auskunft: „Die Fabrikation besteht darin, dass in den drei Kesseln, die eingemauert sind und vom Heizraum aus beheizt werden, Farbe, Lacke, Lösungsmittel und ähnliche Stoff gemischt und verarbeitet werden. Der genaue Fabrikationsvorgang richtet sich nach den jeweiligen Erfordernissen und spielt sich unter der Verantwortung eines seit Jahrzehnten in dieser Fabrikationsweise bewährten Meisters ab, dem zunächst 2, später auch bis zu 4 ungelernete Hilfskräfte zur Verfügung stehen.“<sup>83</sup>

Die zerkleinerten Harzstücke wurden in dem Kessel geschichtet und auf dem offenen Feuer erhitzt und ausgeschmolzen, d. h. öllöslich gemacht. Zu dem flüssigen Harz wurde Leinöl gegossen, das auf 200 Grad erhitzt wurde. Nach einigen Stunden wurde der Sud mit weiterem Standöl abgeschreckt, mit Terpentin verdünnt und durch ein Flanelltuch gefiltert. Mit Kienruß wurde nach Bedarf der Leinöl-Standöl-Lack schwarz eingefärbt. Dieser Lack diente dann zum Schutzanstrich von Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Eisenträgerkonstruktionen etc. Mit dem Schwiegersohn des Firmeninhabers Gustav Jockerst, dem Chemiker Dr. Georg Gros, trat ein Wissenschaftler in den Betrieb ein, der im eigenen Labor forschte und die Lacktechnik stetig verbesserte.<sup>84</sup>

*Für Auskünfte und die Überlassung von Unterlagen aus dem Firmenarchiv Anton André Sohn danke ich Herrn Hansfrieder Gros herzlich.*

## Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Engstler, Fritz: Wald und Forstwirtschaft, in: Mauer, Gerhard (Hrsg.), Der Landkreis Freudenstadt. Stuttgart und Aalen 1978, 371
- 2 Münster, Sebastian: Cosmographia, das ist Beschreibung der gantzen Welt ..., Band II. Basel 1628 (Reprint Lahnstein 2010), 1005. Ähnliche Angaben finden sich im „Allgemeinen Lexikon“ (Wittenberg 1744) unter dem Stichwort „Schwarzwald“: „Bey dem Ursprung der Murg sind etliche Dörfer, so das Harz von den Tannenbäumen sammeln, solches nach Straßburg und andere Örter verhandeln und davon ihre Nahrung haben.“
- 3 von Grimmshausen, Hans Jakob Christoffel: Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, Ausgabe Berlin/Weimar 1984, 5. Buch 17. Kapitel, 429
- 4 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort. Baiersbronn. Stuttgart 1992, 95
- 5 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort, 95
- 6 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort, 101
- 7 Markung, Rechte und Ordnungen zu Baiersbronn im Jahr 1616, in: Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins, Jahrgang 12 (1904), 29
- 8 Fischer, Hermann: Als man im Schwarzwald noch harzte, in: Renchtalzeitung, 17. Dezember 1960
- 9 Hansjakob, Heinrich: Der Fürst vom Teufelsstein, in: Waldleute, Band I, Ausgabe Stuttgart o.J., 22–25
- 10 Brückner, Hans: Die Entwicklung der Wälder des Schwarzwaldes durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte und ihre heutige Bedeutung, in: Liehl, Ekkehard/Sick, Wolf Dieter (Hrsg.): Der Schwarzwald, Beiträge zur Landeskunde. Bühl 1960, 169



- 11 Sehr ausführlich dazu Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals. Karlsruhe 1951, 355–403
- 12 Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 355
- 13 Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 372
- 14 Börsig Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 374
- 15 GLA 229/80692
- 16 Hoscher, Johann Melchior: Beiträge zur neuesten Geschichte der Empörung deutscher Untertanen wider ihre Landesherrschaften. Gießen 1790, 257 ff.
- 17 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tals, 381 f. / Vollmer, Franz Xaxer: Was wollten die Ortenauer 1789? In: Schaab, Meinrad (Hrsg.): Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution, Stuttgart 1990, 227 f.
- 18 GLA 229/80761
- 19 GLA 229/80761
- 20 GLA 67/20 fol. 100 a–102 a
- 21 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tals, 41
- 22 Lahr, Peter: Die Gewinnung von Teer, Pech, Harz und Pottasche als Waldgewerbe. Oberseminararbeit am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, SS 1996 (Kopie im Besitz des Verfassers), 4
- 23 Schnabl, Ursula: Vom Glück mit dem Pech. Die traditionelle Nutzung und Gewinnung pflanzlicher Rohstoffe und Arbeitsmaterialien am Beispiel der österreichischen Harzgewinnung. Diplomarbeit am Institut für Botanik der Universität für Bodenkultur, Wien 2001
- 24 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Peterstal beziehungsweise des oberen Renchtals. Anhang: Die Harznutzung in ihrer Beziehung zur Holzproduktion, 1862 (Original im Forstamt Bad Peterstal), 62 ff. / Zentner, Joseph: Das Renchtal und seine Bäder, 1827 (Reprint Oberkirch 1988), 252 f.
- 25 Behlen, Stefan/Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften und ihrer Hilfswissenschaften. Teil III: Handbuch des Waldbaus und der Waldnutzung, München 1851, 339
- 26 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 61
- 27 Schuberg: Einiges über Harznutzung, in: Monatsheftsschrift für das Forst- und Jagdwesen, Band 14 (1870), 463
- 28 Schuberg, Einiges über Harznutzung, 465
- 29 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 65
- 30 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3700, Ortsbereisung Griesbach vom 6. September 1872
- 31 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3700, Ortsbereisung Griesbach vom 3. Juni 1884
- 32 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3707, Ortsbereisung Maisach vom 10. August 1901
- 33 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3706, Ortsbereisung Liebach vom 17. Juli 1900
- 34 Vgl. dazu Zeiser, Gotthard: Studien zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeografie des Renchtals, Dissertation an der Albert-Ludwig-Universität Freiburg 1970, 215
- 35 Lasollaye: Die Herrschaft Oberkirch 1802, GLA 169/255
- 36 Eimer, Manfred: Das bischöfliche Amt Oberkirch (II), ZOG 1930, 630
- 37 Zur Pechherstellung Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 99 f. / Behlen, Stefan / Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften, 340 / Zentner, Joseph: Das Renchtal und seine Bäder, 252 f. / Lahr, Peter: Die Gewinnung von Teer, Pech, Harz und Pottasche als Waldgewerbe, 6 f.
- 38 Boelcke, Willi A.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987, 103
- 39 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tales, 44
- 40 Zentner, Josef: Das Renchthal und seine Bäder, 253 f.
- 41 Firmenarchiv Anton André Sohn (Hansfrieder Gros)
- 42 GLA 236/103 40
- 43 StAF 727/5 134/135 Ortsbereisungsprotokoll Ibach vom 29. Mai 1850
- 44 Huber, Heinz G.: 125 Jahre Renchtalbahn, in: Die Ortenau 81 (2001), 402
- 45 StAF B 727/12 1866, 24. Juni 1857, Bitte des A. André Sohn um Erbauung einer Sägemühle. Diese Sägemühle brannte in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1897 vollständig nieder (Renchthäler, 11. März 1897)
- 46 Muschal, Egon: Ruß nach Russland – Harz nach Schweden, in: Badisches Tagblatt, 2. November 1960
- 47 GLA 236/10 342

- 48 Huber, Bernhard: Chronik Bad Peterstal – Griesbach, Offenburg o.J., 397
- 49 GLA 236/10 342
- 50 Schlosser, Hermann: Das gibt es nur noch am Löcherberg, Ortenauer Heimatblatt 1960. Der Text und die Fotografien Schlossers sind auf örtliche Initiative am Buswartehäuschen in Löcherberg angebracht worden (Vgl. ARZ, 10. Oktober 2005)
- 51 Klar wie Bernstein – Besuch in einer Renchtäler Harzsiederei – seltsames Gewerbe aus einer vergangenen Zeit. Badische Presse, 23. Januar 1938
- 52 Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte in großherzoglicher Zeit 1803–1918. 1978, 137
- 53 GLA 236/10 341
- 54 GLA 236/10 341
- 55 Dazu Huber, Heinz G.: Das schwarze Gewerbe der Bauern. Von Harzern, Pechsiedern und Kienrußbrennern im Renchtal und auf dem Kniebis. Mittelbadische Presse, Presse/Zeitung zum Wochenende 13./14. Juni 1992
- 56 Pierers Universal Lexikon 1857–1865 / Baumgärtner, Werner: Die Rußhütte bei Enzklösterle, In: Baden-Württemberg, Sonderheft Schwarzwald, 50–51 / Matthes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Peterstal, 99 / Behlen, Stefan / Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften, 346 / Jägerschmid, F. V.: Das Murgthal, Nürnberg 1800, 46f. / Beschreibung einer vorindustriellen Rußhütte Weiß, Josef: Rußbrennen und Rußhütte, in: Deutsche Gaue, Kaufbeuren, 28-Namd (1927) 1. Lieferung, 18–19
- 57 Muschal, Egon: Ruß nach Russland – Harz nach Schweden, Badisches Tagblatt 2. November 1960
- 58 StAF B 727/12 Nr. 353
- 59 StAF B 727/12 Nr. 354
- 60 Renchthäler, 18. Oktober 1870
- 61 StAF B 727/12 Nr. 2676
- 62 Renchthäler, 6. März 1886
- 63 StAF B 727/12 Nr. 1864 Gesuche der Firma Anton André in Oppenau um Genehmigung und Erweiterung einer Rußbrennerei 1886–1928
- 64 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 65 StAF B 727/12 Nr. 1864 Aussagen des Oppenauer Gendarms Neckermann vor Oberamtman Gaddum am 19. Dezember 1887
- 66 StAF B 727/12 Nr. 2676
- 67 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 68 Vergleiche zu dem Defizit an Umweltbewusstsein in der Geschichte der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts allgemein: Bohorst, Rolf: Die Giftmacher, in: Geo Epoche Heft 30 „Die Industrielle Revolution“, 130–138
- 69 StAF B 727/12 Nr. 3714
- 70 StAF B 727/12 Nr. 5009
- 71 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 72 StAF B 727/12 Nr. 1864 Bezirksrat Oberkirch, 25. Oktober 1887
- 73 Renchthäler, 7. März 1882
- 74 GLA 236/105 28 Bericht des Bezirksamts Oberkirch an das Innenministerium
- 75 StAF B 727/12 Nr. 1864 Stellungnahme des Bezirksarztes Dr. Schneider
- 76 Oppenau lebt vom Ruß – Deutschlands älteste Rußfabrik – Die schwarzen Gesellen arbeiten mit Drahtmasken, in: Badisches Tagblatt, 26. Februar 1957
- 77 Renchtäler, 10. September 1918
- 78 GLA B 727/12 Nr. 1864
- 79 Badisches Tagblatt, 11.3.1953, Rußbrennerei – ein ausgestorbenes Gewerbe
- 80 ARZ 21.11.2004, Vor 50 Jahren, vom 15.–21.11.1954
- 81 StAF B 727/12 Nr. 1872 Dampfkesselanlage der Firma A. André Sohn
- 82 StAF B 727/12 Nr. 1865 Elektrizitätswerk der Fa. Anton André zur Lichterzeugung und Kraftübertragung
- 83 StAF B 727/12 Nr. 2678
- 84 Die Rußfabrikation wurde 1970 in Oppenau eingestellt. Im Jahr 2007 beendete die Firma ihre Lackproduktion am Standort Oppenau.

# Die UHU-Werke zwischen den 1950er und 1970er Jahren

Andreas Klotz

## Vorbemerkung

Die UHU-Werke waren und sind ein wichtiger Faktor des konjunkturellen Lebens der Stadt Bühl und ihrer Umgebung. Wie fast alle traditionsreichen Unternehmen erlebten die UHU-Werke gute und schlechte Phasen im Laufe ihrer Geschichte. Diese im Hinblick auf die UHU-Werke in der Gesamtheit darzustellen, würde den Rahmen eines einzelnen Beitrags im diesjährigen Heft der „Ortenau“ sprengen. Aus diesem Grund wird der zeitliche Rahmen der Darstellung auf den Zeitraum zwischen den 1950er und 1970er Jahren beschränkt. In thematischer Hinsicht werden neben wirtschaftsgeschichtlichen Fakten auch Aspekte der Werbung und des familiären Charakters in die Schilderung mit einbezogen. Bei der Fischer Arzneimittel OHG ist von Interesse, ob die Mediziner mit den dort hergestellten Präparaten zufrieden waren oder nicht.

Darüber hinaus werden auch die Begegnungen zwischen Angehörigen der UHU-Werke und den Politikern Kiesinger und Ehmke thematisiert. Bei der Würdigung all dieser Punkte ist das hauseigene „Fischer Journal“ eine wichtige Quelle. Bevor auf die speziellen thematischen Aspekte eingegangen wird, soll der guten Ordnung halber ein kurzer chronologischer Abriss erfolgen.

## Kurzer chronologischer Abriss

Das erste wichtige Datum ist das Jahr 1905, als der Apotheker August Fischer die chemische Fabrik Ludwig Hoerth übernahm und den dortigen Betrieb fortführte. 1937 wurde von Manfred und Hugo Fischer, den Söhnen August Fischers, die offene Handelsgesellschaft gegründet und die Chemische Fabrik Ludwig Hoerth darin eingebracht. Sodann erfolgte die Umbenennung der Chemischen Fabrik Ludwig Hoerth in „UHU-Werk H. und M. Fischer“. 1932 erfolgte die Gründung der Fischer Arzneimittel OHG unter dem Namen „Sanophorm“.

1938 wurde das UHU-Werk vom „beengten Stadtkern“ an seinen heutigen Standort verlegt.

Im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs in den 1950er- und 1960er-Jahren konnte das Unternehmen in räumlicher bzw. geo-

graphischer Hinsicht expandieren. Dafür kann der Bezug des neuen Verwaltungsgebäudes im Jahre 1964 als Beleg angesehen werden. Zehn Jahre zuvor erfolgte die Gründung der Tochterfirma der UHU-Werke der „UHU-Italia“ in Cesate bei Mailand. 1969 war das Gründungsdatum der Vertriebsgesellschaft.

Die Produktpalette der UHU-Werke war keineswegs auf den bekannten UHU-Klebstoff beschränkt. Badeschaum gehörte genauso dazu wie ab 1969 ein Deodorant. Ein Jahr zuvor wurde die Fisher AG in Irland gegründet.<sup>1</sup>

### Das neue UHU Werk in Bühl

Die 1950er Jahre waren eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, die von großem Optimismus geprägt war. Diese positive Stimmung spiegelt sich auch in dem Beitrag wider, welcher die Überschrift „Das neue UHU-Werk“ trägt. Der entsprechende Artikel beginnt mit den fast poetischen Worten: „Bühl hat ein neues Wahrzeichen erhalten. Nähert man sich der Stadt in der Dunkelheit von der Schwarzwaldstraße her, leuchten weithin die Buchstaben UHU und überfluten den Turm mit blauem Licht.“ Der Artikel fährt mit dem Hinweis fort, dass das UHU-Werk in Bühl weithin über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt sei.

Auch die Erweiterung der Produktpalette kann als Beleg für den wirtschaftlichen Fortschritt bezeichnet werden. Der Wäschaufheller ist dafür ein gutes Beispiel. Er „macht die weiße Wäsche noch weißer strahlend“ und gab den Farben der Bettwäsche eine „ungeahnte Leuchtkraft und Farbe“. Im Zuge der wirtschaftlichen Expansion ist der Bau einer Lagerhalle mit zwei Stockwerken und einer Lagerfläche von 1500 qm zu sehen. Die Lagerhalle ergänzt ein kleiner Raum. Dieser diente der ausschließlichen Aufbewahrung von Tintengläsern. Unter der Lagerhalle befindet sich die zentrale Heizungsanlage, welche den ganzen Betrieb mit Dampf heizte.

Der Artikel beschreibt nicht nur das neue UHU-Werk, sondern lässt dieses aus der Sicht der 1960er als modern erscheinen, wenn beispielsweise in Bezug auf den Turm von „vielen kleinen Fenstern“ bzw., von „schlanken Betonpfeilern“ die Rede ist. Der Verfasser des Artikels bringt ferner zum Ausdruck, dass sich das UHU-Werk optimal in das Stadtbild einfügt: „(...) Das Stadtbild wird (...) eine neue Werkanlage (aufweisen), deren Name schon lange bekannt ist und deren charakteristisches (und) ansprechendes Aussehen sich nun bei allen Besuchern als Sehenswürdigkeit der Stadt einprägen wird.“<sup>2</sup>

## Die Werbung für UHU und badedas unter Berücksichtigung des pädagogischen Engagements

Eine erste Werbung für ein UHU-Produkt ist in das Jahr 1951 zu datieren. Es handelt sich dabei um den Wäscheaufheller UHU-line. Sie wirkt auf den Leser jugendlich, sommerlich frisch und humorig, denn dem entsprechenden Werbetext liegen die folgenden Zeilen zugrunde: „Reizend sitzt ihr Sommerkleid und der Kenner weiß Bescheid: sie ist UHU-line treu, denn ihr Kleidchen wirkt wie neu. So sitzt auch mein Oberhemd, schmunzelt er mit froher Mine, alles neu macht UHU-line.“ Der entsprechende Nachsatz lautet, dass schon ein Teelöffel UHU Wunder an Wäsche und Kleidung wirke. 1953 wird UHU-line als Dauerreparatur in der Tube bezeichnet. UHU-line, so setzt die Werbung fort, gibt der Wäsche „Charme, duftige Eleganz und Frische, die lange anhält“. Dies ist freilich nicht der einzige Vorzug, denn UHU-line vermag darüber hinaus „Blusen, Herrenhemden (Kragen und Manschetten), Wäschekleider, Gardinen, Tuch und Bettwäsche ‚ideal‘ zu steifen“. 1954 erfährt der Wäscheaufheller eine Erneuerung, denn er kann nunmehr „Bügelfalten elegant und haltbar machen“. Ist ein Hemd oder ein „Revers“ einmal mit Uhu behandelt, so kann mehrere Male nachgebügelt werden.<sup>3</sup>

Nicht ohne Originalität war auch die Werbung für den UHU-Klebstoff in den 1950er Jahren. Hier wird zum Beispiel geschildert, wie es dem Journalisten Heiz Reuter aus Frankfurt gelungen sei, eine zerbrochene Schallplatte dank UHU wieder zusammenzufügen. Deshalb konnte die Schallplatte, wenn auch mit einem kleinen „Knax“ wieder gespielt werden. Die Schilderung dieses Vorkommnisses schließt mit den Worten „besser ein Richard Tauber mit Knax als gar keiner“. Nicht unproblematisch aus heutiger Sicht ist es, wenn bei aller Schlagfertigkeit der Werbung Mussolini und General Rommel darin miteinbezogen wurden. Es ist nämlich die Rede davon, dass Rommel bei einem Treffen mit Mussolini einen Orden trug, der mit UHU „zusammengekittet“ war. Dieser war zu Boden gefallen. Deshalb „nahm der Feldmarschall“ UHU-Alleskleber und „reparierte das schöne Stück“. Die Darstellung endet mit den Worten: „Rommel hat sich immer zu helfen gewusst.“

Bemerkenswert ist ferner, dass ein Sträfling namens „Gitter Karl“ eine weitere Figur der UHU-Werbung gewesen ist. Er bog nach seinen vornehmlich in „Pelzgeschäften“ verübten Einbrüchen die Eisenstäbe vor den Schaufenstern auseinander und „belebte sie mit UHU und drückte eine Zeitung darauf, auf das kein Lärm entstand.“ Der Verfasser dieses Werbespots kommentierte dieses Geschehen mit den Worten „ein toller Bursche“, wenn er

dessen Tun natürlich auch nicht zur Nachahmung empfahl. Zum Ende des Werbetextes wird darauf hingewiesen, dass UHU sich bei der Heilung von kleineren Wunden beim Menschen und bei Obstbäumen bewährt hätte. Zusammenfassend kann man, so der Verfasser des Werbetextes, festhalten: „Im Falle eines Falles klebt Uhu wirklich alles“.<sup>4</sup>

Der UHU-Alleskleber leistete auch der jungen Generation einen wertvollen Dienst, wenn es um die Anfertigung von Faschingskostümen und Vlieskleidern ging.<sup>5</sup> Auch für den Werkunterricht in den Grund-, Haupt- und Realschulen leisteten die UHU-Werke in Gestalt der von ihnen herausgegebenen „UHU-Information für den Werkunterricht“ einen wichtigen Beitrag. Damit wurde die seit 1956 publizierte Bastelecke um eine pädagogische Komponente erweitert. Im Sinne dieses Gedankens stellt der Verfasser des Artikels fest, dass der Werkunterricht die in jedem Menschen angelegten „schöpferischen Kräfte weckt und pflegt“. Es bestanden daher seitens der Geschäftsleitung positive Impulse, Ideen für ein „materialgerechtes und werkgerechtes“ pädagogisches Arbeiten zu liefern. Dabei stieß Uhu auf ein nicht unbeträchtliches Interesse bei Grund- und Mittelschulen.

Auch für den Hobby-Bastler gab es eine Informationsschrift, welche den Titel „Konstruktives Basteln“ trug. In einer Ausgabe wurden innerhalb einer Informationsschrift innerhalb eines Klebediagramms 364 Materialkombinationen aufgeführt und für jede der geeignete Klebstoff genannt.<sup>6</sup>

Dass UHU sich im pädagogischen Bereich engagierte, zeigt auch der alljährlich ausgeschriebene Wettbewerb „Der kleine Uhu“. Hier konnten Technik interessierte Kinder ihr handwerkliches Können bei der Herstellung von Modellflugzeugen aus Pappe unter Beweis stellen. 1969 beteiligten sich 3500 Teilnehmer daran. Alle 3500 Teilnehmer konnten mit den beiden UHU-Flugzeugen, den UHU-Moranen fliegen. Insgesamt absolvierten diese innerhalb von 139 Tagen 1195 Flüge.

Man kann sagen: UHU förderte in den 1960er Jahren den Modellflug. Deshalb würdigte der Deutsche Aeroclub 1969 anlässlich des zum vierzehnten Male stattfindenden Jugendmodellflugwettbewerbs das große Engagement der UHU Werke und trug ihnen die Ausrichtung der vom 23. bis 27. Juli 1969 stattfindenden Weltmeisterschaft für ferngesteuerte Flugmodelle an.<sup>7</sup>

Die UHU-Klebstoff-Palette stand auch bei Hobbybastlern hoch im Kurs. Das Verkaufspersonal musste geschult werden, um auf deren Wünsche einzugehen. Deshalb fand ein Hobby- und Modellbau-Lehrgang in Baden-Baden statt, bei dem 120 Geschäftsinhaber bzw. leitende Angestellte lernten, wie man den „kleinen UHU“ oder ein vergleichbares Flugobjekt herstellt. Aber auch

beim Emaillieren, Flechten, Gießharzarbeiten, bei Kristall- und Kunststeinkeramikarbeiten, beim Modellieren bzw. Laubsägearbeiten war UHU ein wichtiger Helfer.

Mit dem „UHU hart“ Kleber gelang es gar, in Pakistan Teile eines fossilen Elefantenschädels zu einem ganzen zusammenzufügen.<sup>8</sup> Für die Vielseitigkeit der Firma UHU, hier im Bereich der Klebstoffe, spricht auch die Einführung des Allwerker-Sets. Dieses bestand aus dem „Klebstoff-Sortiment, dem UHU-film und dem Klebstoff-Kohlediagramm“.

Ein Artikel mit der Überschrift „UHU-Alleskleber – der erste Exportartikel“ erinnerte daran, dass bereits in den 1950er-Jahren die ersten Exportgeschäfte damit sowie mit den „UHU-Schreibgeräten“ (Füllfederhaltern und Kugelschreibern) getätigt wurden. Weitere Exportgüter waren ab 1954 die „modische Waschseife UHU-line“ sowie ab 1957 das „UHU-badedas“.

Der große Absatz der UHU-Exportartikel hatte zur Konsequenz, dass in „den umsatzstarken Ländern“ Vertretungen eingesetzt wurden. Der Artikel schließt mit dem Blick in die Zukunft aus der Sicht des Jahres 1968. Schon damals wurde eine gute Organisation als Grundvoraussetzung für den weiteren Erfolg des Unternehmens bezeichnet. Ferner maß der Verfasser des Artikels dem Begriff „Rationalisierung“ eine wichtige Bedeutung bei. Dies geschah freilich in einem etwas anderen Sinne, als man es aus der Sicht der Gegenwart vielleicht erwartet. Heutzutage versteht man unter dem Terminus „Rationalisierung“, dass der Mensch im Arbeitsprozess mehr und mehr durch Maschinen ersetzt wird. Für den Verfasser des Artikels bedeutet Rationalisierung Vereinheitlichung, wie folgendes Beispiel belegt: „Es werden die Verpackungen wie Feldschachteln oder Tuben vereinheitlicht, das heißt sie erhalten einen mehrsprachigen Text – in deutscher, englischer und französischer Sprache – und können innerhalb der verschiedenen sprachigen Länder verwendet werden.“<sup>9</sup>

Als interessant aus heutiger Sicht, wo die Nachfrage nach Naturprodukten en vogue ist, kann der folgende Werbespot für badedas aus dem Jahre 1966 bezeichnet werden, zumal er in sprachlicher Hinsicht keinerlei Anglizismen enthält. „Hatten Sie heut' schon Ihr badedas? Denn mit badedas, ob in der Wanne oder der Dusche wird jedes Bad zu einer erquickenden Wohltat. Der Rosskastanien-Extrakt regt sanft den Kreislauf und die Durchblutung an. 5 Vitamine pflegen und verjüngen die Haut. Chlorophyll desodoriert. Hautfreundlich waschaktive Substanzen reinigen die Poren. Hartes Wasser wird seidenweich und die Wanne bleibt anschließend ohne hässlichen Kalkseifenrand.“<sup>10</sup>

Die Werbelinie für badedas war Ende des Jahres 1969 darauf hin gezielt, die Qualität der Produkte aus dieser Serie hervorzuhe-

ben. Aus diesem Grund war es beabsichtigt, „in einer neuen Zeitschriften-Kombination vierfarbige Anzeigen erscheinen zu lassen sowie auch in bekannten Tageszeitungen, wie der FAZ oder der Süddeutschen Zeitung Werbeanzeigen zu schalten“<sup>11</sup>.

Durchaus werbewirksam war auch der Artikel, welcher unter der Überschrift „Die Prominenz der Welt nimmt badedas“. Die Frau des südafrikanischen Präsidenten Fouchs und der Präsident von Zypern Makarios wurden als Beispiele genannt.

In den 1970er Jahren stand zunächst der Kleber „Kontakt 2000“ im Mittelpunkt der Werbung. Der entsprechende Slogan lautete: „Packt zu mit magischer Kraft. Sofort. Ein Produkt modernster Forschung. Kontakt 2000 von Uhu.“ Der Kleber „Kontakt 2000 eignete sich zum Verleimen bzw. Furnieren von Holzteilen, Kanten, Rundungen“ sowie für andere großflächige Holzarbeiten.<sup>12</sup>

In den Bereich der werbewirksamen Publizität gehörte auch das 1971 von der Werksleitung ausgelobte Kinderpreisausschreiben, das unter dem Motto „Die Uhu's sind los“ stand. Die Teilnehmer hatten die Aufgabe, „einen farbigen Uhu“ aus Stücken von einem Puzzle auf eine Postkarte zu kleben. Die glücklichen Gewinner konnten sich über 1000 Uhu-stic Hopser und 1000 Uhu-stic Quaker freuen.<sup>13</sup>

### Der familiäre Charakter des Unternehmens

Auch die Wirtschaftsethik spielte bei den UHU-Werken eine große Rolle. Dies wird durch eine Ansprache von Dr. h. c. Manfred Fischer, dem Seniorchef der UHU-Werke, vor der für Bühl zuständigen IHK deutlich. In dieser hebt er hervor, dass der „moderne Unternehmer seine Leute nicht als Untergebene“, sondern als „echte Mitarbeiter“ behandeln muss. Bei der Maifeier des Betriebs waren die Geschäftsleitung und Belegschaft der UHU-Familie gesellig vereint. Bei dieser Veranstaltung bemerkte der Seniorchef der UHU-Werke Dr. Manfred Fischer, dass Arbeitnehmer „echte Mitarbeiter“ sind.

Das Verhältnis zwischen der Unternehmensleitung und den Mitarbeitern verlangt daher die Achtung der „Würde“ und der „Freiheit“ des jeweils anderen. Das „Füreinander“ und „Miteinander“ sollten nach Meinung Fischers die zentralen Merkmale des Verhältnisses zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern sein.

Ferner, so Fischer, war es nicht nur eine Pflicht des Unternehmers, sich um die Daseinsvorsorge des Arbeitnehmers in Form der Zahlungen von Lohn und Gehalt zu kümmern, sondern auch sich für dessen Vermögensbildung einzusetzen. Man kann festhalten: Dr. h. c. Manfred Fischer setzte sich 1968 dafür ein, was



heutzutage unter den Begriff der unternehmerischen Transparenz subsumiert werden kann. Der Gedanke, das Unternehmen sei eine große Familie, stand also im Vordergrund der Unternehmensphilosophie der UHU-Werke. Im Sinne dieses Gedankens wurde 1969 für 26 neue Mitarbeiter der Fischer Arzneimittel OHG, einer Tochter der UHU-Werke, ein festlicher Abend veranstaltet, in dessen Mittelpunkt das gegenseitige Kennenlernen stand.<sup>14</sup>

Die 26 neuen Mitarbeiter wurden zuvor in einem dreiwöchigen Lehrgang zum Pharmareferenten geschult. Die Hauptaufgabe ihrer Tätigkeit sollte darin bestehen, den Arzt als „kritischen Kunden“ von der Angebotspalette der Fischer Arzneimittelwerke zu überzeugen. Dies war insofern dann von Bedeutung, wenn ein Mediziner von der Güte eines Präparats noch nicht überzeugt gewesen ist. Die 26 neuen Pharmareferenten erhielten eine sehr eingehende Ausbildung. Sie bekamen nicht nur rechtliche bzw. betriebswirtschaftliche Kenntnisse vermittelt. Auch wurden die angehenden Pharmareferenten über die Geschichte des Unternehmens informiert. Schließlich erhielten sie einen umfassenden Einblick in der Bereich der Herz-Kreislauf-Therapie.<sup>15</sup>

Ein weiterer Beleg für das Bemühen um gegenseitige Achtung und gegenseitigen Respekt war das Bemühen eines von der Werksleitung Mitte Mai 1968 veranstalteten Abends, dessen bezeichnendes Motto „Sich kennenlernen und respektieren“ lautete.

Zum familiären Charakter der UHU-Werke gehörte es auch, die für die Auszubildenden wichtigen pädagogischen Belange mit zu berücksichtigen. Deshalb veranstaltete die Unternehmensleitung am 31. Oktober 1969 einen Elterntag, bei dem Eltern, Ausbilder und Lehrkräfte sich über den Stand des Berufsbildungsgesetzes informierten. Dazu gehört nicht nur die Ausbildung per se, sondern auch Aspekte der Fortbildung und Umschulung. Interessant aus heutiger Sicht ist, dass schon damals der Komplex „EDV“ zu den Ausbildungsinhalten gehörte.<sup>16</sup>

In einem Unternehmen, das im Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Unternehmensleitung von gegenseitiger Fairness und gegenseitiger Achtung geprägt war, kam dem Betriebsrat eine wichtige Bedeutung zu. Im Herbst 1971 wurden die Mitarbeiter Volkmar Maschke und Franz Benz in dieses Amt gewählt. Volkmar Maschke führte in einem Interview zum Verhältnis zwischen Unternehmensleitung und Arbeitnehmerschaft aus, er sehe die „Erhaltung der Arbeitsplätze“ und die „Weiterentwicklung“ des Unternehmens als wichtige Ziele seiner Arbeit im Betriebsrat an. Maschke fügte hinzu, er werde im Falle von Meinungsverschiedenheiten stets das Gespräch mit der Betriebsleitung suchen, um auf dialogischem Wege Lösungen für etwaige Differenzen zu finden.<sup>17</sup>

Deshalb kam den Arbeitsgesprächen auch eine wichtige Bedeutung zu. Hier standen u. a. „spezielle Probleme des Außendienstes“ sowie das Thema „Mittagspause“ auf der Tagesordnung.<sup>18</sup> Das Engagement des Betriebsrates in punkto Mittagspause zahlte sich aus. Im Einvernehmen mit der Unternehmensleitung wurde eine an allen Werktagen verbindliche Mittagspausezeit zwischen 12.00 Uhr und 12.45 Uhr eingeführt.<sup>19</sup>

Dass das Verhältnis zwischen der Unternehmensleitung und der Belegschaft von einem Miteinander geprägt war, zeigt sich auch an der herzlichen Begrüßung der „Herren des Direktoriums“ anlässlich der Betriebsversammlung im Januar.<sup>20</sup>

Zu einem familiär geprägten Unternehmen gehörte es auch, Arbeitnehmer zu würdigen, welche, wie zum Beispiel wie Josef Beierle, nach 48 Dienstjahren, also nach sehr langer Dienstzeit in den Ruhestand gingen. Beierle begann seine Tätigkeit im Inflationsjahr 1923 und erhielt einen heutzutage unvorstellbaren Stundenlohn von 200 Mark. Nach Einführung der Rentenmark schrumpfte dieser auf 26 Pfennig. Doch war dieser Lohn solider als das wertlose Inflationsgeld. Beierle erlebte die Einführung des UHU-Klebers 1932 gewissermaßen hautnah mit, denn er war sehr stark in den diesbezüglichen Produktionsprozess involviert, weil er die Mischung mit eigener Hand anrührte, diese in Tuben abfüllte und per Hand verschloss. Beierle war gewissermaßen für den „UHU-Alleskleber“ Mädchen für alles.

1939 erlebte er es mit, wie die erste Abfüllmaschine mit einer Leistung von 3000 Tuben pro Tag angeschafft wurde. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs konnte Beierle sein Tätigkeitsfeld auch auf die Bereiche „Spannlack und Farben für Schiffsbau bzw. Flugmodelle“ ausweiten. Der Verfasser des Artikels im „Fischer Journal“ wünschte dem Pensionär „Gesundheit“ und Wohlergehen und, dass ihm auf seinem weiteren Lebensweg „die Heiterkeit beigegeben sein möge“.<sup>21</sup>

Die UHU-Werksleitung vergaß ihre Mitarbeiter auch dann nicht, wenn sie in Pension waren. Dies beschränkte sich nicht nur auf die Zahlung von Renten und Pensionen. Schließlich wurde jeder Pensionär beim 70., 75., 80. und 85. und darüber hinaus mit einem Geschenk bedacht. Ferner erhielten die einstigen Mitarbeiter zu jeder Feier des Betriebs eine Einladung.

Dass in dem familiär geprägten Unternehmen auch auf die Jugend Rücksicht genommen wurde, zeigt der Lehrlingsausflug, der am 27. Juli 1971 zusammen mit den Ausbildern stattfand. Die erste Station war die Ulrichsburg. Die Strapaze, welche der Aufstieg dorthin verursachte, wurde „mit einem ganz herrlichen Blick auf die Umgebung von Ribeau“ belohnt. Um 12 Uhr folgte das Mittagessen. Danach stand die Besichtigung der Barockkirche

von Ebermünster auf dem Programm, ehe zum Abschluss des Ausflugs in Straßburg jeder Teilnehmer einen angemessenen Zeitraum für sich selbst zur Verfügung hatte.<sup>22</sup>

Auch die sehr guten Leistungen der Nachwuchskaufleute bei der Lehrabschlussprüfung fanden im „Fischer Journal“ ihre Würdigung, wenn die entsprechende Überschrift „Beste Ergebnisse bei der Lehrabschlussprüfung“ lautet. Im Anschluss daran wurden die Namen der Prüflinge genannt. Darunter befanden sich „Fräulein Kinning und Fräulein Menges“. Beide erhielten die Gesamtnote 1 und bekamen dafür von der Geschäftsleitung einen „Preis“.<sup>23</sup>

Zum Bild der „UHU-Familie“ gehört es auch, wenn in der achten Ausgabe des Fischer Journals im Jahre 1969 ein Artikel mit der Überschrift „Hermann Fischer zur Gratulation“ aus Anlass seines 50. Geburtstages zu finden ist. Neben seinen wichtigsten biographischen Daten kommen darin auch seine Verdienste zum Wohle der Firma zur Sprache. Der Verfasser des entsprechenden Artikels nennt ein „gut ausgebautes Vertreternetz“ sowie eine gleichmäßige Streuung der Verkaufskontore als entsprechende Beispiele. Sie ermöglichen es, schnell auf „Entwicklungen des Marktes“ zu reagieren. Auch der von Hermann Fischer ins Leben gerufene Verkaufsstab zeigt, dass er mit „Akribie und Weitblick“ den Binnenmarkt erfasste. Man kann zudem sagen: Hermann Fischer war in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer und Mitarbeiter der Firma stets um ein faires Verhältnis zu den Mitarbeitern bemüht. Nicht anders ist es zu erklären, dass „die Belegschaft (...) dem Jubilar mit großer Herzlichkeit zum Geburtstag gratuliert“ und ihm bei dieser Gelegenheit ein herzliches Dankeschön für sein „wirtschaftliches Denken und Handeln“ ausspricht, dessen Leitfaden stets der Gedanke der „Humanität“ gewesen ist.<sup>24</sup>

### Die wirtschaftliche Entwicklung der UHU-Werke und ihrer Töchter

Eine Information, welche in punkto Umsatzentwicklung<sup>25</sup> vorliegt, ist in das Jahr 1968 zu datieren. In der zweiten Ausgabe des Fischer-Journals von 1969 ist bezogen auf den Dezember des Jahres 1968 von einem „erfreulichen Umsatzhoch“ die Rede. Die entsprechende Zuwachsrate betrug in der Sparte Klebstoff „zwanzig Prozent“ und bei den Kosmetika „zwölf Prozent“. In der letztgenannten Sparte war das Cremeschaumbad „badedas“ ein Grund für diese positive Entwicklung.

In punkto Verbrauch von badedas bestand eine interessante Erkenntnis darin, dass dabei ein Gefälle zwischen Nord- und Süddeutschland zu konstatieren war. Schließlich wurde in Nord-

deutschland weit mehr badedas verbraucht, als dies im Süden der Republik der Fall war.

Die Basis für die guten Umsätze der UHU-Werke in In- und Ausland bestand in den guten Märkten im In- und Ausland. Für die positive Entwicklung innerhalb Europas sprach auch die Inbetriebnahme des neuen Fabrikbetriebes in Irland sowie die „besonders hohe Zuwachsrate in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Südafrika und in der Schweiz“. Ein starker Anstieg der Umsätze bezüglich der Klebstoffpalette war für „Frankreich, Italien, Österreich, Großbritannien, Spanien, Belgien und auf überseeischen Märkten im Iran, Neuseeland und der Türkei“ zu konstatieren. Für diese Entwicklung waren „die gezielte Verbrauchswerbung“ und die „intensive Verkaufsarbeit unserer Vertretung“ ausschlaggebend.

Beispielhaft für eine Erfolgsstory ist die 1955 gegründete UHU-Italia. Sie entwickelte sich vom Nullpunkt zur führenden Markenartikelfirma in den Bereichen badedas und Klebstoffe. Badedas war deswegen erfolgreich, weil es das „richtige Produkt war, das zum richtigen Zeitpunkt auf den Markt gebracht worden war.“ Der Erfolg der UHU-Italia war sehr stark mit dem Namen Dr. Taubach verbunden. Er baute die italienische Tochtergesellschaft auf und war für zehn Jahre ihr Chef.<sup>26</sup>

Trotz der positiven wirtschaftlichen Entwicklung war die Marktleitung der UHU Werke bestrebt, „weitere Käuferschichten zu gewinnen“. Deswegen fand im Verkaufskontor Frankfurt-Griesheim an einem Samstag des Jahres 1969 eine Gebietsverkaufsleiterkonferenz über modernes Marketing statt. Man wählte bewusst diesen Wochentag, um keinen weiteren Verkaufstag in dem immer härter werdenden Wettbewerb zu verlieren.

Zunächst stand bei der Konferenz ein Situationsbericht über die Umsatzentwicklung im ersten Drittel des Jahres 1969 im Vordergrund. Dabei ging der Referent auch auf etwaige Schwachpunkte und die daraus resultierenden Ursachen und Folgen im Verkauf und der Marketingkonzeption ein. Es folgte der Leiter der zentralen Planungsstelle der Marketing Gesellschaft Nielsen namens Fischer mit seinen Ausführungen betreffs einer auf die Markterfordernisse abgestimmten Warenkonzeption. Seine Ausführungen wurden von den anwesenden Gebietsleitern lebhaft diskutiert. Dabei stand die Suche von Möglichkeiten zum „Aufspüren von Markterfordernissen“ im Fokus der Gespräche. Ein signifikantes Beispiel dafür war badedas. Hier galt es herauszustellen, dass der Konsument beim Erwerb von badedas im Vergleich zu Billigprodukten preiswerter einkauft, da letztere aufgrund ihres hohen Wasseranteils einen viel höheren Verbrauch zur Konsequenz hatten. Badedas war nicht nur in Europa, sondern auch in den USA und

Kanada sehr beliebt. Deshalb konnte es ab 1969 von der Lizenzfirma vitabath in einem 40 Minuten entfernt von der New Yorker City befindlichen Werk hergestellt werden. Hier wurden pro Tag je 7000 Flaschen vom 504-er, 7000 Flaschen vom 505-er und 7000 vom 94-er badedas, also 21 000 Flaschen produziert.

In der Sparte Klebstoff lief es nach wie vor sehr günstig. Schließlich wurde eine hohe Nachfrage sowohl nach dem UHU-Alleskleber als auch nach dem Spezialkleber konstatiert.

Auch im Jahr 1972 war das Bemühen um „neue Märkte“ greifbar. Um diese zu erreichen, wurde badedas an „Haupt und Gliedern“ erneuert. Dies bedeutet, es wurde ihm mehr „Jugendlichkeit“ und „Modernität“ verliehen bzw. badedas wurde den wissenschaftlichen Erkenntnissen aus dem Bereich der Kosmetika angepasst. Darüber hinaus wurde ein Anti-Schuppen Shampoo in das Repertoire der kosmetischen Produkte aufgenommen.<sup>27</sup>

Ferner weiß das Fischer Journal von einer internationalen „Marketing Konferenz“ mit zahlreichen Repräsentanten der UHU-Niederlassungen aus dem In- und Ausland zu berichten. Teilnehmer dieser Veranstaltung waren neben Klaus und Manfred Fischer u. a. die Herren Genther (Firma Uhu-Products New York) und Neudascher (UHU-Italia). Auf der Tagesordnung dieser Veranstaltung standen u. a. „die Gestaltung einer internationalen Verpackung für badedas“, wichtige Punkte der Marketingkonzeption bzw. für zwei geplante Werbeaktionen für Uhu in Frankreich und Italien.<sup>28</sup>

Ende der 1970er Jahre trübte sich das gute wirtschaftliche Klima für UHU ein wenig ein. So konnten in der Zeit von Januar bis September 1977 nur 2 Prozent statt der angestrebten 3 bis 4 Prozent Zuwachs in punkto Umsatz erreicht werden. Dass es „Problemkinder“ für UHU gab, belegt der Rückgang des Exports um 8 Prozent sowie die Einbußen bei der badedas Seife um 12 Prozent und den Dr. Best Zahnbürsten um 3 Prozent. Der nachlassende Export war für den Preisverfall verantwortlich. Trotz dieser negativen Zahlen konnte in der Sparte Kosmetika ein Umsatzplus von 22 Prozent erzielt werden, da andere Produkte, wie zum Beispiel badedas, einen Zuwachs 3 Prozent an Wert und 21 Prozent an Verbrauchsmenge zu verzeichnen hatten.<sup>29</sup>

### **Die UHU, die Fischer-Arzneimittelwerke in Politik und Wissenschaft**

Manchmal waren die UHU-Werke und deren Repräsentanten bei Politikern von Interesse. In diesem Sinne empfing der Chef der UHU-Werke Dr. Manfred Fischer den ehemaligen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, wie das Fischer Journal Nr. 6 von 1968 zu

berichten weiß. Der Aufenthalt gab dem CDU Politiker Ruhe und „Erholung vom anstrengenden Amt“.<sup>30</sup>

Der SPD-Politiker Horst Ehmke besuchte in seiner Eigenschaft als Bundesminister für Forschung und Technologie am 23. März 1973 die UHU-Werke. Sein Besuchsprogramm begann mit einem Rundgang durch die Fabrikationshallen für Klebstoff, UHU-stic, Badedas, Duschdas und für die Arzneimittel. Der SPD-Politiker zeigte sich beeindruckt von dem vollautomatisierten Produktionsgang und den „sauberen, lichten“ Werkshallen. Es folgte für ihn die Einnahme des Mittagessens zusammen mit den Geschäftsführern Wontorra und Wenzel, dem technischen Direktor Bartels, dem Leiter für Verwaltung und Personal Lorenzen und dem Betriebsratsvorsitzenden Maschke. Ehmke verlor während des Essens eine Wette um eine Flasche Betschgräbler gegen Wenzel, denn er meinte, das Lebensmittelgesetz „sei vom Tisch“. Wenzel dagegen vertrat die gegenteilige Auffassung und hatte damit Recht, denn es war bekanntlich am Widerstand der CDU gescheitert und in gleicher Fassung neu eingebracht worden.<sup>31</sup>

Dass die Produktpalette der Fischer Arzneimittelwerke bei der Medizin nicht unwichtig war, zeigt das lebhaftes Interesse der Besucher des 31. Therapiekongresses in Karlsruhe. Die Gespräche gingen u. a. über die Wirkung von Gerophil mit Novacin. Für die medizinisch versierten Besucher bekamen die Besucher ein neues Präparat in Ergänzung zur Therapie mit Venopathin vorgestellt. Es handelte sich um die Venophatil retard Kapseln. N.<sup>32</sup> Schon ein Jahr zuvor, d. h. also 1967, war das Geroptil H3 für medizinisch interessierte Besucher der 31. Karlsruher Therapiewoche von Bedeutung. Schließlich konnten diese als ein wichtiger Beitrag der Alterstherapie bezeichnet werden. Die regelmäßige Einnahme dieser Medikamente ermöglichte es, „dass die alten Leute ihren Lebensherbst genießen können“.

Auch das vitabad wurde von Medizinern geschätzt, wie die entsprechend starke Nachfrage in „Krankenhäusern, Kinderkliniken und Sanatorien“ belegt. Darüber hinaus bot das Vitabad für berufstätige Menschen eine Entspannung nach der anstrengenden Arbeit des Tages. Ende 1967 richteten Fischer Arzneimittelwerke zudem zusammen mit der „Ärztlichen Gesellschaft für Physiotherapie Kneippärztebund Bad Wörishofen“ ein Tagungswochenende in Baden-Baden aus. Auch bei dieser Veranstaltung stießen die Geriatrie-Präparate sowie das in Form von Salben, Tropfen und Tonikum erzeugte Venzylyn mit dem wertvollen Rosskastanien-Extrakt bei den anwesenden Medizinern auf positive Resonanz.<sup>33</sup>

## Zusammenfassung

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kamen die UHU-Werke auch in den Genuss der optimistischen Aufbruchsstimmung, wie der Artikel über „das neue UHU-Werk“ belegt.

Die geschickte Werbung für UHU und badedas waren zwei Gründe dafür, dass das konjunkturelle Klima für die UHU-Werke zwischen den 1950er und 1970er Jahren positiver Natur war. 1977 erfuhr dieses eine leichte Eintrübung. Die Angehörigen der UHU, von den Direktoriumsmitgliedern über die Geschäftsleitung hin zum Betriebsrat fühlten sich als eine Familie, deren Verhältnis von gegenseitiger Achtung und Akzeptanz geprägt war.

Von den Politikern interessierten sich Kurt Georg Kiesinger (CDU) und Horst Ehmke (SPD) für die UHU-Werke und deren Angehörige, wie der Besuch des damaligen sozialdemokratischen Bundesforschungsministers und das Treffen von Manfred Fischer mit dem CDU-Kanzler der ersten großen Koalition zum Ausdruck bringt. Die Präparate der UHU-Tochter Fischer Arzneimittel OHG waren bei den Medizinern beliebt, wie deren positive Kritik zum Beispiel bei der 31. Therapiewoche in Karlsruhe belegt.

## Anmerkungen

- 1 Stgl Bühl UHU 12
- 2 Stgl Bühl UHU 8
- 3 Stgl Bühl UHU 42/43
- 4 Stgl Institut Bühl 12
- 5 Fischer Journal Nr.4/1969
- 6 Fischer Journal Nr.7/1968
- 7 Fischer Journal Nr. 9/1969
- 8 Fischer Journal Nr.11/1968
- 9 A. a. O.
- 10 Stgl Bühl UHU 42/43
- 11 Fischer Journal Nr. 9/1969
- 12 Fischer Journal Nr. 5/1970
- 13 Fischer Journal Nr. 3/1971
- 14 Fischer Journal Nr. 4/1968 und 9/1969
- 15 Fischer Journal Nr. 5/1968
- 16 Fischer Journal Nr. 11/1969
- 17 Fischer Journal Nr. 11/1971
- 18 Fischer Journal Nr. 9/1971
- 19 Fischer Journal Nr. 11/1971
- 20 Fischer Journal Nr. 1/1972
- 21 Fischer Journal Nr. 9/1969
- 22 Fischer Journal Nr. 7/1971
- 23 Fischer Journal Nr. 5/1971
- 24 Fischer Journal Nr. 8/1969
- 25 Geschäftsberichte mit konkretem Zahlenwerk liegen mir nicht vor

- 26 Fischer Journal Nr. 9/1969
- 27 Fischer Journal Nr. 1/1972
- 28 A.a.O.
- 29 Fischer- Journal Nr. 9/1977
- 30 Fischer Journal Nr. 4/1968
- 31 Acher- und Bühler Bote vom 24. März 1973; Der sozialdemokratische Politiker Horst Emke war im Kabinett Brandt II und Schmidt Bundesforschungsminister.
- 32 Fischer Journal Nr. 4/1968.
- 33 Fischer Journal Nr. 5/1967.



## Friedrich Benz-Meisel: Oberacherer Papiermachersohn, Ehrenbürger und Schweizer Unternehmer

Reiner Vogt

Die bis zur Gemeindereform selbstständige Gemeinde Oberachern verlieh am 11. Dezember 1919 einer Persönlichkeit die Ehrenbürgerschaft, obwohl diese seit rund 50 Jahren nicht mehr im Achertal wohnte und fast schon genau so lange in der Schweiz seinen beruflichen und privaten Lebensmittelpunkt hatte: Friedrich Benz-Meisel. Dass diese Ehrung mehr als gerechtfertigt war und er gleichzeitig ein erfolgreicher Unternehmer sein konnte, obwohl er kein gebürtiger Schweizer war, soll nachstehend aufgezeigt werden.<sup>1</sup>

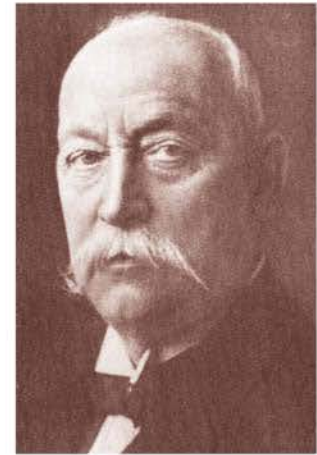
Friedrich Benz wurde am 17. August 1853 in Oberachern geboren. Er war der Sohn des aus Kappelrodeck stammenden Sägemüllers Johann Benz und seiner Ehefrau Amalia Sauter, der Tochter des Oberacherer Papierfabrikanten Daniel Sauter. Derselbe betrieb eine Papier- und Sägemühle – teilweise auf „geweihtem Boden“, denn ein Teil seines Firmengeländes war der Standort der ehemaligen Johanneskirche und Keimzelle der bis zu Beginn dieses Jahres existierenden Hartpappenfabrik Lott.<sup>2</sup> Am 3. Juni 1853 überschrieb Daniel Sauter seinen Betrieb auf seine Tochter und Johann Benz konnte sich fortan „Papierfabrikant“ nennen.

Friedrich Benz hatte noch drei Geschwister: Sein älterer und einziger Bruder Karl verstarb nur 22-jährig in Amerika, seine beiden Schwestern starben schon im Kindesalter.<sup>3</sup>

### Beruflicher Werdegang

Nach Abschluss seiner Schulausbildung in Oberachern ging Friedrich Benz nach Karlsruhe, absolvierte dort eine dreijährige Kaufmannslehre und hatte anschließend zwei Jahre eine Arbeitsstelle bei einer großen Holzhandlung in Brauenburg.<sup>4</sup> Danach leistete er von 1873 bis 1876 seinen Militärdienst beim 2. Badischen Feldartillerie-Regiment Nr. 30 in Rastatt ab. Seine Zeit beim badischen Militär bezeichnete er immer als seine „Schule für Disziplin und Pflichterfüllung“.<sup>5</sup>

Anschließend zog es ihn in die Fremde und er ging in die Schweiz. Den Grund dafür beschrieb sein Enkel Ernst Löpfe-Benz 1938 in seinem Nachruf: „In seinen Adern floss das Blut des



*Friedrich Benz-Meisel (1853–1938), Ehrenbürger von Oberachern, Unternehmer und Politiker in Rorschach/Schweiz (HVO-Archiv)*

badischen Demokraten, das ihm die freie politische Gestaltung der Schweiz so sympathisch erscheinen ließ.“ Dass seine Familie die Tradition der Demokratie in hohen Ehren hielt, wird dadurch deutlich, dass sein älterer Bruder – wie bereits erwähnt – nach Amerika auswanderte.<sup>6</sup>

Weil er in Karlsruhe gut ausgebildet worden war, erhielt er sofort eine Anstellung in einem bekannten Baugeschäft im Kanton Aargau. Schon im folgenden Jahr wechselte er seinen Arbeitsplatz und ging für eine kurze Zeit nach Urnäsch, Kanton Appenzell-Außerrhoden. Er ging zielstrebig ans Werk und konnte sich schon im zweiten Jahr nach dem Wegzug aus Deutschland am 6. März 1878 in Rorschach am Bodensee im Kanton St. Gallen niederlassen und dank seinem Ersparten sein eigenes Geschäft, eine Holzhandlung, gründen.<sup>7</sup> Friedrich Benz hatte somit den Entschluss gefasst, in der Schweiz zu bleiben, um sich hier eine Existenz aufzubauen.

Angesichts seiner Energie, Fachkenntnis und seriösen Geschäftsführung blühte sein Geschäft in der Folgezeit auf, es wurde zum größten Holzindustrie-Unternehmen im weiteren Umland von Rorschach, anschaulich und gleichzeitig selbstbewusst dargestellt auf dem Briefkopf von Benz-Meisel & Cie. aus dem Jahre 1912.<sup>8</sup> Sieben Jahre nach der Gründung nahm er seinen Schwager Oskar Meisel-Benz als Associé (Gesellschafter, Teilhaber) in den Betrieb auf. Bis zum krankheitsbedingten Ausscheiden desselben nach zwanzig Jahren ergänzten sich die beiden Gesellschafter: Oskar Meisel-Benz war für den Verkauf, Friedrich Benz-Meisel für den Einkauf zuständig. 1907 gründete Friedrich Benz-Meisel, nachdem er nun allein verantwortlich war, die Anlage in St. Margarethen, einer Grenzgemeinde zu Vorarlberg, direkt am Rhein und kurz vor dessen Einmündung in den Bodensee gelegen. Dieser Betrieb galt als Musterbetrieb für Holzlagerung und -bearbeitung und genoss über die Grenzen der Schweiz hinaus einen solch guten Ruf, dass ihr Jahr um Jahr die österreichisch-ungarische Hochschule für Bodenkultur einen Besuch abstattete.<sup>9</sup> Eine weitere Niederlassung hatte „Benz-Meisel & Cie.“ außerdem noch in Maishofen im Salzburgerland.<sup>10</sup> 40 Jahre lang war Friedrich Benz-Meisel für den Holzeinkauf zuständig, wofür er jährlich drei bis vier Monate auf Reisen war, die ihn bis in die Bukowina führte (damals ein Kronland im äußersten Osten von Österreich-Ungarn und heute eine rumänisch-ukrainische Grenzregion).<sup>11</sup> Ein weiterer Grund für den wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens war die verkehrsgünstige Lage direkt am Bahnhof Rorschach mit einem eigenen Bahnanschluss, denn die Stadt war seit 1856 Endpunkt der Verbindung zwischen dem Bodensee über St. Gallen nach Zürich und darf sich rüh-



Briefkopf der Benz-Meisel & Cie. aus dem Jahre 1912. Gut zu erkennen der Betrieb in Rorschach sowie die Musteranlage in St. Margarethen (unten Mitte) und das Sammelager in Maishofen (Staatsarchiv St. Gallen ZMH 61/077)

men, der „Türöffner“ zur schweizerischen Eisenbahngeschichte zu sein, denn in Rorschach gab es bereits 1836 die früheste bislang nachweisbare Initiative zum Bau einer Eisenbahnverbindung.<sup>12</sup>

Obwohl die Schweiz während des 1. Weltkriegs neutral war, wirkte sich dieser negativ auf die Eidgenossenschaft aus, denn die Benz-Meisel & Cie. bezog ihr Holz hauptsächlich in Österreich-Ungarn – schließlich war hier das Sammelager. Aufgrund des Krieges versiegten diese Bezugsquellen und ein Ausweichen auf andere Märkte kam ebenfalls nicht infrage, weil sich sämtliche Nachbarstaaten der Schweiz im Krieg befanden. „Diese ungeheuren Erschwerungen des Handels während des Krieges“ veranlassten ihn dann, nach vier Jahrzehnten Unternehmensführung seinen großen Betrieb in St. Margarethen mitsamt den Filialen in Rorschach und St. Gallen und dem Sammelager in Maishofen an die Holzindustrie AG zu verkaufen. Seine Angestellten und Arbeiter bedauerten dies mit Sicherheit, denn „Herr Benz-Meisel“ – so Ernst Löpfe-Benz – war „ein wohlwollender Arbeitgeber“.<sup>13</sup>

Trotz dieser nicht gerade optimistischen Lage war er nicht untätig und sah sich nach einem neuen Betätigungsfeld um. Obwohl bereits 66 Jahre alt, war ihm der Zeitpunkt für den Ruhestand noch zu früh. Schließlich wurde er fündig und gründete zusammen mit Karl Haug 1922 die „Spezialbeton AG“ in St. Gallen am Bodensee<sup>14</sup>, welche sich ebenfalls zu einem gut florierenden Betrieb entwickelte und der er immer mit Rat und Tat zur Seite stand. Bis sechs Wochen vor seinem Tod gehörte er dem Verwaltungsrat als Präsident oder Delegierter an. Dem Nachruf im „Ostschweizerischen Tagblatt“ konnte man folgende Zeilen entnehmen: „Rastloser Fleiß, Gründlichkeit, vornehme Geschäftsfüh-

rung und sozialer Sinn zeichneten den Dahingeshiedenen im hohen Maße aus.“<sup>15</sup>

Aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung und kaufmännischen Kompetenz war Friedrich Benz-Meisel auch in anderen Wirtschaftsgremien tätig. So wurde er im Jahre 1900 in die Toggenburger Bank berufen und gehörte nach der Fusion 1912 den Bankbehörden der Schweizerischen Bankgesellschaft bis 1935 an.<sup>16</sup> Und letztendlich noch von 1925 bis 1927 dem Verwaltungsrat der Rorschach-Heiden-Bergbahn.<sup>17</sup>

### **Der Privatmann und Politiker Friedrich Benz-Meisel**

Schon wenige Jahre nach der Gründung der Holzhandlung war Friedrich Benz-Meisel in Rorschach sehr angesehen. Dies belegt ein Leumundszeugnis vom 24. Mai 1879, welches vom Gemeinderat angefertigt wurde. Das Leumundszeugnis hatte folgenden Wortlaut: „Der Gemeinderath von Rorschach bezeugt andurch, dass Hr. Fried. Aug. Benz, Holzhändler, Bürger von Oberachern, Baden, seit 6. März 1878 niederlassen in Rorschach in bürgerlichen Ehren u. Rechten stehe ... u. einen guten Leumund genieße.“ Eine zeitgleich ausgestellte Bescheinigung belegt außerdem, dass er schon damals mit einem Betrag von 2000 Franken ins Rorschacher Steuerregister eingetragen war. Friedrich Benz hatte sich somit nicht nur einen guten Ruf, sondern auch schon ein gewisses Vermögen erarbeitet.<sup>18</sup>

Auch für den Privatmann Friedrich Benz entwickelte sich alles erfreulich, denn am 11. November 1878 heiratete er Anna Meisel (\* 1856) aus Aarau und nannte sich fortan „Benz-Meisel“.<sup>19</sup> Wenige Wochen später – am 16. Dezember 1878 – erhielt er schließlich vom Schweizerischen Bundesrat die Bewilligung zum Erwerb des Schweizer Bürgerrechts, nachdem am 3. März 1877 vom großherzoglichen Bezirksamt Achern die Entlassung aus der badischen Staatsangehörigkeit bestätigt worden war.<sup>20</sup> Im Mai 1879 beantragte er schließlich für sich und seine Frau das Kantonsbürgerrecht des Kantons St. Gallen, welches beide im gleichen Jahr noch erhielten.<sup>21</sup>

Als Konsequenz aus seiner hohen Wertschätzung als wirtschaftlich weitblickender Geschäftsmann und aufgrund seiner badisch-demokratischen Abstammung wurde Friedrich Benz-Meisel in seiner neuen Heimat auch politisch aktiv. In den drei Jahrzehnten zwischen 1890 und 1920 wird er in der Chronik der damaligen Demokratischen- und Arbeiter-Partei immer wieder genannt, deren Hauptförderer er war. So erfolgte 1891 erstmals seine Wahl in die politische Gemeindebehörde von Rorschach, d. h. in den Gemeinderat. Nach seiner Wiederwahl drei Jahre spä-

ter wurde ihm das Bau- und Straßenwesen übertragen. Insgesamt gehörte er dem Gemeinderat über drei Wahlperioden an.<sup>22</sup> Und schließlich war er auch von 1903 bis 1918 Mitglied des Ortsverwaltungsrats der Ortsgemeinde Rorschach.<sup>23</sup>

Der nächste politische Aufstieg Benz-Meisels war dann 1897, als er als Kandidat seiner Partei in den „Großen Rat“ (heute im Kanton St. Gallen der „Kantonsrat“), das kantonale Parlament, gewählt wurde.<sup>24</sup> Seine politischen Leistungen wurden durch weitere Wiederwahlen belohnt, sodass er seinen Ratssitz insgesamt zwölf Jahre innehatte. Eine Periode lang gehörte er der staatswirtschaftlichen Kommission als Referent über das Baudepartement, dem „Bureau“ des Großen Rates und der Kantonalbankkommission an.<sup>25</sup>

Sein Gemeinschaftssinn spiegelt sich auch in seinem großen ehrenamtlichen Engagement wider. Nachstehend noch ein weiteres Zitat aus dem Nachruf im „Ostschweizerischen Tagblatt“: „Was aber seinem Namen die Popularität und Wertschätzung in breiten Volkskreisen ohne Ansehen der Partei und sozialen Stellung verlieh, das war sein Wirken auf dem Felde der Gemeinnützigkeit. Doch verbot seine bescheidene Sinnesart immer, davon Aufhebens zu machen und es widerspräche seiner bei Lebzeiten eingenommenen Haltung, wollten wir uns hier in Einzelheiten verlieren.“ So hatte er 26 Jahre lang – von 1888 bis 1913 – den Posten des Kassenwarts vom „Gemeinnützigem- und Verkehrsverein“ inne, den er mitgegründet hatte. Es gab keine öffentliche, humanitäre Einrichtung, die von ihm nicht gefördert wurde, wie das Feuerwehr- und Samariterwesen oder die sozialen Institutionen der Gemeinde (z. B. das Krankenhaus).<sup>26</sup>

### **Friedrich Benz-Meisel und Oberachern**

Obwohl Friedrich Benz-Meisel in der Schweiz wirtschaftlich und privat sein Glück gefunden hatte, wusste er genau, wo seine Wurzeln waren und er hatte seine Heimatgemeinde nie vergessen. Dies kann maßgeblich auf die Freundschaft zu Bürgermeister Wilhelm Müller zurückgeführt werden. Dank dieses engen persönlichen Verhältnisses stand er seinem Geburtsort hauptsächlich in den schwierigen Jahren während und nach dem 1. Weltkrieg sowie in der Inflationszeit bei und rettete damals das Gemeindevermögen. So erhielt die Gemeinde zum Jahresende 1919 eine Zuwendung von 100000 Mark.<sup>27</sup> „Als Zuschauer aus der Ferne“ beschäftigten ihn der 1. Weltkrieg und die Geschehnisse in seiner alten Heimat so stark, dass er schwermütig wurde und er – so sein Enkel – vier Jahre lang nicht mehr fröhlich sein konnte: „Er wollte am Menschentum, ja am Christentum verzweifeln.“ Ange-



*Ehrenbürgerurkunde  
der Gemeinde  
Oberachern für Friedrich  
Benz-Meisel vom  
11. Dezember 1919  
(HVO-Archiv)*

sichts dieses Zitats war es nicht verwunderlich, dass er in dieser Not seiner Heimatgemeinde helfen wollte.<sup>28</sup>

Aber nicht nur in kritischen Zeiten war Friedrich Benz-Meisel für seine alte Heimat da. So beteiligte er sich u. a. maßgeblich am Bau der Kleinkinderschule 1910, stiftete Geld für den Kirchenneubau (1903 bis 1905) und die neuen Glocken 1921/22. Mit seiner Hilfe konnte der Benz-Brunnen (1933) fertiggestellt und verschiedene Verschönerungsmaßnahmen des Ortsbildes mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden.<sup>29</sup>

Die Oberacherer waren ihm deshalb zu großem Dank verpflichtet. Und als Zeichen dafür ernannte ihn die Gemeinde am 11. Dezember 1919 zum Ehrenbürger. Dieser Ehrenbezeugung schloss sich auch der 1928 gegründete „Verkehrs- und Verschönerungsverein Oberachern“ (der heutige Heimat- und Verschönerungsverein) an, als er ihn im Rahmen seiner Generalversammlung am 25. Februar 1931 zum Ehrenmitglied kürte. Zwei Jahre später fasste der Verein unter seinem Vorsitzenden und Altbürgermeister Wilhelm Müller bei der 1928 errichteten Blockhütte eine Quelle und nannte beide Bauwerke am 2. Juli 1933 im Beisein des Geehrten „Benz-Brunnen“ und „Benz-Hütte“.<sup>30</sup> Und schließlich heißt seit dem Beginn der 1920er-Jahre die Verbindungsstraße vom Rathaus in Richtung Antoniuska-



*Historische Aufnahme des Benz-Brunnens und der Benz-Hütte im Oberacher Gemeindewald (Archiv des Heimat- und Verschönerungsvereins Oberachern e. V., HVO)*

pelle „Benz-Meisel-Straße“.<sup>31</sup> Die Verbundenheit zu seiner alten Heimat wird durch folgenden Briefauszug deutlich, den Friedrich Benz-Meisel nach der Einweihung des Benz-Brunnens zum Dank an Bürgermeister Karl Vogt richtete: „Möge meiner geliebten Geburts- und Heimatgemeinde Oberachern und seinen lieben Bewohnern stets Heil wiederfahren und vor allem Ungemach bewahrt bleiben!“<sup>32</sup>

Friedrich Benz-Meisel half, wo er helfen konnte – nicht nur auf Gemeindeebene. So mancher in Not geratener Bürger in Oberachern erhielt meistens an Weihnachten eine Spende, um dadurch die größte Not zu lindern.<sup>33</sup> Beispiel hierfür ist die Stiftung eines Legats am 22. April 1901 in Höhe von 2000 Reichs-

mark, dessen Zinsertrag zum einen zur Pflege seiner Ahnengräber Sauter und Benz dienen, zum anderen den Ortsarmen zugutekommen sollte (Benz-Meisel-Stiftung).<sup>34</sup> Der bereits erwähnte Enkel schrieb: „Wo er Leid wusste, ließ er die Rechte nicht wissen, was die Linke tat und der gute Rechner, der in ihm als Geschäftsmann steckte, konnte ihn nicht davon abhalten, immer wieder zu helfen ... Er ist mit den ihn zierenden kaufmännischen Eigenschaften auch ein grundgütiger, immer gebefreudiger Mensch gewesen.“ So holte er seinen greisen Vater zu sich nach Rorschach, wo dieser seine letzten Jahre verbrachte. Neben dem folgenden Zitat aus seinem 1933 verfassten Lebenslauf ein Beleg für sein tiefes Verhältnis zu seinem Elternhaus: „Meinen lieben Eltern bedenke ich mit inniger Liebe und Dankbarkeit für die Gottesgabe: Fröhliche Jugend.“<sup>35</sup>

### Seine letzten Jahre

Gegen Ende seines Lebens saß er oftmals, von Krankheit gezeichnet, auf der Terrasse seines Hauses und dachte über alles Vergängliche nach und blickte „über den Bodensee wie in die Ewigkeit“ – so sein Enkel Ernst Löpfe-Benz.

Ein großer Verlust für ihn war der Tod seiner Ehefrau Anna im Jahre 1930 – nach 52 Jahren Ehe. Friedrich Benz-Meisel überlebte seine Frau rund drei Jahre: er verstarb am 13. September 1938 – knapp fünf Wochen, nachdem er im Kreise seiner Familie (zwei Kinder, sechs Enkelkinder und zwei Urenkel) seinen 85. Geburtstag feiern konnte.<sup>36</sup> An der Trauerfeier am 15. September 1938 in St. Gallen, bei der sein Enkel einen Lebensabriss vorlas, nahm auch Bürgermeisterstellvertreter Karl Huber aus Oberachern teil, der bei seiner Ansprache einen Kranz niederlegte.<sup>37</sup>

Selbstverständlich würdigte auch die Stadt Rorschach ihren verdienten Mitbürger. Dem bereits erwähnten Zeitungsnachruf kann Folgendes entnommen werden:

„Das Wohl von Gemeinde, Kanton und Gesamtvaterland lag ihm stets am Herzen; keine Wahl und keine Abstimmung hat er versäumt und noch auf dem Krankenlager sprach aus ihm immer wieder der Bürger liberal-demokratischer Weltanschauung und weilten seine Gedanken ständig bei den Sorgen und Aufgaben des Staates. Die freisinnig-demokratische Partei darf den Namen eines solchen treuen Veteranen auf ihre Ehrentafel schreiben. ... Die jüngere Generation hat den Dahingeshiedenen nicht mehr gekannt. Die ältere aber weiß, welch gütiger Mensch er in den Jahren seines gesunden Lebens und kraftvollen Aufstieges gewesen ist. ... Rorschach wird dem Dahingeshiedenen ein dankbares Andenken bewahren.“



Zusammenfassend kann man sagen: Von seiner großen, rastlosen und erfolgreichen Arbeit durfte seine neue Heimatgemeinde Rorschach viele Früchte ernten.<sup>38</sup> Dies trifft aber auch auf seine alte badische Heimat in Oberachern zu, dessen Erbe zu pflegen auch die heutige Generation verpflichtet ist, so wie es der Oberacher Bürgermeister Karl Huber am 15. August 1933 in seinem Schreiben an Friedrich Benz-Meisel versprach: „Ich habe den Benz-Brunnen in die Obhut der Gemeinde übernommen und versichere Ihnen, dass ich das Andenken an unseren hochgeschätzten Ehrenbürger getreulich verwalten werde, und dass der Name „Benz-Rorschach“ in den Annalen der Gemeinde Oberachern nie vergessen sein wird.“<sup>39</sup>

Zum Abschluss noch ein Auszug aus dem Nachruf der Gemeinde Oberachern:<sup>40</sup> „Wenn das ostschweizerische Tagblatt in einem Nachruf diesen aufrechten Mann als arbeitsamen und bis in sein hohes Alter von 85 Jahren hinein im öffentlichen Leben sehr rege tätigen u. ehrenwerten schweizer Bürger würdigt, so ist es unsere Pflicht als Geburtsgemeinde des Verewigten, ehrfurchtsvoll dieses hervorragenden Kindes der Gemeinde Oberachern zu gedenken. Wie das Kind seine Mutter liebt und sich immer wieder an ihren Schoß zurücksehnt, so gedachte auch Friedrich Benz seiner Geburtsgemeinde, an der er mit großer Liebe hing und die diesem, ihrem fernen Sohne, so manches Große, Schöne und Edle verdanke. Eine innige Freundschaft verband den Dahingeshiedenen mit unserem Altbürgermeister Wilhelm Müller und dieser Freundschaft ist es mitzuverdanken, dass Oberachern Friedrich Benz nie vergessen wird. ... Uns Zurückgebliebenen aber soll der Verewigte in zweierlei Hinsicht nachahmenswertes Vorbild sein, in der rastlosen Tätigkeit im Dienste der Familie und des Volkes und in der Pflege edelster Nächstenliebe. Wenn wir dem Verstorbenen hierin nacheifern, dann werden wir Vollzieher seines größten und edelsten Vermächtnisses sein.“

## Anmerkungen

- 1 Hauptquelle: Stadtarchiv Achern (StAA) G 05/15 (Oberachern): Löpfe-Benz, Ernst: Aus dem Leben von Herrn Fr. Benz-Meisel
- 2 Heft 4 der Schriftreihe „...aus der Oberacher Dorfgeschichte“, Heimat- und Verschönerungsverein Oberachern e. V., 2006; Beck, Eugen – Festschrift „900 Jahre Oberachern und Achern“, Gemeinde Oberachern und Stadt Achern, 1950, S. 58/59
- 3 Vgl. Fußnote 1
- 4 Vgl. Fußnote 1. Bei „Brauenburg“ handelt es sich wahrscheinlich um die Gemeinde Brannenburg am Inn in Oberbayern.
- 5 Stadtwiki Karlsruhe (<http://ka.stadtwiki.net>, 22.04.2011)

- 6 Vgl. Fußnote 1
- 7 Vgl. Fußnote 1
- 8 Staatsarchiv St. Gallen (StASG) ZMH 61/077 vom 17. Juni 1912
- 9 Vgl. Fußnote 1
- 10 Vgl. Fußnote 8
- 11 „Ostschweizerisches Tagblatt“ (Rorschach) Nr. 214, vom 14. September 1938, Museumsverein Rorschach
- 12 [www.rorschach.ch](http://www.rorschach.ch) (16.04.2011), Anton Herr: „Rorschach – St. Gallen – Winterthur – Zwischen 170-jährige Eisenbahngeschichte und Zukunft“, im 146. Kalenderblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, 2006
- 13 Vgl. Fußnoten 1 und 11
- 14 Die Firma existierte bis zum 04.05.2006, nachdem sie sich mit der Aktiengesellschaft Hunziker & Cie. fusioniert hatte ([www.moneyhouse.ch](http://www.moneyhouse.ch), 27.03.2011)
- 15 Vgl. Fußnoten 1 und 11; Name Karl Haug: StASG (Online Archiv-Katalog) ZMH 75/016
- 16 Vgl. Fußnote 11; [www.hvsg.ch](http://www.hvsg.ch) (01.12.2008)
- 17 [www.genealogienetz.de](http://www.genealogienetz.de) (27.03.2011)
- 18 Vgl. Fußnoten 1 und 11; StASG KA R.88-5-a vom 24.05.1879
- 19 StASG KA R.88-5-a, Niederlassungsregisterauszug der Gemeinde Rorschach Bd. 21 Fol. 35
- 20 StASG KA R.88-5-a vom 16. Dezember 1878 und 3. März 1877
- 21 StASG KA R.88-5-a vom 23. Mai 1879, vgl. Fußnoten 1 und 11
- 22 Vgl. Fußnote 11; „Monats-Chronik“ (Beilage zum Ostschweizerisches Tagblatt und Rorschacher Tagblatt) Nr. 8, vom August 1933, Museumsverein Rorschach
- 23 Ortsgemeinde: Bei der Ortsgemeinde handelt es sich – in anderen Kantonen z. B. als Bürger- oder Bürgergemeinde bezeichnet – um eine Personalkörperschaft des öffentlichen Rechts. Die Bürgergemeinde umfasst – im Gegensatz zur politischen Gemeinde, der alle Einwohner angehören – nur diejenigen Personen, die das Bürgerrecht der Gemeinde besitzen. Dabei ist aber der Wohnort derselben nicht von Bedeutung ([www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org), 26.03.2011)
- 24 [www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org) (26.03.2011)
- 25 Vgl. Fußnote 22
- 26 Vgl. Fußnoten 1 und 11
- 27 Lt. einem Eintrag im Protokollbuch des Gemeinderats, gemäß den Unterlagen zum 50-jährigen Jubiläum des Benz-Brunnens, angefertigt von Friedrich Müller, HVO-Archiv.
- 28 Vgl. Fußnote 1
- 29 Nachruf der Gemeinde für Friedrich Benz-Meisel, StAA 05/15
- 30 Dr. Gerhard Lötsch: „Ein hilfsbereiter Geschäftsmann“ in der „Acher-Rench-Zeitung“ vom 4. Januar 2008; Albert Baudendistel: „Enkel des letzten Ehrenbürgers“ im „Achertäler Heimatbote“ vom 06.05.1983, Gemeindearchiv Ottenhöfen
- 31 StAA G 05/276, Schreiben des Gemeinderats an den Kath. Stiftungsrat vom 8. September 1921
- 32 StAA G 05/15 v. 19.07.1933
- 33 StAA G 05/15 v. 21.09.1938
- 34 StAA G 05/399, Urkunde vom 22.04.1901
- 35 Vgl. Fußnote 1
- 36 gl. Fußnote 1
- 37 StAA G 05/15 v. 17.09.1938 und 21.09.1938
- 38 Museumsverein Rorschach: „Monats-Chronik“ (Beilage zum Ostschweizerisches Tagblatt und Rorschacher Tagblatt) Nr. 8, vom August 1933, Museumsverein Rorschach
- 39 StAA 05/15
- 40 StAA 05/15

## Über die Geschichte eines Acherner Industriedenkmals – „100 Jahre Heckelfabrik“

Michael Karle

Im Jahr 2005 haben Jugendliche und Eltern des Jungen Chors Fautenbach und des Kinder- und Jugendchors *Unterwegs* die Acherner Heckelfabrik „wiederentdeckt“. Zwischen einem Autohaus, einem Einkaufszentrum und der Bundesstraße führte das Fabrikgebäude mit der markanten Backsteinästhetik und eindrucksvollen Giebelfenstern ein jahrelanges Dornröschendasein.

Die vor genau 100 Jahren im ersten Industriegebiet Acherns gebaute Fabrik mit Eisenbahnanschluss diente seither keine 20 Jahre als Fabrikationsstätte. Sieben Jahre wurden in der Severin'schen Fabrik nach damals neuesten Techniken Flaschen produziert und Patente verwertet, zehn Jahre wurden in der Maschinenfabrik Ernst Heckels Flurförderanlagen gebaut. Eine kleine Fabrikepisode hatte die *Heckel* noch einmal zum Ende des Zweiten Weltkriegs, als die Firma Metz und andere ebenfalls aus Karlsruhe kommende Fabriken nach Achern ausgelagert wurden.

Der Gewerbefleiß Acherns, der für den Historischen Verein Achern im Jahr 2010 im Mittelpunkt des Programms steht, findet trotz der kurzen Betriebsdauer auch in der Geschichte der Heckelfabrik ihren Niederschlag.

Bahnbrechender Erfindergeist und fortschrittliches Unternehmertum zeigen sich bei den beiden bedeutendsten Besitzern der Fabrik, Heinrich Severin (geboren 1870) und Ernst Heckel (geboren 1861). Genauso steht die *Heckel* mit diesen beiden auch für wirtschaftliches Scheitern. Heinrich Severin musste die Produktion 1917 wieder einstellen, 1920 wurde gar das Verbot der Glasproduktion auf dem Gelände im Grundbuch der Stadt Achern festgehalten. Auch Ernst Heckel musste sich den Zeichen der Zeit beugen, seine 1905 gegründete Firma wurde 1937 aufgrund finanzieller Schwierigkeiten an die „Felten und Guillaume Carlswerk AG Köln“ und damit an den Arbed-Konzern verkauft. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging sie in die Pohlig-Heckel-Bleichert Vereinigte Maschinenfabriken (PHB) ein.

In gewisser Weise mag die Heckelfabrik aus heutiger Sicht auch für den Zusammenhang zwischen erfolgreichem Wirtschaften und friedensfördernder Politik stehen. Wurde die Severin'sche Fabrik im Ersten Weltkrieg mangels Material und Arbeitskräften geschlossen, so bildete die „Nähe zum Feindesland“ ein entschei-



*Heckelwerk*

dendes Vermarktungshemmnis des Fabrikgebäudes in den 1930er Jahren, ehe die *Heckel* durch Reichsarbeitsdienst und Wehrmacht stark ramponiert und dann während des Zweiten Weltkriegs auch vielfach Ziel von Bombenangriffen wurde.

Das aktuelle Aufblühen der Heckelfabrik als Stätte der Jugendkultur soll deshalb auch in diesem Zusammenhang gesehen werden. Leonard Bernsteins „West Side Story“, Hans Krásas Kinderoper „Brundibár“, Bert Brechts „Dreigroschenoper“ und das 2010 aufgeführte Musical „Hair“ sollen als Ausdruck des Wunsches der jungen Generation nach einer friedvollen Zukunft verstanden werden.

Grundlegend gekennzeichnet sind die Jahre der *Heckel* auch durch fortwährende Vermarktungsversuche. Vor und während des Zweiten Weltkriegs engagierte sich die Stadt Achern hierfür ebenso wie danach. Seit 2005 ist auch die Bundesanstalt für Immobilienaufgaben (BIMA) aktiv, um die Zukunft der *Heckel* auf gute Beine zu stellen.

Die Frage „Was mit der Heckel geschehen soll“ durchzieht die Fabrikgeschichte wie ein roter Faden und steigerte sich in den letzten Jahren dahingehend, dass vonseiten der BIMA im Jahr



2005 zu hören war, dass die Heckelfabrik „auf Abriss stehe“. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ernannte die *Heckel* zum Denkmal der Acherner Industriegeschichte.

### Heinrich Severin erbaut eine Glasfabrik

In der ursprünglichen elektrischen Zentrale des Hauses wird das fortschrittliche Denken von Direktor Heinrich Severin deutlich, der am 9. Februar 1910 mit der „Bitte um baldfällige Erwirkung der Baugenehmigung und Konzession“ einen Antrag an die „Verehrliche Ortsbaukommission und Gemeinderat der Stadt Achern“ zum Bau der Severin’schen Glasfabrik stellte. Architekt der Fabrik war der Acherner Joseph Schnurr.<sup>1</sup>

Vom 1. September 1899 bis zum 31. Juli 1907 war Heinrich Severin Direktor der in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Acherner Glashütte und hat sich vor allem als Erfinder eines halbautomatischen Glasblasgeräts einen Namen gemacht. Ein Exemplar dieser Erfindung ist heute im Heimat- und Sensenmuseum Achern ausgestellt.

Pfarrer Gerhard Lötsch schreibt, dass Heinrich Severin 1870 in Mecklenburg als ältester Sohn des reichen argentinischen Gutsbesitzers José Séverin geboren ist.<sup>2</sup> Die Mutter sei Pfarrerstochter gewesen und wurde von ihrer Enkelin Marie als „warme, gutherzige und lebensfrohe Frau und begnadete Künstlerin“ beschrieben. Nach dem frühen Tod ihres Mannes zog Frau Séverin mit ihren fünf Kindern nach Berlin, wo sie Unterricht in der Königlichen Porzellanmanufaktur nahm. Für ihre Motive soll sie sehr viel Geld bekommen haben.

Heinrich Severin studierte Maschinenbau in Hannover und Berlin, arbeitete als Volontär auf einer Werft in Stettin und danach als Ingenieur bei Siemens & Halske in Berlin. 1897 bewarb sich Severin – aus Glasbläsersicht gewissermaßen als „Fachfremder“ – um eine freie Vorstandsstelle in der Champagnerflaschenfabrik vorm. Georg Böhringer & Cie. Achern. Diese erhielt er, bereits 1899 wurde Heinrich Severin zum Direktor der Glashütte ernannt.

1906 ersteigerte Severin ein Grundstück in Sasbach (Gottesackerfeld), wo er eine „zweistöckige Villa mit dreistöckigem Turm“ bauen und einen großen Park anlegen ließ.

1907 trennte sich Severin von der Glashütte und errichtete in der Fautenbacher Straße eine neue Flaschenfabrik. Das in unmittelbarer Nachbarschaft zur Glashütte gelegene Grundstück hatte Heinrich Severin von dem Fautenbacher Landwirt August Glaser erworben.

Im Bauantrag heißt es: Die Fabrik soll einen Gleisanschluss erhalten, der „unmittelbar oberhalb des Güterbahnhofs geplant (ist) und ... auf Niveau des Bahnkörpers aufgefüllt“ wird. „Auch ist ein Zufahrtsweg“, so heißt es weiter, „von der Güterhalle vorgesehen, welcher mit mässigem Gefäll auf das tieferliegende Baugelände geführt wird“.<sup>3</sup>

Ebenso wie der genannte Bahnanschluss in Ansätzen noch zu erkennen ist, kann im eisernen Dachgebälk auch im heutigen Fabrikgebäude nachvollzogen werden, wie der Bauherr der durch die gewaltige Hitze einer Glasfabrik bedingten Brandgefahr begegnete: „Das Dach über Wannenofen und Maschinenraum ist aus Eisen (und) mit Falzziegeldeckung vorgesehen ...“ Nicht mehr zu sehen sind heute die Generatoren, die „am Giebel des Ofengebäudes ... angebaut (und mit ... dem) ... Kohlenschuppen ... durch eine eiserne Rampe ... verbunden“ (waren).

Weiter schreibt Heinrich Severin: „Die Beheizung der Bureaus, Wohn- und Arbeitszimmer ist als Dampfheizung projektiert, der Transport des Gemenges, die Herstellung der Flaschen und ihr Transport in die Kühlöfen geschieht durch automatische Maschinen, sodass die ungesunde Glasbläserarbeit und die Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter zum Eintragen der Flaschen beseitigt ist.“

Der Betrieb soll zunächst nur an einem Wannenofen mit einem Schmelzvermögen von ca. 8000 kg fertigen Glases eröffnet werden. Jedoch ist die Erweiterungsmöglichkeit durch Aufstellen eines zweiten Ofens beabsichtigt.“<sup>4</sup> Letzteres wurde nie realisiert.

Die Modernität des 1870 geborenen Erfinders wird auch darin deutlich, dass nur kurze Zeit nach Einführung des elektrischen Stroms in Achern im Jahr 1899<sup>5</sup> „die ganze Fabrikanlage elekt-

risch betrieben wird, (und) es außer in der Werkmeisterwohnung und im Bureau wenig und nur reines Abwasser (gibt)“.<sup>6</sup> Im Fabrikbetrieb seien „ausser den Beamten ca. 20 Personen beschäftigt“, schreibt Severin.<sup>7</sup> Die ganze Anlage bestehe laut Bauantrag aus „1) dem Ofengebäude mit Wannenöfen im I. und II. Stockwerk, Gänge und Kühlöfen im I. Stock, sowie Maschinenraum und Schlosserei im II. Stock. Schlosserei und Maschinenraum sind durch eine Wand getrennt, jedoch durch Öffnungen miteinander verbunden, um die Maschine bequem in die Reparaturwerkstätte, Schlosserei, verbringen zu können.“<sup>8</sup>

Am 26. Februar 1910 berichtete der Acher und Bühler Bote: „In den nächsten Tagen dürfte auch das Ausschreiben der Arbeiten zu dem Bau der von Herrn Ingenieur Severin und Gesellschaftern ins Leben zu rufenden neuen Flaschenfabrik an der Fautenbacher Straße erfolgen. Vielfach ist die Meinung verbreitet, diese Fabrik solle nur in geringer Ausdehnung erstellt werden und sei weniger zur Fabrikation als vielmehr zur Vervollkommnung der Flaschenpatente bestimmt. Letzteres ist wohl richtig, aber die Flaschenfabrikation wird trotzdem recht nachhaltig betrieben werden. Die Baukosten der Fabrik sind auf annähernd 250000 Mark berechnet.“<sup>9</sup>

Im März 1910 werden die Pläne im „Amtlichen Verkündblatt“ der Stadt Achern veröffentlicht und noch im selben Jahr beantragt Heinrich Severin beim Großherzoglichen Bezirksgericht Achern die Erlaubnis, einen Dampfkessel aufzustellen, um aus der Abwärme der Schmelzwanne die Fabrik zu beheizen.<sup>10</sup>

Am 10. November 1910 berichtet der Acher und Bühler Bote: „Die neu erbaute Severinsche Flaschenfabrik geht ihrer Vollendung entgegen. Vorgestern Abend wurde erstmals das ganze Anwesen elektrisch beleuchtet. Die Fabrik hat eine eigene elektrische Anlage. Bis Ende dieses Monats soll auch der Ofen, der sich nicht, wie bei anderen derartigen industriellen Werken im Parterre, resp. ersten Stock, sondern im zweiten Stock befindet, in Betrieb kommen. Die Herstellung der Flaschen und das Verbringen derselben in die Kühlräume vollzieht sich ganz auf maschinellem Wege, so dass das ungesunde Glasblasen und das Tragen der heißen Flaschen für die Arbeiter in Wegfall kommen. Die Fabrik wird in allen Teilen ein mustergültiges Etablissement der Glasindustrie in sich verkörpern. Durch diese moderne Fabrik ist die industrielle Stadt um ein Vielfaches bereichert worden.“<sup>11</sup>

### Heinrich Severin: Vierspännig zur Arbeit

Heinrich Severin, der seine Villa mit dreistöckigem Turmgebäude in Sasbach bewohnt, fährt täglich mit dem vierspännigen Pferde-



fuhrwerk durch Achern in seine Fabrik, wie durch Zeitzeugen überliefert ist.

Severin ist in Achern auch als förderndes Mitglied der evangelischen Kirchengemeinde bekannt. So stiftete er zwei Glocken für die 1909 gebaute Christuskirche und war beim Bau der Kirche der wohl bedeutendste Gönner.<sup>12</sup> Die Finanzierung eines Gotteshauses stellte für die kleine evangelische Gemeinde Acherns einen hohen Anspruch dar.

Severins Kutscher ist der aus Mösbach stammende August Lemminger. Dieser wohnt mit Frau und Kindern im Gesindehaus seines Dienstgebers in Sasbach. In späteren Jahren überwirft sich Lemminger mit Severin, weil er den vom Dienstherrn geforderten Umstieg auf ein motorisiertes Fahrzeug verweigert. August Lemminger eröffnete später zusätzlich zu seinem (Pferde-)Fuhrbetrieb einen Schnapshandel in Mösbach und ist Onkel von Aenne Burda.

Dass die Severin'sche Glasfabrik zumindest teilweise gute Umsätze erzielte, wird auch darin deutlich, dass im Jahr 1915 die Genehmigung für einen Reservedampfkessel erteilt wurde.<sup>13</sup> Zuvor habe er immer in der Nähe ein sogenanntes Lokomobile, also einen fahrbaren Ofen, leihen müssen, begründete Severin.



Möglicherweise deutet sich hierin auch an, dass das Verhältnis zur benachbarten Glashütte, wo das Lokomobile wohl ausgeliehen werden musste, nicht ganz spannungsfrei war.

Severins Tochter Marie schreibt über ihren Vater: „Ich war ein Kind und kann nicht sagen, warum mein Vater sich selbständig gemacht hat. Aber ich weiß, dass er laufend Prozesse geführt hat mit der Gerresheimer Glashütte in Düsseldorf. ... Jahrelang ging das so. Wir saßen bei Tisch, das Telefon klingelte, Papa ging zum Apparat, kam zurück, gab Mutti einen Kuss und sagte: ‚Gewonnen!‘ Sie hatte Tränen in den Augen.“<sup>14</sup>

Am 13.9.1917 erklärte das Gewerbeaufsichtsamt Karlsruhe das Severin'sche Werk zum kriegswichtigen Betrieb und kündigte an, dass eine der beiden Acherner Glasfabriken in absehbarer Zeit schließen müsse.

Am 6. Oktober 1917 stellte schließlich die Glashütte ihren Betrieb ein. Das Bezirksamt Achern schrieb am 8. Oktober, dass die Severin'sche Fabrik einen Großteil der Glashüttenarbeiter übernehmen könne.<sup>15</sup> Schon zwei Monate danach musste Heinrich Severin am 1. Dezember 1917 wegen Mangels an Material und Arbeitskräften und zugunsten der Glashütte den Betrieb einstellen.<sup>16</sup> Bereits im Jahr 1915 waren die von Heinrich Severin gestifteten Glocken der Christuskirchen „eingezogen“ und in Karlsruhe eingeschmolzen worden.<sup>17</sup>

### Heinrich Severin: Als Fabrikant gescheitert

Marie Severin charakterisiert ihren Vater: „Er war kein Kaufmann (in dem Sinne, alles zu vermehren, zu festigen und seine ganze Kraft dafür einzusetzen), er war Erfinder und Konstrukteur und an seine Ideale gebunden. Seine besten Gedanken hatte er immer auf der Jagd, hat er mir mal gesagt. Sie kämen, wenn er durch den Wald ging oder über die Felder, in Gottes freier Natur.“<sup>18</sup>

Zwei Jahre nach dem ersten Weltkrieg ereilte die Severin'sche Flaschenfabrik ein weiterer Schlag mit zukunftsweisender Bedeutung: 05.06.1920 „Auf dem Grundstück (Lgb.Nr. 1806) darf bei Vermeiden einer Vertragsstrafe von 300 000.– Mark keine Glasfabrikation betrieben werden. Unter bezug auf die Eintragungsbeurteilung vom 11. Mai 1920 A.S. 66 als persönliche Dienstbarkeit zu Gunsten des deutschen Verbandes der Flaschenfabriken GmbH.“

Der jeweilige Eigentümer des Grundstücks Lgb.Nr. 1753 a (Glashütte GmbH) der Gemarkung Achern kann verlangen, dass auf dem Grundstück Lgb.Nr. 1806 (Heckelwerke) niemals eine Glasfabrikation betrieben ... werde.“<sup>19</sup>

*Das Gewerbeaufsichtsamt Karlsruhe schreibt 1921 an das Deutsche Museum in München, dass der frühere Besitzer ein hervorragender Erfinder gewesen sei. Ein Teil der von ihm erfundenen Maschinen liege als Altmaterial auf dem Betriebshof herum. Es sei möglich, eine derartige Maschine für das Museum zu erhalten.*

1933 zieht Heinrich Severin mit seiner Frau nach Baden-Baden. 1935 verkauft er auf Drängen der Familie sein Haus in Sasbach. Neuer Eigentümer der Villa Konrad wird die Lendersche Lehranstalt.<sup>20</sup> Am 5. April 1940 stirbt Heinrich Severin in München im Alter von 70 Jahren nach einer schweren Operation und einer Krebserkrankung des Kehlkopfs. Seinem Freund Wendler hatte Severin noch wenige Tage vor dem Tod geschrieben: „Ich freue mich auf ein frohes Wiedersehen, Sonst Ihnen alles Gute.“<sup>21</sup>

Tochter Marie schreibt: „Wir nahmen von ihm Abschied im allerengsten Familienkreis. Als wir wieder in Baden-Baden angekommen waren, lag eine Postkarte von Papa auf seinem Schreibtisch: ‚Meine liebe kleine Frau. Ich zeichne schon wieder an meiner Hohlglasmaschine und hoffe auf eine gute Nacht.‘“

### **Die Geschichte der Acherner Heckelfabrik**

„Wir haben die frühere Severin’sche Flaschenfabrik käuflich erworben und beabsichtigen dieselbe zu einer Maschinenfabrik umzubauen. In derselben sollen ... Werkstätten mit Lagerräumen, Autogarage, Büro- und Wohnräume eingerichtet werden. Es ist beabsichtigt, daselbst etwa 80–100 Arbeiter zu beschäftigen. Der Antrieb der Werkzeugmaschinen erfolgt elektrisch. Die elektrische Kraft wird von dem dortigen (Acherner, Anmerkung) Elektrizitätswerk entnommen. Die äußeren Ansichten des Fabrikgebäudes bleiben im Wesentlichen unverändert,“ schreibt Dr. Ernst Heckel in seinem Baugesuch zwecks Umbauarbeiten an der Severin’schen Fabrik am 3. Mai 1921 an das Bürgermeisteramt Achern.<sup>22</sup>

Knappe vier Jahre war die Severin’sche Fabrik stillgestanden, bis 1921 die „Gesellschaft für Förderanlagen Ernst Heckel mbH Saarbrücken“ die gesamte Anlage erwarb.

Wieder einen Produktionsstandort im deutschen Reich zu haben, dürfte die entscheidende Motivation für die Verantwortlichen der 1905 durch Ernst Heckel gegründeten Gesellschaft gewesen sein, die seit Ende des Ersten Weltkriegs im französisch besetzten Saarland ungünstige wirtschaftliche Rahmenbedingungen hatte. Ernst Heckel produzierte Transport-, Rangier- und Verladeanlagen aller Art und realisierte zwischen Freiburg und des-



sen Hausberg Schauinsland die erste Personendrahtseilbahn mit Großkabinen nach dem Ersten Weltkrieg.

Aus heutiger Sicht mag auch als interessant erscheinen, dass Ernst Heckel im Jahr 1912 einen Orchesterverein und im Jahr darauf einen Theaterverein in Saarbrücken gründete. Bereits 1927 wurde die Firma Heckel an die Felten & Guillaume Carlswerk AG in Köln verkauft.<sup>23</sup>

Ernst Ferdinand Heckel wurde am 26. November 1861 in Saarbrücken geboren und starb am 26. Mai 1949 am Tegernsee.<sup>24</sup> Heckel hatte in Karlsruhe Ingenieurwesen studiert und erhielt seine praktische Ausbildung im Familienunternehmen, der Heckel'schen Drahtseilfabrik, die er in der fünften Generation zusammen mit seinem Bruder Georg Julius leiten sollte. Längere Aufenthalte in Belgien und den USA (Weltausstellung Chicago) veranlassten ihn, für die Erzeugnisse der Drahtseilfabrik neue Verwendungsmöglichkeiten bei Transportanlagen zu suchen. Nach der Firmengründung im Jahr 1905 griffen die Heckel'schen Neukonstruktionen bald über den Bergbau hinaus, umfassten Transport-, Rangier- und Verladearbeiten aller Art. Zu den Pionierleistungen des Unternehmens gehörten unter anderem die erste in Europa errichtete Schachtgefäßförderung sowie nach dem Ersten Weltkrieg die erste Personendrahtseilbahn mit Großkabinen im Rundlaufverkehr (Schauinslandbahn). 1935 baute Heckel in Paris die elektrisch betriebene Standseilbahn auf den Montmartre. Finanzbedarf und Inflation zwangen Ernst Heckel, seine Gründung 1927 an die Firma Felten & Guillaume Carlswerk AG, Köln-Mülheim (Arbed-Konzern) zu verkaufen.<sup>25</sup>

Am 9. September 1921 erhielt die Firma Ernst Heckel die bau- polizeiliche Genehmigung der Stadt Achern zum „Um- und Erweiterungsbau der ehemaligen Severinschen Glasfabrik“.<sup>26</sup>

Verstärkungspfeiler wurden in der Dreherei eingebaut, die Schmiede erhielt ebenso neue Kamine wie die Wohnungen im Dachgeschoss, und zur Beleuchtung und Lüftung der Küchen im Dachgeschoss wurden entsprechend große Gaubenfenster eingebaut.

„Auf unserem Anwesen ... beabsichtigen wir eine Eisenbau-Halle zu errichten ... Wir bitten um baldige Baugenehmigung.“<sup>27</sup>

Am 23. Dezember 1922 reicht Heckel erneut ein Baugesuch ein, dieses Mal beim Badischen Bezirksamt Achern.<sup>28</sup> Heckel will „nordöstlich der bestehenden Maschinenbauhalle ... in 14 m Abstand von dieser eine Eisenbauwerkstätte“ errichten. „Die neue Anlage“, so heißt es weiter, „stützt sich auf die in Abständen von ungefähr 13 und 18 m angeordneten Säulenreihen I, II und III. Zwischen den Reihen I und II bewegt sich ein Kran von 3,0 t und zwischen den Reihen II und III ein solcher von 15 t Nutzlast. Die Stützweiten der Kranträger betragen beim 3,0 t-Kran 12,0 m und beim 15,0 t-Kran 17,0 m.“

Massive Säulenreihen und Eisenfachwerkwände als wesentliches Bauprinzip und -element spielen eine wichtige Rolle in der neuen Fabrik. Mit den aus heutigem Erleben auch optisch sehr reizvollen eisernen Trägern, die die Firma zudem selbst herstellt, schafft Heckel Voraussetzungen, modern produzieren zu können und die Wege in der Produktionsstätte durch elektrisch betriebene Kräne und sogenannte Laufkatzen zu überbrücken.

Dass Heckel der Fabrik eine Zukunftsperspektive gibt, wird in der folgenden Ausführung deutlich: „Ausgeführt wird zunächst die Säulenreihe I und II und die Halle B. Die Säulen II und III sind so auszubilden, dass später das Dach C und die 15 t Kranbahn ohne Störung des Betriebs aufgestellt werden kann.“

In den Heckel'schen Fabrikhallen in Achern und Saarbrücken entsteht Ende der 20er-Jahre die Schauinslandbahn, die als weltweit erste Personenseilbahn nach dem Umlaufprinzip seit 1930 die Breisgaustadt Freiburg mit seinem Hausberg verbindet.

Die 1913 geborene Irma Hummel (verstorben 2008) aus Fautenbach erinnert sich an ihre Lehre im Büro ihres Bruders Bruno Jäger, der damals Prokurist der Heckel'schen Niederlassung war und sich später als Kaufmann in Oberachern (heute Edeka Sieferrmann) selbstständig machte. Zusammen mit ihrem Bruder durfte Irma Hummel am 17. Juli 1930 an der Einweihung der Bahn teilnehmen.

Photoaufnahmen von Wilhelm Kaiser, dem Heckel-Werksleiter dieser Zeit, bezeugen eine sehr harmonische Gesamtanlage der Fabrik mit Bürogebäude und Wohnungen, Schmiede, Schlosserei, Schreinerei, Zeichenraum, einem 45 Meter hohen Kamin

und einem liebevoll angelegten Innenhof. Nicht zuletzt gehörte auch ein geräumiger Wasch- und Umkleideraum mit Warmwassereinrichtung, sowie ein Essensraum mit Essenwärmer für auswärtige Arbeiter zu den modernen Arbeitsbedingungen.

Lieselotte Heinrichs, geborene Kaiser, und Willi Kaiser, die Kinder des Ehepaars Kaiser, heute über 80 Jahre alt, berichten über eine glückliche Kindheit in der Fabrik. Hühner, Enten und Schäferhund „Wotan“, der das Firmengelände auch nachts bewachte, gehörten ebenso zum Alltag der fünf „Kaiserkinder“, wie die väterlichen Religionsstunden am Sonntagvormittag im Büro oder die Fahrt mit der Achertalbahn zur Brüderstunde in Ottenhöfen.

Auch im Besitz Ernst Heckels hatte die Acherner Fabrik jedoch eine begrenzte Laufzeit und musste nach 1934 ihre Produktion in Achern einstellen. Durch die im selben Jahr erfolgte Eingliederung des Saarlands in das deutsche Reich hatte sich eine wichtige Voraussetzung geändert. Entscheidend für Heckels Ende in Achern war jedoch auch der ungünstige Standort fernab des Bergbaus.

Durch mehrere Übernahmen und Fusionen sind die Heckelwerke heute in das Weltunternehmen ThyssenKrupp übergegangen.

Nach dem Ende der Heckelära in der Hornisgrindestadt war die Stadt Achern in der Mitte der 30er-Jahre gefordert, sich für die weitere Vermarktung der Gebäude einzusetzen. Bürgermeister Richard Krämer verfasste am 12. Juni 1934 ein Angebot an die Transportanlagengesellschaft in Köln als Rechtsnachfolgerin Heckels zum Kauf der Fabrik und der sogenannten Heckelhäuser, die in der Ratskellerstraße stehen und in denen Heckels Arbeiter bis dahin gewohnt hatten.<sup>29</sup>

„Meines Achtens,“ schreibt Richard Krämer, „besteht die Möglichkeit, mit Hilfe des (badischen, Anmerkung) Finanzministeriums den Ankauf Ihrer Anlagen zu finanzieren, wenn auch größte Schwierigkeiten zu überwinden sind, da nur beschränkte Mittel zur Verfügung stehen. Die Stadt Achern bietet Ihnen, ohne hiermit irgendwelche Verbindlichkeiten zu übernehmen, für das Werksanwesen in der Fautenbacher Straße einschl. Maschinen und vorgelagertem Ackerboden RM 80000.– und für Ihre drei Wohnhäuser in der Friedrich- und Adolf-Hitler-Straße RM 50000.– ...“<sup>30</sup>

Im Dezember 1934 lässt der Acherner Bürgermeister ein Exposee über das Werksanwesen und dessen Verwendungsmöglichkeit erstellen. Krämer schreibt: „... das Werksanwesen ist zwischen der Haupt-Landstraße Frankfurt-Basel und der Bahnlinie gleicher Richtung gelegen. Durch Beherrschung des An-

schlussgleises mittels elektr. Laufkran von 10 to Tragkraft in der Maschinenhalle einerseits und dem Laufkran in der Eisenkonstruktionshalle andererseits, ist es möglich, mit ganz geringen Aufwendungen größere Ladungen umzuschlagen... Ebenfalls können schwerste Lastkraftwagen ... bis unter beide Kranbahnen fahren und somit mühelos beschickt werden ... Da die einzelnen Abteilungen wie: Dreherei, Schlosserei, Schmiede, Schreinerei, Eisenkonstruktionswerkstatt, sowie Guss- und Eisenlagen ineinander gebaut bzw. durch Schmalspurgleise miteinander verbunden sind, so ist eine reibungslose Abwicklung des Betriebs gewährleistet, wodurch die Betriebsunkosten auf ein Minimum gehalten werden können ...

Das Werk bietet die Möglichkeit, Maschinenbau mit allen modernen Anforderungen aufzunehmen. Insbesondere ist der Autoindustrie Gelegenheit geboten, sich in dem ... Anwesen einzurichten, wobei z. B. einem Lastkraftwagenbau alle erdenklichen Vorteile ... geboten sind. Der Betrieb kann sofort aufgenommen werden, weil der Maschinenpark ... noch vollständig ist ... Die Raumverhältnisse lassen eine Belegschaft von bequem 150 Mann zu, welche dank der vorteilhaften Anordnung der Betriebsbüros sehr umsichtig dirigiert werden können.<sup>31</sup>

### Zur Geschichte der Acherner Heckelfabrik

Die „Nähe zum Feindesland“ geriet den Vermarktungsversuchen der Stadt Achern für das Heckel'sche Fabrikgebäude in der Mitte der 30er-Jahre zum Problem. Nachdem sich die Stadt nicht zum Kauf der Fabrik hatte durchringen können, bzw. die entscheidende Unterstützung des badischen Finanzministeriums in Karlsruhe doch fehlte, wandte sich Bürgermeister Krämer an größere Unternehmen. Unter anderem richtete er seine Anfrage auch an die Firma „Daimler-Benz“. Krämer wollte den Verkauf in Gang zu bringen, oder zumindest ein Unternehmen finden, das bereit wäre, in der sehr modernen Acherner Fabrikationsstätte zu investieren.<sup>32</sup>

Vom 6. Dezember 1934 datiert ein ausführliches Exposee der Stadt über das Werksanwesen und dessen Verwendungsmöglichkeiten. Der Bürgermeister schreibt an die Firma „Zahnradindustrie Friedrichshafen“: „... Die vorgebrachten Bedenken hinsichtlich der Nähe der Grenze dürften bei dem heutigen Stande der Kriegstechnik m. E. nicht allzu sehr ins Gewicht fallen. Ich glaube im Gegenteil annehmen zu dürfen, dass unser kleines Städtchen in Zeiten der Gefahr mindestens ebenso geschützt oder ungeschützt feindlichen Angriffen ausgeliefert wäre, wie die Großstadt Berlin ...“<sup>33</sup>

1934 schreibt die Transportanlagengesellschaft als Rechtsnachfolgerin Ernst Heckels an den Bürgermeister der Stadt Achern, dass man Fabrik und Maschinen ohne Ackergelände und ohne die Wohnhäuser für 80000 RM an die Stadt verkaufen will.

Letztlich wird man sich über den Kaufpreis nicht einig und die Transportanlagengesellschaft bleibt Besitzerin der Fabrik.

„Auf dem Fabrikgelände lagern auch noch Montagewerkzeuge und sonstige Gegenstände, die der Firma Heckel in Saarbrücken gehören und wegen des Zolls vorläufig nicht dahin gebracht werden können. Desgleichen Teile einer Drahtseilbahn, die Eigentum des Herrn Bohnert in Oppenau sind und wofür Genannter Lagermiete bis Ende 1934 bezahlt hat ... Ihrem Angebot bezüglich der Wohnhäuser in der Adolf Hitler Straße und Friedrichstrasse möchten unsere Gesellschafter ... vorläufig nicht näher treten.“<sup>34</sup>

#### **Briefwechsel zwischen Richard Krämer und Heinrich Severin im Jahr 1936<sup>35</sup>:**

26.11.1936 Bürgermeister Richard Krämer an Direktor Heinrich Severin in Baden-Baden, Kronprinzenstr. 2:

*Seit meinem Dienstantritt betrachte ich es als eine meiner wichtigsten Aufgaben, soweit es möglich ist, neue Industrie nach Achern an der Hornisgrinde zu bringen und ich stand wiederholt schon vor dem Abschluß, das seinerzeit durch Sie gebaute Werk an der Fautenbacherstrasse, jetzt der Transportanlagengesellschaft in Köln gehörig, an ernst zu nehmende Firmen verwerten zu können. Leider sind meine Bemühungen im letzten Augenblick immer wieder gescheitert, hauptsächlich deswegen, weil unsere Stadt allzunahe an der Grenze liegt.*

28.11.1936 Heinrich Severin an den Bürgermeister der Stadt Achern Herrn Richard Krämer:

*... dass ich selbst keinerlei Pläne und Zeichnungen meiner alten Fabrik mehr besitze. Als Bauleiter und Architekten hatte ich damals Herrn Joseph Schnurr, Achern.*

*Es ist leicht möglich, dass dieser sich Zeichnungen aufbewahrt hat. Ich mache aber höflich darauf aufmerksam, dass von der Firma Heckel s.Z. große bauliche Veränderungen vorgenommen worden sind ...*

Nach 1935 werden auch in der *Heckel* politische Interessen ausagiert. Nachdem er schon 1935 für die Erlaubnis warb, eine SA-Standarte unterzubringen und damit deren völligen Wegzug in eine andere Stadt zu verhindern und weil die Hitlerjugend bereits einen Platz im „Portiershaus“ innehatte, schreibt Krämer 1936 an die Besitzerin der Fabrik: „Nun ist die Gruppe Baden-Baden des Reichsarbeitsdienstes an mich herangetreten, Ihre Maschinen-

halle mit Nebenräumen und dem technischen Zeichensaal als Lagerräume ... vorübergehend zu mieten.“<sup>36</sup>

Am 10. November 1936 unterschreibt die Transportanlagen-gesellschaft Köln den Mietvertrag, der später wichtige finanzielle Folgen für die Stadt hatte: „Wir vermieten der Stadt Achern unseren gesamten Grundbesitz in der Gemeinde Achern, Fautenbacherstrasse 5, nebst allen anstehenden Gebäuden vom 1. November d. Js. ab zum Zwecke der Untervermietung an den Reichsarbeitsdienst.

Die Stadtgemeinde Achern übernimmt es, für die Erhaltung von Dach und Fach sämtlicher aufstehenden Gebäulichkeiten auf ihre Kosten zu sorgen wie überhaupt das gesamte Mietobjekt sowie die Zufahrtstrasse von der Chaussee nach dem Mietgrundstücke in gutem Zustande zu erhalten ...

Als Gegenleistung für die Ueberlassung des Mietobjekts übernimmt die Stadtgemeinde Achern ab 1. Oktober 1936 für die Dauer des Mietvertrages sämtliche auf dem vermieteten Grundbesitz ruhende Steuern und sonstige öffentlichen Lasten.“<sup>37</sup>

Während die Stadt „für Dach und Fach“ der *Heckel* garantiert, profitiert der Reichsarbeitsdienst vom direkten Bahnanschluss und nützt die *Heckel* zunächst zur Unterbringung seiner Gauge-räte-kammer.

Im März 1937 wohnen unter anderem folgende Personen/Familien im Heckel'schen Anwesen: Hausverwalter Volk (Ober-wachtmeister), Leo Kühn, Emil Ehinger, Karl Sättler, Karl Haberer.

Am 17. Dezember 1937 wird die Transportanlagenfirma in die Hauptgesellschafterin Felten & Guillaume Carlswerk AG mit Sitz in Köln-Mülheim umgewandelt und bietet der Stadt im Januar 1938 die *Heckel* zum Einheitswert von 84 400 RM (ohne maschi-nelle Einrichtungen und Krananlage, die für 15 000 RM abgegeben würden).<sup>38</sup>

Nach Kriegsbeginn im Jahr 1939 tritt die Wehrmacht mit der Abteilung IVa des Baubatallions 50 „mit sämtlichen Rechten und Pflichten in die Verträge des Reichsarbeitsdiensts ein mit einer monatlichen Miete für die Unterkunft der 1. Kompanie von Reichsmark 200,- und für die Bau.Kollonie von Reichsmark 140,-.“

Schon im Winter 1939/1940 streiten Stadt, Wehrmacht und der um Verkauf bemühte Besitzer, seit November 1937 die Firma Felten & Guillaume, wegen der entstandenen Schäden: „Bis vor kurzem wurde die obengenannte Fabrik als Unterkunft von einer Baukompanie, bzw. einer Fuhrkolonne unter dem Kommando des Herrn Leutnant Haas benützt. Dadurch sind zum Teil größere Schäden verursacht worden, auch durch Niederlegung eines Zauns und anderer Veränderungen. Nachdem in den allernächst-





*Heckelbelegschaft  
um 1930*

ten Tagen das Anwesen ... verkauft werden soll, ist damit zu rechnen, dass an die Stadt Schadensersatzansprüche gestellt werden. Ich bin deswegen gezwungen, heute schon darum zu bitten, dass alle Schäden, die durch die Wehrmacht verursacht wurden, in vollem Umfang bezahlt werden“,<sup>39</sup> schreibt Bürgermeister Krämer an den Ortskommandanten.

In dieser Zeit informiert Richard Krämer Felten & Guillaume: „Eine Besichtigung, die ich mit Herrn Witz vorgenommen habe, hat wohl Mängel zum Teil in erheblichem Umfang gezeigt ... Das ist in der Hauptsache Schuld des Arbeitsdienstes, der vertraglich gegenüber der Stadt genau und wörtlich im selben Umfang haftet, wie ich es Ihnen gegenüber übernommen habe. Die Schäden werden also ... von dort aus reguliert werden müssen. Weiter dürfte Ihnen wohl bekannt sein, dass bei Kriegsausbruch, ohne dass ich auch nur gefragt worden wäre, die Wehrmacht Besitz von der ganzen Anlage genommen hat und teilweise in unverantwortlicher Art hauste ...“<sup>40</sup>

Im Juni 1940, unmittelbar vor dem Verkauf der Fabrikgebäude an den Kaufmann Carl Hermann Witz, bzw. die Geldschrankfabrik Johann Geercken K.G. Bremen (wehrwirtschaftlich wichtiger Betrieb mit Sonderstufe), bestätigt die Ortskommandantur ihre Verpflichtung und „vertröstet“ die Stadt auf die Zeit „nach dem Endsieg“: „Die Ortskommandantur Achern anerkennt hiermit die durch die Wehrmacht verursachten und von dem Herrn Bürger-

meister der Stadt Achern angemeldeten Schäden in der ... Heckel'schen Fabrik zur späteren Regulierung.“<sup>41</sup>

Die Schäden, die v. a. durch das Befahren der Fabrikhalle mit großen Zugmaschinen und durch Nichtunterhalten der schadhaften Dächer entstanden waren, wurden unter anderem durch die Acherner Firmen Karl Bold, A. Engster und Malermeister K. Lorenz repariert. Mehr als 30000 Reichsmark hatte die Stadt dafür aufzubringen.

29.10.1940 Architekt Wilhelm Haug: Erläuterungsbericht im Auftrag von C. H. Witz

*... Für die Überwachung des Anwesens ist bis heute der Hauptwachtmeister Volk wohnhaft im Bürogebäude des Anwesens eingesetzt ... Die Schäden ... stellen sich zusammen aus Veränderungen der Garten- und Grünflächenanlagen, die überwiegend entfernt wurden, Änderungen in der Waschanlage im Pfortnerhaus durch Entfernen der Reihenwaschbecken etc. überwiegend Mauer, Putz, Dachdecker und Malerarbeiten infolge Veränderungen; desgleichen durch Einwirkung von Wasser innerhalb der Gebäude infolge der schadhaften Dächer, durch starke Inanspruchnahme der Böden, sowie durch Veränderung der Anschlussgleise an das Hauptgleis der Reichsbahn. Der Kostenschlag endet mit einer Gesamtschadenssumme von 31 353,81 Mk.<sup>42</sup>*

#### **Zusammenstellung der Instandsetzungskosten:**

Fa. K. Bold, Bauunternehmung	10000,00 RM
A. Engster, Dachdeckermeister	5 487,00 RM
K. Lorenz, Malermeister	4 008,15 RM
Christoph Herrmann u. Sohn, Kaminbau	3 322,00 RM
Fr. Bernhard, Gipsermeister	2 433,91 RM
A. Nehren, Installation	2 121,75 RM
Fr. Stinus, Glasermeister	445,00 RM

#### **Bold, Angebot:**

Wiederherstellen eines neuen Bodens	4 000,00 RM
Backsteinboden im großen Fabrikraum und der Dreherei herausnehmen	2 880,00 RM <sup>43</sup>

Turbulent waren die letzten Kriegsjahre auch in der Heckelfabrik. Mehrere Betriebe, u. a. die Feuerwehrgerätefabrik Metz, die nach der Bombardierung Karlsruhes am 2. September 1942 nach Achern ausgelagert wurde, mussten sich den Platz teilen. In diesen Jahren wurde in der *Heckel* Rüstungsrelevantes, unter anderem Feuerwehrfahrzeuge, produziert und die Fabrik erlitt erhebliche Schäden durch mehrere Luftangriffe.

Nahezu völlig zerstört wurde die Heckelfabrik am 7. Dezember 1945 im Zusammenhang des großen Bombenangriffs auf die Stadt Achern. Die Lage an der Bahnlinie und die unmittelbare Nachbarschaft zur Firma Meder dürften mit ursächlich für die Bombardierung der *Heckel* gewesen sein.

Werner Hodapp, Sasbach, Jahrgang 1937, damals mit seinen Eltern Eugen und Anna Hodapp in der Heckelfabrik wohnhaft, erinnert sich an diesen Tag: „Ich war sieben Jahre alt und zusammen mit den Eltern an diesem Tag in Großweier zu Besuch bei meinem Onkel. Als wir am Tag darauf zurückkamen, war die Heckel nahezu ein einziger Steinhaufen.“

### Vermarktungsversuche nach dem Krieg<sup>44</sup>

- 1949 Bemühungen der Stadt um Industrieansiedlung auf dem Anwesen Karl Hermann Witz
- Karl Hermann Witz, mittlerweile in Schussenried am Bodensee wohnhaft, verstirbt am 19.7.1950 in Freiburg im Breisgau.
- Die Firma Geldschrankfabrik Johann Geercken, Bremen seit 1831, Hamburg, Achern in Baden, Schussenried, will das Heckel-Werk verkaufen.
- Acherns Bürgermeister Wendelin Morgenthaler (MdB) will in Bonn um Absatz suchen, deshalb soll das Werk bald von den Franzosen frei gemacht werden.
- Firma Geercken signalisiert wirtschaftliche Not und appelliert, dass die Stadt Achern das Gebäude übernimmt.
- 20.09.1950 Die Stadt Achern lehnt den vorgeschlagenen Kauf aus finanziellen Gründen ab.
- Auch in diesem Zusammenhang ist das im Grundbuch eingetragene „Verbot von Glasfabrikation“ Vermarktungshemmnis.
- 1951 Konkurs der Geldschrankfabrik in Schussenried.
- Eine Glasfabrik, eine Strumpffabrik und eine Eisengießerei zeigen Interesse an der Heckel.
- 15. März 1955 Die Bundesrepublik Deutschland, vertreten durch den Bundesminister der Finanzen, erwirbt die Grundstücke Flst.Nr. 1806 und 1806/1 durch Zuschlag in der Zwangsversteigerung. Vorheriger Eigentümer war Karl Hermann Witz, ehemals Kaufmann in Bremen, zu diesem Zeitpunkt Fabrikdirektor in Nonnenhorn, Kreis Lindau am Bodensee.

Im Juni 1955 schreibt die Stadt Achern an die Firma „Ficht und Sachs Kugellager“ in Schweinfurt: „Achern, am Fuß der Hornisgrinde und an der Bahn Karlsruhe-Offenburg gelegen, hat rund 5.700 Einwohner, ein Gymnasium, eine höhere Handelsschule und eine Gewerbeschule, ein städtisches Krankenhaus mit 240

Betten und ein modernes Bad. An Industrie befinden sich hier eine Glasfabrik, eine Sensenfabrik, zwei Papierfabriken, eine Maschinenfabrik und ein Überlandwerk der Rhein. Elektrizitätsgesellschaft Mannheim. Gelände für weitere Industrie ist vorhanden. Die Stadt besitzt auch ein Grundstück mit größeren Gebäulichkeiten, die früher einer Bierbrauerei und später als Arbeitsdienstlager dienten. 1945 wurde das Grundstück von der frz. Besatzungsmacht beschlagnahmt. Heute dient das Gebäude nur noch als Lager- und Verkaufsraum für die Besatzung. In einigen Wochen wird das Anwesen frei werden ...“<sup>45</sup>

Nach dem 2. Weltkrieg wurde der Bereich nach dem erneuten Anschluss an den ehemaligen Güterbahnhof Achern vor allem als Versorgungs- und Zwischenlager für Kokslieferungen aus dem Ruhrgebiet und dem Saarland im Zuge der Reparationsleistungen der Bundesrepublik Deutschland genutzt. Dann wurden vor allem Ersatzteile technischer Art und militärische Gebrauchsgegenstände bevorratet. Über Jahrzehnte diente die *Heckel* als Lager für die Economat-Supermärkte in Süddeutschland und wurde im Herbst 2001 nach dem NATO-Truppenstatut von den Franzosen freigegeben.

Nach dem Umbau der Fabrik zum „Theater in der Heckel“ und den Aufführungen der „West Side Story“ durch die Fautenbacher Chöre im Herbst 2005 diente die Heckelfabrik im Sommer 2006 als Bühne für ein Brechttheaterstück, das Regisseur Dieter Neuhaus im Zusammenwirken mit dem Kulturred der Stadt Achern aus Anlass des 50. Todestages des modernen „Klassikers“ inszenierte. Bert Brecht, moderner Klassiker mit familiären Bezügen nach Achern, hatte im Jahr 2008 mit der „Dreigroschenoper“ noch einmal einen „großen Auftritt“ in der Heckelfabrik.

Seit einigen Jahren versucht die Bundesvermögensverwaltung einen neuen Besitzer für die Heckelfabrik zu finden. Während die Haupthalle als Theater mit eigener Bühne zahlreichen Bürgern Acherns und Besuchern aus der Region außergewöhnliche Musiktheatererlebnisse im ganz besonderen Umfeld eröffnet hat, dienen die Nebenräume derzeit als Lagerstätte für Maschinen.

100 Jahre nach dem Bau der Severin'schen Flaschenfabrik kann man gespannt sein, welcher Zukunft die Heckelfabrik entgegengeht, die durch Heinrich Severin und Ernst Heckel einst mit großem Engagement auf den Weg gebracht wurde.

## Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Achern, A 63, Nr. 442
- 2 Lötsch, Gerhard: Achern – Eine Stadt und ihre Geschichte, 1849–1918
- 3 Stadtarchiv Achern, Bauakte A 63 Nr. 442
- 4 ebd.
- 5 Lötsch, Gerhard: Achern – Eine Stadt und ihre Geschichte, 1849–1918
- 6 Stadtarchiv Achern, Bauakte A 63 Nr. 442
- 7 ebd.
- 8 ebd.
- 9 Acher und Bühler Bote, 26.2.1910
- 10 Amtliches Verkündblatt der Stadt Achern, März 1910
- 11 Acher und Bühler Bote, 10.11.1910
- 12 Archiv der evangelischen Kirchengemeinde Achern
- 13 Landesarchiv Freiburg, StAF B 685/1, Nr.: 737 „Inbetriebnahme eines Reserve-Dampfkessels
- 14 Gerhard Lötsch
- 15 Gerhard Lötsch
- 16 Lötsch
- 17 Lötsch, Achern
- 18 Lötsch, Achern
- 19 Grundbuch der Stadt Achern, Bd. 21, Heft 27 2.Abtg.
- 20 Lötsch
- 21 Lötsch
- 22 Stadtarchiv Achern, Best. A 1, Nr. 214
- 23 Wikipedia/Ernst Heckel
- 24 [www.saarland-biografien.de/Heckel-Ernst-Ferdinand](http://www.saarland-biografien.de/Heckel-Ernst-Ferdinand)
- 25 Wikipedia/Ernst Heckel
- 26 Stadtarchiv Achern Best. A1 Nr. 214
- 27 Stadtarchiv Achern Baugesuche 1923
- 28 ebd.
- 29 Stadtarchiv Achern, Best. A1, Nr. 2307
- 30 ebd.
- 31 ebd.
- 32 ebd.
- 33 ebd.
- 34 ebd.
- 35 ebd.
- 36 Stadtarchiv Achern, Best. A1, Nr.3204
- 37 ebd.
- 38 ebd.
- 39 Stadtarchiv Achern Best. A1, Nr. 3204
- 40 ebd.
- 41 Stadtarchiv Achern Best. A1, Nr. 3204
- 42 ebd.
- 43 ebd.
- 44 Stadtarchiv Achern Best. A3, Nr. 668
- 45 Stadtarchiv Achern Best. A3, Nr. 668

## Quellen

- Stadtarchiv Achern, Best. A 63, Nr. 442. Großherzoglich Badisches Bezirksamt Achern. Verwaltungs-Sachen. Achern. VII: Gewerbe und Handel. Das Gesuch des Heinrich Severin um Genehmigung zur Errichtung einer Glasfabrik in Achern betr.; Jahr 1910
- Stadtarchiv Achern, Best. A1, Nr. 214. Stadtgemeinde Achern, Verwaltungssachen. Spezialia. Baugesuche 1921
- Stadtarchiv Achern, Best. A 63, Nr. 723 (Baupläne 1921)
- Stadtarchiv Achern, Best. A 63, Nr. 444 (Baupläne 1922)
- Stadtarchiv Achern, Best. A 1, Nr. 216: Baugesuche 1923
- Stadtarchiv Achern, Best. A 1, Nr. 2307: Stadtgemeinde Achern an der Hornisgrinde, Verwaltungs-Sachen. Spezialia. V. Handel, Gewerbe und Kunst. 2. Gewerbebetriebe. Betrifft Niederlassung von Fabriken, Errichtung von Ausweichbetrieben – Fabriken in Achern 1933/45
- Stadtarchiv Achern, Best. A 1, Nr. 3204: Stadt Achern an der Hornisgrinde. Verwaltungs-Sachen. Spezialia. XIII. Staats-, Kreis- und Bezirksverwaltung. 1. Reichssachen. Vermietung des Heckelschen Fabrikankwehens an den Reichsarbeitsdienst. Jahr 1936–1943.
- Stadtarchiv Achern, Best. A 3, Nr. 688: Stadt Achern. 7 Wirtschaftsförderung und wirtschaftsfördernde Einrichtungen. 77 Wirtschaftsförderung. 772 Förderung der Industrie. Band 2. 772/4 Bemühungen der Gemeinde um industrielle Niederlassungen, Industriesiedlung. Heckelwerk in Achern.
- Gerhard Lötsch, Achern – Eine Stadt und ihre Geschichte. 1849 – 1918
- Acher und Bühler Bote, 26.2.1910
- Amtliches Verkündblatt der Stadt Achern, März 1910
- Landesarchiv Freiburg, StAF B 685/1; Nr. 737
- Grundbuch der Stadt Achern, Bd. 21, Heft 27 2. Abtlg.

## Emil Durain (1825–1892) von Dorf Kehl – Handelsmann, Politiker, Freimaurer

Ralf Bernd Herden

Emil Durain, 1825 in Dorf Kehl geboren, war eine der prägendsten und bekanntesten Kehler Persönlichkeiten seiner Zeit und blieb vielen – weit über Kehl hinaus – nicht nur wegen der tragischen und folgenschweren Umstände seines Freitodes im Jahr 1892 lange in lebhafter Erinnerung. Durain wird oft in anderen, historischen Arbeiten erwähnt, es existiert über ihn ein reicher Fundus an Informationen, bisher jedoch keine zusammenfassende, freimaurerische Biografie. So sollen in dieser Arbeit Leben und Schicksal des Kaufmannes, Politikers und Freimaurers Emil Durain aufgezeigt werden.

Emil Durain mischte sich bereits in jungen Jahren aktiv in die Politik mit ein: Er legte sich 1848 öffentlich mit dem Hauptlehrer Augustin Hornung, von der katholischen Schule in Dorf Kehl, an. Der frühere Schüler und nunmehrige „Handelsmann in Dorf Kehl“, Emil Durain, konnte seinem Lehrer die – zugegebenermaßen üble – Beleidigung des badischen Revolutionsführers Friedrich Hecker nicht verzeihen. Hauptlehrer Hornung hatte sich tatsächlich entblödet, im Sommer 1848 seinen Schulkindern ein Land auf der Karte zu zeigen, „in welchem es kamelartige Ungeheuer geben soll, welche dem Friedrich Hecker auf ein Haar gleichen“<sup>1</sup>.

Durain wies diese Beleidigungen massiv zurück, erfreute sich nach seiner Ansicht doch Friedrich Hecker „im ganzen Hanauerland großer Beliebtheit“. Durain war überzeugter Demokrat und bekannte sich auch dazu. So sehr, dass er auch in seinem Handelsgeschäft „in Demokratie machte“: Er bot im „Offenburger Tageblatt“ Büsten Heckers („in Gips, in Naturgröße nach dem Leben“) zum stolzen Preis von 5 Gulden 30 Kreuzern an. Als Basrelief gab's das Haupt der badischen Revolution günstiger: Zum Preis von 36 Kreuzern. Der Gulden war aufgeteilt in 60 Kreuzer, ein Brot kostete damals rund zehn Kreuzer. Geht man von einem Monatslohn von acht bis neun Gulden aus – dann war die Heckerbüste nicht unbedingt für die Einkommensverhältnisse eines Normalverdieners bestimmt.

Durain jedenfalls, sprachlich sicher kein Kind von Armut oder Traurigkeit, bezeichnete seinen ehemaligen Lehrer im Gegenzug als „Dämmerlingskäfer“. Damit hat Emil Durain sicherlich nicht die sympathischen Glühwürmchen (*Lampyrus nocti-*

*luca*) gemeint. Zuzutrauen wäre dem gebildeten und weltläufigen jungen Mann jedoch, dass er damit auf deren Zugehörigkeit zur Familie der „Weichkäfer“ anspielen wollte. Der Skandal zog Kreise, Schützenverein und Gesangverein – beiden Vereinen gehörte Durain als Mitglied an – wurden in den Gefechtsstrudel mit hinein gezogen. Beide gaben Ehrenerklärungen für ihr Mitglied ab. Emil Durain gehörte übrigens auch zu den Gründungsmitgliedern des Kehler Turnvereins 1845. Genauso wie der Buchbinder Carl Theodor Asmuß.<sup>2</sup> Wir werden beiden in interessantem Zusammenhang später nochmals begegnen.

Im November 1848 wurde in Wien der Demokrat Robert Blum standrechtlich ermordet. Dabei scherte es Schergen und Büttel in Robe und Uniform nicht, dass Blum als Abgeordneter der Nationalversammlung eigentlich parlamentarische Immunität besaß. Sogenannte „Standgerichte“ haben im deutschen Unrechtssystem ja eine lange Tradition. Nach der Ermordung Blums bildete sich in Kehl ein Ausschuss, der sich der solidarischen Unterstützung der Witwe und der Kinder verschrieb. Federführend waren Emil Durain, Carl Theodor Asmuß, der Arzt Dr. Ludwig Kuchling und Kaufmann Ernst Glückherr. Schon damals wurde z. B. auch Wilhelm Rehfuß<sup>3</sup>, Inhaber und Wirt des Gasthofes „Zum Rehfuß“ in Dorf Kehl, dessen Tochter Magdalena und Sohn Karl, Kaufmann in Dorf Kehl, argwöhnisch von der Regierung beobachtet. Vermeintlich revolutionärer Umtriebe wegen. Auch diese Namen werden uns später nochmals begegnen.

Am 4. Mai 1848 erfolgte das Verbot der Volksvereine und Volksausschüsse durch Großherzog Leopold.<sup>4</sup> Es sollte jedoch durch die Fluten der Revolution im Januar 1849 hinweggespült werden, um danach umso massiveren Verboten Platz zu machen: Durch den Großherzoglichen Bevollmächtigten beim Hauptquartier der badischen Besatzungstruppen vom 12. Juli 1849 wurde ganz einfach das Vereinsverbotsgesetz vom 28. Oktober 1833 wieder in Kraft gesetzt. Das Verbot der Volksvereine vom Mai 1848 bis zum Januar 1849 wurde jedoch meist durch heimliche Treffs oder „harmlose Zusammenkünfte“ umgangen.

Zwar konnte Oberamtmann Maximilian Freiherr von Bodman vom Bezirksamt Kork im Sommer 1848 an seine Regierung berichten, dass das Verbot der Volksvereine noch gefruchtet habe, jedoch drei Bürger von Kehl-Stadt und ein junger Handelsmann von Dorf Kehl (Stadt und Dorf wurden erst 1910 miteinander vereint) – die Vermutung liegt nahe, Emil Durain – wohl die Absicht hegen würden, zum „Demokratentag“ am 16. Juli 1848 in Ettlingen zu gehen.

Emil Durain wurde im Januar 1849 Mitbegründer des Kehler Volksvereines. Und war dann am 12. Mai 1849 einer der Haupt-



redner bei einer demokratischen Volksversammlung in Kehl. Im „Hornungschens Bierkeller“ sprachen neben Emil Durain der bereits genannte Buchbinder Carl Theodor Asmuß sowie der Landwirt Georg Hahn.

Die Untersuchungsakten des Bezirksamtes sollten Emil Durain später wie folgt darstellen: „Emil Durain von Dorf Kehl, geboren 25. Oktober 1825, lediger Kaufmann, im Besitz von einigem Vermögen und ebenfalls der Anerbung einiges Vermögens entgegensehend, in sittlicher Hinsicht gut, dagegen in Bezug auf seine politische Richtung als einer der rühmlichsten Teilnehmer an der jüngsten Bewegung beleumundet“. Durain wurde beschuldigt, zum Aufstand und zur Volksbewaffnung, zur Steuerverweigerung und dazu aufgerufen zu haben, die Fürsten und ihre Regierungen zu verjagen.

Zu Carl Theodor Asmuß gaben die Untersuchungsbehörden folgende Stellungnahme ab: „Carl Theodor Asmus, geboren zu Straßburg am 09. Mai 1812, Buchbinder zu Stadt Kehl, Vorstandsmitglied des Volksvereins daselbst“. Asmuß wird nachgesagt, er habe die ungleiche Steuerverteilung, welche für die Armen zu hart sei, kritisiert, die Notwendigkeit einer Erleichterung oder Steuerfreiheit für die Armen gefordert und sei für eine „größere Belastung der Kapitalisten“ eingetreten.

Beide Redner wurden später übrigens u. a. wegen „aufrührerischer Reden“ verurteilt. Wobei Emil Durain sich später dem revolutionären Zivilkommissär Dr. Ludwig Küchling anschloss und diesen z. B. am 13. Mai 1849, dem Tag nach der Kehler Versammlung im Bierkeller Hornung, zur Landesvolksversammlung nach Offenburg begleitete. In „schärfster Fahrt von Offenburg kommend“, wurde zuerst die Bahnhofswache aufgefordert, keinen Zug mehr passieren zu lassen. Danach eilte man zur Kommandantur der Kaserne, wo Zivilkommissär Dr. Küchling (mit einem Säbel bewaffnet) und seine mit Büchsen bewaffneten Begleiter (darunter Emil Durain) den Kommandanten der Kehler Garnison, Oberst Asbrand, seiner Funktion enthoben.

Anschließend wurde – in gleicher Besetzung – die Eisenbahnkasse beschlagnahmt, und Emil Durain beschlagnahmte danach, begleitet von zwei bewaffneten Bürgerwehrmännern, im Auftrag des Zivilkommissärs auch noch die Hauptzollamtskasse.

Nach dem Ende der Revolution und ihrer gewaltsamen Niederschlagung vor allem durch preußische Besatzungstruppen folgte die Verfolgungswelle der obsiegenden Reaktion.

Acht Jahre Zuchthaus wegen „Teilnahme am Hochverrat“ lautete das Urteil, das am 29. September 1849 über den Delinquenten Emil Durain gefällt wurde. Buchbinder Carl Asmuß wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Urteile gegen die Demo-

kraten der 1848er Revolution waren aus heutiger Sicht mehr als hart, wohl auch Ausfluss von Rache und Machtgelüsten. Zur vorzeitigen Entlassung Emil Durains aus dem Zuchthaus Freiburg kam es dann am 3. September 1851. Wohl nicht nur ein Zeichen dafür, dass sich Verwandte und Freunde Emil Durains massiv für ihn eingesetzt haben, sondern auch, dass nach den ersten Stürmen der Reaktion nunmehr auch bei den Behörden wieder Ruhe und Überlegung eingekehrt waren: Mit großzügigen vorzeitigen Gnadenakten wollte man durchaus versuchen, an die Gemüter und die Gesinnung der ehemaligen Revolutionäre, ihrer Familien und Freude zu appellieren, um sie von „künftigen Fehlhandlungen“ abzuhalten.

Ohnehin hätte es die Regierung gerne gesehen, wenn die Köpfe der Revolution ausgewandert wären, vorzugsweise in die weit entfernten USA. Dr. Küchling, der frühere Zivilkommissär, floh zuerst nach Straßburg und dann über Basel in die USA. Er war in Abwesenheit zu sechs Jahren Zuchthaus und Vermögensentzug „verurteilt“ worden. Kurz vor seiner Flucht hatte er durch einen Schenkungsvertrag sein Vermögen seinen Kindern übertragen, was die Staatsgewalt natürlich nicht anerkannte.

Advokat Gustav Rée, der frühere Offenburger Bürgermeister aus den Zeiten der Revolution, vertrat die Interessen der Kinder gegen die Staatsgewalt, konnte das Vermögen jedoch nicht retten. Frau und Kinder Dr. Küchlings folgten übrigens ihrem Gatten und Vater bald in die USA nach.

Nach Straßburg geflohen war übrigens auch Wilhelm Schubert, Bürgermeister und Zivilkommissär von Lahr, Mitgründer des Turnvereins Lahr von 1846 – und später Mitgründer der Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ im Jahr 1868. Mit unter deren Gründern übrigens wiederum Gustav Rée, der frühere Bürgermeister und Advokat von Offenburg. Und sein Halbbruder Alexander Adam, Eisenbahnverwalter in Offenburg.

Am 27. März 1852 erlangte Emil Durain in seinem Geburtsort Dorf Kehl dann das Bürgerrecht, um dann im Jahr 1863 in den „Großen Ausschuss“ von Dorf Kehl gewählt zu werden. Noch immer aber unterlag der alte 48er den Ehrenfolgen seiner Verurteilungen, die jedoch am 7. Januar 1864 dann aufgehoben wurden. Und noch immer stand er wohl noch unter Beobachtung durch die Obrigkeit, auch wenn sich die Verhältnisse sicherlich entspannt haben.

In diese Zeit fällt dann auch der Schwerpunkt der freimaurerischen Aktivitäten von Emil Durain. Am 5. November 1869 wurde in Kehl das freimaurerische Kränzchen „Erwin“ gegründet. Im Gasthof „Stadt Karlsruhe“ in Kehl waren u. a. zusammen gekommen:

- Karl Theodor Asmuß, Buchbinder, geboren 1812, aufgenommen in den Freimaurerbund im Jahre 1867 in Freiburg;
- Emil Durain, Kaufmann, geboren 1825, aufgenommen in den Freimaurerbund 1869 in Lahr;
- August Morstadt, Buchdrucker, aufgenommen in den Freimaurerbund in Lahr;
- Karl Rehfuß, Kaufmann, aufgenommen in den Freimaurerbund in Lahr.

Die anwesenden Freimaurerbrüder beschlossen, ein Kränzchen einzurichten, das unter dem freimaurerischen Protektorat der Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“ stehen sollte. Ziel war es, in Kehl regelmäßig freimaurerische Zusammenkünfte abhalten zu können, die jeweils auf den ersten Montag im Monat festgesetzt werden sollten. Vorsitzender des Kränzchens wurde Karl Theodor Asmuß, Redner wurde Emil Durain, Rechner Karl Rehfuß. Die Akteure der 48er Revolution waren wieder vereint.

Nun allerdings davon auszugehen, dass die 48er Revolution von Freimaurerbrüdern getragen worden sei, ist ein Irrtum. Die Freimaurerei war in Baden seit 1813 verboten. Es gab sicherlich Brüder Freimaurer, welche im benachbarten Elsass, auf französischer Seite, weiter freimaurerisch tätig waren. Es gab sicherlich auch gesellige Zusammenkünfte ehemaliger badischer Freimaurer. Jedoch waren die Sozialstrukturen der Logen vor der Verbotszeit 1813 und nach der Wiedergründungszeit 1845 sicherlich ganz andere als um 1870.

Die Logenbrüder des Jahres 1813 und des Jahres 1847, welche z. B. in Freiburg die freimaurerische Tätigkeit wieder aufnahmen, gehörten eher zum Adel, zur Professorenschaft, zum gehobenen Bürgertum. Man kann hier eher von „alten Eliten“ sprechen. Die, wenn auch selbst zu Vermögen gekommenen 1848er stießen meist erst rund zwanzig Jahre später zur Freimaurerei. Sie brachten durchaus neues Denken mit, wenn sie sich auch oft politisch weiterentwickelt hatten, und aus manchem Revolutionär des Jahres 1848 später ein kaisertreuer, deutscher Patriot werden sollte.

Im Rahmen einer Zusammenkunft Ende November 1869 betonte Emil Durain, dass er mit dem Kehler Kränzchen das Zusammenwirken der Freimaurer in Straßburg (Logen), in Lahr (Loge) und Offenburg (Kränzchen wie in Kehl) manifestieren wolle. An dieser Stelle ist es notwendig, über die Stellung Emil Durains im Kränzchen und das Amt des Redners einige Ausführungen zu machen. Der Redner ist das Vorstandsmitglied einer Loge oder eines Kränzchens, der mit für die „geistige Komponente“ der Logenarbeit federführend verantwortlich ist. Sein Amtsabzeichen

ist deshalb das Symbol eines geschlossenen Buches, was auf seine „Belesenheit“ hinweisen soll. Der Redner hält selbst Vorträge in seiner Loge oder seinem Kränzchen, soll andere anregen, Vorträge zu halten und wird nach Möglichkeit auch andere Logen besuchen – um sich umfassend zu informieren oder auch Gastvorträge zu halten. Ein Kränzchen ist eine freimaurerische Vereinigung, der die erforderliche Zahl von Mitgliedern zur Gründung einer Loge noch fehlt, die aber trotzdem regelmäßig ihre Mitglieder zu freimaurerischen Zusammenkünften einlädt.

Unbestreitbare Tatsache ist, dass Emil Durain nicht nur in Kreisen der Freimaurerei für eine deutsch-französische Annäherung eintrat, und dies zu Zeiten, in denen solches Denken weder in Kreisen der Freimaurer noch in allgemeinen Kreisen üblich war. Der Krieg 1870/71 führte in vielfältiger Weise auch zu Brüchen und Verwerfungen innerhalb der oberrheinischen Freimaurerei, die trotz gegenseitigen Bemühens noch recht lange nachgewirkt haben.

Emil Durain, inzwischen in Kehl gut etabliert und über gute Verbindungen auch zu den Behörden verfügend, kann noch im Dezember 1869 seinen Logenbrüdern darüber berichten, dass er beim Bezirksamt die Befreiung der freimaurerischen Zusammenkünfte, welche in Nebenräumen von Gaststätten stattfanden, von den Vorschriften der Polizeistunde haben erwirken können.

Das Jahr 1870 eröffnet Emil Durain mit einem Vortrag „Kampf des Lichtes gegen die Finsternis“. Karl Theodor Asmuß tritt als Vorsitzender des Kränzchens im April 1870 zurück, bleibt der Gemeinschaft jedoch eng verbunden. Nachfolger wird kein anderer als Emil Durain. Emil Durain kann mit den Vertretern der Lahrer Loge vereinbaren, dass die Eröffnung des Kränzchens in Kehl am 21. Juni 1870 erfolgen soll, im Rahmen eines gemeinsamen Johannis-Festes. Später entscheidet man sich dafür, den ursprünglich gewählten Namen „Kränzchen am Rhein“ durch „Erwin“ zu ersetzen.

Damit will man die Verbundenheit und den Respekt für Dombaumeister Erwin von Steinbach, den Schöpfer des Straßburger Münsters, zum Ausdruck bringen. Noch im April 1870 hatte das Musikkorps des Großherzoglich Badischen 4. Infanterieregiments „Prinz Wilhelm“ den Straßburgern ein Platzkonzert gegeben. Die plötzlichen Änderungen der politischen Großwetterlage zwingen dazu, den Einweihungstermin zu verschieben: Der deutsch-französische Krieg brach aus. Badische Truppen sprengten am 22. Juli 1870 die über 300 Meter lange Eisenbahnbrücke über den Rhein. Am 28. September kapitulierte Straßburg nach einer furchtbaren Belagerung, die Straßburg und Kehl ganz erheblich in Mitleidenschaft gezogen hatte.

Am 26. September 1870 nahm auch das Freimaurerkränzchen „Erwin“ in Kehl wieder seine Tätigkeit auf, und Emil Durain konnte darüber berichten, dass er die Ehrenmitgliedschaft einer Straßburger Loge empfangen habe. Im Juli 1870, ein Jahr später als geplant, feiern Lahrer und Kehler Brüder anlässlich des Johannisfestes die Einweihung des Kränzchens „Erwin“ unter dem Vorsitz von Emil Durain. 1873 wird dann das Kränzchen „Erwin“ zur Freimaurerloge „Erwin“, der Emil Durain als Meister vom Stuhl bis ins Jahr 1877 vorstehen wird. 1883 wird Karl Rehfuß ihm in diesem Amt nachfolgen.

Emil Durain aber spricht u. a. beim Johannisfest 1879 in seiner Loge über das Thema „Über Betätigung der Maurerei im profanen Leben“. Ab 1885 wird die Loge „Erwin“ ruhen, weil sich eine große Zahl der Brüder den beiden deutschen Freimaurerlogen „An Erwins Dom“ (gegründet 181/82) und „Zum treuen Herzen“ (gegründet 1873) angeschlossen haben. Nachdem diese beiden Logen jedoch ihre Arbeit in Straßburg nach dem Ersten Weltkrieg hatten einstellen müssen („An Erwins Dom“ floh 1919 nach Frankfurt und erlosch 1968, „Zum treuen Herzen“ floh 1919 nach Karlsruhe und ist 1935 erloschen), entstand in Kehl 1923 wieder ein freimaurerisches Kränzchen. Sein Inventar wurde 1929/30 der nunmehr bestehenden Loge in Offenburg übergeben.

In den Jahren 1871/72 bekleidete Emil Durain das Amt des Bürgermeisters von Dorf Kehl. Sein Vorgänger hieß übrigens Rehfuß. 1882 bis 1888 war Fingado Bürgermeister der Stadt Kehl. Wilhelm Fingado war 1871 in Lahr in den Bruderbund aufgenommen worden. Es war dies eine Zeit, welche vom deutsch-französischen Krieg, den Kriegs- und Belagerungsfolgen für beide (Stadt und Dorf) Kehl, das anschließende Umland und das direkt benachbarte Straßburg beherrscht war. Zugleich aber auch einer Periode vaterländischer Glückstrunkenheit über den gewonnenen Krieg gegen Frankreich, über die „Heimholung“ des Elsass und Straßburgs in das neu gegründete, deutsche Kaiserreich. Der Kartätschenprinz von 1848, Wilhelm von Preußen, war als Kaiser Wilhelm I. zum liebevoll-vergötterten „Vater des Vaterlandes“ mutiert. Bismarck und die Geschichte machten es möglich ...

Auch Emil Durain profitierte vom Aufschwung der Gründerzeit. Der Bezirksrat und Kreisabgeordnete für die demokratische Partei war Eigentümer der „Kolonialwaren- und Manufakturenwarenhandlung Emil Durain en gros & en détail“ in Dorf Kehl, war Eigentümer einer – wohl der ersten! – Kiesbagger-Maschine auf dem Rhein, war Eigentümer einer Alpacca-Kunstwollefabrik auf dem Gelände des Kehler Hafens sowie Direktor der Kehler

Kreditbank. Selbstverständlich war der erfolgreiche Geschäftsmann auch Mitglied der Handelskammer.

Doch dann zeichneten sich Wolken am Horizont ab. Wolken, deren Aufziehen Emil Durain vielleicht sogar deutlicher klar und bewusst war, als er wahrhaben wollte. Letztendlich hat Emil Durain hieran sein Leben eingebüßt. Der Kehler Geschäftsmann Carl Ross (1864–1945) hielt in seinen Lebenserinnerungen fest:

*„Die Kreditbank, früher eine ‚eingetragene Genossenschaft‘, war im Jahre 1889 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Anfangs 1891 wurden nun auf Veranlassung des Verwaltungsrates zwei Revisoren bestellt, um über so machen Unklarheiten, die sich im Laufe der Zeit den Verwaltungsräten aufgedrungen haben mochten, endlich einmal genauen Aufschluss zu erhalten. Auf den Vorschlag des Direktors Durain hin wurden mein Freund Emil Schütterle und ich hierzu gewählt. Dass er gerade auf uns verfiel, hatte seinen Grund wohl darin, dass wir beide durch unsere Firmen bei der Kehler Kreditbank stark beteiligt waren. Einige Kehler waren auch Gründer der neuen Aktiengesellschaft, unsere Väter waren ehemals langjährige Verwaltungsratsmitglieder und mit dem Herren Durain nahe befreundet. Wir selbst saßen fast allabendlich in seiner wirklich sehr angenehmen und anregenden Gesellschaft. Dies alles ließ Herrn Durain unsere Wahl ohne Zweifel als die geeignetste erscheinen und ihm die Garantie bieten, dass alles beim alten bleiben werde. Möglich auch, dass er mit unserem jugendlichen Alter und mit unserer Unerfahrenheit in Bankgeschäften rechnete, die er, der rede- und geschäftsgewandte Mann, sich zunutze machen wollte.“*

*„Wir begaben uns also an vier Vormittagen in die Kreditbank, wo wir im Konferenzzimmer uns die Bücher etc. vorlegen ließen. Herr Durain ging ab und zu, traktierte uns mit Zigarren und war die Liebenswürdigkeit selber. Auf unsere Fragen, warum so manche alte, längst verlorene Posten ... immer noch in den Aktiva figurierten, hatte er gleich die Antwort, dass, um die Dividende nicht zu sehr sinken zu lassen, die Abschreibung allmählich geschehen müsse, und zeigte uns zur Beruhigung einige andere Bankabschlüsse, in denen allerdings mehrere große Verluste schon jahrelang mitgeschleppt wurden. Es fiel uns auch auf, dass die damalige Goldleistenfabrik ... (des Schwiegersohnes von Emil Durain, ergänzt durch den Verf.) sowie die Kunstwollefabrik seines Sohnes Robert Durain zeitweise mit hohen Beträgen im Soll standen. Beide Fabriken prosperierten offenbar nicht, sie gingen zurück. Um sie über Wasser zu halten, wurden beiden einfach Summen aus der Bank überwiesen und damit der den beiden Fabriken eingeräumte Kredit ganz erheblich überschritten. Um diese Überschreitungen nicht als solches erscheinen zu lassen, gaben ... (die Schuldner,*

der Verf.) Akzente in der Höhe der jeweiligen Schuld, und da der Direktor Durain sen. die Bürgschaft für Sohn und Schwiegersohn übernommen hatte und als reicher Mann galt, so beruhigten sich anschließend die Verwaltungsratsmitglieder. Wenn dann der Verfalltag der Akzente herankam, wurde das Konto der Betroffenen einfach wieder mit Beträgen derselben belastet.“

„In gleicher Weise war auch die Bilanz zurechtgestutzt worden, und die Zahlen stimmten alle ... Indes geriet der Stein immer weiter ins Rollen, bis endlich die Katastrophe eintrat. Wohl versuchten die besonders interessierten Kreise die Bank zu halten, und hernach, als der Konkurs ausgebrochen war, durch freiwillige Beiträge in Gesamthöhe von 150 000 Mark eine außergerichtliche Erledigung der Sache.“...

„Der Staatsanwalt unterzog die Verwaltungsräte etc. einem kritischen Verhör. Auch wir beiden Revisoren mussten, jeder einzeln, ihm Rede stehen. Das Ende vom Lied war, dass die Verwaltungsräte unter Anklage gestellt wurden. Die Angeklagten wurden zu Geldstrafen verurteilt, da ihnen wohl leichtfertiges Handeln zum Vorwurf gemacht wurde. Allein eine böse Absicht konnte niemandem nachgewiesen werden. Und es hatte nach meiner festen Überzeugung auch niemand eine solche, auch der verstorbene Direktor Durain nicht, im Sinne gehabt ...“

Das Kehler Wochenblatt meldete unter dem Datum vom 14. Februar 1892 auf den Tod Emil Durains:<sup>5</sup>

„Die irdische Hülle des mit einem so tragischen Abschluss aus dem Leben geschiedenen Bankdirektors E. Durain wurde gestern Nachmittag mit dem Leichenwagen nach dem Bahnhof verbracht, um per Bahn nach Gotha befördert zu werden, wo nach einer letztwilligen Bestimmung sein Leichnam in dem dortigen Krematorium zu Asche verbrannt werden soll.“

Das Krematorium von Gotha war 1878 in der Thüringer Residenzstadt von Sachsen-Coburg-Gotha eröffnet worden. Regierung und Evangelische Landeskirche waren dort sehr liberal. Die katholische Kirche lehnte damals die Einäscherung noch ausnahmslos und massiv ab. 1878 fand eine, im Folgejahr weniger als 20 Einäscherungen statt. Erst 1893 ging in Heidelberg das zweite Krematorium, 1894 in Hamburg die dritte Einäscherungsmöglichkeit in Betrieb. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Feuerbestattungsbewegung damals oft ein Kampfmittel der Freidenkerbewegung war, sozusagen die „letzte Revanche“ gegen die katholische Kirche. Man darf aber Freimaurer und Freidenker nicht gleichsetzen. Hiergegen würden sich beide Denk-

weisen ganz massiv verwahren. Die traditionelle, englische Freimaurerei bekämpft die Ideen des Freidenkertums, die deutsche Freimaurerei steht ihr überwiegend deutlich ablehnend gegenüber. Denn die Freimaurer sind ganz bewusst weder „Libertiner noch Gottesleugner“. Allerdings muss eingeräumt werden, dass zu Zeiten Emil Durains auch in Kreisen der Freimaurerei die Idee der Feuerbestattung mehr und mehr Anhänger fand. Jedoch nicht aus Gründen der Religionsablehnung, sondern eher aus sanitär-ästhetischen Gründen.

*„Dieser Selbstmord verursacht allgemeine Erregung nicht nur durch das Schreckhafte eines solchen Ereignisses, sondern namentlich in Beziehung auf die schlimmen Wirkungen mit dem unmittelbar darauf erfolgten Sturz der Kreditbank Kehl.“*

Die Freimaurerei strebt nach Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung und Selbstveredelung. Die ihr zugeordnete Neigung zum Selbstmord ist eine üble Verleumdung, die es so nicht gibt. Gerade auch in den freimaurerischen Schriften werden die Gesunderhaltung des irdischen Körpers und die Achtung vor dem Leben – dem fremden wie dem eigenen Leben – mit als höchste Werte gesehen. Die Entscheidung Emil Durains, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, hat mit dessen freimaurerischem Denken gerade nichts gemeinsam.

*„Schon seit Wochen liefen Gerüchte um, zuerst nur in engeren, vertrauteren Kreisen, über die hohe Verschuldung, deren Spuren man erst im Laufe des vergangenen Jahres entdeckte, trotz der befriedigenden Bilanz, welche noch bei dem letzten Jahresabschluss veröffentlicht wurde. Bei den nun angestellten, genaueren Nachforschungen wurden leider sehr namhafte Fehlbeträge nachgewiesen. Es ist festzustellen, dass die Familie D. nahezu eine Million schuldet; nebstdem fanden sich durch den Direktor eigenmächtig, ohne die erforderliche Zustimmung des Verwaltungsrates gewährte Kreditbewilligungen verzeichnet, welche weit über die gebotene Sicherheit hinaus gehen und den Barbestand der Bank erschöpfen mussten.“*

Mit dem Barbestand der Bank kann hier wohl das gemeint sein, was wir heute unter Eigenkapitalvorschriften wie Basel II, Kreditwesengesetz und „Mindestanforderungen an das Risikomanagement“ verstehen. Ob Basel III, das ab 2013 in Kraft treten soll, geeigneter ist zu verhindern, was eigentlich nie geschehen darf, wird die Zukunft erweisen.

*„Mit künstlichen Mitteln wurden die Fehlbeträge so lange verdeckt, bis das Übel durch den Verwaltungsrat erkannt wurde, leider zu spät. In*



*den letzten Wochen zur Beschaffung eines höheren Kassenbestandes gedrängt, musste sich die Direktion entschließen, zu den 40% bereits eingezahlten Aktienkapitals weitere 20% bis zum 01. März bzw. zum 01. April einzuberufen. Ehe es aber zur Einzahlung kam, ergriff das bereits erwachte Misstrauen immer weitere Kreise, und es wurden plötzlich Darlehen in so großer Zahl gekündigt, dass sie bis zum Auszahlungstermin nicht alle aufgebracht werden konnten. Als durch die stetig wachsenden Besorgnisse im Publikum der Bankdirektor sich mehr und mehr bedrängt sah, konnte derselbe in seinem Schuldbewusstsein keinen Ausweg mehr finden und stürzte sich freiwillig in den vor ihm sich öffnenden Abgrund.“*

*„Nun werden zur Ergänzung der Aktien die bis zum Nennwert von 1.000 Mark noch fehlenden 60% einbezahlt werden müssen; viele Unbemittelte aber, welche ihre ganzen Lebensersparnisse mit den bereits einbezahlten 40% eingelegt hatten und teilweise im Besitz mehrerer Aktien sind, werden zu deren Ergänzung nicht im Stande sein und mit Sorge auf den erhofften Wiederersatz der Anlage blicken. Sehr groß ist auch die Anzahl derjenigen, welche ihre Ersparnisse als verzinsbare Darlehen in der Kreditbank unterbrachten in der Hoffnung, dass sie dort sicher geborgen seien.“*

*„Nun hat der Schuldige den freiwilligen Tod gesucht für das angeordnete Unheil, in das er viele ihm näher und ferner Stehende hineinriss, welche dem im Leben geistig hochbegabten Manne mit einem unbegrenzten Vertrauen sich hingaben – dem Manne, der seiner Zeit die höchsten Ehrenämter bekleidet hatte als Bürgermeister in seiner Gemeinde, als Bezirksrat, Kreisabgeordneter und Mitglied der Handelskammer. Wer hätte auch ihm nicht trauen sollen, dem allzeit als warmem Menschenfreund sich zeigenden ...“*

Der 1863 von August Morstadt gegründete Morstadt-Verlag in Kehl war von seiner Gründung an bis zum Jahre 1978 der Verlag der Kehler Zeitung, also zuvor auch des Kehler Wochenblattes. Für den Verleger Karl Morstadt, selbst Freimaurer, muss es eine schwere und traurige Pflicht gewesen sein, in seiner eigenen Zeitung so über einen vertrauten Logenbruder berichten zu müssen. Doch das Geschehen zog weite Kreise, weit über Kehl hinaus. Dies beweist auch die nachfolgend original übernommene Berichterstattung der Freiburger Zeitung (s. S. 214): Der Zusammenbruch der Gewerbebank und der Tod Emil Durians waren schwerwiegende Ereignisse. Emil Durain hatte die Verhältnisse im Zuchthaus bereits nach der gescheiterten Revolution gekannt. Eine Erklärung für seinen Freitod gibt dies aber bei einem so mutigen und engagierten Mann nicht. Viel größer als Angst war für ihn wohl die Schande, als Geschäftsmann und Mensch versagt zu haben, andere enttäuscht zu haben. Trotz-

dem: Emil Durain war nicht der Einzige, den zu jener Zeit die wirtschaftliche Lage in die Knie zwang. Dies beweist schon die Überschrift der Freiburger Zeitung:

## Wieder Einer!

Z. **Nebl**, 12. Febr. Heute morgen erschöpfte sich der erste Direktor der Creditbank Kehl-Aktien-Gesellschaft, Herr Kaufmann E. Durain sen. Das Motiv der That ist bedeutende Ueberschuldung der Aktiengesellschaft — man spricht von Mk. 600,000 — und die dem Verstorbenen drohende Verhaftung. Durch den Zusammenbruch des Instituts, das vor zwei Jahren von einer eingetragenen Genossenschaft in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurde, verlieren viele arme Leute, die ihre ersparten Pfennige dem Institut anvertraut und Aktien, beziehungsweise Interimscheine dafür erhielten, ihr Geld. Für die Creditverhältnisse der Stadt, sowie des ganzen Bezirks ist die Sache von tief eingreifender Bedeutung.

Freiburger Zeitung vom  
14. Februar 1892

Z. **Nebl**, 14. Februar. Der Zusammenbruch der Aktiengesellschaft Creditbank Kehl beginnt bereits seine Wirkungen zu äußern. Schon gestern haben zwei am hiesigen Platze domicilirte Firmen: Spiegel- und Rahmenfabrikant F. Walter und Kaufmann E. Durain hier ihre Zahlungen eingestellt und die Konkursöffnung beantragt. Leider werden diese nicht die einzigen Opfer der Katastrophe sein. Hr. Staatsanwaltschaft war gestern und vorgestern in Begleitung eines Sachverständigen behufs Untersuchung der Bücher der Bank hier. Die Aufregung in der Stadt und dem Bezirke ob des so unerwarteten und plötzlichen Krachs ist gewaltig. Ob es möglich, die Durchführung des Konkurses zu vermeiden und ähnlich, wie in Waldkirch, eine Verständigung unter den Gläubigern und Schuldnern behufs Weiterführung des Instituts zu erzielen, hängt vorerst noch von der genauen Feststellung der Schuldenmasse ab.

Freiburger Zeitung vom  
16. Februar 1892

Emil Durain, Ferdinand Rehfus und Jean Schütterle waren nach Ansicht des Gründers der badischen SPD und Herausgebers des Volksfreundes, Adolf Geck, Schuld daran, dass die SPD in Kehl nicht habe Fuß fassen können. Die „Hecker’schen Demokraten“, allesamt „Nationalliberale und Freimaurer“, behandelten als Geschäftsleute ihre Mitarbeiter wohl so gut, dass die Sozialdemokratie es schwer hatten, in Kehl Fuß fassen zu können.

### Literaturverzeichnis

- Auskunft des Archivs und Museums der Stadt Kehl, Frau Dr. Ute Scherb, an den Verfasser vom 06. März 2011
- Auskunft des Archivs und Museums der Stadt Offenburg, Herr Dr. Wolfgang Gall, an den Verfasser vom 17. April 2008
- Archiv der Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ in Lahr im Schwarzwald
- Archiv der Freimaurerloge „Eifel“ in Kehl am Rhein
- Archiv des Deutschen Freimaurermuseums in Bayreuth
- Dendl, Jörg: Freimaurer in Lahr – Ein Spaziergang auf den Spuren der Loge „Allvater zum freien Gedanken“, in „Der Storchenturm“ Jahrgang 15/12 (2005) und 16/01 (2006), Verlag des Lahrer Anzeiger GmbH in Lahr.
- Dosch, Reinhold: Deutsches Freimaurerlexikon, Edition zum rauhen Stein, Studienverlag Innsbruck 2011, 2. neu bearbeitete Ausgabe der Auflage im Bauhütten-Verlag Bonn 1999
- Francke, Karl-Heinz/Geppert, Ernst-Günther: Die Freimaurerlogen Deutschlands und deren Großlogen 1737–1985, Nachschlagewerk über 284 Jahre Geschichte der Freimaurerei in Deutschland, Selbstverlag der Freimaurerischen Forschungsgesellschaft „Quatuor Coronati“ in Bayreuth 1988
- Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz: Die Freimaurerbestände im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Band II: Tochterlogen, von Renate Edler und Elisabeth Schwarze-Neuß, Verlag Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 1996
- Handschriften für Brüder Freimaurer, als Manuskript gedruckte Schriften, welche nicht für den Buchhandel oder das Antiquariat bestimmt sind, verschiedene Autoren, verschiedene Verlagsorte
- Herden, Ralf Bernd: Freimaurer in der Ortenau – Aus der Geschichte (nicht nur) der Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“, Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 2004, 395–425
- Herden, Ralf Bernd: Straßburg Belagerung 1870 – Europas Hauptstadt und das Elsass im Spannungsfeld der deutsch-französischen Auseinandersetzungen, BoD Norderstedt 2006
- Kehler Familiengeschichten, Band I, herausgegeben von Hans Hollweck und Rolf Kruse (2004), und Band II, herausgegeben von Rolf Kruse (2007), Verlag des historischen Vereins Kehl e.V. in Kehl am Rhein
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar: Internationales Freimaurer-Lexikon, unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1932, Amalthea-Verlag Wien und München 1980
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar/Binder, Dieter A.: Internationales Freimaurer-Lexikon, überarbeitete und erweiterte Neuauflage, F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH in München 2000
- Schwab, Peter: Roter Glanz und politisches Schwarzbrot – Vor genau hundert Jahren wurde in Kehl die SPD gegründet, in: Kehler Zeitung vom 20. Januar 2011
- Stüwe, Hartmut: Kehl und die badische Revolution 1848/49, Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 1998, 387–422
- Wolfstieg, August: Bibliographie der freimaurerischen Literatur, Bände 1-4, zweiter Nachdruck der Ausgabe 1913–1926 im Verlag Georg Olms, Hildesheim – Zürich – New York 1992

## Anmerkungen

- 1 Stüwe, 393
- 2 Carl Theodor Asmuß. Die Schreibweise bei Namen variierte damals z.T. noch. In manchen Dokumenten auch Carl Theodor Asmus. Es wurde jeweils die Schreibweise des Originaldokuments beibehalten.
- 3 Rehfuß. Die Schreibweise bei Namen variierte damals z.T. noch. In manchen Dokumenten auch Refus. Es wurde jeweils die Schreibweise des Originaldokuments beibehalten.
- 4 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt XXXI 1848, 143/144
- 5 Kehler Wochenblatt Nr. 20 vom 16. Februar 1892

### *Ergänzender Hinweis:*

Alle allgemeinbiografischen Daten, welche nicht freimaurerischer Art sind, sind der Auskunft des Archivs und Museums der Stadt Kehl (Frau Dr. Ute Scherb) sowie den „Kehler Familiengeschichten“ (Hans Hollweck und Rolf Kruse) bzw. der Veröffentlichung von Hartmut Stüwe („Kehl und die badische Revolution“) entnommen. Dort finden sich jeweils umfangreiche Quellennachweise.

## August Koehler (1844–1919) – vom Papiermüller zum Industriellen

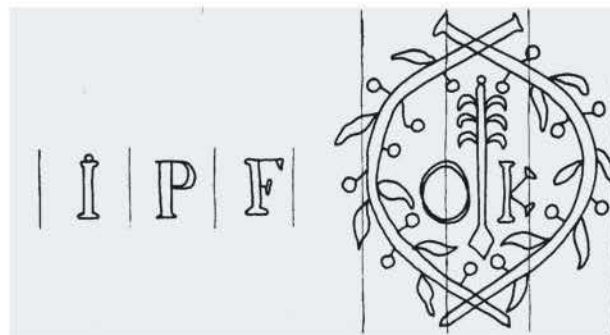
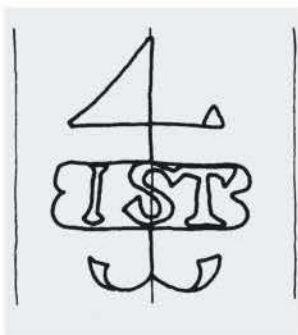
Erich Krämer

Im Jahr 1751 baute Joseph Stöckle am Mühlbach zwischen Lautenbach und Oberkirch eine Papiermühle mit einem Wasserrad, das neben dem Stampfwerk für die Hadern auch noch eine Öltrotte antrieb. Viermal wechselte der kleine Betrieb in den folgenden Jahrzehnten den Besitzer, keinem war wirtschaftlicher Erfolg beschieden. Der fünfte Papiermacher, der die Mühle 1802 erworben hatte, geriet bereits 1807 in Konkurs, ersteigert wurde der Betrieb nun von dem Ettlinger Kaufmann Otto Koehler. Dessen Sohn Johann Ignaz hatte das Papiermacherhandwerk in Ettlingen erlernt, bereits 1809, mit 20 Jahren, übernahm er von seinem Vater die Mühle, im gleichen Jahr heiratete er die Oberkircher Bäckerstochter Maria Anna Geldreich. Das kleine Werk – 1813 wird von zwei Gesellen und einem Lehrjungen berichtet – reichte nicht aus, die Familie zu ernähren. Von Anfang an wurde Landwirtschaft betrieben, vor allem Weinbau, der bereits für die Ettlinger Vorfahren nachgewiesen ist.

Oberkirch gehörte seit der Säkularisation im Jahr 1803 zum Großherzogtum Baden. In dem deutlich größeren Wirtschaftsraum hatte der junge Handwerker für die von ihm gefertigten Schreib- und Druckpapiere bessere Absatzmöglichkeiten als seine Vorgänger in den politisch und wirtschaftlich turbulenten Zeiten Ende des 18. Jahrhundert.

### Papier aus der Bütte geschöpft

Aber weiterhin wurde in Oberkirch Papier von Hand geschöpft, eine Bütte war in Betrieb, die kleinstmögliche Produktionseinheit. Daran hatte sich auch nichts geändert, als Johann Ignaz mit 47 Jahren die Papiermühle an seinen Sohn übergab.



Das Wasserzeichen JST ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Zeichen des Erbauers der Oberkircher Papiermühle, Joseph Stöckle. IPF steht für Jacob Pfeil, OK für Oberkirch (Quelle: Die Papiermacherei im Renchtal, von Gerhard Piccard).

Franz Ignaz Koehler (1809–1893) hatte das Handwerk bei seinem Vater erlernt, war von 1831 bis 1833 zwei Jahre lang als Handwerksbursche durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Italien und Österreich gewandert, hatte seine Kenntnisse durch die Arbeit in unterschiedlichsten Papiermühlen vertieft. Am 15. Juni 1836 übernahm er von seinem Vater den Betrieb, am gleichen Tag heiratete er Maria Anna Feger aus Oppenau, die Tochter des dortigen Kronenwirts.

Von Franz Ignaz' Hand sind Aufzeichnungen erhalten über die Produktion unterschiedlichster Papiersorten, über Mengen, teilweise auch Kunden. Und er hat in ergreifender Weise das Schicksal seiner Familie festgehalten: fünf Kinder wurden geboren, überlebt hat nur eines: „Den 26. März 1844 (Pfingsttag) Mittag 1 Uhr wurde unser drittes Kind August Koehler geboren.“

August Koehler, der Mann, der dem Familienunternehmen, das seit 204 Jahren besteht, heute unter Leitung der siebten und achten Generation, seinen Namen gab. August Koehler wuchs in der Papiermühle auf, wie damals in jedem Handwerk üblich half er als Bub schon im Geschäft seiner Eltern mit und erwarb sich früh die praktischen Fähigkeiten, die ein Papiermacher brauchte. Er besuchte die Volksschule in Oberkirch; schon mit 13 Jahren schickten ihn seine Eltern nach Straßburg in ein „Institut Belly“, um französisch zu lernen. Darauf folgte eine kaufmännische Lehre in Freiburg bei einer Firma C. D. Komberger. Zurück im Elternhaus in der Papiermühle, arbeitete er als Lehrling an der Bütte, erlernte das Papiermacherhandwerk von Grund auf und wurde schließlich als Geselle aufgedungen. Es wird berichtet, dass ihm sein Vater schon früh, mit 16½ Jahren, zum Besuch von Kunden nach Karlsruhe und Heidelberg schickte.

Anfang der 1860er Jahre wurde in Oberkirch immer noch Papier von Hand gefertigt, Bogen für Bogen aus der Bütte geschöpft, in Wettbewerb zu zahlreichen Fabriken, die auf maschinelle Fertigung umgestellt hatten. Erste maschinelle Anlagen wurden aus England bezogen, schon 1825 hatte Firma Rauch in Heilbronn eine Maschine von Donkin aus England importiert. Um 1850 waren es bereits in Baden-Württemberg über 40 Maschinen, die den schnell wachsenden Bedarf an Papier deckten. Aber diese frühen Investitionen in eine neue Technik waren riskant, entsprechend scheiterten viele Betriebe an zu hohen Kosten und unausgereifter Technik. Dass die Oberkircher Papiermacher ihr Gewerbe sehr lange konventionell betrieben und sich mit der entscheidenden Neuinvestition lange Zeit ließen, wird zum Beispiel von dem Papierhistoriker Gerhard Piccard als äußerst positiv bewertet.



*Drei Generationen Koehler: Das etwa 1890/1891 entstandene Familienfoto zeigt Franz Ignaz Koehler im Alter von über 80 Jahren mit der Familie seines Sohnes August. Von links: Wilhelmina, \*1883; Wilhelmine geb. Neher, \*1850; Emil, \*1872; Franz Ignaz, \*1809; Maria Anna, \*1876; August sen., \*1844; und sein Sohn August jun., \*1878 (Foto: Heimatmuseum Oberkirch).*

Aber 1865 war es soweit, Franz Ignaz Koehler hatte erkannt, dass „die Papiermüllerei als Handwerk“ sich nicht mehr lohnte. Durch sparsamstes Wirtschaften hatte er die finanziellen Voraussetzungen für die große Investition geschaffen, über 30000 Gulden wurden für die Papiermaschine, einen Dampfkessel, neue Holländer und ein völlig neues Fabrikgebäude ausgegeben, etwa das Doppelte des damaligen Jahresumsatzes.

Um die völlig neue Technik zu beherrschen, bedurfte es eines Fachmannes. 1863 schickte Franz Ignaz seinen damals 19-jährigen Sohn August als Volontär in die Papierfabrik von Louis Stoffel u. Cie in Witzenhausen. Anschließend arbeitete der junge Papiermacher noch für eine Lithographische Anstalt als Reisender.

### **Von der Mühle zur Fabrik**

Als er wieder nach Hause nach Oberkirch kam, hatte eine neue Zeit begonnen, nach 114 Jahren wurde am 15. September 1865 in der alten Mühle am Renchkanal die „Handpapierfabrication“ eingestellt. Als äußeres Zeichen des Fortschritts ragte ein 15 Meter hoher Fabrikschornstein in den Himmel, der erste im Renchtal.

Schon 1868 übernahm August Koehler mit 24 Jahren die Papierfabrik von seinem Vater, inzwischen verdiente der kleine Betrieb diese Bezeichnung. Noch wurde, wie Jahre zuvor, mit lediglich acht Leuten gearbeitet. Es galt, neue Abnehmer zu finden für

die größer gewordene Produktion. Zwar wuchs der Papierbedarf kontinuierlich (um 1800 wurde in Deutschland pro Kopf jährlich etwa ein halbes Kilogramm Papier verbraucht, um 1870 waren es vier Kilogramm, um 1910 bereits etwa 10 Kilo. Wir verbrauchen heute pro Jahr über 230 Kilo Papier). Aber um den wachsenden Markt entstand ein harter Konkurrenzkampf. Wurden in Oberkirch in den letzten Jahren überwiegend „Tabakpapiere“, das waren Umschlagpapiere für Rauchtobakpäckchen, gefertigt, so galt es nun, neue Abnehmer zu finden, vor allem im grafischen Bereich. Und es galt, die bisherigen Kunden davon zu überzeugen, dass maschinell gefertigte Papiere und Kartons dem Handpapier überlegen waren. Die Erhöhung der Produktion war dringend notwendig, um die finanzielle Belastung durch die Investitionen zu bewältigen. Die ganze Arbeit lastete auf den Schultern des jungen Unternehmers: der Verkauf der Produkte, die technische Leitung und der Ausbau der maschinellen Anlagen.

Aktive Hilfe bei seiner Arbeit hatte August Koehler durch seine Frau. Am 18. November 1871 hatte er Wilhelmine Neher (1850–1919) geheiratet. Die Tochter des Mühlenbesitzers Albert Neher aus Zell am Harmersbach war auf der dortigen Mahl-, Öl- und Sägemühle aufgewachsen und mit dem Geschäft von Kindheit an vertraut. Neben der Sorge um die vier Kinder, die sie großzog, führte sie ihrem Mann die Bücher und die Korrespondenz, bis um 1880 erstmals Büropersonal angestellt werden konnte. Ganz nebenbei war sie ihr Leben lang für die immer umfangreicher werdende Landwirtschaft, vor allem die zahlreichen Rebanlagen, zuständig.

Die Anstrengungen hatten Erfolg, 1875 wurden bereits 121 Tonnen Papier produziert, etwa die doppelte Menge wie im Jahr 1865, dem Jahr der Inbetriebnahme der Maschine.

### **Energie aus Wasserkraft**

Um das Wachstum der Fabrik zu gewährleisten, war neben allem anderen vor allem eines notwendig: Energie. Das Wasser war bis dahin immer noch die alles bewegende Kraft. Und so richtete sich das Augenmerk von August Koehler auf die bachauf- und bachabwärts gelegenen Mühlen im Renchtal. Diese befanden sich zum Teil in einer existenziellen Krise, der Weizenimport aus USA und überall entstehende Großmühlen machten den traditionsreichen Mühlen das Leben schwer.

1873 erwarb er die Lohmühle, 200 Meter unterhalb der Fabrik am gleichen Mühlkanal gelegen. Die als Mahl-, Ölmühle und Sägewerk genutzte Mühle hatte eine 400-jährige Geschichte. Schon sechs Jahre später wurde die ebenfalls Jahrhunderte alte Lauten-





bacher Mühle und eine bachabwärts dieser liegende Sägemühle gekauft.

War damals jeder Meter Gefälle im ganzen Renchtal für den Betrieb von Mühlen genutzt, so gab es doch eine Ausnahme. Östlich von Lautenbach, beim Hubackerhof, machte bislang eine Engstelle des Tales die Nutzung von beachtlichen 10,5 Meter Gefälle nicht möglich.

Um diese Zeit hatte August Koehler noch eine andere Aufgaben übernommen.

„Mit aller Kraft förderte er in den 70er Jahren den Plan, die Renchtalbahn zu bauen, und in der schwierigsten Zeit, der Bauzeit, war er Vorsitzender des Aufsichtsrats der Renchtalbahn A. G. (1874–1878)“, wie „Der Renchtäler“ später schrieb, und das mit 30 Jahren.

Die Bahn musste die Engstelle bei Hubacker bewältigen und so gab es eine Chance, im Zuge der Bauarbeiten auch der Wasserkraft einen Weg zu bereiten. August Koehler kaufte das entsprechende Gelände, der Hubackerkanal entstand und eine Kraftanlage mit zwei Turbinen von je 200 PS.

### Papierrohstoff aus dem Schwarzwald

Diese Anlage stand zunächst nicht im Zusammenhang mit der Papierfabrik, der junge Unternehmer suchte eine andere gewinnbringende Nutzung. Zum Beispiel wurden Pläne zum Bau einer Kammgarnspinnerei durchgespielt, dann aber doch nicht realisiert. So wurde schließlich eine Holzschleiferei gebaut, Rohmaterial zur Papierfertigung. Partner für die Investition fand man mit

*Lebenswerk – etwa um 1905 lässt August Koehler auf einer Grafik sein ganzes Unternehmen darstellen, die Fabrik in Oberkirch mit der Lohmühle, die Holzstofffabrik in Hubacker, die Wasserkraft in Lautenbach und im Vordergrund die 1902 fertiggestellte Villa.*

den Inhabern der Papierfabrik Knoeckel in Neustadt a. d. Weinstraße. Wenn auch der Rohstoff im Schwarzwald genügend vorhanden war und Kunden in Baden und im nahen Frankreich gefunden wurden, so war es doch ein schwieriges Geschäft, die Zahl der Schleifereien in Deutschland wuchs. Und für die hochwertigen Qualitäten, die in Oberkirch gefertigt wurden, war Holzschliff nur beschränkt einsetzbar.

1908 übernahm August Koehler die Anteile der Familie Knoeckel. Der Betrieb wurde durch einen „Großkraftschleifer“ und zwei neue Turbinen modernisiert, vor allem aber wurde ein Generator gebaut, mittels einer Starkstromleitung wurde der Strom nach Oberkirch geleitet.

1897 kauft August Koehler eine weitere Anlage am uralten Mühlkanal, die Geiger'sche Sägemühle unterhalb der Lohmühle, 1910 folgte die Wasserkraft der Ihringer'schen Ölmühle ebenfalls westlich der Lohmühle gelegen.

Schließlich entstand in Lautenbach 1911/1912 im Verbund mit Hubacker das heute noch bestehende Wasserkraftwerk mit zwei Turbinen. All dieser Zugewinn an Energie durch Wasserkraft diente, neben verschiedenen Dampfkesseln, dem kontinuierlichen Wachstum der Fabrik. Die Papiermaschine wurde in mehreren Stufen modernisiert und auf höhere Leistung gebracht. 1877 wurde ein Lumpenkocher installiert, noch immer waren aus Lumpen gewonnene Hadern der wichtigste Rohstoff. Neue Holländer wurden angeschafft. („Holländer“ sind Mahlwerke zur Zerkleinerung der Hadern und des damals bereits eingesetzten Zellstoffs).

All dies benötigt Platz, eine umfangreiche Bautätigkeit war die Folge.

### **Großinvestition bringt den Durchbruch**

Im Jahr 1900 beschäftigte die Firma 119 Leute, die Produktion betrug 743 Tonnen. Um weiter zu wachsen, war ein großer Schritt notwendig. 1911 wurde eine neue, zweite Papiermaschine aufgestellt in einer beeindruckenden, heute noch modern wirkenden neuen Fabrikhalle. Mit 185 cm Arbeitsbreite war sie vor allem für hochwertige Büttenpapiere ausgelegt. Erstmals konnte nun im Jahr 1912 die 2000-Tonnengrenze überschritten werden. Damit zählte die Papierfabrik August Koehler zu den vier größten badischen Papierfabriken, neben Buhl in Ettlingen, Bohnenberger in Niefern und Flinsch in Freiburg.

August Koehler war um diese Zeit der bekannteste Unternehmer im Renchtal. Als äußeres Zeichen seines Erfolges erbaute er 1902 am Rande des Werksgeländes eine Villa, ein noch heute



Ihrem verehrten Arbeitgeber Herrn Fabrikant AUG. KOEHLER sen. OBERKIRCH  
zu dessen 70. Geburtstage und 55jährigen Papiermacher-Jubiläum gewidmet  
Oberkirch, den 26. Mai 1914 Die Beamten- und Arbeiterschaft.

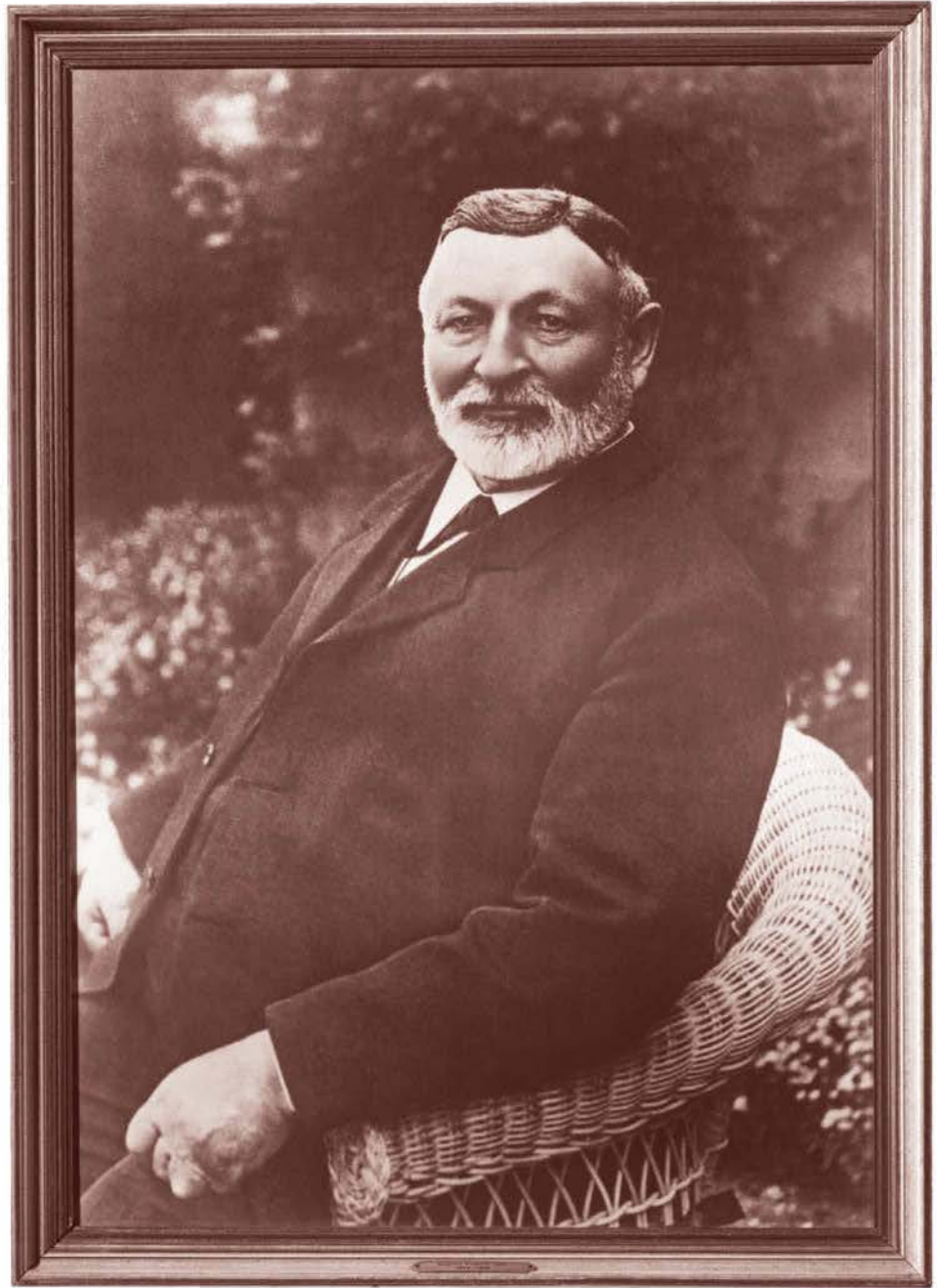
imponierender Jugendstilbau, für sich und seine Familie. Aber nicht nur für die Familie: August Koehler pflegte enge persönliche Kontakte zu seinen großen Kunden und bewirtete sie in seinem gastfreundlichen Haus.

### Ehrung für einen verdienstvollen Unternehmer

Als der Papierfabrikant am 26. Mai 1914 70 Jahre alt wurde, konnte er nicht nur die Glückwünsche seiner 242 Mitarbeiter entgegennehmen, sondern wurde auch von der Öffentlichkeit gebührend geehrt. Grund dafür gab es genug. Er hatte nicht nur den Handwerksbetrieb, den er in vierter Generation vor 46 Jahren von seinem Vater übernommen hatte, zu einem erfolgreichen Industriebetrieb ausgebaut, er hatte auch weit über das übliche Maß hinaus öffentliche Aufgaben wahrgenommen: von 1876 an war er 35 Jahre lang Mitglied des Gemeinderates, fast 20 Jahre lang war er Vorstand der Privatschule, der späteren Realschule, war Mitglied der Handelskammer in Lahr, war in den leitenden

*Gesamtbelegschaft 1914 – zum 70. Geburtstag von August Koehler sen. am 26. Mai stellte sich die gesamte Belegschaft dem Fotografen: Von insgesamt 242 Mitarbeitern (im Jahr 1913) sind 240 auf dem eigens vor dem Bürogebäude erstellten Gerüst versammelt. Wir erkennen in der vorderen Reihe: 8. v.l. Werkführer Lauckner; 10. v.l. Prokurist E. Lochmann; daneben Prokurist L. Friedlein; und den ersten Werkführer K. Gollmer; 15. v.l. Werkführer G. Huber.*

*Als sich August Koehler sen. im Jahr 1914, 70 Jahre alt, dem Fotografen stellt, kann er auf ein rastloses und erfolgreiches Leben zurückblicken. Aus der kleinen Handpapiermühle seines Vaters hatte er in rund 50 Jahren das größte Wirtschaftsunternehmen des Renchtals gemacht und sich in unterschiedlichen öffentlichen Ämtern – u. a. Aufsichtsratsvorsitzender der Renchtalbahn, Vorstand der Privatschule (Realschule), Mitglied der Kreisversammlung – um das Allgemeinwohl gekümmert.*



Gremien der Sparkasse, der Gebäudeversicherungsanstalt, der Feuerwehr, war Bezirksrat und über 20 Jahre lang Mitglied der Kreisversammlung, den katholischen Stiftungsrat nicht zu vergessen.

Das Sahnehäubchen auf alle öffentlichen Ehrungen setzte der badische Großherzog durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwen-Orden und des Titels Kommerzienrat.

1914 konnte der Jubilar nicht nur mit Zufriedenheit auf sein Lebenswerk zurückblicken, sondern auch mit Zuversicht in die Zukunft schauen.

Zwei Töchter und zwei Söhne hatte ihm seine Frau geboren. Emil (\*1872) und August junior (\*1878) erhielten eine solide Aus-

bildung im In- und Ausland, studierten an der Technischen Hochschule in Wien. Emil wurde durch gesundheitliche Probleme an der aktiven Arbeit in der Firma gehindert. Der zweite August aber trat bereits 1904 als Teilhaber in das Unternehmen ein, identifizierte sich uneingeschränkt mit dem Familienunternehmen und erfüllte voll die Erwartungen seines Vaters. Als dieser 1919 für immer die Augen schloss – vier Tage nach seiner Frau Wilhelmine –, wusste er sein Lebenswerk in besten Händen.

### **Fortsetzung des Erfolges durch Sohn und Enkel**

August Koehler jr. führte das Unternehmen erfolgreich durch stürmische Zeiten, trotz Inflation und Zweitem Weltkrieg wuchs die Papierfabrik weiter, wurde intensiv investiert, noch während des Krieges entstand 1942 eine neue Kraftstation, deren 91 Meter hoher Schornstein prägte fortan das Bild des Tales.

1922 wurde die Firma zur August Koehler Aktiengesellschaft, die Aktien sind aber bis heute ausschließlich in Händen der Familie.

Als August Koehler jr. 1947 nach einem halben Jahrhundert Tätigkeit im Unternehmen starb, stand die sechste Generation in der Familiengeschichte bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Sein Sohn Werner (1914–1996), schon seit 1935 im Betrieb tätig, kam 1945 aus dem Krieg nach Hause und meisterte die Schwierigkeiten nach dem Zusammenbruch. Erfolgreich suchte er nach Spezialitäten, um im harten Wettbewerb um den wachsenden Papiermarkt zu bestehen.

### **Durchbruch zum Weltunternehmen**

Und 1978 übernahm die siebte Generation Mitverantwortung: Klaus und Wolfgang Furler, Söhne von Werners Schwester Gretel Furler, traten in den Vorstand der AG ein.

Es folgten Jahre des rapiden Wachstums: in Oberkirch wurde die Papiermaschine 5 gebaut, damit eine Verdoppelung der Kapazität erreicht. Schon 1988 geht in Kehl am Rhein ein neues Werk in Betrieb mit einer Papiermaschine von 420 cm Arbeitsbreite, bis 2001 werden in Kehl zwei weitere Papiermaschinen gebaut, inklusive entsprechender Streichmaschinen.

Heute fertigt das Unternehmen an den Standorten Oberkirch, Kehl, Greiz in Thüringen und Gernsbach im Murgtal über 490000 Tonnen unterschiedlichster Spezialpapiere. Wichtigste Produkte sind Thermopapiere, Selbstdurchschreibepapiere und Dekorpapiere, aber immer noch eine breite Palette hochwertiger, klassischer Feinpapiere. Nicht zu vergessen Bierglasuntersetzer in der

2009 übernommenen Firma Katz in Gernsbach. Im Jahr 2007 konnte die Firma August Koehler AG ihr 200-jähriges Jubiläum feiern, im gleichen Jahr trat mit Kai Furler die achte Generation in die Leitung des Unternehmens ein.

Zum Schluss eine Bemerkung der Journalistin Ute Frevert in der ZEIT, November 2006:

*„Familie ist in. Nicht nur bei Demografen, Moralisten und Sozialpolitikern, sondern auch bei Ökonomen. Die Krise der New Economy und negative Schlagzeilen über gierige Manager haben das klassische Familienunternehmen wieder in ein positives Licht gerückt. Es steht für ein Geschäftsmodell, das langfristige Perspektiven setzt, Verantwortung groß schreibt und Zurechenbarkeit prämiiert.“*

### **Quellen**

Archiv der Firma August Koehler  
Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg Bestand B 40  
Gerhard Piccard, „Die Papiermacherei im Renchtal“

## **Eine Ichenheimer Kuh für Unsere Liebe Frau – Mittelalterliche Stiftungen aus Offenburg und der Ortenau für den Bau des Straßburger Münsters**

*Martin Ruch*

Um das Jahr 1190 begann man in Straßburg damit, die bereits bestehende Bischofskirche als erweiterten Bau im spätromanischen Stil zu gestalten. Die Erneuerung erfasste zunächst das Nord-, dann das Süd-Querhaus, wo sich um 1225 allmählich unter dem Einfluss von aus Frankreich kommenden Meistern frühgotische Formen durchsetzten. Um 1245 wurde der Bau des Langhauses im neuen, gotischen Stil unternommen. Das bestehende Langhaus des Vorgängerbaus riss man ab. 1275 war dieser Bauteil vollendet. Am 2. Februar 1276 wurden die Fundamente gesetzt, am 25. Mai 1277 der Grundstein zur Westfront des Straßburger Münsters. Erwin von Steinbach begann im Auftrag des Bischofs Konrad III. von Lichtenberg mit dem Bau der Fassade. Nach Erwins Tod am 17. Januar 1318 übernahm dessen Sohn Johannes die Fortführung der Arbeiten. Die Fassade sollte zwei Türme erhalten, wie die französischen Vorbilder in Paris und Reims. 1365 war sie bis zur Höhe der heutigen Plattform auf 66 Meter empor gewachsen. Dann erfolgte durch Meister Michael von Freiburg 1383–88 der Bau eines Glockengeschosses zwischen den beiden Türmen, sodass der heutige hohe, querriegelartige Fassadenblock entstand. 1399 begann unter der Leitung von Ulrich Ensinger der Bau der achteckigen Freigeschosse des nördlichen Turms, auf die der Kölner Architekt Johannes Hültz 1429 bis 1439 den durchbrochenen Turmhelm aufsetzte. So wuchs das Straßburger Münster zu einer Höhe von 142 m.

Anfangs war der Straßburger Bischof alleiniger Bauherr. Doch nach dem Jahr 1262, in dem die Straßburger Bürger in der Schlacht bei Hausbergen ihren Bischof und sein Heer besiegten, wurde das Domkapitel zum Bauherren. Nicht die Stadtgemeinde Straßburg war nun verantwortlich für die Beibringung der Baugelder, sondern aus freiwilligen Spenden und Beiträgen der Gläubigen erfolgte die Finanzierung der gewaltigen Bausumme. Diese Mittel kamen aus der ganzen Diözese, kamen von Adligen und Armen, bestanden in Geld, Immobilien oder Sachwerten. Jeder, der etwas geben konnte, spendete für die Marienkirche und damit auch für sein Seelenheil. Vier Ablassverheißungen zum Bau wurden ausgegeben gegen Zahlung einer gewissen Summe: Sündenerlass gegen Bares. Eine eigene „Bruderschaft Unserer Lieben



Bild oben: Das Buch  
der Schenkungen  
(alle Fotos: Ruch,  
Quelle: Archives  
municipales Strasbourg)

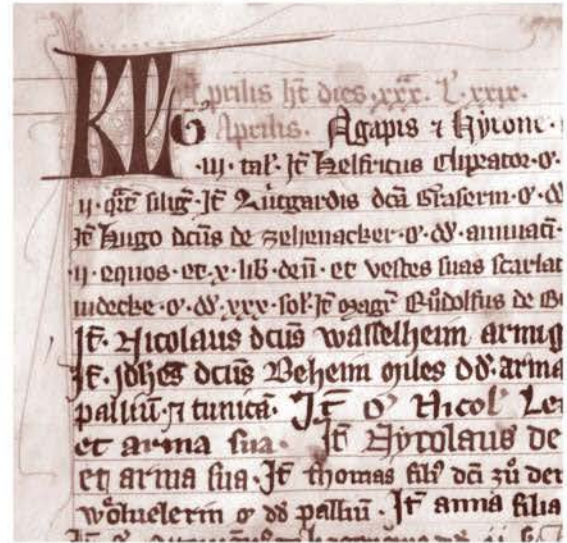


Bild oben rechts:  
Initiale April

Frau“ wurde ins Leben gerufen, in welche alle Schenker als Mitglieder eingetragen wurden. Die Gegenleistung bestand darin, dass jeweils zwei Messen in der Woche von den Priestern des Bistums für die Spender gelesen wurden.

Damit all diese Schenkungen auch in Zukunft nicht vergessen werden würden und die Gebete und Messen regelmäßig abgehalten werden konnten, trug man sie sämtlich sorgfältig in ein dickes Buch ein, das Schenkungsbuch oder „Liber donationum“.

Im Straßburger Stadtarchiv ist dieser schwere, in Holzdeckel mit Metallbeschlägen eingepackte Band erhalten.<sup>1</sup> Angelegt wurde der Pergamentband (Seiten ungefähr DIN-A4-Format) als Folgebund eines älteren Verzeichnisses, dessen Eintragungen in diesen neuen Band Anfang des 14. Jahrhunderts übernommen wurden. Darin erfolgten nun die weiteren Eintragungen bis in die ersten Reformationsjahre vor 1525.

Die Schenkungen sind nach den Kalendertagen eingetragen, jeder Tag ist mit den ihn bezeichnenden Heiligen- oder Festtagen gekennzeichnet, sodass jede Doppelseite einem Tag entspricht. Die dort eingetragenen Namen der Schenkenden wurden dann an den Jahrestagen ihrer Schenkung am Marienaltar im Münster vorgelesen und es wurde für sie gebetet. Die Monate werden mit aufwendigen Zierinitialien eingeleitet.

„Dieses Schenkungsbuch ist eine reich fließende Quelle für die Kulturgeschichte des mittelalterlichen Straßburgs,“<sup>2</sup> schrieb Lucien Pfleger 1939. Und er meinte: „Es wäre zu wünschen, dass das Schenkungsbuch im Druck veröffentlicht würde. Die Aufgabe wäre schwierig, aber lohnend und würde eine überaus wertvolle Ergänzung der bisher gedruckten Geschichtsquellen der Stadt Straßburg sein.“<sup>3</sup> Die Edition des Buches ist bislang nicht realisiert worden, was bedauerlich ist. Aber möglicherweise lässt sich der Band mit den heutigen technischen Mitteln bald einmal als Digi-



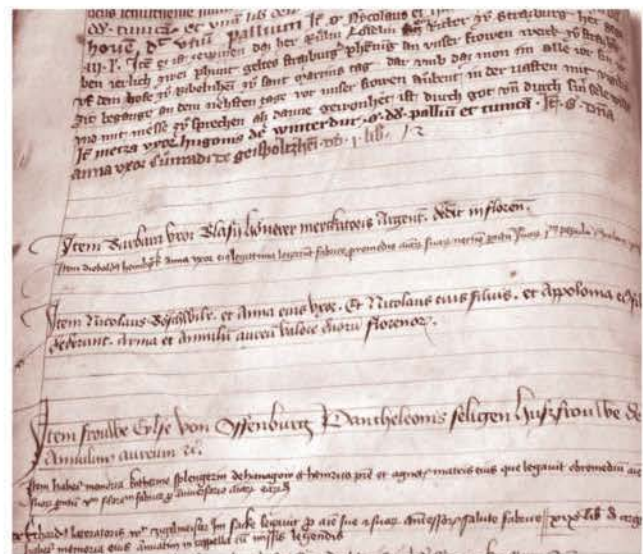
talisat der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen? Bei vielen mittelalterlichen Handschriften ist dies bislang möglich geworden.<sup>4</sup> Tatsächlich taucht man ja bei der Lektüre in den Kosmos der Alltagswelt jener Zeit ein. Neben Geldern, die von Adligen genauso stammten wie von Dienstmägden oder Handwerkern, finden sich auch Nahrungsmittelspenden für die Arbeiter am Münster erwähnt. Mal ein bescheidenes Fass Wein, mal große Hektolitermengen wurden als Spenden verzeichnet. Getreide und auch Vieh erscheinen in den Listen. Groß ist die Zahl der geschenkten Pferde. Wer als Adliger oder waffenfähiger Handwerker eine Rüstung besaß, schenkte auch diesen Harnisch her. Frauen, aber auch Männer gaben Kleidungsstücke unterschiedlicher Art, darunter gelegentlich auch einen „roten Unterrock“, was zeigt, welchen Wert auch manches bescheidene Kleidungsstück für den Schenkenden hatte. Schmuck und Kirchenggerät wurden fleißig gespendet, vor allem Zierstücke für den Marienaltar im Münster und das dortige „traurige Madonnenbild“. „Die Jungfer Margred von Hochfelden, die Krämerin in der Predigergasse, gab einen Topas für die Krone des Marienbildes.“<sup>5</sup>

Das Schenkungsbuch belegt auch Beiträge Ortenauer Menschen zum Münsterbau. Auch mit ihrer Hilfe wurde die große Marienkirche errichtet. Zwar sind sie prozentual gesehen nicht sonderlich häufig, die elsässischen und speziell Straßburger Nennungen sind entschieden zahlreicher. Aber das Auftreten ihrer Namen zeigt doch, welche Bedeutung das großartige Unternehmen für die gesamte Straßburger Diözese besaß, zu der rechtsrheinisch die Landkapitel Lehr, Offenburg und Ottersweier zählten.

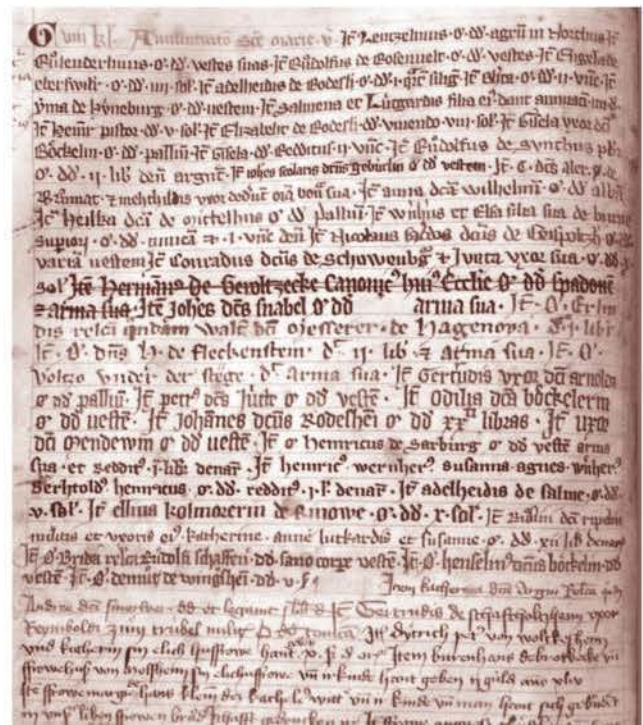
Bild rechts: Blatt zu Annunciato Sce Marie (= Mariä Verkündigung, ein Hochfest des Münsters)

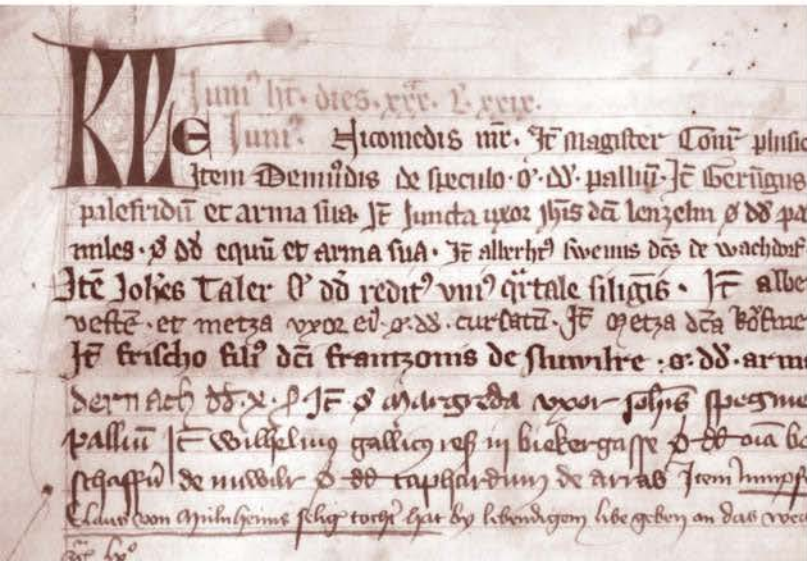


(7. Zeile) Elisabeth dicta Fillingin de Offenburg

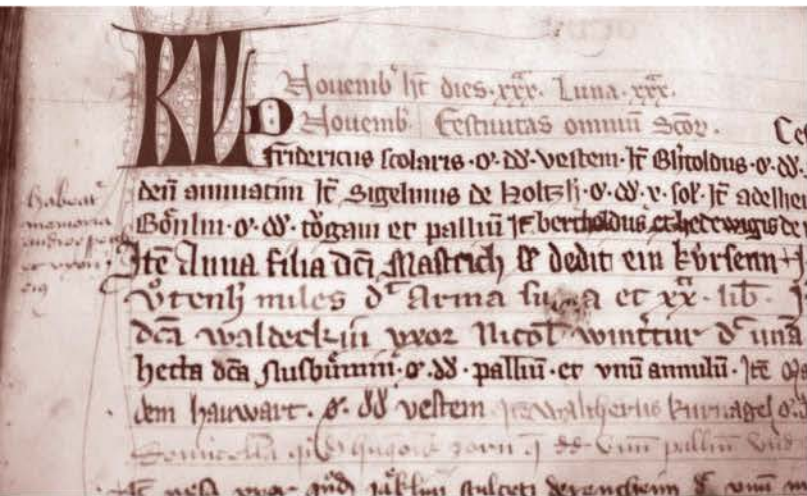


Eylse von Offenburg

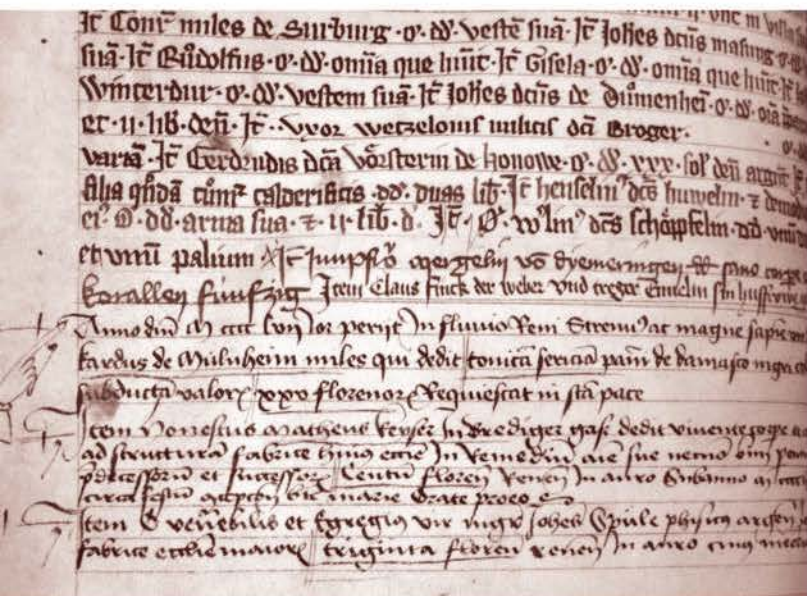




Juni-Initiale

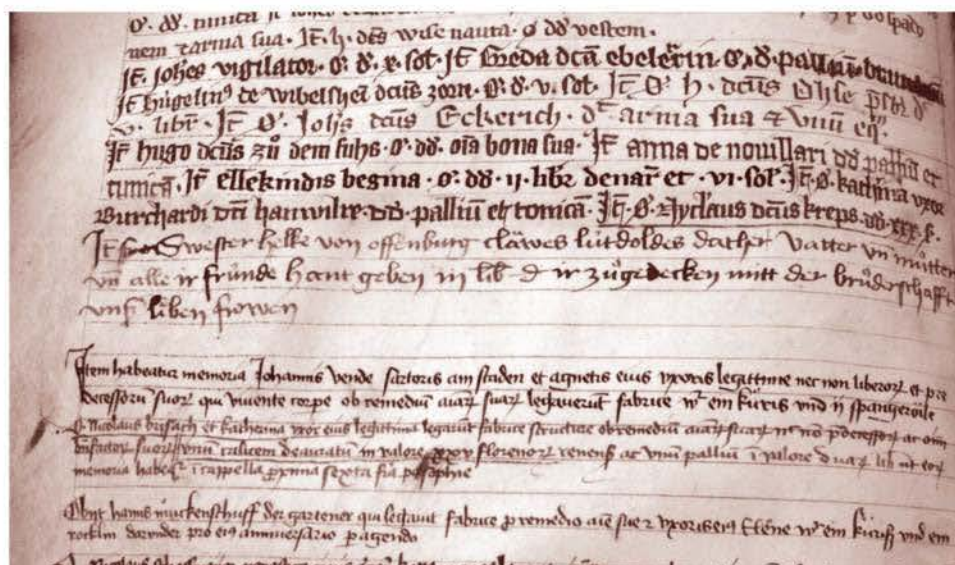


Blatt 1. November: Allerheiligen

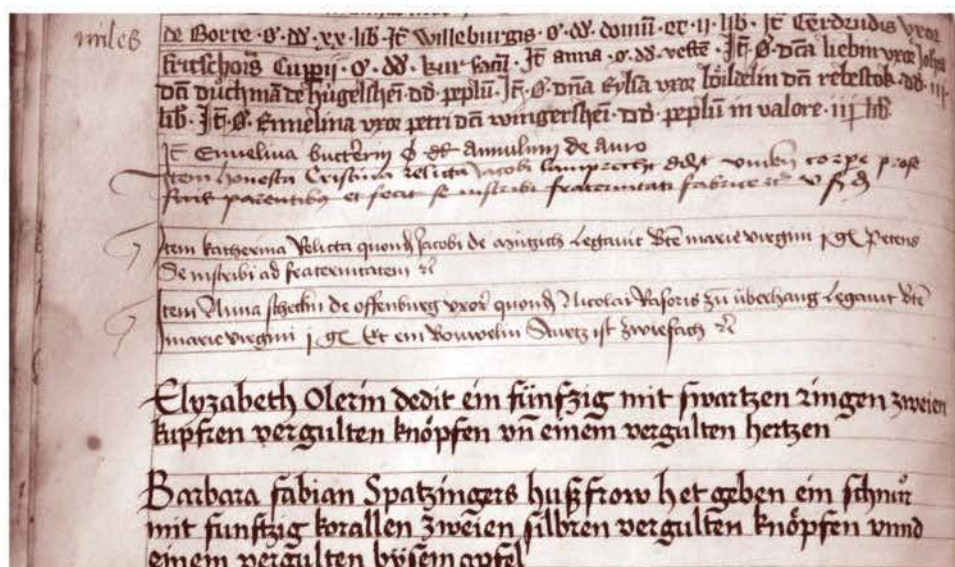


Blick in das Buch

Am St. Hilarius-Tag: Ellma de Offen-  
 burg. Blatt 19 v (= Blatt 19 verso, Rückseite)  
 Hedewigis de Oberkirche. 23 v honestus  
 Michael de Durmstein olim residens in  
 Gengenbach legavit fabricice ii florenos au-  
 reos (= der ehrbare Michael von Durmstein,  
 früher wohnhaft in Gengenbach, gab dem  
 Werk zwei goldene Florin). 29 v Johannes de  
 Gengenbach. 1506 Margareta Schmerkin  
 von Offenburg. Petrus sacerdos (= Priester)  
 de Oberkirch 30 lib. Jungfrau Dorothe, Jun-  
 ker Obrecht von Stouffenberg den man  
 sprechet Widergrin. Burkhard dictus Wolf  
 von Renichei (= Renchen). Greda de Lore (=  
 Lahr). 71 v Elisabeth dicta (= genannt) Filin-  
 gin de Offenburg. 76 v Guta de Offenburg.  
 Eylse von Offenburg, Pantheleonis seligen  
 hußfrow. Domini Jacobi Mangolt de Lore.  
 82 v Anna, Ziehen Matzolds Witwe von Au-  
 enheim und Marzolf Hans ir Sun hant  
 geben 1 pfd. ad fraternitatem (= zur Bruder-  
 schaft). 96 v Johannes sacerdos rector eccle-  
 siae in Wilstete dedit annuos redditus sili-  
 gus et equus et veste (= Johannes, Kirchherr  
 der Kirche in Willstätt, gibt Getreide, Pferd  
 und Kleider). 97 v obiit Fraw Kunigund von  
 Offenburg, Meister Jacobs von Landshut  
 des Werkmeisters husfrow gewesen, hatt  
 geben an das Werk unser lieben Frawen ein  
 berlechten Krantz in vigilia palmarum,  
 anno 1503 (= Es starb Frau Kunigunde von  
 Offenburg, die Frau des Werkmeisters Jacob  
 von Landshut, und hat dem Frauenwerk einen  
 Perlenkranz gegeben). 103 v Item Scultetus  
 de Gengenbach dedit vestem variam (= der  
 Schultheiß von Gengenbach hat verschiedene  
 Kleidungsstücke gegeben). 104 v Anna de of-  
 fenburg pedisequa dicta de Greiffenstein  
 dedit pallium et peplum (Anna von Offen-  
 burg, Dienerin bei der von Greiffenstein, gibt  
 einen Mantel und einen Prachtmantel). 111 v  
 Hedwig Wölfin de Renichei dedit vestem (=  
 gibt Kleider). 122 v Elsa Schultheissin in  
 Oberkirch dedit unum varium pallium. 129  
 v Frow Swester Helke von Offenburg, Claus



(9. Zeile) Schwester  
Helke von Offenburg



(10. Zeile) Anna Steckin  
de Offenburg

Lütdoldis dochter, Vatter un mutter un alle ir fründ hant geben iii lib D ir zu gedenken mit der Bruderschaft unser lieben Frowen. 137 v Elsa de Offenburg celleraria dicti lappe dedit pellem (= Elsa, Kellermeisterin bei dem genannten Lapp, gibt einen Pelz). 158 v Gerhardus de Neuenstein armiger residens dum vixit in Gengenbach interemptus balista a duobus sattelhabis prope villa Wilstette qui legavit fabrice equum valoris xviii florin (= Gerhard von Neuenstein, Ritter, residierte, als er noch lebte, in Gengenbach, wurde von den Geschossen zweier Spießgesellen nahe dem Dorf Willstätt getötet, hinterließ dem Frauenwerk ein Pferd im Wert von 18 Gulden). 164 v Greda de Oberkirch dedit duas vestes et varia. 173 v Dominus Sigebot de Gengenbach dedit vestem et arma (= Kleidung und Waffen). 177 v Margrete Heinrich des Scherers frowe zu Lore dedit 1 lib. 177 v Margret frenckin von Offenburg dedit ein Schleiger (= Schleier). 182 v Katharina de Gengenbach dedit pallium. 187 v Swester Emelin von Lore in der spetlerin Gotteshus

dedit 1 flor (= Schwester Emelin von Lahr, im Beginenhaus der Spetlerin, gibt einen Gulden). 204 v Item Katharina Symelerin von Offenburg obiit dedit ein duckaten und 15 d. 225 v Johannes sacerdos de offenburg dedit ii sol.

270 v Bertholdus huter de offenburg armiger et legavit unum equum fabrice (= Bertold Huter von Offenburg, Ritter, gibt dem Frauenwerk ein Pferd. – Huter gründete übrigens 1469 die caritative St. Erhard-Stiftung in Gengenbach). 265 Adelheidis de offenburg dedit peplum; nicolaus swop de oberkirch dedit 1 lib et arma sua (= gab seine Waffen). 269 Gottfriedus archiprespiter de Gengenbach dedit iii libros. 280 Waltherus de Offenburg dedit vestem; fridericus dictus keiser de Kelle (= Kehl). Calisti Syndea de Korke dedit v sol. Gallus Jacob dictus rubeli de Acher.

Am Festtag Simon et Jude: Demut de Offenburg dedit sano corpore xx nuce et ejus pulsare.

Im September ist notiert Johann von Sunderingen vogt zu Noppenow 5 flor (= Vogt zu Oppenau).

Am Tag Germania marcialis: Hanns Kriesch von Offenburg ein Wagner dedit pallium.

Am Tag Conceptio Sce. Mariae: Ellina Mutschelin de Schutterwalt dedit I lib.

Im Dezember: Aurelia Hannsen von Auwenheim des Gartners Tochter an der Steinstraß dedit ein blowe schub (= Schube, Mantel).

Am Tag St. Thomas: Metza de Gengenbach dedit x sol.

Am Tag der Heiligen Katharina von Alexandrien (= eine der 14 Nothelferinnen mit dem Gedenktag am 25. November): Albertus de Ichenheim dictus Gantener et Katharina uxor sua, guta et katharina filie sue dedit unam vaccam (= Albert aus Ichenheim, genannt Gantner, seine Frau Katharina und die Töchter Guta und Katharina haben eine Kuh geschenkt).

## Anmerkungen

- 1 Archives Municipales Strasbourg, 1OND1 (= Oeuvre Notre Dame), Liber Donationum. – Ich danke den Mitarbeitern für die freundliche Bereitstellung und für die Erlaubnis, Eintragungen im Schenkungsbuch zu fotografieren. Ein herzlicher Dank gilt Louis Schlaefli für Lese- und Übersetzungshilfen.
- 2 Pfleger, Lucien: Das Schenkungsbuch des Münsters. In: Unserer Frauen Münster zu Straßburg. Eine Festgabe zur Fünfhundertjahrfeier der Vollendung des Turmes, hg. von Joseph Leffz. Guebwiller 1939, 31–39, hier: 33
- 3 A. a. O., 39
- 4 Vgl. OPAL Niedersachsen: Online-Portal der Kulturschätze Niedersachsens. Ziel dieses Online-Portals ist es, dem Nutzer in multimedialer und interaktiver Form digital erfasste Kulturgüter des Landes Niedersachsen online zur Verfügung zu stellen ([www.opal-niedersachsen.de](http://www.opal-niedersachsen.de)). Siehe auch das Münchner Digitalisierungszentrum in der Bayerischen Staatsbibliothek.
- 5 Wie Anm. 2, 38

## Ortenau-Collectanea des 17. Jahrhunderts aus dem Straßburger Kapitelarchiv

*Louis Schlaefli*

Die folgenden Notizen waren als Anhang zu unserer Studie „Der Pfarrklerus der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Straßburg“, welche vor einigen Jahren erschienen ist,<sup>1</sup> gedacht. Sie wurden aber davon getrennt, da sie den Pfarrklerus wenig betrafen. Es handelt sich hier besonders um Abteien und Klöster und deren Insassen, aber auch um Laien aus der Ortenau und auch anderen Orten, wie Freiburg.

Zum besseren Verständnis des Sachverhaltes, wiederholen wir hier einen Teil der schon benutzten Einführung: Diejenigen Akten, die den rechtsrheinischen Teil der ehemaligen Diözese Straßburg betreffen, wurden zum großen Teil nach 1870 vom Straßburger Bezirksarchiv (Archives Départementales du Bas-Rhin) dem Landesarchiv von Karlsruhe übergeben. Andere konnten nicht zerteilt werden und verblieben in Straßburg. In diesen Gesamtakten, etwa in den Registern der Offizialität, ersetzt am 19.04.1613 durch den Geistlichen Rat (Conseil Ecclésiastique), später durch das Consistoire (ab 17.09.1681), war vieles über Baden, besonders aber über die Ortenau zu finden, das wir erfasst haben.

In der Zeit bis 1681 spielte die Stadt Molsheim eine sehr große Rolle, da Straßburg fast ganz protestantisch war. Das Domkapitel und das Hohe Chor zelebrierten in der dortigen Pfarrkirche. Conseil Ecclésiastique und Consistoire hatten dort ihren Sitz. Auch der Weihbischof hatte hier seine Residenz. Darum wird öfters die Rede von Molsheim sein. Erst am 12.01.1682, nach dem Übergang der Stadt an das Königreich Frankreich, fand dann die erste Sitzung wieder in Straßburg statt (G 6314, 104).

Leider wurden die Protokolle kriegsbedingt vom 22.08.1636 bis zum 28.02.1648 nicht weitergeführt, da der Geistliche Rat sich nicht mehr versammeln konnte. Dies wird später nochmals der Fall sein. So bleiben Lücken zwischen dem 11.02.1676 bis zum 28.09.1677 und wieder vom 05.07.1678 bis zum 02.01.1679. Aus uns nicht bekannten Gründen besteht eine weitere Lücke vom 10.06.1682 bis zum 03.05.1686: fehlt etwa ein Band? Auffallenderweise bezieht sich ein Band (G 6315) nur auf den rechtsrheinischen Teil der Diözese: „Protocollen officialitatis Episcopatus Argentinensis transrhenani“. Zu dieser Zeit (1686–1689) begab sich der Generalvikar, Lambertus à Laer, öfters in die Or-

tenau. In den folgenden Bänden befinden sich nur Gerichtsakten der Offizialität.

### A. KLERUS

Ein Streit entsteht am 27.11.1613 zwischen der Abtei Gengenbach und Zell am Harmersbach, die Pfarrei Biberach belangend; es stellt sich die Frage, ob der Abt dort einen selbstständigen Seelsorger erhalten soll (G 6303, 77). Die Sache wird am 19.02.1614 gründlich untersucht. Beide Parteien schicken Vertreter nach Molsheim:

- Oswaldus Reiffle und Joannes Nortmaÿr (Nortmeyer) auf der Seite des Abtes,
- Joannes Ysenman, senator, und Johann Caspar Vogler, Stadtschreiber (*prothoscriba*), im Namen des Magistrats von Zell.

Alte Verträge werden vorgelegt, nämlich:

- „ein alter Vertrag H signirt de Anno 1551,
- Original und Haupt Vertrag ... de Anno 1605“.

Schließlich wird der Vertrag von 1605 als ungültig erklärt: „rescindendam, cassandam et nullam declarandam esse“. Dem Abt wird befohlen, ohne zu zögern, einen Kaplan einzustellen: „ut absque mora capellanum ut ordinario admissio parochia in Zell jungat, qui honeste alatur, ut possit in omnibus parochia in tota parochia assistere, potissimum autem Biberacensibus seruire...“. Die Einwohner von Zell sollen mit allen friedlich leben: „Interim monendi et Zellenses ut pacifice cum omnibus vivant“ (Ibid., 96). Schon am 21. März präsentiert der Abt Johannes Bub für diese Stelle (Ibid., 111).

Bei der Kirchenvisitation in Offenburg wurde seitens der Stadt das Problem des Gerners und der darauf bestehenden Kaplanei (Michaelskapelle, neben dem Ölberg) angesprochen. Am 20.06.1615 wird die Sache im bischöflichen Rat examiniert: „quid juris, ratione ossorii & capellaniae super aedificatae“ (G 6303, 185).

Nach dem Ableben von Christian Furst meldet der Erzpriester von Ettenheim, dass die Herren von Fürstenberg die Rechte des Bistums, das Erbe der Priester betreffend, nicht anerkennen wollten (G 6303, 184 vo). Darum werden Laurentius Sichler und Johannes Hirsch am 04.11.1615 nur angenommen und nicht investiert (Ibid., 202).

In einem Streit zwischen der Abtei Gengenbach und der Stadt Rottweil wegen des Zehnten erhält der bischöfliche Rat Briefe

vom Bischof von Straßburg und desjenigen von Konstanz, welche er dem Abt von Gengenbach unterbreitet. Derselbe schreibt zurück, die Sache solle dem Bischof von Bamberg als dem Lehensherr unterbreitet werden (G 6303, 237 vo et 239 vo).

Am 18.10.1616 sendet Maximilian von Oesterreich einen Brief nach Molsheim, welcher Paulus Endt, aus (Mille?), und Catharina Lehmann, aus Hofweier, betrifft (G 6303, 270).

Am 14.12.1616 präsentiert Abt Melchior von St.-Georgen im Schwarzwald „fratrem Johann Stetter, antehac prior dicti monasterii S. Georgii“ als Beichtvater der Schwestern von Saint-Jeanles-Saverne; er wird angenommen (G 6303, 284).

Die Abtei Schwarzach steckt in Schulden (6000/7000 Gulden), welche von der schlechten Administration des Abtes Johann Caspar herrühren sollen. Am 01.04.1617 verlangt Abt Georg die Erlaubnis, Einkünfte im Elsass zu verkaufen, um diese Schulden tilgen zu können, was ihm am 07.04. erlaubt wird. Es handelt sich um Anrechte auf den Zehenden in Weyersheim, Stutzheim, Hurtigheim. Christophe von Wangen war schon im Voraus bereit, die beiden letzteren anzukaufen, und ein gewisser Gambs aus Hagenau beantragte den Rest (G 6303, 310–312).

Am 14.06.1617 wird in Molsheim über die Pfarrei Kappel und die Restauration des Kirchturmes gesprochen (G 6303, 325 vo-326).

Am selben Tag wird von einem Erbe in Sasbach (des Pfarrers?) gesprochen; der Läuferbote hat einen Brief darüber dem Abt von Schwarzach übergeben (Ibid., 327).

Am 21.06. wird über die Errichtung dreier neuer Pfarreien, darunter Ortenberg, gesprochen: „De erigendis tribus Parochiis ad instantiam dominorum officiatorum in Ortenaw“. Man muss auch an die Errichtung der Pfarrhäuser und an den Unterhalt der Pfarrer denken, meint man in Molsheim (Ibid., 328).

Nach einer Feuerbrunst („miserum et luctuosum incendium“), welche die Stadt Oppenau mitgenommen hat, schreibt am 26.07.1617 die bischöfliche Behörde an alle Ruralkapitel und bittet um Hilfe „pro ope et subsidio“ (Ibid., 336 vo). Dieser Brand hatte aber schon im Jahr 1615 stattgefunden: „Relation, waß maßen berürdte Statt vor zwey Jahren durch ein unfürsichtiger weiß außgekhommen feuer samt ihrem Haab und vermögen in außerst verderben gestürzt und jammerlich in Brand gesteckht worden“, wird am 24.06.1617 geschrieben (G 6304, 262).

Am 02.05.1618 berichtet Weihbischof Adam Peetz von seiner Reise in der Ortenau. Am Fest des hl. Markus war er in Oberkirch gewesen und stand der Generalvisitation vor. Am anderen Tag hat er die Kirche in Oppenau geweiht. Er war von der Frömmig-

keit des Volks beeindruckt: „Insuper populum valde foventem in religione invenisse“ (G 6303, 387 vo).

Der neue Erzpriester des Ruralkapitels Ottersweier wurde wahrscheinlich am 24. oder 25.09.1618 gewählt, da einige bischöfliche Räte sich an diesen Tagen in Achern befinden werden: „in negotiis Capituli Ottersweirensi ... occupabuntur“ (G 6305, 59 vo).

Der bischöfliche Rat genehmigt am 20.09.1618 den Verkauf<sup>2</sup> einiger Güter, die der Kaplanei „BMV Sanctique Jacobi Apostoli et omnium Sanctorum“ in Niederachern gehören, „iuxta tenorem primae foundationis, sub annum 1489 erectae“ (G 6305, 61–62).

Am 25.09.1619 wird der Verkauf von Gütern, welche der Pfarrei St Pankraz in Windschläg gehören, vom Bistum approbiert, desgleichen auch in Ebersweier, wo die Rede von einem Nicolaus Leitgast ist (G 6305, 181 vo).

Nochmals, vor dem 09.10.1619 ist die Abtei Schwarzach gezwungen, Güter zu verkaufen, und zwar in Dangolsheim (Elsass), weil sie wegen des Krieges viel zu leiden hatte: „uti videris dictum Monasterium tunc temporis per milites Baadenses valde gravatum fuisse“ (G 6305, 191).

Der Abt von Schwarzach wird am 04.12.1619 nach Molsheim zitiert, „ad exhibendum rationes Rectoratus in Ottersweier“ (G 6305, f. 199), aber er wird nicht dahin gehen. Die Abtei wurde nämlich für drei Jahre autorisiert, die Einnahmen des Rektorats zu gebrauchen. Am 04.04.1621 wird aus Molsheim gemeldet: „Cum praeter omnem spem Abbas Schwarzacensis licet saepius citatus nunquam comparuerit“ (Ibid., 346).

Durch einen Brief von Michael Klingelin und Gregorius Fraunfelder, datiert vom 06.01.1621, erfahren wir, dass die Pfarrei Marlen Kirchengüter verkaufen will. Ein Verzeichnis der Güter und auch deren Preis befinden sich beim Schreiben (G 6305, 324). Dieser Verkauf<sup>3</sup> wird am 04.03. gut geheißten (Ibid., 323).

Am 08.02.1622 erfährt man in Molsheim vom Tod des Abtes Georg von Schwarzach, worüber man nicht sehr betrübt scheint. Nun heißt es, jemanden zur Wahl eines neuen Abtes dorthin zu schicken und das Problem wegen Ottersweier zu regeln, „quod facile erit, iam mortuo Abbate, qui solus instantiam faciebat“ (G 6305, 431).

Eine „commissio regendi“ wird am 28.08.1622 einigen Franziskanern in Offenburg erteilt, „hac necessitate temporis et difficultates“, und zwar den „conventuales monasterii“

- (Adiutus ?) Geiss, guardianus,
- Udalric Schelling, lector,



- Christophorus Mager,
- Wolfgang Oberschwandter (G 6306, 24 vo).

In einem Brief an Bischof Leopold von Oesterreich, Schuttern betreffend, ist am 08.02.1623 die Rede von Michael Ganser, „olim minister ibidem“ (G 6306, 65 vo).

Am 08.02.1623 schreibt der bischöfliche Rat an Matthaues Scherer, „Heiligenpfleger in Ettenheim“, wegen der „Ablösung ettlicher hauptgutter dem Heiligen gehörig“ (G 6306, 66).

Wegen eines Gültgutes in Nonnenweier schreibt der geistliche Rat am 22.03.1623 an die Landherren der Stadt Straßburg, auf Klage des Oekonoms des „Seminarii Leopoldiani“ in Molsheim „contra N.N., colonum in Nonnenweier prope Capell“. Im Brief selbst werden Jacob Rautter, Georg Rind und Jacob Clausel, daselbst Bürger, erwähnt (G 6306, 85 et 91).

Der bischöfliche Rat wendet sich am 03.10.1623 an Erzpriester Fundelius, weil die Pfarrei Zell am Harmersbach wieder ohne Pfarrer ist („cum iterum orbata sit Ecclesia“). Er solle den Abt von Gengenbach mahnen, sobald als möglich einen tüchtigen Kandidaten zu präsentieren, damit nicht wieder geklagt werde: „neve antiqua sucitentur controversiae“ (G 6306, 151).

Nachdem man, am 04.11.1623, in Molsheim vom Tod des Abtes Christophorus (Heubler) von Ettenheimmünster erfahren hat, erinnert man den Amptmann in Ettenheim, dass er einstweilen die Abtei zu beschützen habe: „contra vim externam in temporalibus“ (G 6306, 154 vo); am 12. erfährt man von der Wahl des neuen Abtes, Caspar Geiger (Ibid., 162 vo).

Unter dem Datum des 09.11.1623 ist die Rede „de reformatione monasteriorum“, besonders der Benediktinerkongregation; es wird auch ein „Memoriale de Schutteren“ aufbewahrt, das dem Bischof Leopold unterbreitet werden soll (G 6306, 158). Am 04.03.1624 verlangt der Bischof eine Abschrift aller wichtigen Akten, welche diese Abtei betreffen:

- „quales reversales olim Abbates dederint Episcopo Argent.,
- qui Abbates depositi fuerint, quare et quando,
- quando ab Episcopo visitatum fuerit Schutteren“ (Ibid., 179).

Ein Problem wegen des Zehnten in Kappel wird am 03.01.1624 erwähnt (G 6306, 168 vo).

Am 21.04.1624 untersucht man in Molsheim die Beschwerden (grauamina) des Abtes von Ettenheimmünster (G 6306, 170).

Pridie Ascensionis 1624 wird ein Brief von Molsheim „ad nobiles de Ettenheim“ verschickt, wegen Anthenig Schaff aus Sinzheim, welcher dem Kaplan Laurentius Weidtner (in Ettenheim?)

einen Backenstreich gegeben hat und „ipso facto“ exkommuniziert war. Er hat um Verzeihung gebeten (G 6306, 175).

Am 16.03.1624 meldet man aus Molsheim, dass man die Huldigung der Untertanen zu Ettenheimmünster am 04. desselben Monats im Beisein des Amtmanns in Ettenheim, von Bulach, empfangen habe (G 6306, 176 et 181 vo).

Der Abt von Ettenheimmünster hat Schwierigkeiten, den kleinen Zehnten einzubringen. Deswegen verlangt er am 24.05.1625 die Hilfe des Amtmanns von Ettenheim (G 6307, 37 vo et 41 vo).

In einem Brief des Bischofs, vom 04.06.1625, ist die Rede von einer „Translatio religiosorum Omnium Sanctorum (Allerheiligen) ex Zell in Oberkirch“, ohne weitere Angaben (G 6307, 93 vo).

Der Abt von Allerheiligen präsentiert am 13.08.1625 zwei seiner Konventualen als Pfarrer für Appenweier und Nußbach; sie werden aber nicht angenommen. Die Sache wird dem Bischof unterbreitet: „praepositus Allerheiligen suos religiosos intrudere voluerit“. Am 21.01.1626 will man in Molsheim wissen, wer diese Pfarreien verwaltet „et qua autoritate administratores introducti fuerunt“ (G 6307, 104, 109 vo, 137 vo). Erst am 22.03.1628 hören wir wieder von dieser Sache: der Fiskal zitiert den Prior, „qui suos fratres Religiosos absque licentia et praevio Examine Rmi sui ordinarii in pagos ad obeunda munia parochialia ex claustro emittit“ (G 6307, 221). Die Affäre ist am 13.12.1628 immer noch nicht geregelt (Ibid., 258). Am 23.10.1629 wünscht der Prior, die zwei Pfarrer auszutauschen (G 6308, 51).

Ein Problem erhebt sich am 15.10.1625 in Bezug auf die Kolation von zwei Kaplaneien: „capellania BMV ad Tiliam (zur Linde) in Ottersweier et S. Margarethae in Byhel“ (Bühl) (G 6307, 116).

Ein Streit entsteht im Januar 1626 zwischen der Benediktinerabtei Sankt-Trudpert und dem Pfarrer von Schlettstadt wegen dem Präsentationsrecht zu einer Kaplanei (G 6307, 135 vo).

Gewiss studieren angehende Mönche von Schwarzach in Molsheim, denn am 11.03.1626 wird vom Abt verlangt, dass er die pensiones dem Seminario bezahle (G 6307, 145 vo). Der heute noch bestehende Altdorfer Hof, mit seiner schönen Kapelle, diene allen jungen Benediktinermönchen des Bistums als Internat.

14.09.1627: „pro sententia definitiva in causa decimarum Monasterii Omnium Sanctorum (Allerheiligen) in Oberkirch contra communitatem in Dürbach : 1#“ (G 1434/13, 13 vo).

Michael Jacob „de amersweyer“ (Ammerschwihr) verlangt am 22.09.1627 die Lehrerstelle in Oppenau und wird durch den dor-

tigen Pfarrer Schwaber empfohlen: „suscipietur in nomine Domini“, sagt man in Molsheim (G 6307, 193 vo).

Der Rektor erhält für die Soldaten, welche in Offenburg stationiert sind, ein „indultum vescendi carnibus“ (Erlaubnis, Fleisch zu essen) für die Fastenzeit, am 1.03.1628 (G 6306, 260 vo; G 6307, 215). Dasselbe wiederholt sich im Jahr 1629 „pro militibus caesarianis“ (G 6308,7).

Caspar Kriegerth (?), Bürger in Rammersweier, sowie seine Schwester Maria werden am 03.03.1628 über das Verhalten des blinden Pfarrers von Orsweyer (Orschwiller), Valentin Christ, verhört (G 6307, 215 vo).

Am 08.02.1629 wird in Molsheim ein Brief „Nob. J. Seyffridt Gall zuem Rudolphheck, Oberamptmann in Oberkirch“, gelesen, nach welchem der Stadtrat sich in einer Sache, die wir nicht kennen, unterwirft (?) („se juri offerat“ ) (G 6308, 3 vo).

Am 21.02.1620 schreibt der Prior von Allerheiligen, von Oberkirch aus, nach Molsheim. Er möchte seine Mönche, welche in den Pfarreien wirken, nach seiner Art versetzen (G 6309, 5 vo-6).

Michael Düfling, „oeconomus in Schwarzach“, befindet sich am 08.08.1629 in Molsheim, „ratione parochiae Dossenheim“ (G 6308, 39 vo).

In Zabern wünscht man im Dezember 1629 ein Verzeichnis der Pfarreien der Ortenau nach den Konfessionen: „quae ad catholicam fidem redierunt & quae adhuc haeresis labe infecta (quae post Passauicam transactionem à Lutheranis occupatae)“ ; später will man auch das Datum der Einführung der Reformation in diesen Ortschaften wissen (G 6308, 57 vo, 59 vo).

Am 17.08.1630 wird der Chorkönig nach Schwarzach gesandt, um die Rechnungen zu prüfen (G 6308, 89).

Der Abt von Ettenheimmünster präsentiert am 22.08.1630 einen seiner Konventualen als Pfarrer von Ettenheim. In Molsheim wartet man die Ankunft des Bischofs ab, der dazu Stellung nehmen soll (G 6308, 90). Am 23.10. erhält man in Molsheim eine Bittschrift, in welcher er verlangt, den Pfarrer und einen Kaplan unter seinen Mönchen auszusuchen. Man schreibt dem Bischof und gibt ihm im Voraus an, dass solches noch nie geschehen ist (Ibid., 97 vo).

Derselbe Abt gibt am 22.01.1631 Auskunft über Schweighausen, welches keine Pfarrei, sondern nur eine Kaplanei ist (G 6308, 111).

Erzpriester Fundelius schreibt am 15.05.1631 wegen der Pfingstprozession, welche scheinbar von den Österreichern nicht erlaubt wird. „Fiat mandatum ad Capitulum Offenburg. ut processionem hactenus ab immemorabile tempore Feria Secunda post Penthecosthen peragant“ (G 6308, 128 vo).

In Ottenheim bestehen am 04.07.1631 Probleme mit dem Zehntherrn, dem Markgrafen von Baden (G 6308, 135 vo).

Man beklagt sich am 01.10.1631, dass die Stadt Oberkirch protestantische Pastoren in der Stadt dulde (G 6308, 144).

Sonderbarerweise verlangt der Abt von Schuttern am 14.03.1632 die Erlaubnis für seine Müller und Bäcker, während der Fastenzeit Fleisch zu essen, was natürlich nicht gestattet wird, „cum tanta non sit necessitas circa molitores et pistoros“ (G 6308, 157 vo).

Am 07.12.1635 befragt sich der Abt von Schuttern, da er keinen tragbaren Altar besitze, ob er in diesen schlimmen Kriegszeiten auf profanierten Altären zelebrieren könne. Er bekommt zur Antwort: „Oportet ex necessitate facere virtutem“ (G 6308, 212 vo).

Martin Hoffmann, Kämmerer des Landkapitels Ottersweier, meldet am 04.02.1636, dass einige Konfratres sich in Pfarreien „absque jurisdictione“ eingenistet haben: (Morhäuser in Sinzheim, Würtz in Iffezheim) und das Kapitel nicht anerkennen wollen, so zum Beispiel die Pfarrer von Schwarzach und Hügelsheim, die Benediktiner von Schwarzach, welche Vimbuch und Stollhofen versehen ... (G 6308, 213).

Am 01.03.1638 sendet Abt Columbanus aus Gengenbach eine „testificatio commissionis“, welche er dem Guardian der Franziskaner in Offenburg erteilt hat, „ad interim, die Jenigen Pfarrkhündter, so sich noch bey leben In weniger anzahl zue Griesheim und Windschleg befunden“, zu betreuen (G 1420, 136).

Am 07.08.1641 bittet der Guardian der Kapuziner in Zabern um die Erlaubnis für den Weihbischof von Speyer, einen Altar im Kloster Fremersberg zu weihen, da er zur selben Zeit auch das Kapuzinerkloster in Baden weihen wird (G 1420, 172).

Amandus, Abt von Ettenheimmünster, präsentiert am 16.01.1648, P. Etto Meÿer, O. S. B., für die Pfarreien Schweighausen und Wittelbach „et filialis in Dörleinbach“ (G 1420, 241).

Johann Michael Oberlein, aus Benfeld, verlangt am 07.08.1648, dass die Abtei Schwarzach gezwungen werde, ihm die schuldigen 200 Gulden auf ein Kapital (Stipendium?) von 2000 Gulden aus-zuzahlen, damit er seine Studien weiterführen könne. Die Abtei ist außerstande, diese Summe zu bezahlen; das wäre ihr Ende nach all den Schäden des Krieges und Schulden. Nur der Ackerbau erlaubt, die Mönche zu ernähren: „... Conuentum dissoluere ob maxima Monasterii debita et perpessa damna, cum se suos agricultura saltem aegre alere possit“ (G 6308, 230 vo, 234).

Nach all den Schäden des Dreißigjährigen Krieges sollte noch, „uigore tractatus pacis“, eine Entschädigung für die schwedi-

schen Truppen bezahlt werden („De contributione cleri pro solutione suedicae militiae oder pro exsoluendis militibus“). Die Summe von 5 Millionen Reichstalern sollte unter dem Klerus verteilt werden. Sie wurde natürlich den Klöstern und Ruralkapitel am 11.12.1648 aufgelegt, und zwar folgendermaßen:

– Ettenheimmünster:	100 Gulden
– Schwarzach:	54 „
– „Aller Heiligen ufm Schwarzwald“:	60 „
– Ruralkapitel Offenburg:	55 „
– Ruralkapitel Ottersweier:	70 „
– Ruralkapitel Ettenheim:	25 „

(G 6308, 241).

Natürlich suchten alle dieser Last zu entkommen. So meldet der Abt von Schwarzach, am 03.02.1649, der Markgraf von Baden als Castenvogt verbiete ihm, diese Kontribution zu bezahlen (Ibid., 244). In einer Korrespondenz mit dem Markgrafen von Baden ist auch die Rede von dieser vorgegebenen Immunität (Ibid., 245).

Am 11.08.1650 wird den Ruralkapiteln von Offenburg und Ottersweier, welche von der Unmöglichkeit zu zahlen gesprochen hatten, geantwortet, sie sollen nun schon die Hälfte bezahlen (Ibid., 294 vo).

Am 03.02.1649 wird gemeldet, dass P. Etto, Profess in Ettenheimmünster, sich weigere, den Eid im Ruralkapitel abzulegen; dergleichen weigert sich auch P. Casparus, „Religiosus professus & capellanus in Schuttern“, das Ruralkapitel anzuerkennen (G 6308, 246).

Vincentius, „Praelatus in Schwarzach et Schuttern“, meldet am 07.07.1649, dass er auf die Abtei Schwarzach verzichten wolle. Da jedoch in dieser Abtei, „ob paucitatem personarum“, und auch in der elsässischen Benediktinerkongregation niemand zu finden ist, um diese schwere Last zu tragen, bittet er um Erlaubnis, eine qualifizierte Person aus der Abtei Sankt Blasien erwählen zu dürfen, was von Molsheim aus genehmigt wurde (G 6308, 254 vo). Am 17.08. wurde dann P. Placidus Rauber, „Convent. & magnus Cellerarius Monast. S. Blasii“, postuliert (Ibid., 260). Am 09.12. verlangt der Bischof, durch einen Brief aus Brüssel, sein „Instrumentum electionis“; was die diesbezügliche Tax anbelangt, soll die Abtei, „ob paupertatem“, nur 100 Gulden gleich zahlen und die restierenden 100, sobald sie kann (Ibid., 272, 319). Am 04.05.1650 entsteht ein Problem wegen des Eides, den der Abt bei der Konsekration dem Weihbischof hätte schwören sollen (Ibid., 288 vo).

Am 15.10.1649 sendet der Bischof einen Brief des Markgrafen von Baden nach Molsheim, in welchem die Rede ist von der Gründung einer neuen Pfarrei „in honorem S. Henrici imperatoris in Valle Durbach nuncupata, Stauffenbergicae ditionis“, durch Wilhelm, Herr von Orselar (?) in Stauffenberg. Der Brief wird dem Ruralkapitel von Ottersweier zugestellt, das dazu Stellung nehmen soll (G 6308, 267 vo). Am folgenden 11.02. meldet Columbanus, Abt in Gengenbach, diese Gründung würde der Abtei schaden: „in multis Monasterio suo praeiudicare“. Diese Schwierigkeiten scheinen dem Ruralkapitel Offenburg nicht so wichtig zu sein (Ibid., 279).

Der Amtmann in Stauffen, Johann Michael Schärer, genannt Haußen, überschickt am 04.05.1650 eine Refutation; die Sache wird auch dem Straßburger Domkapitel unterbreitet (Ibid., 287 vo). Derselbe drängt nochmals am 01.02.1651 auf die Errichtung der Pfarrei Stauffenberg (Ibid., 309). Am 21.12. werden die Akten über diese Gründung den Räten in Wien unterbreitet (Ibid., 329).

Der Markgraf von Baden bittet den Generalvikar am 31.01.1650, er möge die Pfarrei Bühl den Jesuiten des Gymnasiums in Baden anvertrauen, bis ein tüchtiger Weltpriester gefunden werden kann (G 6308, 277). Am 11.02. kommt er mit derselben Bitte; man kann ihr aber nicht Folge leisten, solange der Prozess wegen des verweigerten Begräbnisses in Ottersweier nicht geregelt sei (Ibid., 278).

Die Beamten der Ortenau verlangen am 11.02.1650 einen Priester für die Pfarrei Schutterwald, welcher man diejenige von Müllen annexieren solle. Man gibt ihnen zur Antwort, man habe nicht genug Weltpriester und wolle diese Pfarreien durch Mönche verwalten lassen (G 6308, 278).

Es scheint in Oberkirch ein Problem wegen des Marktes zu bestehen, sobald dieser auf einen Feiertag falle; der Pfarrer soll darüber Auskunft geben (G 6308, 279 vo).

Am 4.05.1650 bittet Abt Columbanus aus Gengenbach, seinen Mönchen zu erlauben, Pfarreien zu verwalten, „ob summam paupertatem Monasterii“; man übersendet die Bittschrift dem Ruralkapitel Offenburg, um Rat zu erholen (G 6308, 287). Am 06.07. verlangt er für sie die Pfarreien Nordrach und Biberach, aber andere Pfarreien sind noch ohne Pfarrer: Griesheim, Windschlag, Bühl, Weier. Der Abt selbst verwaltet die Pfarrei Zell am Harmersbach (Ibid., 290 vo).

Der Abt von Schuttern bestätigt am 06.07.1650, dass er den Eid dem Weihbischof geleistet hat. Scheinbar sollte er noch einen anderen als Visitator der Straßburger Benediktinerkongregation ablegen (G 6308, 291).

Der Generalvikar beteuert am 26.07.1650, dass der Erzpriester des Ruralkapitels Ettenheim den Pfarrer von Schweighausen zum Kapitel zitieren will. Diese Pfarrei ist dem Kloster (Ettenheimmünster) inkorporiert und der Pfarrverwalter gehörte nie zu den Kapitularen (G 6308, 293).

„Vincentius, Praelatus in Schuttern“, erhält am 10.12.1650 die Erlaubnis, ein Gültgut („bonum quoddam gultale ) in pago Almansweiler“ gegen 1000 Gulden zu verpfänden, um sein Kloster zu reparieren: „pro necessaria reparatione sui monasterii, templi, ... in preterito bello devastati, ne omnino corruant“ (G 6308, 300 vo).

Am 13.01.1651 wird ein Brief des Bischofs verlesen, in welchem dieser sich über die Besetzung der Pfarreien im Ruralkapitel Ettenheim beklagt; es sollen Weltpriester dorthin gesetzt werden. Auch müssten die Kirche von Ettenheim und deren Turm repariert werden. Er wünscht auch, dass eine Untersuchung gegen den Abt von Ettenheimmünster angestellt werde; scheinbar hat jemand sich über dessen Lebensführung („de non adeo exemplari vita“) beklagt (G 6308, 308). Er verlangt auch, dass der Propst von Allerheiligen die Konfirmation seines Amtes beim Bistum, „sub poena suspensionis“, verlange, wenn er sie nicht schon vom Weihbischof erlangt hat (Ibid.).

Der Kämmerer des Ruralkapitels Ettenheim beklagt sich am 08.02.1651, dass die Pfarrer des Kinzigtales (Sasbach, Steinach, Welschensteinach und Mühlenbach), sich auf angebliche Privilegien berufen, um ihre (Schweden?) Kontribution nicht zu erledigen (G 6308, 310 vo).

Dem Abt von Sankt Georgen wurde erlaubt, ein Feudalgut in Sornhoffen für 400 Gulden zu verpfänden. Doch am 30.06.1651 gibt man ihm zu verstehen, dass er auch die Einwilligung des Bischofs einholen solle (G 6308, 319 vo).

Der geistliche Rat schreibt am 25.07.1651 an die Räte des Markgrafen von Baden, um ihnen ans Herz zu legen, den Priestern gegen alle Angriffe behilflich zu sein. Sonst würden sie abdanken und es wäre zu befürchten, dass man keine andere finde, um sie zu ersetzen : „ut clero sui Marchionatus contra Praedicantes, contra Satrapas et praefectos, contra malevolos subditos magis assistant, et protectrice manu defendant: alias fore ut resignantibus parochias suas, uti quotidie fit, alios substituendos acquirere nesciamus“ (G 6308, 320).

Der Rektor von Offenburg bittet am 07.08.1651, man möge die „Statuta Capellanorum Rectoratus Offenburg“ bestätigen, was auch geschieht (G 6308, 322).

Die Gemeinde Ettenheim bittet am 20.09.1651, dass man von Molsheim aus beim Abt von Ettenheimmünster darauf dringe,

dass er ihre Kirche reparieren lasse. Er solle auch die Pfarreien mit Priestern besetzen. Es wird beschlossen, man werde früher als vorgesehen eine Kirchenvisitation bewerkstelligen (G 6308, 323).

Dem Propst von Allerheiligen wird am 30.10.1651 gemeldet, dass er selbst oder ein Interessenvertreter am 10. November einem Tag in Straßburg beiwohne, da dort von Oberkirch die Rede („tractatibus Oberkirchianis“) sein wird (G 6308, 326).

Auf die dringende Bitte der Mönche in Ettenheimmünster, deren Abtei gefährdet sei („periculum imminens“), wird am 09.11.1651 der Abt von Altorf, der diese Bürde angenommen hat, die Prüfung der dortigen finanziellen Lage vor Weihnachten zu Ende führen (G 6308, 327 vo). Am 18.12. möchte der Abt ein Gut mit Hypotheken belasten. Er solle die Versammlung der Äbte abwarten, welche nach Epiphania 1652 in seinem Kloster stattfinden wird, um den Streit zwischen ihm und seinen Mönchen zu dämpfen (Ibid., 328 vo). Inzwischen wurde der Abt abgesetzt; wir erfahren es durch einen Brief des Bischofs, welcher am 20.03.1652 diese Absetzung und auch die Einsetzung des neuen Administrators in der Person des P. Arbogastus konfirmiert (G 6309, 4 vo).

Der Propst von Allerheiligen bittet am 18.12.1651 um die Erlaubnis, ein Wäldlein, das ihnen nichts als Sorgen („tricas et contentiones“) einbringt, verkaufen zu dürfen, um aus dem Ertrag einen Rebacker kaufen zu können, da das Kloster keinen diesseits des Rheines besitze, und auch Ornamente für die Kirche. Es wird ihm erlaubt (G 6308, 328 vo). Wahrscheinlich handelt es sich am 23.10.1652 um denselben Wald, der zum Preis von 3000 Gulden dem Markgrafen von Baden mit Rückkaufsrecht verkauft werden sollte. Es fehlt jedoch noch die Zustimmung des Bischofs von Speyer (G 6309, 32 vo).

Am 22.01.1652 wird in Molsheim verordnet, dass man anfangs der Fastenzeit die Heiligenrechnung in Oberkirch abhören soll (G 6309, 1 vo). Ein dortiger Wirt beklagt sich am 06.08.1652, dass seine diesbezügliche Rechnung immer noch nicht bezahlt sei (Ibid., 20 vo).

Der Landvogt (?) (Toparcha) der Ortenau hatte im Jahr 1652 verordnet, dass kein Priester forthin die Investitur ohne sein Vorwissen erhalte. Am 03.09. wird ihm geschrieben, dass er von dieser Neuerung absehen möge: „ut hac nouitate damnosa et praeiudiciali desistat“. Derselbe hatte auch früher vom Weihbischof die Erlaubnis erhalten, der Messe in einer Wirtschaft („in hospitio publico“) zuzuhören. Seither ist er an einen anderen Ort gezogen und wohnt neben einer Kapelle; deswegen wird ihm der Generalvikar schreiben, dem Missbrauch ein Ende zu bereiten (G 6309, 25).



Nochmals wird gemeldet, dass die Lutheraner ihren Kult in Oberkirch weiter zelebrieren, was dem Vertrag von Osnabrück zuwider ist; in Molsheim will man wissen, welches die Lage im Jahr 1624 war (G 6309, 26).

Die Gemeinde Kappel sendet am 23.09.1652 eine Bittschrift, die Reparatur ihres Kirchturms betreffend. Die Gebrüder Hag (Hagiani) haben ihren Teil schon bezahlt; nun sollte auch das Stift Jung-Sankt-Peter in Straßburg gezwungen werden, seinen Teil zu bestreiten, „ob periculum“. In Molsheim wagt man es nicht einzugreifen: „cum per Moguntinam inhibitionem nobis manus ligatae sint ...“ (G 6309, 28).

In der Abtei Ettenheimmünster, welche zeitweilig durch P. Arbogast als Administrator verwaltet wird, stellt sich die Frage der Wahl eines neuen Abtes. Am 11.12.1652 wird ein Brief vom Administrator und von P. Etto Meyer in Molsheim verlesen, in welchem die Frage gestellt wird, ob man den neuen Abt wählen oder postulieren solle (G 6309, 36 vo, 40 vo). Diese Wahl soll am 04.05. stattfinden; das Datum wird dem P. Meinrad, „modo in Austria degens“, gemeldet, damit er sich einfinde (Ibid., 44 vo). Am 30.04. wird das Datum, auf Wunsch der Mönche, verlegt; man wünscht in Molsheim, dass P. Meinrad bei der Zeremonie anwesend sei. Die Abtei erhält auch die Erlaubnis, den Zehnten in Stotzheim dem Hn von Dettlingen, „pro sumptibus de novo abbate“, zu verpfänden (Ibid., 47 vo). Am 17.07. berichtet der Generalvikar in Molsheim „de introductione Rmi D. Francisci Hertenstein postulati Abbatis in possessionem dicti Monasterii cum solitis ... ceremoniis“ (Ibid., 53 vo). Auf die Anfrage des Abtes, ob der ehemalige Abt Amandus (Riedmüller) als depositus oder resignatus zu betrachten sei, wird ihm geantwortet, dass er als, wie es im „instrumentum postulationis siue electionis“ steht, „depositus non resignatus“ zu betrachten ist (Ibid., 82 vo).

Der Landvogt in Ortenau wünscht am 05.04.1653, dass man dem Pfarrer in Goldscheur auch die Pfarrei Mülnheim (Müllen) auftrage, sodass er dort, „ad antiquum morem“, jeden dritten Sonntag die Messe lese; der Pfarrer ist damit nicht einverstanden: die Mehrheit seiner Pfarrkinder würde dadurch beeinträchtigt werden „quod copiosiori communitati missam substractam ad pauciores deferat“. Man wird sich bei Hn Gumbist, ehemaligen dortigen Pfarrer, „de statu et more observato“ erkundigen (G 6309, 45 vo). Am 19. desselben Monats entschließt man sich, die Pfarrei durch den Pfarrer von Marlen und Goldscheuer weiter verwalten zu lassen; dieser soll dort einmal pro Woche die Messe lesen. Auch soll dort an einem Sonntag pro Monat das Amt durch den Pfarrer selbst oder durch einen anderen Priester gelesen werden; an den anderen Sonntagen sollen sich die Pfarrkin-

der nach Marlen begeben. Sowieso hätte man, „ob penuria hominum“, keinen Pfarrer dorthin schicken können (Ibid., 47).

Der Abt von Schuttern entschuldigt sich brieflich, „de recusatione Lotharingicae contributionis“, da die österreichische Behörden ihn daran hindern (G 6309, 66, 67 vo). Der neue Propst von Allerheiligen, Anastasius (Schlecht) beruft sich auf eine Exemption seines Ordens, um sie nicht zu erledigen (Ibid., 67 vo).

Die Mitbrüder des Ruralkapitels Ettenheim beschwerten sich am 01.07.1654 gegen die Benediktiner, welche Pfarreien verwalten, „quod iura et onera parochialia sustinere nolunt“; darum wird den Mönchen in Schuttern und Ettenheimmünster befohlen, die Statuten des Kapitels zu beachten (G 6309, 76 vo). Dieselbe Klage wird am 15.03.1656 (G 6310, 16) und am 13.08. desselben Jahres wiederholt; es betrifft die Pfarreien Schuttern, Münchweier und Schweighausen (Ibid., 35 vo).

Die Ruralkapitel von Ettenheim und Ottersweier entschuldigen sich, weil sie den „subsidium charitativum“ erst später schicken können, „ratione Lotharingici contibutionis“ (G 6309, 79 vo).

Am 28.04.1655 handelt es sich in einem Briefwechsel mit dem Erzpriester von Ettenheim um den Stand der Juden in Ettenheim. Zuerst ist die Rede von einem gewissen Nathan, der als Katechumen angegeben wird.<sup>4</sup> Er meldet, dass die Juden dort eine Synagoge – „cum scandalo“ – besitzen und dass gewisse Katholiken mit ihnen in enger Verbindung stehen „cum periculo animarum“. Er solle nachprüfen, ob diese Synagoge schon „pacis tempore“ existierte und angeben, ob der Zuwachs der Juden zum Nachteil der Christen sein könnte, in dem Maß, dass sie ihrer Wohnungen durch Armut beraubt werden könnten (G 6309, 96 vo).

Erzpriester und Kämmerer des Ruralkapitels Ettenheim beklagen sich am 15.03.1656, dass die zwei Ortschaften Weiler („inferior et superior“) zwischen den beiden Ruralkapiteln Ettenheim und Offenburg verteilt seien; sie möchten die Lage ändern (G 6310, 16). Am 06.06.1658 wird dieser Tausch vom Bischof erlaubt; nun wird von Weiller und Weyer gesprochen (Ibid., 126 vo).

Nachdem die Pfarrei Durbach errichtet worden war, fragt der Propst von Allerheiligen, am 21.03.1656, ob die Pfarrei Ebersweier, „ob paucitatem reddituum“, nicht mit jener von Windschläg uniert werden könnte; dieser Vorschlag wird vom bischöflichen Rat abgeschlagen.

Er erwähnt auch das Problem, dass der Baron ab Orscelar die St.-Georgs-Kaplanei „in arce Stauffenberg“ in die neugegründete Pfarrei inkorporiert hat, da dessen „jus patronatus“ seinem Kloster zustehe. Er möchte die neue Pfarrei seinem Kloster inkorpo-

rieren, was auch nicht angenommen wird (G 6310, 17 vo u. 19 vo).

Abt Franciscus Herrenstein unterstreicht am 17.05.1656, dass die Abtei Ettenheimmünster Ställe und Vieh durch einen Brand (1651?) verloren hat; deswegen bittet er das Bistum, dem Kloster für ein oder zwei Jahre die jährliche Rente von 130 Viertel Getreide nachzulassen. Die Bitte wird an den Bischof weitergeleitet (G 6310, 26 vo).

Der Prior der Prämonstratenser in Oberkirch bittet am 25.10.1656, man möge den Amtmann in Stauffenberg dazu bewegen, ihren Teil des Zehnten, welchen sie der St.-Georgs-Kapelle in Stauffenberg liefern soll, solange nicht einzuholen, bis ein Kaplan dorthin gesetzt werde. Die bischöfliche Behörde wird die Bittschrift weiterleiten (G 6310, 41 vo).

Der neue Abt von Schuttern, Benedikt (Fusier), bittet am 25.10.1656 um die Erlaubnis, ein Gut („curiam suae villae in Wippenkirch“) gegen 400 Gulden zu unterpfänden (G 6310, 41 vo). Am 08.05.1657 sendet er sein „instrumentum Electionis“ nach Molsheim und bittet um dessen Konfirmation durch den Bischof (Ibid., 67). Ein juristisches Problem scheint in dieser Sache entstanden zu sein (Ibid., 91). Am 30.01.1658 sendet der Abt einen Reversalbrief (Ibid., 102).

Theobaltus Locker, „Custos Ecclesiae Collegiatae Badensis“, möchte am 15.11.1656 wissen, ob er das alte Pfarrhaus „in Sinzenheim“ (Sinzheim) verkaufen könne; es stehe in einem sumpfigen Boden und sei unbrauchbar. Er möchte ein neues in der Nähe der Kirche bauen lassen (G 6310, 46 vo).

Am 29.11.1656 erhält ein nicht genannter Pfarrer die Investitur für die Pfarrei Kippenheim (G 6310, 49 vo).

Die drei Ruralkapitel nehmen am 18.12.1656 Stellung in Betreff der Zahlung des „subsidium charitativum“ an das Bistum: Ottersweier „allegat impossibilitatem“; Ettenheim würde schon bezahlen, aber die Mönche, welche Pfarreien betreuen, sollen auch dazu gezwungen werden. Das Kapitel Offenburg findet, dass es schon genug gegeben habe („se satis dedisse“). Der Fiskal wird sich zu ihnen begeben, um sie zur Zahlung zu entschließen (G 6310, 52). Die Abtei Schuttern hat ihn am 17.01.1657 auch noch nicht geliefert: sie habe schon sehr viel dem Bischof von Bamberg, „uti proprietari(us) loci & Castenvogt“, wie auch den Österreichern geben müssen (Ibid., 56 vo).

Das Ruralkapitel Ettenheim hat am 30.01.1657 Probleme mit den zu zelebrierenden Anniversarien (G 6310, 57 vo). Es gibt auch seine Zustimmung zur neuen Regelung einer Prozession der Dörfer des Haslachtales („pagarum Ditionis Fürstenbergicae Haßelacensis Vallis Kintzigarum“) (Ibid., 60).

Am 19.09.1657 unterbreitet der Abt von Schwarzach der bischöflichen Behörde den Vertrag, den die Abtei mit Paul Graf, Vikar in Eschau (Elsass), und seiner Schwester usu fructuarie unterschreiben will; er wird gutgeheißen (G 6310, 84).

Die „communitas in Ulm prope Renchen“ verlangt am 21.11.1657 einen eigenen Pfarrer. In Molsheim steht niemand zur Verfügung, den man dorthin schicken könnte“ in hac necessitate sacerdotum“; darum schreibt man dem Abt von Allerheiligen, ob einer seiner Mönche diese Pfarrei verwalten könnte. Auch von der Kompetenz dieses Pfarrers wird schon gesprochen: jede Familie würde 2 Schilling spenden; er könnte auch über den Zehnten in Reyerspach verfügen. Die Gemeinde wünscht auch, dass dem Lehrer die ehemalige Kompetenz wieder geliefert werde (G 6310, 89). Nochmals ist am 10.04.1658 die Rede von den Einkünften des Lehrers, der auch Sakristan in Erlach ist (Ibid., 113 vo).

Am 19.12.1657 sendet der Erzpriester einen Bericht über die Pfarreien, welche im Kinzigtal der Abtei Schuttern unterstehen: „magnum esse defectum in administratione verbi divini et catecheseos“. Darum soll dem Abt geschrieben werden. Im selben Bericht ist auch die Rede von der Pfarrei Niederschopfheim und dessen Pfarrer Gutman (G 6310, 95 vo).

Im oberen Bericht ist lange die Rede von der Pfarrei (oder Amt) Geroldseck, wo man scheinbar einen zweiten Priester brauche für die neubekehrten Pfarrkinder („Neophitis Gerolzeckianis“), aber dazu sollte zuerst durch den Grafen von Geroldseck eine Kompetenz gesichert werden. Da der geistliche Rat den Zustand vor dem Krieg wissen wollte, wird ihm berichtet, dass vor etwa 90 Jahren, als die Grafschaft anfing, vom Katholizismus abzutreten, dort vier Pfarreien bestanden:

- Seelbach, Schuttertal und Wittelbach (?), deren Kollator die Abtei Sankt-Georgen war,
- Reichenbach, das den Abt von Gengenbach als Kollator hatte.

Als vor etwa zwanzig oder dreißig Jahren der Katholizismus wieder eingeführt wurde, gab es nur einen katholischen Priester, welcher im Schloss (Geroldseck) residierte und nun in Seelbach.

Die vier Pfarreien hatten jede einen Rektor und einen Pleban, Schuttertal noch zwei Kapläne, Seelbach einen und Reichenbach einen Frühmesser. Wittelbach scheint eine Filiale von Seelbach gewesen zu sein. Alle Pfarrhäuser sind ruiniert (Ibid.).

Abt Anastasius (Schlecht) von Allerheiligen unterbreitet am 10.04.1658 dem bischöflichen Rat die Reversales, welche Wilhelm Orselar, Baron von Stauffenberg, der Abtei wegen der

Gründung der Pfarrei Durbach ausgestellt hat, und erhält darüber die gewünschte Konfirmation (G 6310, 113).

Das Chor der Kirche von Zell am Harmersbach, das im Krieg verwüstet worden war, wurde neulich repariert, wird am 03.05.1658 gemeldet. Nun stellt sich die Frage, wer für den Aufbau des Altars aufkommen soll. Die Antwort ist klar: der Zehnt-herr ist für den Aufbau des steinernen Teils des Altars („ad erectionem altaris lapidei, super quo consecratio fit“ ) zuständig, den Rest soll die Gemeinde bezahlen : „communitatem vero ad imagines et reliquia ornamenta“ (G 6310, 117 vo).

Am 08.05.1658 erhebt der Abt von Schuttern Klage, wegen der Kollation der Pfarrei Gamshurst; scheinbar wird diese durch den Pfarrer von Großweier und Unzhurst, Johannes Reuther, administriert (G 6310, 118).

Der Abt von Allerheiligen stellt am 08.05.1658 die Frage, ob der lutherische Vogt der Württemberger bei der Verlesung der Kirchenrechnung von Oppenau anwesend sein dürfe (G 6310, 119). In Saverne ist man nicht der Meinung, dass diese Affäre dem Abt unterstellt werden solle (Ibid., 122 vo).

Der Bischof antwortet am 19.06.1658 auf eine Bitte des Abts von Schwarzach, welcher wegen den vielen Schulden eine suspensio der Prozesse gegen die Abtei verlangte (G 6310, 126 vo).

Am 03.07.1658 meldet Johannes Ramstein, Pfarrer von Sasbach, als Erzpriester, dass zwischen dem Kapitel und der Abtei Ettenheimmünster ein Vertrag geschlossen worden ist, wegen den Pfarreien Munichwir (Münchweier) und Schweighausen. Abt Franciscus Hertenstein und Prior Conrad Holtzapfel wohnten unter anderen den Verhandlungen bei. Der Abt von Schuttern weigere sich hingegen, einen solchen Schritt zu tun (G 6310, 128 vo).

Die Gemeinde Ottersweier wünscht am 03.07.1658, dass das dortige Rektorat wieder von einem Weltpriester besetzt werde; das Pfarrhaus sollte auch repariert werden (G 6310, 129). Am 12.09. rät der Bischöfliche Rat dem Bischof, dass er dem Markgrafen Herrmann, „tanquam Rectori“, schreibe, damit er das Pfarrhaus wieder herstelle (Ibid., 155 vo).

Nach der Ablegung der Heiligenrechnung von Ettenheim wurden allerhand Sonderheiten am 12.07.1658 dem Bischöflichen Rat gemeldet. Es werden zuerst zu hohe Ausgaben für die Sänger, den Maler, den Glaser und andere Arbeiter vermeldet. Für die Ziegel hat man über 2 Gulden ausgegeben. Es ist auch von Quadersteinen für den Turm die Rede: „pro quadris lapidibus de Curia Magistrati ad aedificandum Turrim“. Dass der Markt an Festtagen stattfindet, wird als skandalös betrachtet. Es gibt Leute, die auf die Jagd gehen, statt dem Katechismus beizuwoh-

nen. Die Zahl der Juden hat aufgenommen und sie besitzen eine Synagoge. Die Monstranz, welche für 200 Gulden verpfändet wurde, befindet sich in Trois-Epis (Elsass); sie soll zurückgekauft werden (G 6310, 133-135).

Die Gemeinde Nordrach schickt am 12.09.1658 eine Bittschrift, um einen eigenen Pfarrer zu erhalten; diese wird dem Abt von Gengenbach „*tanquam Decimator pro remedio*“ weitergeleitet (G 6310, 155). Dieser antwortet am 22.11., dass die Gemeinde „*parochialem competentiam*“ nicht liefere (Ibid., 166).

Am 13.11.1658 schreibt der Abt von Schwarzach nach Molsheim, um den traurigen Stand der Abtei Schuttern, wegen der Unfähigkeit dessen Abtes: „*ob capitis incapacitatem*“, zu melden; dieser werde die Resignation verlangen. Sollte er nach Molsheim kommen, so müsse man ihm nicht alles glauben und sich eher auf das Protokoll der Visitationsherren stützen (G 6310, 163). Am 29. desselben Monats erfährt man in Molsheim vom Tod des Abtes. Der Generalvikar wird zur Neuwahl deputiert; man befürchtet, die österreichischen Behörden könnten sich einmischen (Ibid., 168).

Der Abt von Gengenbach wird am 22.11.1658 gewarnt, er solle die Pfarreien Nordrach und Zell am Harmersbach mit Weltgeistlichen versehen, „*vel saltem religiosis in loco residentibus defectu cleri saecularis*“, sonst werde man Kommissare dorthin schicken müssen, um die Sache zu regeln (G 6310, 166).

Am 11.12.1658 stattet der Generalvikar Bericht über die Abtwahl in Schuttern. Da es an Kandidaten in der Abtei selbst fehlte, schritt man zur Postulation: der Abt von Sankt-Blasien solle unter den fünf Mönchen seiner Abtei, welche von den Schutteranern erlesen worden sind, einen zum Abt von Schuttern erwählen. Inzwischen wurde die Direktion des Klosters dem Subprior anbefohlen. Die Sache wird auch dem Bischof von Bamberg, „*tanquam Domino directo loci de Schuttern*“, gemeldet, damit er Geduld habe wegen den Extanzen (G 6310, 170).

Eine Verschiedenheit scheint zwischen dem Herrn Böcklin und seinen katholischen Untertanen in Rust entstanden zu sein; er wird am 14.02.1659 gebeten, diese in ihren Rechten nicht zu trüben (G 6310, 185).

Der Abt von Schwarzach bittet am 07.04.1659, man möge die „*jura investiturae*“ für die Pfarrei Hügelsheim nachlassen, da die Kompetenz zu niedrig sei: „*quod competentia ... tam exigua sit, ut Parochus difficulter se sustentare et inde vivere possit*“ (G 6310, 193 vo).

Am 28.03.1659 hat eine Versammlung wegen der Kompetenz des Pfarrers von Kappel „*iuxta Rhenum*“ stattgefunden. Waren anwesend:

- Franciscus Schlitzweck, in Namen des Kapitels Alt-Sankt-Peter in Strassburg,
- Sebastianus Richelius, Scholasticus,
- Wilhelmus Kobolt „cum Dno oeconomio suo“, im Namen des Pfarrers,
- Petrus Molitor, Pfarrer in Ringsheim, als Kämmerer des Ruralkapitels,
- Wilhelmus Hag, „condecimator feudatarius“ mit Herrn Johannes Binß,
- Antonius Hoën, Schultheiß des Orts,
- Jacobus Buhl, Justitiarius (vom Gericht),
- Matthias Sihné, Heiligenpfleger.

Alle Einzelheiten dieses Vertrag wurden am 09.04. ausgelegt (G 6310, 196). Am 21. Juni wird auch mit dem Pfleger des Spitals von Straßburg, als condecimator, verhandelt (Ibid., 209 vo).

Am 14.09.1661 melden Franciscus Löffel und Matthias Schuoch, dass die Kompetenz immer noch ungenügend ist und dass darum ihr letzter Pfarrer, Krumb, fortgezogen ist. Der Erzpriester soll sich mit den condecimatores verständigen (G 6311, 109). Die Affäre zieht sich wieder in die Länge (Ibid., 117; 119 vo).

Am 14.06.1662 bitten Jacobus Biele und Matthias Schuo vor Gericht (justitiiarii), die Gemeinde möge forthin von der Last der 70 Gulden, welche sie freiwillig („ex nulla obligatione“) dem Pfarrer gebe, befreit sein. In Molsheim ist man einverstanden und rät umso mehr, gegen den genannten Hag zu prozedieren, da der Pastor von Nonnenweier einen Teil des Zehnten erhält (G 6311, 171 vo). Nochmals am 19. Juli bitten Schultheiß und Gericht, vom Kopfgeld befreit zu werden, da die Zehntherren dem Pfarrer einen Fuder Wein liefern sollen (Ibid., 180 vo). Dieses Fuder Wein lastet auf einem zur Zeit ungebauten Feld: „campus quidam incultus, vulgo Kriegert, 130 agrorum, ex quo campo Parochus solus habet decimas“. Johann Wilhelm Hag bittet am 06.06.1663, dass man dieses Feld entweder ihm oder dem Pfarrer oder der Gemeinde überlasse, mit der Bedingung, dass dem Pfarrer jährlich ein Fuder Wein geliefert werde (Ibid., 232). Am 18.07.1663 unterbreitet Pfarrer Kempe ein Memoriale über seine Kompetenz (Ibid., 243 vo).

Am 24.04.1659 wendet sich die Abtei Schwarzach an den Bischöflichen Rat wegen eines Prozesses vor der Landvogtei Hagenau gegen die Erben Koenig; der Streit wird am 09.07. geschlichtet (G 6310, 197 vo u. 214 vo).

Ein Streit entsteht am 05.06.1659 zwischen Georg Friedrich Röderer von Diersburg und der bischöflichen Behörde, weil dieser behauptet, er habe Anrecht auf eine Rente („certam pensio-

nem frumenti et pecuniae“) von den Pfarreien Oberweier und Hofweier. In Molsheim ist die Lage klar: da keine Urkunde darüber berichtet, kann der jetzige Pfarrer ebensowenig wie die Erben des Pfarrers Kundtscherer dazu gezwungen werden. Trotz der Drohungen vom 27.07. und 24.09., wie auch vom 14.10., beharrt man in Molsheim auf dieser Position (G 6310, 205 vo; 217 vo; 236 vo; 240).

Der Landvogt der Ortenau meldet am 18.06.1659, dass niemand bestellt worden ist, um den Zehnten in Windschlag einzutreiben; dem Abt von Gengenbach wird deswegen geschrieben (G 6310, 209). Inzwischen hat der Abt eine Lösung gefunden: er will sein Patronatsrecht zu Gunsten des Landvogts, Carolus Neveu, resignieren. Am 18.07. ist man in Molsheim damit einverstanden, wenn er eine Bestätigung ausliefere, dass er den Unterhalt des Pfarrers künftighin versichere (G 6310, 216).

Dornbluth, „Amptmannus Dalenbergicus“, meldet am 29.10.1659, dass das Pfarrhaus von Hofweier ruiniert sei und neu erbaut werden müsse (G 6310, 245).

Die Gemeinde Ulm macht am 12.11.1659 den Vorschlag, da die Pfarrkompetenz unreichend ist („cum vineae ibidem steriles et incultae iaceant“), dem Pfarrer eine Zugabe aus der Heiligenrechnung zu geben (G 6310, 247).

Der Prior Joannes Franciscus Scherer von Sankt-Georgen wird am 17.01.1660 nach Molsheim zitiert, weil er seit einem Monat in der Abtei Saint-Jean-les-Saverne verweile, ohne davon dem Geistlichen Rat Kenntnis gegeben zu haben; es wird ihm auch vorgeworfen, dort einer Wahl vorgestanden zu haben, bei welcher niemand vom Bistum anwesend war (G 6310, 261 vo).

Am 07.02.1660 erfährt man in Molsheim vom Ableben des Abtes von Gengenbach; die neue Wahl ist auf den 13.02. festgelegt (G 6310, 268).

Ein gewisser Oberst Carolus N. (Neveu?) bittet am 03.03.1660, man möge ihm und seinen Nachfolgern das Patronatsrecht der Pfarrei Windschlag, das bisher der Abtei Gengenbach gehörte, übertragen. Er hat sich verpflichtet, ein Pfarrhaus mit allem Zugehör zu erbauen und dem Pfarrer als Kompetenz 60 Gulden, 14 Viertel Getreide und ein Fuder Wein zu liefern (G 6310, 273). Am 18.06.1660 wird nochmals wegen der Kompetenz des zukünftigen Pfarrers verhandelt (Ibid., 292). Der Generalvikar meldet am 10.05.1662, dass er mit dem Amtmann von Ortenberg und dem Erzpriester von Offenburg wegen der Pfarrkompetenz beraten habe (G 6311, 159). Die Affäre wurde nicht zu Ende geführt und musste am 13.07.1667 wieder aufgenommen werden (G 6312, 307). Am 20. Dezember macht Erzpriester Haffner fol-



genden Vorschlag, der an den genannten Oberst („ad Dnum Colonellum Toparcham in Ortenaw“) weitergeleitet wird: die Kompetenz sollte 24 Viertel Getreide, 1 Fuder Wein, 12 Wagen Holz und 100 Gulden betragen; dem Pfarrer sollten auch ein Garten, 2 Matten und 6 Acker Feld zugestellt werden (Ibid., 347 vo). Am 21.03.1668 bittet derselbe Erzpriester, dass man keinen Mönch als Pfarrer dorthin schicke, besonders da derselbe Toparcha im Sinn habe, ein Widumbsgut in ein Gültgut zu verwandeln (Ibid., 367 vo).

In einer Bittschrift der Gemeinde Ettenheim wird am 21.04.1660 gegen den Abt von Ettenheimmünster wegen der Baukosten der Kirche und des Kirchturms geklagt (G 6310, 278 vo). Die Sache ist am 18.06. noch nicht geregelt, und in Molsheim erwägt man die Möglichkeit eines Prozesses vor dem Konsistorium (Ibid., 292).

Der Guardian des Franziskanerklosters in Offenburg beklagt sich am 24.04.1660 wegen der Kompetenz in Schutterwald, welche nicht ausreicht, um den Pater, der dort als Pfarrer wirkt, zu ernähren. Der Brief wird an den Graf „de Thalenberg“, Zehntherr, weitergeleitet, welchem auch ans Herz gelegt wird, dort ein Pfarrhaus zu erbauen (G 6310, 279 vo u. 297 vo). In einem Brief des Amtmannes der Dalenberg an den Erzpriester von Offenburg ist die Rede von einer Zusammenkunft mit den Franziskanern aus Offenburg, zwecks Bedienung der Pfarrei Schutterwald. Die Pfarrkinder von dort und von Hofweier sollen den Zehntherrn – Röderer von Diersburg – bitten, die Pfarrhäuser zu reparieren (Ibid., 316). Derselbe Amtmann, Johann Ludwig Dornblueth, meldet am 16.02.1661, dass sein Herr einverstanden sei, die Pfarrhäuser zu reparieren, nicht aber die Kompetenz zu erhöhen; man hofft in Molsheim, dass die Pfarrhäuser „ante festum Sti Joannis“ in Stand gesetzt werden (G 6311, 23). Am 23.11.1661 werden die Einkünfte des Kollators unter Arrest gestellt, bis zur Fertigstellung beider Pfarrhäuser (Ibid., 124). Die Sache wird zu einem Prozess führen (Ibid., 131 vo). Am 10.11.1666 ist sie immer noch nicht geregelt (G 6312, 232) und dauert am 17.03. und am 25.05.1667 weiter (Ibid., 277 u. 295 vo).

In den Kirchenrechnungen im Amt Oberkirch befinden sich viele Schulden; am 28.04.1660 wird vorgeschlagen, dass diese Schulden, unter dem Vorsitz des Abtes von Allerheiligen, getilgt werden sollen: man solle eine gewisse Summe von den Schuldnern verlangen und den Rest nachlassen (G 6310, 281).

Der Stabhalter von Ulm prope Oberkirch, Georg Litsch (Litz), welcher auch Heiligenpfleger ist, wünscht am 25.05.1660, dass man die Extanzen, welche nicht mehr einzubringen sind, aus

den Kirchenrechnungen lösche (Ibid., 284 vo). Am 22.09. unterbreitet er dieselbe Bitte (Ibid., 311 vo).

Am 07.07.1660 erfährt man in Molsheim vom Ableben des Abts Placidus von Schwarzach. Generalvikar Meyer und der Offizial Pleister werden sich zur Neuwahl begeben (G 6310, 297 vo).

Die neuen Äbte von Gengenbach und Schuttern sollen geweiht werden; sie werden für den 15.12.1660 nach Molsheim zitiert, „ad dandas reversales consuetas“ (G 6310, 322 vo). Sie weigern sich, es zu tun, aber in Molsheim beharrt man darauf (G 6311, 21).

Der Abt von Schwarzach sendet ein Memoriale, in welchem er die Vereinigung von Hügelsheim mit Iffezheim vorschlägt, welches am 15.12.1660 in Molsheim examiniert wird. Die Sache wird nach der Visitation beider Orte geregelt werden (G 6310, 329 vo).

Bischof Leopold Wilhelm lässt am 23.02.1661 dem Abt von Schwarzach die Hälfte der „taxa confirmationis“ nach (G 6311, 29). Derselbe Abt verlangt am 28.03., dass man ihm die Jurisdiktion für die Pfarrei bis zum 01.05. verlängere (Ibid., 44). Am 07.09. bittet er, „propter pauperrimum et afflictissimum sui monasterii statum“, dass man ihm auch die „extantias juris portariae“ nachlasse (Ibid., 104). Am 19.10.1661 erwidert er diese Bitte (Ibid., 116). Am 16.08.1662 wird der Abt aufgefordert, sein Konfirmationsrecht zu zahlen, „sub poena executionis“ (Ibid., 186).

In Molsheim hat man erfahren, dass der (protestantische) Pastor in Kippenheim verschieden ist; am 02.05.1661 wird ein Brief an den Markgrafen von Baden gerichtet, in welchem man ihn bittet, keinen mehr dort anzunehmen, da im Jahr 1624 keiner anwesend war (G 6311, 57). Am 08.06. antwortet der Markgraf, dass Kippenheim im Jahr 1624 lutherisch und dass dort ein Pastor ansässig war; der Katholizismus sei erst im Jahr 1629 wieder eingeführt worden. In Molsheim möchte man Name und Religion des dortigen Amtmannes und seiner Ehefrau kennen (Ibid., 71). Pfarrer Wilser meldet am 16.08., dass der ehemalige Amtmann von Bitticheim und seine protestantische Ehefrau jede Bekehrung hinderte (Ibid., 96).

Am 28.09.1661 bittet die Gemeinde Nordrach, man solle den Abt von Gengenbach zwingen, dem Pfarrer die Kompetenz zu liefern. Der Brief wird an ihn weitergeleitet. Inzwischen werden seine Einkünfte in Nordrach (G 6311, 111 vo), später im ganzen Tal unter Arrest gelegt (Ibid., 122). Am 29.11. wird der Reichschultheiß von Zell beauftragt, dem Pfarrer „pro rata competentiae“ diese Einkünfte auszuliefern; sollten sie nicht reichen, so solle er aus den Einkünften des Abtes in Zell nehmen (Ibid., 128

vo). Am 20.12. wird dem Prior von Gengenbach klar gemacht, dass der Bischöfliche Rat auf seiner Stellung beharre (Ibid., 136). Der Abt unterbreitet die Sache dem Bischof von Bamberg, seinem Lehensherr, was nichts an der Sache ändern wird (Ibid., 160; 177 u. 193 vo).

„Scultetus et justitiiarii in Ulm prope Oberkirch“ bitten am 10.05.1662, man möge, wie schon geschehen, etwas aus dem Zehnten für den Unterhalt des Pfarrers entnehmen, da er sonst nicht leben könnte. In Molsheim ist man damit einverstanden und erlaubt es für drei Jahre, wie es schon am 11.11.1657 dekretiert worden war (G. 6311, 158 vo).

Die Pfarreien Unzhurst, Ottersdorff und Plittersdorf werden am Johannistag frei sein, meldet man am 10.05.1662 (Ibid., 160 vo).

Am selben Tag genehmigt der Geistliche Rat die Reduzierung der Anniversarien in der Abtei Schwarzach; P. Placidus Zimmermann wird als „Theol. Moralis Professor“ angegeben (Ibid., 161).

Der Geistliche Rat bittet am 31.05.1662 die neugegründete Pfarrei Durbach, die Heiligenrechnung eiligst aufzustellen (Ibid., 165 vo).

Der Abt von Ettenheimmünster wird gebeten, am 08.01.1663 mit seiner Mitra am Totenoffizium für den verstorbenen Bischof Leopold Wilhelm von Österreich in Molsheim beizuwohnen (Ibid., 206).

Am 13.08.1663 bittet Abt Gallus, von Schwarzach, um die Erlaubnis, eine Reliquie der heiligen Ruffina, welche ihm von Agnes Greuth, Ehefrau des Joannes Rudolphus Pfiffer, „Civis Lucernensis“, Leutnant der Päpstlichen Schweizergarde, geschenkt worden war, auszustellen. Dies wird, unter gewissen Bedingungen, erlaubt (Ibid., 244 vo).

Der Landschreiber verlangt am 03.10.1663 die Bezahlung durch die Äbte von Schuttern und Gengenbach der „Jura Portariae“ (Ibid., 259 u. 267).

Petrus Molitor, Erzpriester von Ettenheim, bittet am 07.11.1663, man möge die Franziskaner (aus Offenburg), welche die Pfarreien Zunsweier und Schutterwald bedienen, zwingen, die Kontribution für den Rückkauf der Herrschaft von Oberkirch zu zahlen (Ibid.).

Der Abt von Gengenbach meldet am 28.11.1663, dass er die 13 Gulden Türkensteuer nicht zahlen könne, da er schon von Seiten des Reichs „ad cassam Ulmensem“ zusteuern müsse (Ibid., 276). Der Fiskal hatte (deswegen?) am 13.02.1664 den Arrest auf die Einkünfte der Abtei gelegt (Ibid., 295 vo). Am 04.02.1665 wird nochmals erwähnt, dass der Abt nicht bezahle, „eo quod ad

matriculam Imperii sua quota conferat“ (G 6312, 10 vo). In Molsheim ist man am 29.07. der Meinung, der Abt könne nicht zur Türkensteuer gezwungen werden; er sollte jedoch „ratione spiritualitatis das subsidium charitativum“ für Oberkirch erledigen (Ibid., 79 vo ; 84 vo-85).

Der Insiegler des Bistums bittet am 30.01.1664 denselben Abt von Gengenbach, seine Reisekosten (15 Gulden 2 sch. 6 d.) in einer Untersuchung gegen das Kloster zu bestreiten (G 6311, 291 vo). Am 12.03. verweigert der Abt diese Bezahlung; seine „frivola excusatio“ wird nicht angenommen und es wird ihm befohlen, sobald als möglich zu zahlen (Ibid., 301 vo).

Der Abt von Allerheiligen, in Residenz in Oberkirch, sendet einen Brief wegen der Türkensteuer und der Kontribution für den Rückkauf der Herrschaft von Oberkirch nach Molsheim, mit der Bitte, ihn an den Bischof weiterzuleiten. Darin bietet er einen Schuldbrief von 8100 Gulden, der auf die Stadt Offenburg lastet, an; er möchte einen Reversalbrief darüber erhalten (Ibid., 296).

Nachdem der Abt von Schuttern streng verwarnt worden war, die Türkensteuer und die Kontribution für den Rückkauf der Herrschaft von Oberkirch zu bezahlen, excusiert sich dieser am 12.03.1664, indem er sich auf die Immunität seiner Abtei beruft; er fügt hinzu, dass er der österreichischen Regierung schon „pro subsidio Turcico“ gesteuert habe (was die Regierung von Freiburg bestätigt). Die ganze Korrespondenz wird dem Bischof zugesandt (Ibid., 301 vo). Am 16.02.1667 geht derselbe Streit weiter (G 6312, 262).

Rektor Haffner aus Offenburg zeigt am 27.06.1664 an, dass öffentliche Tänze (was wegen des Kriegs gegen die Türken nicht erlaubt ist) in der Herrschaft Ortenberg organisiert werden; der Vogt solle sie abschaffen (Ibid., 322 vo).

Am 03.09.1664 verwendet sich der Prokurator Klein für Johann Binz aus Ettenheim, ehemaliger Schaffner der Abtei Ettenheimmünster. Er verlangt ausständiges Geld – 400 Gulden – aus den Jahren 1633 und 1634 (Ibid., 326). Am 27.06.1665 befindet sich Binz – er ist blind und sehr arm – mit seiner Frau in Molsheim, um Gerechtigkeit zu erlangen (G 6312, 63). Am 08.07. findet ein Vergleich zwischen den Parteien statt (Ibid., 68 vo).

Magdalena Greff (Gress?), aus Luxemburg, fordert am 08.11.1664 die Rückzahlung eines Kapitals von 400 Gulden und der rückständigen Zinsen von der Abtei Schwarzach, da diese den Vertrag von 1657, nach welchem ihr jedes Jahr ein halb Fuder Wein und 12 Viertel Getreide geliefert werden sollten, nicht gehalten hat (G 6311, 332 u. 340 vo).

In Molsheim hat man erfahren, dass die Franziskaner von Offenburg die Pfarreien Sonzweiler (Zunsweiler) und Friesen-

heim, welch letztere der Abtei Schuttern zugehört, scheinbar ohne bischöfliche Erlaubnis verwalten; am 04.03.1665 wird der Erzpriester von Ettenheim aufgefordert, dies nachzuprüfen und fortan keinen Mönch mehr anzunehmen, ohne dass er ihm diese commissio vorgezeigt habe (G 6312, 20). Am 20.05. wird den Franziskanern mit der „poena suspensionis“ gedroht (Ibid., 49). Am 17.06. befindet sich der Abt von Schuttern in Molsheim und erklärt dem Rat die Situation in diesen Ortschaften, wie auch in Schutterwald (Ibid., 58).

Eine Untersuchung wird am 27.03.1665 dem Erzpriester von Ottersweier anvertraut, welcher in puncto excessuum des Sakristans von Steinach den dortigen Pfarrer und den Kaplan anhören soll (G 6312, 27 vo). Es ergibt sich, dass die Gemeinde dem Pfarrer und dem Kaplan in der Affäre Unrecht getan hatte; der Sakristan soll abgesetzt werden (Ibid., 31).

Dem Erzpriester Haffner von Offenburg wird am 15.05.1665 aufgetragen, die Kirchenrechnungen im Amt Oberkirch mit dem Obervogt von Neuenstein durchzusehen (G 6312, 41; 52). Am 01.07. meldet er, dass dies geschehen sei. Nun soll er sich auch mit den Gütererneuerungen befassen (Ibid., 67).

Am 03.06.1665 erhält man in Molsheim eine Klage gegen Jacob Klump, Schultheiß in Altorf, welcher die verheirateten Schwestern des Pfarrers von Ettenheim „cum scandalo“ besucht; der Pfarrer soll dies, „sub poena suspensionis“, verhindern, (Ibid., 54 vo).

Der Herr von Neuenstein, Vogt in Oberkirch, fragt am 27.06.1665, ob man denjenigen, welche die Bäder besuchen („acidulas frequentantibus“), den Genuss von Fleisch erlauben kann, wie dies zur Zeit der Württembergischen Herrschaft der Fall war. Es wird denen erlaubt, welche ein Attest ihres Beichtvaters oder ihres Arztes vorweisen können (Ibid., 62 vo).

Am 29.07.1665 meldet die (Straßburger?) Johanniterkomturei, dass sie nicht dulden werde, dass jemand in die Kaplanei „S. Mariae et S. Catharinae“ in Kappelrodeck ohne ihr Einverständnis eindringe, da sie das Kollationsrecht habe (Ibid., 79 vo).

Am 06.08.1665 erkundigt sich der Bischof über die Geldstrafe von 100 Reichstalern, welche der Abtei Schuttern auferlegt worden war. Er wünscht auch, nachdem er einen anonymen Brief erhalten hatte, dass eine Visitation der Abtei stattfinde, „ad evitandos abusos et scandala“ (Ibid., 79).

Der Abt von Schwarzach beklagt sich, am 14.10.1665, wegen einem Urteil, das zu Gunsten des Herrn Herding in einer Geldsache gegen die Abtei gefällt wurde (Ibid., 104).

Erzpriester Haffner aus Offenburg bittet am 17.02.1666 um die Erlaubnis, eine Verwandte (cognata) des dortigen Syndicus

vermählen zu dürfen, „eo quod illa fuerit decepta et impraegnata“ (Ibid., 144 vo).

Paulus Ignatius Procoppius (Prokopp), „Procurator Ecclesiae in Ulm“, hatte am 18.08.1666 Probleme mit der Einziehung der Zinsen für die Kirche; Erzpriester Haffner von Offenburg soll über die Sache informieren (Ibid., 196 u 199 vo). Eine Erneuerung der Güter und Zinsen soll stattfinden (Ibid., 214 vo). Am 27.03.1669 bittet er, man möge ihm den ehemaligen Lohn (26 Livres und 10 Fiertel Gerste) darreichen, da er viel Arbeit hat. Er bittet auch um die Erlaubnis, ein Haus für den Sakristan mit Mitteln aus der Kirchenkasse zu bauen (G 6312, 455 vo); nachdem sich aus den alten Akten ergeben hat, dass dies aus Kirchenmitteln geschehen soll, wird der Bau genehmigt; der Lohn des Schaffners wird aber auf 17 Livres herabgesetzt (Ibid., 466 vo). Am 14.02.1680 meldet er, dass die Gültleute, welche die Kirchengüter bauen, seit sechs Jahren nichts mehr einbezahlt haben (G 6314, 58 vo).

Am 03.11.1666 meldet der Magistrat von Haslach dem Geistlichen Rat den Skandal, welcher durch einen ehemaligen Sakristan, Jacob Schmidt, verursacht wird; es ist die Rede von Visionen und falschen Wundern, welche in einem Wald bei Haslach stattgefunden haben sollen; man möge diese Heuchelei nicht weiter dulden. Der Rat wünscht eine Information des Pfarrers darüber und wirft ihm vor, diesen Skandal geduldet zu haben, ohne die Obrigkeit zu benachrichtigen (G 6311, 231). Am 18. erhält man in Molsheim die Zettel, welche Schmidt angeschlagen hatte, offenbar, um das Publikum von der wunderwirkenden Quelle, die er im Wald gefunden hat, zu benachrichtigen (Ibid., 240). Erst am 01.12. erhält man in Molsheim die Informationen des Pfarrers über das angegebene Wunder (Ibid., 242). Am 15. wird die Sache entschieden: es ist kein Wunder geschehen und die Quelle sei als profan zu halten (Ibid., 244 vo).

Am 10.11.1666 wird eine Untersuchung über die Foundation und die Einkünfte der Kaplanei in Ettenheim eingeleitet (Ibid., 235 vo), was dem Abt von Ettenheimmünster missfällt (Ibid., 241 vo).

Der Markgraf von Baden versucht am 17.03.1667 seine Macht zu erweitern: er prätendiert auf das „jus collectationis“ über die Abtei Schwarzach, welche dem Bistum unterstellt ist (Ibid., 276 vo).

Am 23.06.1667 wird wieder ein Kaplan nach Ettenheim präsentiert, was schon eine geraume Zeit nicht mehr geschehen war, weil die Einkünfte verschwunden waren. Nun haben sich die Abtei und die Gemeinde vereinbart, um dem zukünftigen Kaplan seinen Unterhalt zu versorgen (G 1420, 427).

Am 01.12.1667 zeigt sich der Bischof geneigt, dem Wunsch der Kapuziner und seiner Untertanen im Amt Oberkirch nachzugeben, welche eine Kapuzinerresidenz in „Welschbad“ gründen möchten; er würde auch erlauben, dass man etwas aus der Verlassenschaft des Pfarrers Daham<sup>5</sup> zu diesem Zweck entnehme; man sollte jedoch vorher nachforschen, ob die Zustimmung des Domkapitels dazu nicht nötig sei (G 6312, 345). Am 21.03.1668 bitten die Kapuziner, man möge ihnen erlauben, diese Residenz eher in Oppenau<sup>6</sup> als „in valle Sti Petri (vulgo Welschbadt)“ zu errichten. Der Bischöfliche Rat ist der Ansicht, man solle dies dem Bischof als ratsam empfehlen. Inzwischen, bis das Geld zur Errichtung einer Residenz und einer Kapelle gefunden wird, sollte er ihnen erlauben, die Kapelle in Oppenau und das nebenliegende Haus, „pro officio extracta“, einstweilen gegen eine Miete von 4 oder 5 Gulden pro Jahr zu benutzen (Ibid., 369). Der Bischof ist mit dieser Verlegung nach Oppenau einverstanden, aber die Baugenehmigung solle erst nach Einholung der Zustimmung des Domkapitels erteilt werden (Ibid., 372). Am 20.09.1668 erhalten die Kapuziner vom Bischof die Erlaubnis, Geld für ihre Bauten zu sammeln; diese Gründung sei einzig vorgenommen worden, um dem öffentlichen Wohl und besonders dem geistlichen Wohl der Badegäste zu dienen, wird im „motu proprio“ vermerkt (Ibid., 410).

Am 30.01.1669 kann Pater Luzianus, Superior, mit Freude melden, dass die Kapelle und das Kloster errichtet sind; seine Mönche bedienen an Sonn- und Festtagen Bad Griesbach und Bad Peterstal, wo sie predigen und den Katechismus unterrichten. Doch besteht ein Problem in Oppenau selbst, wo der Abt von Allerheiligen nicht erlaubt, dass sie in der Pfarrkirche predigen, obschon der Pfarrer einverstanden wäre; er würde erlauben, dass sie in ihrer Kapelle predigen, aber an einer anderen Zeit als in der Pfarrkirche. Diese Lösung wird angenommen: sie sollen nachmittags (hora prima pomeridiana) in ihrer Kapelle predigen (Ibid., 440).

Der Beichtvater des Markgrafen von Baden meldet am 11.01.1668, dass dieser nicht mehr dulden wolle, dass Mönche als Pfarrer angestellt werden; so solle man der Präsentation eines Mönches durch die Äbtissin von Lichtental für die Pfarrei Iffezheim keine Folge leisten (Ibid., 350). Da die Äbtissin keinen Weltpriester fand, wurde am 22.02.1668 P. Joannes Thiel angenommen (Ibid., 359).

Am 16.02.1668 wird das Problem der Anniversarien in Ettenheim, deren Einkünfte mit der Zeit eingegangen sind, durch den dortigen Magistrat unterbreitet. Er möchte sie dem Kämmerer des Ruralkapitels oder dem Pfarrer von Herbolzheim, welche für

10 Gulden deren 80 zelebrieren würden (der ehemalige Pfarrer Gehler verlangte 18 Gulden für nur 8 Ämter), übergeben. Er bittet auch, dass die Opfer „in honorem S. Landelini“ in die Kirchenkasse fallen. Beide Probleme werden dem Erzpriester von Lahr unterbreitet (Ibid., 356).

Da die Mönche, welche Pfarreien verwalten, wenig Respekt vor der bischöflichen Behörde zeigen, wird am 04.07.1668 dem Erzpriester Haffner von Offenburg befohlen, den Kollatoren zu melden, dass sie bis zum Fest des Hl. Joannes Baptista Weltpriester zu diesen Pfarreien präsentieren sollen (Ibid., 393). Es ergibt sich wirklich aus den Akten, dass die Mönche nie die Kapitelsrechte bezahlen wollten; andererseits muss gesagt werden, dass das Bistum nun endlich über genügend Weltpriester verfügte und ihnen Platz verschaffen will.

Die Regierung (Régence) von Saverne übersendet am 21.11.1668 dem Geistlichen Rat das Memoriale, welches der Abt von Schwarzach dem Bischof geschickt hatte, um ihn zu bitten, sein Kloster vor den vielen Gläubigern zu schützen, damit es nicht untergehe (Ibid., 415 vo).

Die Gemeinde Ettenheim übersendet am 19.12.1668 ein Memoriale nach Molsheim, in welchem es um die Gründung eines Kapuzinerklosters bittet; diese Bitte wird, bevor sie an den Bischof weitergeleitet wird, den Äbten von Ettenheimmünster und Schuttern, dem Erzpriester von Lahr und dem Guardian der Franziskaner in Kenzingen unterbreitet (Ibid., 431). Der Geistliche Rat ist damit nicht einverstanden: er sehe nicht ein, dass man ein Kloster mit Bettelmönchen in einer Stadt mit wenig Einwohnern gründe, zumal diese Einwohner sehr arm sind und kaum genug zum Leben haben; diese Gründung verstoße auch gegen die Päpstlichen Konstitutionen; sie würde den Untergang der Franziskaner von Grenzingen bedeuten ... (Ibid., 434). Am 23.01.1669 kommen die Antworten von Ettenheimmünster, Schuttern und Lahr, welche einstimmig abrateten, die Kapuziner in die arme Stadt Ettenheim („ad pauperculum oppidum Ettenheimensen“) anzunehmen, an (Ibid., 438). Der Provinzial der Franziskaner, dessen Antwort am 30.01. ankommt, findet, dass die Gründung nicht nützlich und auch nicht nötig sei; sie würde sich zum Nachteil der Franziskaner in Grenzingen entfalten (Ibid., 443). Am selben Tag kommt auch die äußerst positive Antwort des Offizials Neunheusser an; er ist z. B. der Ansicht, dass man der Meinung der Franziskaner keine Rechnung tragen solle: sie sollen in ihrer Diözese (Konstanz) wirken und sammeln. Wenn die Kapuziner in Ettenheim nicht nützlich und nötig sind, so sind sie es nirgendwo; doch brauche man sie, um die kranken Pfarrer zu ersetzen. Wenn auch Ettenheim arm ist



(„etsi urbecula Ettenheim sit tenuis conditionis“), so ist die Umgebung reich genug, um sie zu ernähren, jedenfalls reicher als Oppenau ... (Ibid. 442). Am 20.02.1669 zieht der Bischof einen Strich unter die Rechnung: er will nicht, dass seine Untertanen mit Bettelmönchen belastet werden (Ibid., 448 vo).

Kaum ein Jahr später, am 12.02.1670, bittet die Gemeinde nochmals um die Einpflanzung von Kapuzinern, natürlich ohne Erfolg (G 6313, 15 ; 33). Nach einer neuen Bitte der Gemeinde Ettenheim wird sich die Stimmung in Molsheim ändern: man sollte eher Almosen etwelchen Bettelmönchen, welche im Bistum sesshaft sind, geben als den Franziskanern in Kenzingen. Da die Schwester des Bischofs, Witwe Leopolds von Baden, im nahen Mahlberg residiert, könnte sie so über Beichtväter verfügen (Ibid., 181). Die Gründung wird stattfinden, aber in Mahlberg<sup>7</sup>. Eine weitere Bitte der Gemeinde Ettenheim kommt am 15.04.1671 zu spät: der Bischof hat inzwischen die Erlaubnis zur Gründung in Kippenheim, das nur eine halbe Stunde entfernt liegt, gegeben (Ibid., 204).

Die Äbtissin von Lichtental bittet am 13.12.1669 um die Erlaubnis, die Verwaltung der Kapelle in Steinbach den Franziskanern in Fremersberg übergeben zu dürfen, da sie kaum einen Weltpriester für diese Stelle mit geringen Einkünften finden würde; es wird gestattet (Ibid., 447 vo).

Müllen war im Jahr 1669 keine selbstständige Pfarrei; da nun im Bistum der Klerus ausreicht, wird Hermannus Schmitz, Pfarrer in Grendelbruch, dem Amtmann (Toparcha) in der Ortenau empfohlen, um diesen Ort, welcher bisher schlecht administriert worden war, zu bedienen (G 6312, 480). Aus uns nicht bekannten Gründen blieb jedoch Schmitz im Elsass (Kammerer N° 4561). Doch im Oktober wird Johann Georg Regisser dort Pfarrer.

Am 28.06.1669 verlangt der Straßburger Kaufmann Augustin Hoffman die Bezahlung des Tronhimmels, den er der Pfarrei Kappel „ad Rhenum“ geliefert hat (G 6312, 487 vo).

Missbräuche werden im Ruralkapitel Lahr am 03.07.1669 gemeldet: die Pfarrer segnen aus Geldgier („propter turpe lucrum oblationum“) an Feiertagen Hochzeiten ein und erlauben, dass getanzt werde, „cum maximo animarum detrimento“. Dies scheint besonders in Haslach der Fall zu sein (Ibid., 488 vo).

Am 27.11.1699 verteidigt der Abt von Ettenheimmünster gegen die Einstellung des Weihbischofs sein Recht, Kelche, Glocken Paramente ... zu weihen (G 6312, 531).

Erst am 19.01.1670 wünscht man in Saverne Auskunft über einen Skandal, der sich ungefähr drei Jahre vorher in Zunsweier abgespielt habe; Bartholomaeus Anthoni, Amtmann in Gerolz-

eck, habe eine Kiste in der Kirche durch drei bewaffnete Personen aufbrechen lassen (G 6313, 7). Eine Untersuchung wird am 12.02. eingeleitet (Ibid., 15; 23; 36), deren Ergebnis wir nie erfahren.

Am 26.02.1670 beschäftigt sich der Geistliche Rat mit der Einpflanzung einer neuen Pfarrei in der Grafschaft Gerolzeck; es ist auch die Rede „de periculoso statu parochiae Seelbach“ (G 6313, 20).

Wie im Ruralkapitel Offenburg, so auch anderswo, sollten die Pfarreien nur noch durch Weltpriester administriert werden, da das Bistum nun endlich über genügend Weltpriester verfügte; dies geschah natürlich zum Nachteil der Abteien, deren Mönche in den Pfarreien Einkünfte eintrieben und ihren Klöstern zu Verfügung gaben. Deswegen hatte der Abt von Allerheiligen, vor dem 13.03.1670, einen Brief an den Bischof adressiert, in welchem er erklärte, er sei wegen früherer Vereinbarungen nicht gezwungen, sich dieser Fügung zu unterstellen; er wird gebeten, die erwähnten Vereinbarungen vorzulegen (G 631, 32).

Am 20.08.1670 verteidigt der Abt von Schuttern, wie schon jener von Ettenheimmünster, sein Recht, Paramente, Altäre, Kelche und Glocken zu weihen; die zugesandten Dokumente werden im Archiv verwahrt werden (G 6313, 92).

Nach Erscheinung der neuen Agenda des Bistums Straßburg stellen sich etliche Pfarrer im Ruralkapitel Ottersweier Fragen wegen gewissen Festen (die Visitation und die Unbefleckte Empfängnis), welche bisher dort nicht gefeiert wurden, und auch wegen der Abstinenz in den Quatemberzeiten; sie möchten auch wissen, ob es erlaubt sei, von ihren Pfarrkindern die „jura stolae“ zu verlangen (G 6313, 136-137).

Am 19.11.1670 wird dem Erzpriester von Ottersweier eine Untersuchung („circumspecte, sine strepitu, discrete“) über das Treiben eines gewissen Jacob Fürster in Stadelhoven (Pfarrei Ulm) anvertraut. Dieser treibe Aberglauben und die Kranken eilen zu ihm von überall; auch sündige er gegen die Keuschheit (G 6313, 137; 263).

Am 11.03.1671 ergeht ein Erlass des Bischofs von Straßburg, in allen Kirchen des Bistums dem Ableben des Markgrafen Leopold von Baden, dessen Ehefrau, Maria Franziska von Fürstenberg, eine Schwester des Bischofs war, geziemend nachzutruern (Ibid., 179).

Am 11.03.1671 wird der Brief des Bischofs, welcher die Motive, den „subsidium charitativum“, den Rückkauf der Grafschaft Oberkirch für sieben Jahre zu verlängern, enthält, dem Geistlichen Rat unterbreitet (Ibid., 186).

Die Gründung der Kapuzinerresidenz in Mahlberg wird öfters erwähnt. Leopold von Baden hatte in seinem Testament 3000

Gulden zur Stiftung eines Kapuzinerklosters bereitgestellt, und zwar „wo es mein Gemahlin ... am besten und bequemlichsten finden werden“<sup>8</sup>. Am 18.03.1671 übersendet der Bischof dem Geistlichen Rat in Molsheim einen Brief seiner Schwester, Maria Franziska, Witwe des Markgrafen Leopold, „pro admissione PP. Capucinatorum in Kippenheim“. Der Geistliche Rat stimmt zu (G 6313, 198): was sich in Ettenheim nicht verwirklichen konnte, soll nun hier geschehen. Am 15.04.1671 wird der Gemeinde Ettenheim geantwortet, der Bischof habe inzwischen die Erlaubnis zu einer Gründung in Kippenheim, das nur eine halbe Stunde weiter liegt, gegeben. Damit die Untertanen nicht zuviel belastet seien, reiche die „Mission“ in Kippenheim (Ibid., 204).

Am 08.07.1671 bitten die Kapuziner von Offenburg um die Zusendung einer Kopie des Reskripts des Bischofs an den Provinzial, in welchem er die Errichtung einer Residenz in Kippenheim erlaubt, um es in ihr Archiv einzuverleiben (Ibid., 248). Am 17.02.1672 bittet die Prinzessin um die Zusendung des Dekrets, nach welchem die Kapuziner, nach Erlangung der päpstlichen Genehmigung, in den Besitz ihrer Residenz („in possessionem domus missionariae in Kippenheim“) treten können. Sofort erhalten der Erzpriester und der Kämmerer des Ruralkapitels von Lahr die Befugnisse, die Kapuziner „in actualem, realem et personalem possessionem loci et domus missionariae“ einzuführen (Ibid., 330). Am 28.02.1674 bittet Pater Ernestus, Superior der Kapuziner in Mahlberg (bis jetzt war die Rede von Kippenheim), man möge seinen Mitbrüdern die Verwaltung der Pfarrei Kippenheim für ein Jahr anvertrauen, da der dortige Pfarrer in ihr Noviziat eintreten wird (Ibid., 567).

Der Abt von Allerheiligen verweigert am 10.06.1671 die Bezahlung des „subsidium charitativum“ für den Rückkauf der Grafschaft Oberkirch. Der Geistliche Rat bittet den Bischof, nicht darauf zu drängen, da der Prämonstratenser-Orden ihn in Rom verklagen könnte und der Bischof dort in „Disreputation“ kommen könnte; man rät ihm, mit dem Prälat zu verhandeln, damit er doch etwas beisteure („de moderata quota tractari „) (G 6313, 220).

Der Abt von Schwarzach unterbreitet dem Geistlichen Rat am 21.08.1672 etliche Klagen gegen den Markgrafen von Baden. Dieser usurpiere sein Jagdrecht in den Wäldern; er überlade auch seine Untertanen mit der Salzsteuer usw. Die Klagschrift wird weitergeleitet (Ibid., 393-394).

Das Pfarrhaus in Kappel am Rhein befindet sich am 31.08.1672 in einem ruinösen Zustand. Man sollte die Einkünfte des freistehenden Lehens Hag zur Reparatur benutzen; in Molsheim hat man einen teuren Voranschlag erhalten; man findet dort, die

Sache könnte durch einen Vertrauensmann billiger gemacht werden (Ibid., 396).

Die Beamten der Landvogtei Ortenberg wünschen am 14.09.1672, dass man einen Priester außerhalb der Stadt Offenburg einsetze, welcher in Notfällen die letzten Sakramente spenden könnte, damit man nicht einen Priester aus der Stadt rufen müsse (Ibid., 406).

Der Abt von Gengenbach unterbreitet am 22.03.1673 den neunjährigen Pachtvertrag der Kirchengüter von Nordrach dem Geistlichen Rat, welcher ihm einige Bemerkungen darüber macht (Ibid., 452, 460).

Die Kaplaneigüter von Ettenheim seien verloren gegangen; man rät dem Abt, einen Kaplan zu ernennen, welcher der Sache nachgehen wird (Ibid., 453).

Laurentius Scheffter, Kämmerer des Ruralkapitels Ottersweier, meldet am 04.04.1674, dass der Markgraf von Baden gesinnt sei, dem Klerus in seiner Herrschaft eine Kontribution zum Unterhalt der Soldaten aufzulegen; er bittet um Rat und Hilfe. Das soll nicht angenommen werden, weil der kirchlichen Immunität zuwider (G 6313, 585).

Am 04.04.1674 meldet der Prior von Schuttern das Ableben des Abts Blasius Sarway; die Abtswahl wird auf den 10.04. festgelegt (Ibid., 581).

Maria Franziska von Baden ist am 28.09.1677 mit dem Vertrag, der zwischen ihren Beamten und dem Abt von Gengenbach wegen der Kompetenz des einzusetzenden Pfarrers in Ichenheim getroffen worden ist, einverstanden. Leider ist der Name dieses ersten katholischen Pfarrers nach vielen Jahren nicht angegeben; es handelt sich aber gewiss um einen Benediktiner (Benedictus Dornbluth?) aus Gengenbach (G 6314, 1 vo).

Auf Klage des Priors und des Konvents von Ettenheimmünster gegen den P. Amandus, der unausstehlich ist, wird am 25.05.1678 dem Abt befohlen, diesen Mönch bis auf weiteres zu einem sicheren Ort außerhalb der Abtei zu bringen (Ibid., 17).

Am 19.04.1679 meldet Laurentius Schächter, Kämmerer des Ruralkapitels Ottersweier, im Namen des Klerus der Markgrafschaft Baden, dass die dortigen Beamten gesinnt seien, den Klerus so wie die Laien mit Steuern zu belasten. Da der Generalvikar sich nach Baden begibt, wird er sich der Sache annehmen (G 6316, 32 vo).

Erzpriester Haffner aus Offenburg wünscht am 28.11.1679 Auskunft über die Kompetenz in der neu errichteten Pfarrei Windschläg; es wird im Archiv darüber nachgeforscht (G 6314, 48).

Die Beamten der Edlen Röderer von Diersburg übersenden am 06.02.1681 Akten nach Molsheim, durch welche sie beweisen

wollen, dass sie zur Reparierung des Glockenturms in Schutterwald nicht gezwungen seien und dass diese Kosten immer durch den dortigen Kirchenpfleger bestritten wurden. Die Dokumente werden an den Grafen von Dahlberg weitergeleitet (G 6314, 84).

Am 30.04.1681 wird ein Schreiben von der Zaberner Kanzlei über eine Schuld von 6000 Gulden der Abtei Schwarzach zugesandt (G 6314, 91).

Der Abt von Schwarzach wundert sich am 18.09.1681, dass zwei oder drei seiner Präsentationen unbeantwortet geblieben sind. Man erklärt ihm aus Molsheim, dass eine schriftliche Präsentation nicht reiche; der Kandidat solle in allen Fällen persönlich vorsprechen, um examiniert zu werden und die Jurisdiktion zu erhalten (Ibid., 103).

Der Graf de Neveu setzt am 30.11.1686 die Kompetenz des zu ernennenden Pfarrers von Windschlag fest; dieser wird erhalten:

- In Wein: 36 Ohmen (24 Ohmen neuen Wein und 12 alten),
- in Geld: 24 imperiales (Reichstaler),
- in Weizen: 10 Viertel,
- in Roggen: 26 Viertel,
- in Gerste: 1 Viertel,
- in Holz: 10 Wagen,
- in Heu: genügend, um zwei Kühe zu erhalten.

Zudem stehen ihm drei Acker Feld zur Verfügung, welche von den Bauern bebaut werden (G 6315, 7).

Generalvikar Lambert de Laer organisiert am 15.12.1686 eine Sitzung des Consistoire in Oberkirch im Hof des Abts von Allerheiligen (G 6315, 8).

Am 07.01.1687 begab sich derselbe Generalvikar nach Zell am Harmersbach, um einen Konflikt zu schlichten; er hatte Mühe, Unterkunft zu finden. Der Stadtrat hatte sich nämlich erlaubt, dem Pfarrer von Nordrach eine Geldstrafe wegen Weinverkauf aufzubürden. Am andern Morgen begab sich der Generalvikar in eine neu errichtete Kapelle zum Morgengebet (Ibid., 9 ; 30). Das Urteil wird am 4. Juli gefällt (Ibid., 33)

Am 02. und 03.06.1687 fand eine Synode in Offenburg statt (G 6315, 28; 31).

Anton von Fürstenberg, Generalvikar Lambert de Laer und Jacobus Lipp, Erzpriester und Pfarrer von Haslach, haben sich „wegen jährlicher Ducaten pro indulto testandi“ für die fünf Thalpfarrer Wolfachischen Gebiets am 29.07.1687 verglichen (Ibid., 37).

Am 20.08.1687 sendet die Stadt Zell am Harmersbach eine „weitläufige Klagschrift ..., worinnen dieselbe ... angehalten umb Abschaffung deren Herren Religiosen von denen Zellisch, bottmässigen Pfarreyen, undt die wieder Ersetzung mit weltlichen Priestern“ (Ibid., 38, 42 u. 47). Am 10. Oktober wird der Abt verurteilt, seine Mönche „intra trimestre“ zurückzurufen (Ibid., 55-56).

Der Pfleger des Molsheimer Seminars verlangt am 10.12.1687 vom Abt von Schwarzach die Bezahlung einer Schuld von 400 Gulden, welche aus der Zeit des Schwedenkriegs (1632) herrührt, mit Androhung des Arrests auf die Einkünfte der Abtei in Dangolsheim (Ibid., 53).

Franciscus Christophorus Witsch, praetor, und Joannes Jacobus Geppert, als Pfleger des Spitals von Offenburg, präsentieren im Jahr 1680 Joseph Frantz zur Pfarrei Fautenbach (G 1422, 63).

## B. LAIEN

Am 20.03.1663 wird dem Pfarrer Ritt in der Wantzenau geschrieben, er solle nicht mehr dulden, dass Theobald Jehle mit einer gewissen Walburgis N., aus Freiburg, zusammenwohne; diese soll zu ihrem ersten Mann Johann Ortu (Orta?) Bohemum, zurückkehren (G 6311, 221).

Der Pfarrer von Schuttern wird am 28.05.1664 nach Molsheim zitiert, um ihn zur Rede zu stellen. Er hatte dem Jakob Freitag und der Dorothea Geswein erlaubt, außer der Diözese zu heiraten, obwohl schon ein Prozess deretwegen vor dem Konsistorium in Gang war (G 6311, 319).

Aumuller N., aus Ettenheim, hat Elisabeth Henninger geschwängert; der dortige Amtmann, Baro de Leyen, wollte einen Vergleich zwischen ihnen herstellen, konnte aber nichts erreichen. Nun bittet er, am 28.01.1671, man möge einen Kommissar senden, um exemplarisch gegen den Schuldigen vorzugehen (G 6313, 167).

Bamberger Catharina, Witwe aus Gamshurst, soll beweisen, dass ihr erster Mann gestorben ist, bevor sie nochmals vermählt werden kann (8.07.1671 (G 6313, 239; 252).

Beber(in) Anna, aus Haslach, ist am 04.02.1665 die Ursache einer Untersuchung durch den Erzpriester von Ettenheim (G 6312, 112 vo).

Bernkästel Joannes, oeconomus in Ettenheim, einerseits und Graf von Leü andererseits, machen Aussagen in einer uns nicht bekannten Affäre (G 6314, 113 vo).

Bundenast Joannes und Catharina Radloff (Kadloff?), aus Offenburg, werden am 17.09.1670 in einem juristischen Akt er-

wähnt; ein Vergleich zwischen ihnen soll stattfinden (G 6313, 107).

Burger Joannes, „civis in Grafenhausen“, bittet am 27.01.1666, man möge ihm erlauben, die zwei Kinder, „quas olim in adulterio genuit“, zu legitimieren (G 6312, 139 vo).

Burger Margaretha, „ex Burgen“, bittet am 06.02.1681, man möge den Amtschaffner in Ettenheim wegen Defloration und nachfolgender Schwangerschaft zur Bezahlung einer Aussteuer und der Alimenter für das Kind verurteilen (G 6314, 84: 85 vo).

Dieterlin Simon, aus Oppenau, verklagt am 26.11.1687 seinen Pfarrer, P. Chrysostomus Schreckenfuchs, wegen öffentlicher Beleidigung; er habe ihm seine Armut vorgeworfen und gesagt, er sei nicht würdig, unter den Ratsherren zu sitzen (G 6315, 48).

Dornecker Anna Catharina, aus Offenburg, solle sich mit einer Entschädigung von 30 Gulden (in puncto dotis) begnügen, meldet Erzpriester Haffner am 23.10.1680; es hat den Anschein, als hätte ihr Matthias Jehlin die Heirat versprochen und nicht gehalten (G 6314, 72).

Druchssdorf, Joannes Christophorus à, „praefectus superior in Ortenau“, erscheint in einem Streit wegen der Erbschaft eines Straßburger Kanonikers am 30.08.1617 (G 6303, 345).

Ensel Jacobus, aus Pflittersdorf, ist am 10.06.1682 in einen Prozess gegen die Pfarrer von Baden und von Ottersdorf verwickelt; er wünscht eine Intervention von Dr Wasserfas, „satrapa in Stollhofen“ (G 6314, 123 vo).

Ernst Margaretha, aus Schwarzach, hat ihren Gatten Jakob Ernst, „civis in Leibersthum (?)“, verlassen; beide werden nach Molsheim für den 17.09.1670 vorgeladen (G 6313, 112).

Fischer Christianus, Gastwirt zur Lilie in Oberkirch, bittet am 07.03.1687, man erteile seiner Tochter keine Dispens, damit sie den Franziskus Genner aus dem selben Ort heiraten könne, da sie im 4. Grad blutverwandt sind (G 6315, 23).

Fischhauser Susanna, aus Badenweiler, welche schon drei Jahre mit Michael Egle, „ex Jenneda prope Scheer“, gelebt hat, bittet am 06.05.1665, er solle sie heiraten oder ihr die Freiheit geben, einen anderen zu heiraten. Es wird ihm, außer den Unkosten, eine Strafe von 10 Livres auferlegt; sie erhält ihre Freiheit, aber beide müssen eine Pilgerfahrt zu dem Odilienberg unternehmen und dort eine Generalbeichte ablegen (G 63112, 39 vo-40).

Gepparet (?) Philippus, aus Gengenbach, wird am 19.03.1657 in einer Prozedur gegen Philipp Agricola, Pfarrer in Willgottheim (Elsass), erwähnt (G 6310, 63).

Göppert Joannes, aus Offenburg, beklagt sich am 23.07.1687 wider Ursula Mast(in), aus Oppenau, welche ihm, vor ihren El-

tern, die Heirat versprochen hatte; der Pfarrer hatte sie sogar eingesegnet. Nun will sie ihn nicht mehr heiraten. Am 26. November wird sie dazu verurteilt, „sub poena censurarum Ecclesiae“ (G 6315, 31; 43 u. 47).

Görger Adam, aus Hofweier, beklagt sich am 08.01.1687 gegen Martha, Tochter des Sebastian Kempff, aus Schutterwald, welche ihm die Heirat versprochen hatte und nun einen anderen heiraten will. Am 21.02. erscheint die Schuldige mit ihrem Vater und ihrem neuen Verlobten, Matthias Kempff. Die Schuldige gibt als Ausrede an, sie habe Görger in Abwesenheit ihrer Eltern zugesprochen und dem zweiten in ihrer Gegenwart. Da Görger zeitlich der erste war, soll sie ihn heiraten (G 6315, 12; 14).

Haug Felix, Lehrer und Sakristan in Renchen, wünscht am 24.07.1658, dass er eine Kompetenz wie vor dem Krieg erhalte (G 6310, 140).

Helm(in) Apollonia, ex Eberhausen Brisgoiae, wünscht als Einsiedlerin zu leben; am 04.09.1652 erlangt sie die Erlaubnis, ein Häuschen in einem Garten des Schultheißen von Benfeld, nicht weit von Huttenheim, bauen zu lassen, „ad vitam solitariam agendam“ (G 6309, 25 vo).

Herman Joannes Christophorus, „satrapa in Schwarzach“, entschuldigt am 30.04.1681 zwei dortige Benediktiner, welche nicht nach Molsheim gehen konnten (G 6314, 225).

Kempff Matthias, aus Schutterwald, hat den Generalvikar Lambert de Laer in Offenburg auf der Straße, als er in die Kirche ging, angehalten, weil eine gewisse Martha Kempff, aus dem selben Ort, ihn nicht heiraten will, obschon sie eine Summe Gelds angenommen hat; er wird am 30.11.1686 gebeten, die Sache schriftlich vorzubringen (G 6315, 6).

Kessler Justina beklagt Benedictus Rulthi (?), scriba (Schreiber, Stadtschreiber?) in Gengenbach, welcher der Vater ihres Kindes sein soll; in Molsheim teilt man diese Ansicht nicht (G 6311, 54).

Kieffer Christoph Konrad, Ratsherr (justitiarius) in Oppenau, verklagt am 26.11.1687 seinen Pfarrer, P. Chrysostomus Schreckenfuhs, welcher ihn von der Kanzel herab angeklagt habe, in dem Winckelwirthshaus zum Hirschen Klagschriften gegen den Pfarrer aufgesetzt zu haben (G 6315, 49).

Kilbrun Joannes Ehrhardus, aus Freiburg, wird ab 18.12.1656 öfters in einem Prozess gegen die Erben Walther, und nämlich den Oberschaffner Heinrich Andreas Scherer, in Molsheim, erwähnt (G 6310, 52 vo).

Kugeler Joannes Balthasar, aus Breisach, möchte am 27.11.1658 ins Molsheimer Alumnat (Seminar) angenommen werden, doch mit der Möglichkeit, seine Kosten zurückzuzahlen im Falle seines Austritts aus der Diözese. Es wird ihm geantwor-



tet, dass er nur unter den üblichen Bedingungen angenommen werden kann (G 6310, 167 vo).

Kügelin Johannes, aus Offenburg, ist der Bruder des Pfarrers und Erzpriesters von Marckolsheim, Balthasar. In für uns nicht klaren Umständen, offenbar auf der Jagd, hat er Jacob Herrenberger, Pfarrer in Mackenheim, tödlich verletzt („casu fortuito ... sclopo transivit“) (G 6303, 67 vo). Am 02.10.1613 wird er vom bischöflichen Rat verurteilt. Erstens muss er 10 Livres bezahlen und sechs Monate im Kerker von Dachstein verbringen (G 6304, 29 vo-30); sein Bruder muss seinen Unterhalt bezahlen (Ibid., 56). Später soll er dann drei Sühnewallfahrten, „nudis pedibus“, tun: von Dachstein bis zum Dompeter, von Molsheim zu dem Odilienberg und von Marckolsheim nach Drei-Ähren (Trois-Epis); an diesen Orten muss er einer Totenmesse für sein Opfer beiwohnen (Ibid., 67 vo).

Leffler (Loeffler?) Anna, aus Kappel, war mit Matthias Gerhart, aus Rhinau, verheiratet. Acht Monate nach der Hochzeit ist sie mit einem anderen Mann fortgezogen. Am 08.02.1679 bittet ihr ehemaliger Gatte, wegen dem zugefügten Unrecht und den Unkosten, all ihren Besitz in Kappel unter Arrest zu stellen. Dem Amtmann in Ettenheim wird der Befehl dazu gegeben und die Schuldige wird nach Molsheim zitiert (G 6314, 25 vo).

Lehmann Maria, aus Harmersbach, welche die Dispens für Konsanguinität nicht erhalten hat, lebt mit einem Mann (20.11.1608) (G 6302, 180 vo).

Lützer(in) Waldburgis, aus Freiburg, wird für den 03.09.1665 nach Molsheim wegen Bigamie vorgeladen (G 6312, 78); Theobaldus Jösel wird in derselben Affäre für den 24.09. nach Molsheim zitiert (Ibid., 97 vo).

Messerschmidt (Petrus [?], Steuereinnnehmer in Oberkirch, verlangt mehr als 105 Gulden vom Propst Pillman (in Surbourg?) (G 63143, 99 vo).

Meyer Dorothea, aus Stadelhofen, prozessiert gegen den dortigen Müller, Johann Waltz, welcher ihr die Heirat versprochen hatte und nun eine reichere heiraten will, um seine Mühle behalten zu können (G 6315, 74).

Meyer Meinradus, „chirurgus Friburgensis“, verlangt am 15.12.1666 die versprochene Zahlung von 10 Gulden durch Udalricus Brommer, Pfarrer in Diebolsheim, welcher ihm 30 schuldet (G 6312, 243 vo).

Mixel Daniel, aus Bühl, prozessiert am 13.07.1667 gegen Dominicus Gutmann, Pfarrer in Ettendorf, wegen einer Scheidung (G 6312, 307 vo).

Müller Margaretha, aus Waldulm, beklagt Johann Jakob Volmer, „hospitem ad hircum in Gersbach prope Oberkirch“,

welcher ihr die Heirat versprochen hatte, und sich nun mit seiner Magd, welche er geschwängert hat, vermählen will. Anscheinend hat Pfarrer Kistner aus Oberkirch schon die Proklamationen verlesen. Die Hochzeit wird vertagt, bis der Schuldige der Klägerin Recht getan habe (G 6315, 73).

Müller Rosina, Witwe des Johann Konrad Weber ex Ettenheim sive Ringsheim(b), erhält am 15.07.1665 die Erlaubnis, sich wieder zu vermählen (G 6312, 72 vo).

Nickel Johann, aus Oberachern, wird am 16.09.1688 von Anna-Maria Siffermann, aus Sasbach, angeklagt: er habe ihr einen Gulden als Angeld für ihre zukünftige Hochzeit gegeben: er hingegen behauptet, das Geld sei für die Herstellung eines Hemdes gegeben worden. Da die Pfarrer der beiden Orte Stellung für ihre Pfarrkinder genommen hatten, werden sie schroff abgefertigt: sie sollen die Affäre der Justiz unterbreiten und sich um ihre Sachen kümmern: „agant quae sua sunt“ (G 6315, 78).

Noch Johannes, und Maria, Witwe des Johann Kieffer, aus Urloffen, erhalten am 8.11. 1679 die Erlaubnis, sich zu vermählen (G 6314, 44).

Osthauser Mauritius, ehemaliger Lehrer in Ulm, nun in Durbach, verlangt am 14.10.1659 seinen noch ausstehenden Lohn von der Pfarrei Ulm und Erlach (G 6310, 239 vo).

Reimbolt Fridericus, Lehrer in Mahlberg, wird von Pfarrer Wilser in Kippenheim beschuldigt, ketzerische Katechismen zu benutzen. Der Erzpriester von Ettenheim wird beauftragt, eine Untersuchung einzuleiten, den Lehrer zu strafen, oder, wenn nötig, ihn abzusetzen (G 6311, 318).

Ruebold Michael und Ursula Drapp(in), aus Schwarzach, welche schon ein Jahr verlobt sind, wollen sich nicht mehr vermählen, meldet ihr Pfarrer am 12.07.1689. Beide werden vorgeladen; inzwischen ist der Verlobte verschwunden: er hat sich bei der kaiserlichen Armee „pro servitio navali“ gemeldet (G 6315, 87-88).

Rumelin Johannes, „scriba iudicii in Achern“ (vielleicht Niederachern), ist bezeugt am 13.12.1628 (G 6307, 261 vo).

Saclar Ludovicus, aus Sinzheim, beklagt am 23.07.1697 Andreas Becker wegen einer Schuld von 9 Gulden 12 Pfennig (G 6315, 32).

Schillinger Johann Georg, aus Freiburg, Priester der Diözese Konstanz, wird am 25. Mai 1618 als Frühmesser in Molsheim angenommen und bleibt es bis 1625. Er soll jedoch die „litterae dimissoriales“ seines Bischofs vorlegen und die Straßburger Agenda fleißig studieren (G 6303, 398 u. 403). Später wird er Vikar am Hohen Chor in Straßburg. Am 18. März 1623 vermählte sich seine Schwester Maria-Magdalena, offenbar in Molsheim, mit Johann Hager, Schaffner der „Thumbcustorey Hoher Stifft Strassburg“ (E 5723, 323-325).

Schlitzweck Anna Barbara, geborene Metzger, Witwe aus Freiburg, bittet am 04.06.1664, dass man den Weihbischof (Gabriel Haug) dazu bringe, eine Schuld von 51 Gulden 4 Schilling, welche schon vier Jahre aussteht und welche sein Neffe Vitus de Wal (Delavalle <sup>9</sup>), als er in Freiburg studierte, „pro victu“ hinterlassen hat, zu tilgen (G 6311, 319). Der Insiegler wird am 07.01.1665 gebeten, einen Brief der Stadt Freiburg, mit selbem Inhalt, dem Weihbischof einzuhändigen (G 6312, 2 vo). Am 21. desselben Monats kommt ein dritter Brief deswegen in Molsheim an: der Geistliche Rat ist der Meinung, man solle die Rückkehr von Guy Delavalle aus Frankreich abwarten (Ibid., 5 vo).

Schönknecht Zacharias, aus Offenburg, wird am 30.01.1680 in einem Brief des dortigen Magistrats an den Geistlichen Rat als Verleumder angegeben. Wie wir es später erfahren werden, ist ein Streit wegen der Verlassenschaft des Erzpriesters Johann Haug zwischen ihm und seinem Verwandten Adam Solinger (Seelinger) entstanden (G 6314, 33 vo; 101 vo). Am 26.11.1681 mischt sich Eschenbruch, syndicus des Magistrats von Offenburg, im Namen desselben, in die Affäre; die Akten werden dem Dekan Mixel in Neuwiller unterbreitet (Ibid., 106). Ein Verhör wird für den 21.01.1682 festgesetzt (Ibid., 109 vo) und die Affäre dauert an (Ibid., 122 vo).

Schönmann Georgius, aus Oberkirch, wird am 21.01.1682 als Lehrer in Ulm angenommen (G 6314, 112 vo).

Schuffler Catharina, aus Altschweier, beklagt sich am 16.05.1687 über Georgius Kraut, aus Affental, welcher sie geschwängert hat und sie nicht heiraten will. Er wird verurteilt, das Kind während zwei Jahren zu ernähren (G 6315, 25-26).

Schweizer Eva, aus Harmersbach, erhielt am 29.05.1598 die Absolution vom Generalvikar Venradius. Sie hatte sich mit Mathaeus Bruder, der inzwischen gestorben ist, vermählt, ob schon sie verwandt waren, ohne eine Dispens verlangt zu haben (G 6301, 5).

Siber Martin, aus Offenburg, verlangt am 31.07.1631 aus der Verlassenschaft des verstorbenen Balthasar Kügelin, ehemaliger Pfarrer von Marckolsheim und Obernai, seines Verwandten (affine), 100 Gulden (G 6308, 138 vo).

Sinz Laurentius, aus Offenburg, hat ein Kind durch den Pastor taufen lassen; es wird ihm eine Strafe von 12 Livres, ohne die Kosten, auferlegt; er soll auch eine Wallfahrt, mit Beichte und Kommunion, auf den Odilienberg machen (G 6312, 55).

Sturmeck(h) Sixtus, aus Freiburg, verlangt Möbel aus dem Nachlass des ermordeten Pfarres von Mackenheim, Jacobus Herrenberger (G 6303, 108 vo).

Sutor Georgius, „civis Friburgensis“, bittet, man zwingt den Pedell (des Geistlichen Gerichts), eine Schuld von 7 Gulden, welche sein Sohn hinterlassen hat, zu bezahlen (G 6311, 82).

Trauttmann Caspar, aus Offenburg, wird als Schreiber bei Notar Georg Will in Molsheim, vom 11.11.1604 (G 6301, 119) bis 18.02.1605, bezeugt.

Ungerer Johann Andreas hat gewiss an der Universität Freiburg studiert: am 14. März 1615 schicken „Rector, Regentes Academiae Friburg“ einen Brief („literae intercessoriales“) zu seinen Gunsten an den bischöflichen Rat (G 6303, 165).

Am 07.11.1663 schreibt der Baro de Pfirdt, in Freiburg wohnhaft, um zu bitten, dass der Herr Vöringer gezwungen werde, Ursula Gernsin zu heiraten oder zu entschädigen: er habe ihr versprochen, sie zu heiraten, und hat sie geschwängert. Der Geistliche Rat solle ihm nicht erlauben, eine Tochter König, in Molsheim, zu heiraten (G 6311, 264 vo).

Vogel Katharina, aus Schwarzach, beklagt sich am 09.12.1688 gegen Ignaz Wich, der sie geschwängert hat und sie nun nicht heiraten will; er behauptet, er habe ihr nie die Heirat versprochen. Er wird verurteilt, sie zu heiraten oder für den Unterhalt des Kindes zu zahlen; für die Defloration muss er ihr 30 Gulden geben. Natürlich gehen die Gerichtskosten auch auf sein Konto (G 6315, 80; 81; 83).

Vogt Michael, aus Ettenheim, verlangt am 30.11.1686 die Scheidung (G 6315, 7).

Walter Jacobus, aus Oppenau, welcher sich mit Gertrud Huber vermählen möchte, wird am 24.09.1687 von Salome Hofer angeklagt: er habe ihr schon vor vier Jahren versprochen, sie zu heiraten (G 6315, 39). Am 16. Oktober liefert der Angeklagte Zeugenaussagen gegen die Hofferin (Ibid., 41); doch der Pfarrer, P. Chrysostomus Schreckenfuchs, nimmt Stellung für sie (Ibid., 43); deswegen wird am 29.11. Walter verurteilt, sie zu heiraten (Ibid., 48).

Weber Georg, aus Fautenbach, hatte Barbara Dietrich geschwängert und die Sache sollte zu einer Hochzeit führen; doch nach der zweiten Proklamation wollte er sie nicht mehr heiraten. Pfarrer Zenger meldet den Sachverhalt am 09.03.1679 und beide werden nach Molsheim zitiert (G 6314, 27 vo).

Werniskau Joannes Jacobus, Ratsherr in Offenburg, wünscht, dass Dr. Buess wegen Schmähworten ihm gegenüber verurteilt werde (G 6313, 511).

Wich Christophorus wird am 18.09.1680 als Lehrer in Iffezheim angenommen (G 6314, 71).

Widman Johann Georg, hospes ad cervum in Oppenau, verklagt am 26.11.1687 seinen Pfarrer, P. Chrysostomus Schrecken-

fuhs, welcher gesagt habe, sein Wirtshaus sei ein Winckelhaus (G 6315, 49).

Wigert Joannes Jacobus, Metzger aus Oberkirch, hat mit Elisabeth Scheck(in) ein Kind erzeugt und wurde im Frühjahr 1672 nach Molsheim vorgeladen; er ist inzwischen nach Schwaben gezogen (G 6313, 345).

Wolk Jacobus, aus Hofweier, war mit Anna-Maria Pfaffheusler verheiratet; am 19.01. 1678 wird ihre Vermählung „ob impotentiam“ als nichtig erklärt (G 6314, 4). Viel später, am 22.05.1687, will er eine gewisse Veronica Huber heiraten, was ihm nicht gestattet wird; die genannte Veronica soll sogar, aus uns nicht begreifbaren Gründen, aus dem Ort gejagt werden (G 6315, 3).

Ziegler Mathiß, Anna und Ursula, in Emmendingen, werden von ihrem Bruder, Hanß Ziegler, Bürger in Molsheim, am 20.11.1606 als Erben eingesetzt (G. 6301, 188).

Am 26. Juli 1617 ist die Rede von einer gewissen Ursula in Harmersbach, Köchin (focaria), welcher der Fiscal des Bistums 9 Gulden überreichen wird, „pro omni praetensione“, mit dem Zusatz, sie solle forthin alle Verleumdungen und Beschimpfungen meiden (G 6303, 338).

Eine gewisse Barbara, aus Freiburg, ist Köchin bei Michael Glie, Pfarrer in Bremthal, welcher ihr um 1632 ein Haus in Freiburg gekauft haben soll (G 6308, 161).

(Anmerkungen siehe Folgeseite)

## Anmerkungen

- 1 *Simpliciana*. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, XXV (2003), 277–378 ; XXVII (205), 213–308.
- 2 Im Kaufvertrag erscheinen: „– Hanß Wolff Erhat, Bürgermeister, – Michael Klar und Albrecht Nidstetter, geschworene der Kirche und Caplaneu gefelle in Underachern, auch mit Thun der übrigen von der gemeind gesetzten zwölffer“.
- 3 Alle Käufer werden genannt: Andreas Heitz, Daniel Krauß, Michael Klein, Jacob Kopff, Georg Schantz, Georg Bernhardt junior, Hanß Lipß, Matheus (Sun?), Michael Kienzler, Georg Schneider, scultetus, Georg Schantz, Michael Weiß, Martin Lüpß, Georg (fier?).
- 4 Dieser erscheint schon am 22.02.1655; er prozediert mit einem Juden in Dachstein, auch Nathan genannt, welchem er 400 Gulden verspricht; darunter befindet sich ein Schuldbrief von 300 Gulden „apud Judaeos in Ettenheim, de quo singulis annis 30 fl. per terminos petuntur“. Diese 400 Gulden entsprechen scheinbar der Mitgift der Frau des Nathan von Dachstein, welche gewiss eine Verwandte des „Nathan Francus Catechumenas“ aus Ettenheim ist (G 6309, 90). Dieser Jude stammte aus Würzburg und hieß später François-Philippe Freywillig.
- 5 Jean-Frédéric Daham, aus Guebwiller, ist als Pfarrer von Wolxheim gestorben (Louis Kammerer, *Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792*, Strasbourg, 1983, N° 933).
- 6 Siehe: Wolfgang MÜLLER, *Das Kapuzinerkloster in Oppenau*, in: *Die Klöster der Ortenau*, 507–511.
- 7 Siehe: Wolfgang MÜLLER, *Kapuziner in Mahlberg*, in: *Die Klöster der Ortenau*, 512–521.
- 8 *Ibid.*, 514.
- 9 KAMMERER, *op. cit.*, N° 989.

## Gertrud von Ortenberg – eine vergessene Heilige

Eugen Hillenbrand

Wie kann man nur eine Heilige vergessen? – War Gertrud überhaupt eine Heilige? Im amtlichen Verzeichnis aller von der Kirche anerkannten Heiligen, dem *Martyrologium Romanum*, ist ihr Name nicht enthalten.<sup>1</sup> Es wurde 1583 von Papst Gregor XIII. veröffentlicht, im Rahmen von Ordnungsmaßnahmen, die er während seines dreizehnjährigen Pontifikats auf verschiedenen Feldern des kirchlichen Lebens ergriffen hat.

- 1580 ließ er alle authentischen Rechtssammlungen der Kirche zu einem neuen Corpus zusammenfassen und veröffentlichte sie unter der Bezeichnung *Corpus Iuris Canonici* als das bis heute maßgebliche Rechtsbuch.
- 1582 ersetzte er den seit Cäsar gültigen Julianischen Kalender durch einen neuen nach ihm benannten Gregorianischen Kalender, indem er das Jahr 1582 einfach um zehn Tage kürzen und auf den 4. Oktober gleich den 15. Oktober folgen ließ. (Es dauerte noch Jahrhunderte, bis sich alle europäischen Länder dieser päpstlichen Entscheidung gefügt hatten; Russland machte erst im Februar 1918 aus der großen Oktoberrevolution (25.10.1917), die noch nach dem Kalender des alten Stils gezählt wurde, die Novemberrevolution (7.11.) nach dem neuen Stil.)
- 1583 legte Papst Gregor das *Martyrologium Romanum* vor, das fortan bestimmte, wer von der Kirche als Heilige(r) anerkannt war und wer nicht. Die amtliche Sammlung musste bereits ein Jahr später revidiert werden; es waren doch zu viele Einsprüche gegen die rigorosen Kürzungen eingegangen.

Mit diesen und ähnlichen Maßnahmen suchte der Papst das Gestrüpp jahrhundertealter Traditionen zu durchforsten und zu rechtzuschneiden. Dabei war gewiss einiges dem Schnitt zum Opfer gefallen, aber die Neuordnung brachte auch eine überschaubare Systematik und Regelmäßigkeit mit sich, die bis heute wirksam ist.

### Heiligenverehrung und Heiligsprechung

In Sachen Heiligenverehrung sollte das *Martyrologium* die Spreu vom Weizen trennen und nur den darin aufgenommenen Heiligen das liturgische Gedächtnis sichern. Gertrud von Ortenberg kam darin nicht vor. Sie war vergessen – zumindest amtlich.

Doch blieb neben dem offiziellen Heiligenverzeichnis eine überreiche Tradition literarischer hagiographischer Texte auch weiterhin lebendig, die an große und kleine, erfundene oder erwünschte Lokalheilige erinnerten.

Solche Texte lagen in vielen Versionen unter verschiedenen Gattungsbezeichnungen vor:

*Passiones martyrum*, Leidensgeschichten der Märtyrer;

*Vita Sancti/ae*, die Geschichte eines heiligmässig geführten irdischen Lebens;

*Inventio, Elevatio und Translatio*, die Geschichte der Auffindung, Erhebung und Überführung der Reliquien eines Heiligen;

*Miracula Sancti/ae*, die Erzählung von Wundern, die auf das Einschreiten eines/r Heiligen zurückgeführt wurden.

Die Fülle solcher hagiographischen Quellen wurde, zumindest was ihre Zugkraft ausmachte, überstrahlt von der Sammlung eines gelehrten Bettelordensbruders, der in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts die *Legenda Aurea* verfasst hatte.<sup>2</sup> Sein Werk erreichte eine beispiellose Verbreitung in ganz Europa. Noch heute bezeugen weit über tausend Handschriften die Beliebtheit der *Goldenen Legende*. Selbst noch am Ende des Mittelalters überstieg die Zahl ihrer Frühdrucke diejenigen der Bibel. Da wurden vielerlei Klischees, stereotype Szenen und Wunder verwertet und heiliges Leben sozusagen von der Stange angeboten. Die dünne historische Substanz und die literarische anspruchslosigkeit konnte trotzdem ihren gewaltigen Einfluss auf Literatur und Kunst nicht mindern. Bis in die Zeit unserer Eltern gehörte die *Legenda Aurea* eigentlich in jede katholische Familie.

Schon im 14. Jahrhundert hatte die Ordensleitung erhebliche Bedenken gegen die unkritische Darstellung der Heiligenbiographien geäußert. Und 150 Jahre später verbot kein Geringerer als Nikolaus von Kues seinem Klerus in Brixen, diese „abergläubischen Dinge“ in den Predigten zu verwenden. Luthers Urteil lautete 1540 knapp: „*Es ist wenig Gutt's drin.*“ Schon vorher griff er vorreformatorische und humanistische Ansätze auf und veröffentlichte eine kleine lateinische Schrift mit dem Titel: „*Die Lügend von St. Johanne Chrysostomo.*“<sup>3</sup> Er versah sie mit ironischen, teilweise auch recht groben Randbemerkungen, die durchweg auf den Ton abgestimmt waren: Die ganze Legende ist eine Sammlung von Lügen, eine Lügende.



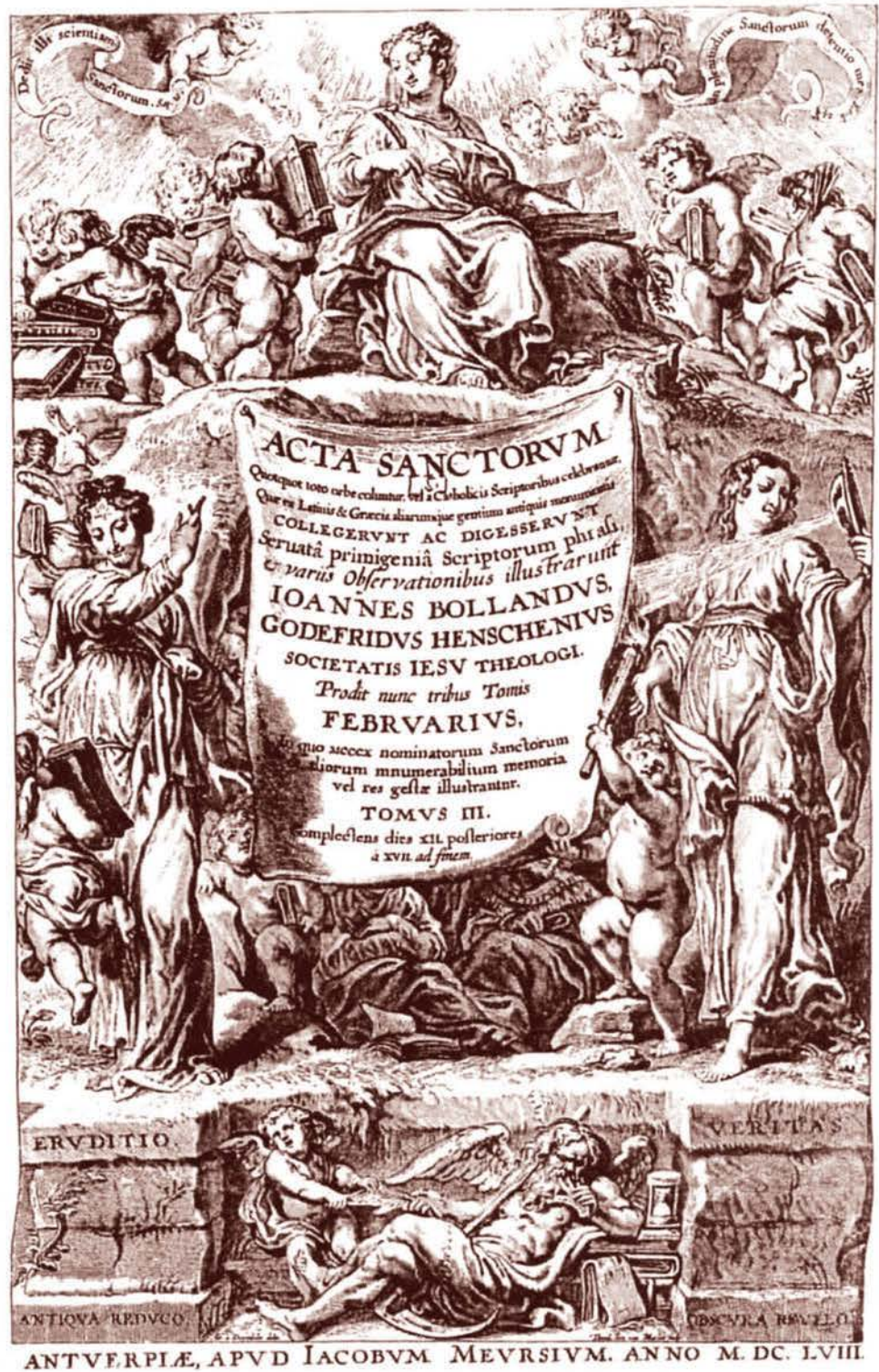
### Wahrheit und Gelehrsamkeit – eine kritische Bestandsaufnahme hagiographischer Tradition

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts fasste eine Arbeitsgruppe von Jesuiten in den südlichen, also katholisch gebliebenen Niederlanden den Plan, die Lebensgeschichten der Heiligen durch eine text- und überlieferungskritische Aufarbeitung vor der pauschalen Ablehnung durch die Protestanten und den rationalistischen Zeitgeist in Schutz zu nehmen.<sup>4</sup> In der großen religiösen Bewegung der Gegenreformation kam es ihnen darauf an, die Verehrung der Heiligen zu verteidigen. Dazu wollten sie das wuchernde Gestrüpp legendarischer Phantastereien durchforsten, um die reinen Fakten offenzulegen.

1607 arbeitete ein Jesuit aus dem Antwerpener Ordenshaus einen Prospekt zur Herausgabe hagiographischer Texte aus, wobei er sich auf niederländische Bibliotheken konzentrieren wollte. Es dauerte aber noch einmal über 25 Jahre, bis der Ordensbruder Jean Bolland († 1665) das bisher gesammelte Material geordnet und der Sammlung eine feste Struktur gegeben hatte. Es sollten alle Heiligen, zu denen es Zeugnisse gibt, vorgestellt werden, auch wenn sie nicht ins offizielle Martyrologium aufgenommen waren. Sie sollten kalendarisch nach ihren Festtagen geordnet werden, beginnend mit dem 1. Januar.

1643 erschienen in Antwerpen die beiden ersten Bände zum Monat Januar, 1658 die drei Februarbände. Ihr Titel: *Acta Sanctorum*. Das großzügig gestaltete Titelblatt spiegelt den Anspruch der Herausgeber wider. Ins Deutsche übersetzt heißt es da: „Die Taten der Heiligen, wie viele auch immer auf dem ganzen Erdkreis verehrt und von den katholischen Schriftstellern verherrlicht werden. Diese haben die Theologen des Jesuitenordens, Johannes Bollandus und Godefridus Henscius, aus alten Zeugnissen der Lateiner, Griechen und anderer Völker gesammelt und geordnet. Es folgt nun in drei Bänden der Februar, worin das Andenken und das Handeln von 1310 namentlich aufgeführten Heiligen und zahlreichen anderen erhellt werden.“

Drei große Figuren rahmen das breite Schriftband ein: Oben sitzt ein Schreiber, dem viele Bücher zugereicht werden; rechts hält eine weibliche Gestalt ein Brennglas als Sinnbild der Transparenz, begleitet von einem Putto mit brennender Fackel, Symbol des Lichtes; links liest ebenfalls eine weibliche Figur in einem Buch und verbindet mit großer Geste den heiligen Text mit den angekündigten Heiligenleben. Beide Figuren stehen auf Sockeln, in die als Leitlinien der hagiographischen Arbeit eingemeißelt sind: *Eruditio* (Gelehrsamkeit) und *Veritas* (Wahrheit).



Titelblatt der ACTA SANCTORUM, in deren 3. Februar-Band von 1658 Gertrud von Ortenberg Erwähnung gefunden hat.

Bis zum Jahre 1794 erschienen 53 voluminöse Foliobände, und doch war man im Heiligenkalender erst beim Oktober angelangt. Dann stagnierte das Unternehmen, bis es 1837 als *Societas Bollandiana* wiedererrichtet wurde, nun am Jesuitenkolleg in Brüssel. Es folgten bis 1940 noch weitere 17 Bände bis zum 10. November. Fast dreihundert Jahre lang arbeiteten zahlreiche Jesuiten an dem größten Editionsprojekt zur alteuropäischen

Geschichte, der Rest aber fehlt noch immer: die *Acta Sanctorum* werden ein Torso bleiben. Ich will mit dieser kursorischen Übersicht zwei Aspekte hervorheben: 1. Die schier endlose Fülle von Zeugnissen der Heiligenverehrung seit der Apostelzeit. 2. Das ernsthafte Bemühen, diese Tradition kritisch zu sichten und zu ordnen.

Zu den ersten Mitarbeitern der *Acta Sanctorum* zählte der Jesuit Johannes Gamans.<sup>5</sup> Er war in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts als Feldgeistlicher in der belgischen Ordensprovinz tätig: Dort wurde er rasch einer der eifrigsten Bollandisten, indem er in alten Bibliotheken hagiographische Werke aufspürte, um sie der Bibliothek seiner Societas einzugliedern. Vermutlich erwarb er auch im Straßburger Dominikanerinnenkloster St. Nikolaus in undis eine Handschrift mit Viten dreier Frauen des 14. Jahrhunderts, Gertruds von Helfta († 1302), Katharinas von Siena († 1380) und Gertruds genannt die Rickeldegen, von Ortenberg († 1335).

Diesem Umstand verdankt unsere Gertrud, dass sie nicht ganz vergessen wurde, wenn auch fast erdrückt von den mächtigen Folianten des Jahrhundertwerks. Im 3. Februar-Band von 1658 reiht Gamans sie unter die Heiligen der Kirche ein mit Name, Herkunft und Stand: *Gertrudis Ortenbergica vidua Ordinis sancti Francisci* – Gertrud von Ortenberg, Witwe, aus dem Orden des heiligen Franziskus.<sup>6</sup> Als Motiv für die Aufnahme in den Heiligenkalender führt er an, dass sie bei den Offenburgern in der Ortenau im südlichen Schwaben in hoher Wertschätzung stehe: *in magna existimatione*. Wohlbemerkt: Es heißt nicht *in veneratiōne*, was der geläufige Ausdruck für die Heiligenverehrung wäre.

Aber wichtiger als dieser Hinweis auf die Volksfrömmigkeit sind dem Historiker zwei andere Zeugnisse: Zum einen ein Grabstein auf dem Klosterfriedhof der Franziskaner. Darauf befindet sich Gertruds Bild eingemeißelt mit folgender Inschrift, die in deutscher Übersetzung lautet: „Am 23. Februar 1335 wurde unter diesem Grabhügel Frau Gertrud, die Ehefrau des verstorbenen Herrn Rickeldeigin, bestattet. Wahrerin der Tugenden (*cultrix virtutum*), durch inständiges Gebet Beschützerin (*protegens*) Offenburgs vor vielfältigen Gefahren, mach es auch weiterhin, wir bitten dich.“ Das zweite und wohl entscheidende Zeugnis ist für Gamans die schon erwähnte Vita, die bald nach Gertruds Tode in deutscher Sprache aufgeschrieben wurde. Den Titel übertrug er aus dem Mittelhochdeutschen in die Gelehrtensprache Latein. In der Handschrift heißt es: *Dis ist von dem heiligen Leben der seligen frowen genant die Rickeldegen, und waz groze wunder unser lieber her mit ir gewürcket het. Und mit irme eigen namen wz sū Gerdrut genant.*<sup>7</sup>

Hält die hier groß angekündigte Lebensbeschreibung dem neu entwickelten Niveau der Quellenkritik stand? Diese fordert von einer rechten Hagiographie, die Anspruch auf Wahrheit erhebt und nicht einfach fromm fantasiert, dass sie dem alten, seit der Antike gültigen Grundsatz gerecht wird: Der Geschichtsschreiber darf nur das niederschreiben, was er selbst gesehen oder von zuverlässigen Zeugen erfahren hat. Der Bearbeiter des Lexikon-Artikels stellte dazu fest: „Die Schreiberin der Vita versichert, dass sie alles genau so ihrer Feder anvertraut hat, wie es ihr Heilke von Staufenberg als Augenzeugin berichtet hatte. Diese war engstens mit der seligen Gertrud vertraut, sie hat zusammen mit ihr die Profess auf die Regel abgelegt. Sie war die unzertrennliche Gefährtin ihres regelgemäßen Lebens (*vita regularis*) und hatte sich deren Tugend zum Vorbild genommen.“

Gamans rechtfertigt hier seine Entscheidung, die Vita Gertruds als ernstzunehmendes Zeugnis eines Heiligenlebens in die Sammlung aufzunehmen, mit Aussagen, die er im Text selbst fand. (Ich habe das Wort *Scriptor* mit „Schreiberin“ übersetzt, weil es an einer Stelle eindeutig heißt: *Dis ist mir selber begegnet mit ir, i c h, d i e diese legende zu dem ersten geschriben hab.*)

Diese Authentizität genügte aber dem Jesuiten Gamans noch nicht. Er betrieb Feldforschung und reiste persönlich nach Offenburg. Das bot sich ihm geradezu an, da er von 1640 bis 1649 als Prinzenenerzieher bei dem katholischen Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden tätig war.<sup>8</sup> Es war ausgerechnet in jenen Jahren, in denen das Oberrheingebiet besonders schwer unter den verheerenden Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte. Gerade 1639 suchte ein protestantisches Heer erneut Offenburg durch einen nächtlichen Überfall einzunehmen. Aber da sei, so berichtet eine Legende, die heilige Ursula auf der Stadtmauer erschienen und habe die Stadt gerettet.<sup>9</sup> Einige Jahre vorher hatten die Stadtväter dieselbe Heilige schon einmal durch Bittprozessionen um Hilfe angerufen. Damals noch ohne Erfolg, nun aber umso wirkungsvoller. Jedenfalls haben die Offenburger Bürger spätestens in den Wirren der Dreißigjährigen Krieges ihre Beschützerin gewechselt; sie hatten Gertrud kurzerhand durch Ursula ersetzt, und so ist es bis heute geblieben.

Das hielt freilich den gelehrten Gamans nicht davon ab, weiterhin den Spuren der heiligen Gertrud nachzugehen. Er war eben, wie erst jüngst in einer Untersuchung über „Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert“ festgestellt wurde, „die zentrale Vermittlungsfigur für die Materialbeschaffung in den süddeutschen Territorien“.<sup>10</sup> Nach Offenburg aber war er nicht gereist, um neues Material zu finden – die Heiligenvita kannte er ja bereits – , sondern um das, was er schon gefunden hatte, persönlich

an Ort und Stelle nachzuprüfen (*accurate perquirere et coram inspicere*): zu prüfen, ob denn die Erzählungen der Vita mit den lokalen Gegebenheiten tatsächlich übereinstimmten. Gamans konnte damals noch die mittelalterliche Klosterkirche der Franziskaner in Augenschein nehmen, bevor diese 1689 niederbrannte. Und er konnte auch den Klosterfriedhof mit Gertruds Grab besuchen, das sich wohl neben dem Chor östlich der Lange Straße befand.

Zudem sprach er beim damaligen Pfarrer Adam Hafner vor, um auch von ihm Informationen zu erhalten. Diese blieben allerdings zwiespältig: Gertrud sei gewiss eine Selige und Heilige (*beata et sancta*) und habe auch so gelebt. Ihr Kult habe sich dennoch nicht durchgesetzt, wegen der „Gleichgültigkeit späterer Generationen“ (*incuria posteriorum*). Das sei der Grund, warum sie noch nicht in den offiziellen Heiligenkanon aufgenommen sei.

Der Offenburger Pfarrer machte den Jesuiten auch auf ein kirchenrechtliches Problem aufmerksam: Er unterschied zwischen „selig“ und „heilig“. Kirchenrechtlich bedeutete Seligsprechung damals nur eine begrenzte Verehrung durch eine bestimmte Ortskirche oder ein bestimmtes Land, im Gegensatz zur Verehrung in der gesamten Weltkirche nach einer offiziellen Kanonisation durch den Papst.<sup>11</sup>

Lange Zeit war die Heiligsprechung kein offizieller Akt der Kirche, sondern der Kirchengemeinden. Die Christen entschieden selbst durch den Grad ihrer Verehrung über den „Ruf der Heiligkeit“. Um Missbräuchen entgegenzuwirken, begannen zuerst die Bischöfe, den Kult zu regulieren, auch wenn ihre Dekrete nur schmückendes Beiwerk blieben.

1179 entschied Papst Alexander III., dass fortan die Heiligsprechung allein dem Apostolischen Stuhl vorbehalten bleibt. Der Anlass war höchst banal. In Schweden verehrte man nämlich einen Heiligen, der bei einem Saufgelage im Rausch umgebracht worden war. Ihn als heiligen Märtyrer anzuerkennen, ging dem Pontifex Maximus denn doch zu weit. Sein Einspruch wurde als Dekretale in das *Corpus Juris Canonici* aufgenommen und gilt auch heute noch. Alexander III. benutzte als erster Papst in seinen Kanonisationsbullens das Verbum *canonizare*.

### Das heilige leben der seligen frowen Gertrud

Das zentrale Zeugnis zu Gertrud von Ortenberg unterläuft in geradezu provozierender Weise das kirchenrechtlich gültige Modell, indem es den Leser einstimmt auf „*das heilige leben der seligen frowen genant die Rickeldegen*“. Sie wird demnach vorgestellt als eine von den Offenburgern hochverehrte Frau, die es verdient hätte, von der gesamten Kirche verehrt zu werden.

Was für ein Heiligenleben stellte die Vita dem Leser vor Augen? Ich wähle vier Aspekte aus, die gewissermaßen werben sollten für die heilige Gertrud:

1. Gertruds Leben in der Familie,
2. Gertruds Leben in der Frauengemeinschaft,
3. Gertruds Leben in der städtischen Gesellschaft,
4. Gertruds Leben in der Gemeinschaft mit Gott.

### 1. Leben in der Familie

Ein seit der Antike geläufiger Topos wurde auch in mittelalterlichen Heiligenviten unentwegt verwendet: *Nobilis Origine, nobilior virtute* – adlig durch Herkunft, adliger noch durch Tugend. Für die Biographin entsprach Gertrud voll und ganz diesem Idealbild, auch wenn sie nur aus dem niederen Adel stammte. Ihr Vater Erkenbold wohnte als Reichsministeriale mit seiner Familie auf der mächtigen Burg Ortenberg.<sup>12</sup> Vermutlich erlebte sie als Kind auch den Besuch des deutschen Königs Adolf von Nassau, der sich im Dezember 1293 beim Krönungsumritt mehrere Tage lang *uf der burge zu Ortenberg im Kinzichen dal* aufhielt und u. a. auch dem Kloster Gengenbach Privilegien ausstellte.<sup>13</sup> Aber das interessierte die Vitenschreiberin überhaupt nicht. Sie warf höchstens einen kritischen Blick auf die Familie der Heiligen.

Erkenbold hatte nach dem Tode seiner ersten Frau eine Adlige aus dem Donautal geheiratet. Sie nannte sich nach der dortigen Burg Wildenstein und *sú wz vil besser und edeler denn die erste, wenn sú wz friges geslechtes*.<sup>14</sup> Auch aus dieser Ehe entstammten mehrere Kinder; Gertrud war das jüngste. Ihr Geburtstag ist nicht bekannt. Als der Vater wenige Wochen nach ihrer Geburt starb, begann für Gertrud eine Leidenszeit. *Es wz von kinde uf ein krankes, sieches, jemerliches kindelin und krank an libe und an kraft untz an iren dot*.<sup>15</sup> Von seiner Familie konnte das Kind keine Hilfe erwarten. Seine Mutter war schon bald aus der Burg verwiesen worden, durfte aber ihre eigenen Kinder nicht mitnehmen. Diese wurden zu Bauern der umliegenden Täler in Pflege gegeben, später auf die Burg zurückgeholt, wo sie unter harten Bedingungen leben mussten.

Gertrud fühlte sich nur an zwei Orten der Burg geborgen: In der Spinnstube einer Rittersfrau und auf dem Burghof bei den bettelnden Dorfkindern. Als das Kind so alt war, dass es arbeiten konnte, wagte es nicht, einfach zu spielen (*muessig gon*), sondern *nam sin kúnckelin* (Stab, an dem die Fasern für das Spinnen befestigt wurden) *oder wz man im zuo tuonde gap, und wz vil fro, so man*

*es im erlaubete, und lief balde zuo der frowen und bat sù im sagen von unserm herren und sunder von unsers herren liden.*<sup>16</sup>

Neben diesem Religionsunterricht am Spinnrad erhielt das neunjährige Kind auch Leseunterricht. Rasch war es in der Lage, das tägliche Stundengebet zu lesen und darüber hinaus jede Woche sämtliche 150 Psalmen, wie es in den Klöstern üblich war. Es zog sich völlig zurück und verließ seine Kammer nur noch zum Essen. Nach der Mahlzeit aber beeilte es sich, *dz es zuo den armen kinden keme, die uf die burg nach brot giengent* (bettelten), *und sas under sù zuo in nider. ... Vil liebes hette es mit den armen untz (bis) an sinen dot.*<sup>17</sup> Das Leiden Christi und das Mitleiden mit den Schwachen der Gesellschaft wurden für Gertrud zu Leitmotiven ihres Lebens.

Für die Familie blieb sie ein fremdes Wesen. *Ir hertz und ir synn und ir wille und ir gemúte wz gentzlich und alzuomole geistlich.*<sup>18</sup> Aber der Eintritt in ein Kloster blieb ihr wegen zu geringer Mittel verwehrt. Ihr Schwager, *ein byderber ritter uf einer andern burg, die heisset Schowenburg*, entwickelte einen Heiratsplan: Wenn die Frau des Ritters Rickeldegen auf der benachbarten Ullenburg (bei Tiergarten) sterben sollte, könnte Gertrud ihr nachfolgen. *Do starb dem ritter sin frowe kúrtzelich darnoch. Der ritter her Rickeldegge bat dirre jungfrowen zuo einer elichen frowen. Ir frúnt wurdent zuo rote und gobent sù im zuohant.* Aber er musste sie ohne Aussteuer nehmen. Das störte den Witwer nicht, ja, *er kleidete sù aller dinge, schuohe an die fuesse und alles, dz sù bedurfte, klein und groz, dz muoste er ir alles kouffen.* Trotz allem war sie *wider allen willen by der welt und muoste do sin.* Als sie mit ihrem vierten Kind schwanger war, starb der Ritter. Gertrud fühlte sich wie befreit und zog mit ihren Kindern zu ihrer Schwester auf die Schauenburg. Aber schon nach kurzer Zeit fasste sie den Entschluss, ihr Leben ganz neu zu ordnen und in die Stadt zu ziehen.

## 2. Leben in der Frauengemeinschaft

In Offenburg fand sie Unterkunft bei einer *armen schwester*, die als Begine wohl in unmittelbarer Nähe des dortigen Franziskanerklosters wohnte. *By der bleib sù do und wz by ir und truog einen swartzen mantel und wúrkende túcher und gieng also, untz sù ihres Kindes genas.*<sup>19</sup> Sie behielt es bei sich in der neuen Hausgemeinschaft, bis es bald darauf starb.

Bekanntlich verband die Lebensweise der Beginen das klösterliche und das weltliche Verhaltensmuster der Frauen, da sie keine ewigen Gelübde ablegten und nicht in strenger Klausur gebunden waren.<sup>20</sup> Gleichwohl mühten sie sich um ein konsequentes religiöses Leben. Sie lebten häufig in klosterartigen Gemeinschaften zusammen. Diese Gelegenheit bot sich auch den beiden

Frauen bald nach Gertruds Einzug: Eine junge Adlige, Heilke von Staufenberg (bei Durbach), floh zu ihnen und bat um Aufnahme in ihr Haus. Sie konnte bleiben und wurde zur engsten Vertrauten Gertruds, *XXX jor und XXVIII wuchen*.<sup>21</sup> Im ständigen Dialog der beiden Frauen entwickelte sich eine hochgespannte Spiritualität, die den geistigen Gehalt der Vita bis zum Ende charakterisiert. *Alle ire rede und heimlicheit, die sú hette, die hette sú mit jungfrow Heilken und etlichen sunderen lerern, den sú ouch ir leben sunderlich geoffenbart het.*<sup>22</sup> Sie unterstellte demnach ihre Gemeinschaft der geistlichen Leitung durch die Brüder des benachbarten Franziskanerklosters, wo sie zusammen die tägliche Messe und Predigt besuchten oder die Beichte ablegten. An zahlreichen Stellen der Vita ist von dieser engen Bindung des Beginnenhauses an die Betelordensbrüder die Rede. Es dauerte auch nicht lange, da trat Gertrud in den Dritten Orden der Franziskaner ein, dessen Regel 1289 von Papst Nikolaus IV. bestätigt worden war. Diese Regel gewährte der Frauengemeinschaft weitgehende Selbstbestimmung und ein Leben ohne Klausur.

Es ist gleichwohl auffällig, dass die Vita mit keinem Wort den Pfarrer erwähnt, der ja eigentlich für die Seelsorge der Frauen zuständig war. Kein einziges Mal erfährt der Leser von einem Besuch Gertruds und ihrer Mitschwestern in der nahegelegenen Pfarrkirche.

Das Haus der Beginnen selbst wurde zu einer Anlaufstelle für „Arme Schwestern“, die hier eine intakte Wohngemeinschaft von Frauen vorfanden. Sie verwirklichten an diesem Ort in eigener Verantwortung ein geregeltes Zusammenleben. Dabei wurden gesellschaftliche Unterschiede als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen. Mehrfach ist von Gertruds Mägden die Rede. Aber ihnen bot sie als Zeichen großer Demut sozusagen das „Du“ an: *Sú wz also demútig, dz ir ir megde etlich muosten sprechen „Gertrud“, also sú hies*. Es war ihr peinlich, *dz man ir in dem huse ere bot*.<sup>23</sup> Sie wollte wie die andern armen Schwestern behandelt werden, und rügte deshalb ihre engste Freundin Heilke, als diese von Gertruds Mutter und deren adliger Herkunft sprach: *dz werete sú mit sollichem ernste, dz sú sin niemer me getúrste (wagte) gedenken untz an iren dot*.<sup>24</sup> In der praktizierten Hausordnung scheint Gertrud gleichwohl eine Leitungsfunktion übernommen zu haben.

### 3. Leben in der städtischen Gesellschaft

Für die Stadt entwickelte sich das Haus der armen Schwestern zu einem sozialen und geistlichen Mittelpunkt. Vor allem Gertrud selbst erwarb sich in der Bürgerschaft ein hohes Ansehen. *Sú hette einen lútseligen senftmútigen wandel mit den lúten, der den lúten*



*troestlich* wz. Diese achteten sie wegen ihres Standes, aber noch mehr wegen ihres vorbildhaften sittlichen Lebens. *So die lúte seiten von irer edelkeit, so sprach sú: ach lieben, es ist nieman edel wan der tugenthaftig ist. Der ist edel, den tugende edelent und nieman anders.*<sup>25</sup> Die Standardformel für eine Heiligenvita.

Gertruds Autorität brachte sie fast zwangsläufig in die Rolle einer Vermittlerin bei Konflikten unter den Bürgern. Auch die Vitenschreiberin gesteht, dass sie in ihrer eigenen hoffnungslos zerstrittenen Familie diese positive Erfahrung machen konnte. Gertrud hatte es geschafft, die Verwandten, die sich noch nicht einmal mehr grüßten, wieder zu versöhnen. *Keinen unfriden möchte sú geliden von nieman, der by ir wz oder des sú gewalt hette.*<sup>26</sup>

Gertrud drängte auch die Bürgerschaft insgesamt zu gemeinsamem Handeln, wenn die Stadt wieder einmal unter kriegerischen Auseinandersetzungen zu leiden hatte. Jüngste Forschungen der Gender Studies charakterisieren Gertrud als eine charismatische Frau mit großem Einfluss.<sup>27</sup> Ja, sie habe sich einen Status erworben, der gleichrangig neben dem des Klerus oder der Mendikanten der Stadt bestehen konnte: eine Frau über vierzig als „religious leader“. Nicht ein Amt begründete ihre Autorität, sondern ihr außergewöhnliches Engagement in der städtischen Gesellschaft.

Die Türe der Wohngemeinschaft stand allen sozial schwachen Frauen offen, auch oder gerade Alleinerziehenden. Sie erhielten Essen und Kleidung, manche fanden für einige Wochen Unterkunft im Hause. Den Kranken und Alten der Stadt boten Gertrud und ihre Mitschwester vielfältige Hilfe. Während sie noch mitten im Aufbau ihrer eigenen Kommunität waren, entwickelte sich unweit von ihrem Hause das neue *Hospitale pauperum in oppido Offenburg* als Stiftung der Bürger. 1309 stellte es der Straßburger Bischof ausdrücklich unter den Schutz der Kirche, ein Jahr danach erließen Schultheiß, Rat und Gemeinde mit bischöflicher Genehmigung genaue Satzungen, *den armen siechen und dürftigen lüten zehelfe.*<sup>28</sup> Es war für Gertrud selbstverständlich, dass sie mit ihrer Gemeinschaft Pflegedienste im Spital übernahm. *Sú gieng ouch in den spital und gesach* (besuchte) *die siechen*, sorgte für ordentliche Kleidung der Kranken und für sauberes Bettzeug, oder sie pflegte eine gelähmte Frau, die inkontinent war, usw.

Mit teilweise drastischen Worten schildert die Biographin Gertruds Tätigkeit im Dienste der Armen, Kranken und Aussätzigen. Hundert Jahre nach der Heiligsprechung Elisabeths von Thüringen, „der ersten Terziarin“, sollte die neue Heilige den sieben Werken der Barmherzigkeit ein neues Gesicht geben: Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene befreien, Kranke besuchen und Sterbende begleiten.



Ein Bettler empfängt aus der Hand der heiligen Verena eine milde Gabe. (Holzschnitt aus dem *Passionael efte dat levent der hyllighen*, Lübeck: Stephan Arndes, 1507)

Mildtätigkeit war vielfältig und aufreibend geworden. Das geläufige Vorbild der heiligen Frau, die einem Bettler an der Türe ihres Hauses eine wohltätige Gabe überreicht, genügte Gertrud nicht mehr, wie es etwa der Holzschnitt zum Heiligenleben der im Bistum Konstanz hochverehrten Verena von Zurzach darstellt.

#### 4. Leben in der Gemeinschaft mit Gott

Mildtätigkeit wahrt soziale Distanz. 16 Jahre lang, so lesen wir, quälte sich Gertrud mit diesem inneren Widerspruch. Sie wollte nicht nur milde sein, sondern arm. Sie wollte die Distanz aufbrechen

zwischen den Barmherzigen und den Bedürftigen, sie wollte selbst, *dz sú wer gangen in dz armuot und ellende* und wie eine *arme ellende swester* leben. In einer kühnen Formulierung umschreibt die Biographin Gertruds radikale Entscheidung: *Do sú nun also gar alle dinge hette ufgeben, dz sú nüt me hette zuo lossen noch zuo geben, noch zuo heissen noch zuo heischen, noch zuo frogen noch zuo wissen, noch ze reden mit niemannes nihtes (etwas) noch zuo sehen uf kein ding in der zit, .. do wz sú in gantzem friden mit gotte und mit ir selber und mit allen creatures, und wz muezig (frei) aller dinge.*<sup>29</sup>

Gertrud schien das nur in einem radikalen Bruch mit dem bisherigen Leben möglich. Gegen den ausdrücklichen Rat der Franziskanerbrüder und der Freunde in Offenburg verließen Gertrud und Heilke ihr vertrautes Domizil und zogen nach Straßburg. Hier kauften sie sich zwar auf Heilkes Initiative hin ein Häuschen, aber Gertrud übertrug ihre Eigentumsansprüche sofort und in vollem Umfang an die jüngere Freundin. Als sie gar ausziehen wollte, hinderte Heilke sie daran, sie sollte wenigstens unter dem gemeinsamen Dache wohnen bleiben, wenn auch im *snödesten kemmerlin*. Heilke musste ihr einen Bettelsack zurichten, mit dem sie in der Stadt „nach Brot gehen“ konnte. Sie mischte sich unter das ärmste Volk und musste selbst die bittere Erfahrung machen, dass sie beim Betteln kein einziges Almosen erhielt.

Ein Holzschnitt des beginnenden 16. Jahrhunderts schildert die Situation recht drastisch: Ein Getümmel von Kranken, Krüppeln, bedürftigen Kindern und Alten, die vor einem Kirchenportal liegen, sitzen oder stehen und die bürgerlichen Kirchgänger um eine milde Gabe anflehen. Der reformatorische Theologe Andreas Karlstadt, der 1534 als Professor für das Alte Testament in Basel tätig war, beschrieb 1522 die Gruppe der Unterprivilegier-



ten mit den Worten: *Betdler seind die nach brot umbher lauffen, oder auf den gassen, vor den heußern, oder sitzen vor den kirchen und biten umb brot.*<sup>30</sup>

Ihnen hatte sich Gertrud angeschlossen, um auf diesem entbehrungsreichen Wege „die wahre Armut des Geistes“ zu finden. In eingehenden Gesprächen mit ihrer vertrauten Freundin deutet sie die neue Erfahrung als ein *Sinken in die gotheit*.<sup>31</sup> Das mystische Vokabular dieser religiösen Suche gleicht dem der bekannten „Nonnenbücher“ der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.<sup>32</sup> Diese entstanden in Frauenklöstern des Dominikanerordens, weshalb der Herausgeber der Gertrud-Vita die Aufzeichnung dieses Textes auch in das Dominikanerinnenkloster Offenburg verlegte. Im letzten Band dieser Zeitschrift habe ich mich gegen eine solche Vermutung ausgesprochen, da der Konvent nur ein einziges Mal zum Jahre 1246 belegt ist, später nie mehr. Demgegenüber sind die Verbindungen der Vita, die mindestens neunzig Jahre danach verfasst wurde, zu franziskanischen Kreisen sehr deutlich. Einer der führenden Köpfe, Heinrich von Talheim, war von 1316 bis 1326 Provinzialminister der Alemannia Superior des Franziskanerordens und ist namentlich als Beichtvater Gertruds in der Vita erwähnt. Von ihm sind nur wenige Aussagen in einer Straßburger Handschrift erwähnt, die auch von Meister Eckhart stammen könnten.

Die Spiritualität, die aus dem *heiligen leben der seligen frowen* spricht, lässt auf ein hohes geistiges Niveau der Hörschaft schließen. Wie weit diese sich auf den Diskurs eingelassen haben,

*Bettler und Kranke vor einer Kirche. (Holzschnitt vom Petrarca-meister, Augsburg: Steyner, 1532)*

wissen wir nicht. Allerdings ist festzustellen, dass nur eine einzige Handschrift die Erinnerung an Gertrud festgehalten hat. Obwohl der Text ausdrücklich für die Schwesterngemeinschaft in Offenburg niedergeschrieben wurde, blieb er dort ohne Resonanz. Als Gertrud und Heilke nach über 15 Jahren des Straßburger Exils wieder in die Ortenau zurückgekehrt waren, hatten sie nur mit einiger Mühe Unterkunft bei zwei ehrbaren Regelschwestern gefunden. Aber ob das Haus erneut zu einem geistigen und sozialen Zentrum geworden war, darüber schweigt auch die Biographin. Fühlten sich ihre Mitschwestern überfordert durch diese radikale Lebensform und bevorzugten ein ganz normales Beginnenleben in der Stadt?

Die Offenburger Franziskaner hatten zwar der Terziarin ihres Ordens eine Grabstätte auf dem Klosterfriedhof gewährt, aber sie nahmen in der Frage nach dem rechten Verständnis des von ihrem Ordensgründer hinterlassenen Armutsideals immer eine gemäßigte Stellung ein. Ihr Konvent gehörte im 15. Jahrhundert zu den führenden Häusern, die sich von den strengen „Observanten“ zugunsten einer bürgernahen Seelsorge absetzten. Sie sahen folglich keinen Anlass, den durch die Vita angestoßenen Kult der heiligen Frau zu fördern.

Auch die Bürger engagierten sich nicht, obwohl sie Gertrud auf dem Franziskanerfriedhof einen Gedenkstein gesetzt und darauf die Bitte an ihre Schutzpatronin eingemeißelt hatten: „Schütze uns auch weiterhin, wir bitten dich!“ Sie fühlten sich wohl auch überfordert von einer Mitbürgerin, die ihrer Freundin Heilke ein Stück Leinen gebracht hatte, damit sie ihr daraus einen Bettelsack nähe.

### Ein Heiligenleben – verdrängt und vergessen

Beginnen, Franziskaner und Bürger in Offenburg blieben nach Gertruds Tode auffallend stumm. Das lässt sich nicht einfach mit der „Nachlässigkeit späterer Generationen“ verharmlosen. Eine plausible Erklärung deutet der Straßburger Stadtschreiber Sebastian Brant († 1521) in seinem berühmten *Narrenschiff* an<sup>33</sup>. Er hatte die Schrift noch als Juraprofessor in Basel 1494 veröffentlicht. Im 83. Kapitel „Über die Verachtung der Armut“ kritisierte er: *Noch armuot frogt yetz nyeman mer*. Jetzt galt Armut als Schande, Bedürftigkeit wurde zum Schimpfwort. „Jetzt“, so urteilte ein Flugblatt aus dem Jahre 1525 schonungslos, „nennen wir nichts anderes Armut als von den andern zu nehmen.“<sup>34</sup>

Die dem Mittelalter selbstverständliche Form der Almosenstiftung zugunsten der Bedürftigen wurde besonders in der Städten des Spätmittelalters durch die sprunghafte Zunahme sozial

schwacher Schichten zunehmend auf die Probe gestellt. Im Bettlerkapitel des *Narrenschiffs* erkennt Sebastian Brant: *Es sint leyder bättler vile und werdent stäts noch me, dann bättlen das tuot nyeman we, on dem, der es zuo nott muoß triben. Und: Vil neren uß dem bät-tel sich, die me geltts han dann du und ich.*<sup>35</sup> Wie so etwas möglich ist, hat er zuvor schon gesagt: *Bättler beschyssen alle landt*. Der Autor Brant unterscheidet also zwischen Bettlern, die wirklich in Not sind, und betrügerischen Bettlern.

Zu Gertruds Lebzeiten war die Armenfürsorge noch getragen vom Gedanken christlicher Mildtätigkeit, *misericordia*. Das Evangelium verpflichtete den Christen zur Barmherzigkeit: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Aber schon um 1400 begannen die Almosenstiftungen damit, die Bettler zu klassifizieren. Dem „würdigen Bettler“ stand auf einmal der zwielichtige gegenüber, der *vor den kilchen zittert und weint*.<sup>36</sup> Dieser „Profi“ brachte den wirklich notleidenden Bettler in Ver-ruf.

Der Basler Stadtschreiber Johannes Zwinger hatte um 1430 einen Text abgeschrieben, der die verschiedenen Tricks betrügerischer Bettler aufdecken sollte, wie Blindheit, Krankheit, Schwangerschaft, Verkleidung in Pilger- oder Mönchsgewand usw. Seine Darstellung diente dem Pforzheimer Spitalmeister Matthias Hütlin als Hauptquelle für den *Liber Vagatorum* (Buch der Landstreicher). Zahlreiche Drucke sorgten seit 1510 für eine große Verbreitung dieses Fachbuchs zum Gaunerwesen der damaligen Zeit. Dem Wittenberger Druck von 1528 *Von der falschen Bettler buberey* (Gaunerrei) stellte Martin Luther selbst ein Vorwort voran, worin er von seinen eigenen schlechten Erfahrungen mit *solchen landstreichern und zungendreschern* berichtete.<sup>37</sup>

Die Denunzierung der zuvor weitgehend geduldeten Bettler verrät nicht nur, wie sich die sozialen Probleme in der Bevölkerung verschärft haben, sondern auch, wie sich ein Wandel in der Einstellung zu den Armen vollzogen hat. Der Schutzlose, Bedürftige war in den Verdacht des betrügerischen Schmarotzers und Drückebergers geraten.

Sebastian Brant schloss davon auch die Bettelorden nicht aus, er unterstellte ihnen sogar eine besonders ausgeklügelte Form der Raffgier: *Pfaffen, mynchs orden sint vast rich und klagent sich als wärent sie arm. Hü bättel, das es gott erbarm. Du bist zu notturft uf erdocht und hast groß huffen zamen brocht. Noch schrygt der Prior trag her plus, dem sack dem ist der boden uß.*<sup>38</sup>

Brants Polemik gegen die habgierigen Bettelmönche gehörte schon fast zum Inventar spätmittelalterlicher Kirchenkritik. Selbst vom Klerus wurden heftige Vorwürfe gegen die neuen Orden erhoben, vor allem weil diese sich rücksichtslos in die



„Das üppige  
Mönchtum“.  
(Holzschnitt des Hans  
Sebald Beham,  
Nürnberg 1521)

längst geordneten Pfarrechte und die gewohnte Seelsorge einmischten. Verärgert berichtet darüber der Regensburger Domherr und Pfarrer Konrad von Megenberg in seinem *Tractatus contra mendicantes* und weist dabei auch auf den besonders engen Kontakt der Franziskaner mit den Beginen hin: „Wie viele und wie große Unannehmlichkeiten diese den Seelsorgern und Pfarrern bereiten, zeigt die tägliche Erfahrung.“<sup>39</sup>

Der Nürnberger Hans Sebald Beham setzte 1521 die Kritik am Mönchtum in ein grimmiges Bild um. Darin wird ein feister Mönch von zwei Seiten bedrängt. Auf der einen Seite reißen ihn üppig gekleidete Frauen an einem langen Stoffband zu sich heran. Sie verkörpern drei der sieben Todsünden, *Superbia* (Hochmut), *Luxuria* (Genussucht) und *Avaritia* (Habsucht). Auf der andern Seite treibt die armselig gekleidete *Paupertas* (Armut) einen Bauern in zerschissenen Beinkleidern so sehr gegen den Mönch an, dass er diesem mit einem Evangelienbuch das Maul stopft. Ein solches Bild musste sich tief einprägen, vier Jahre vor dem Bauernkrieg!

In einer solchen Welt gab es keinen Platz mehr für eine arme Heilige mit Bettelsack. Gertrud war verdrängt und vergessen. Die Offenburger ersetzten sie durch die britische Königstochter Ursula, die auf der Rückfahrt von Rom in Köln ermordet wurde, weil sie ihre Jungfräulichkeit nicht aufgeben wollte.

Gertruds Name erscheint nur noch ein einziges Mal in einem Heiligenlexikon. Darin entwirft der Regensburger Theologe Johann Evangelist Stadler 1861 ein unerwartet neues Bild der „gott-

seligen Gertrudis von Ortenberg“. *„Sie wuchs in Frömmigkeit und Tugend heran und zog, wenngleich arm, doch die Augen eines vornehmen Mannes namens Heinrich Rickeldegen, Herrn von Ulenberg, auf sich, dem sie dann ihre Hand reichte. Auch im Ehestand suchte sie vor allen Dingen Gott zu gefallen. ... Sie wusste, dass der Mann des Weibes Haupt sei und sie ihm Gehorsam schuldig sei. So war ihre Ehe froh und glücklich. Nach dem Tode ihres Mannes ließ sie sich in den 3. Orden des heiligen Franziskus aufnehmen und lebte mit einer andern Schwester dieses Ordens, Helika, in demselben Hause, ohne sich um andere Dinge zu kümmern außer der Handarbeit und der Gebete.*<sup>40</sup>

Das kann man nun mit dem besten Willen nicht als Kurzfassung der alten Gertrud-Vita bezeichnen. Hier verkümmerte die rigoristisch-asketische Lebensweise Gertruds zum Leben einer frommen, demütigen Frau, die am Ende nur noch an Handarbeit und Gebet dachte.

Erst die Edition der Vita durch Hans Derkits 1990 entriss Gertrud wieder der Vergessenheit. Auch wenn der Text noch nicht im Druck vorliegt, hat er immerhin schon dazu geführt, dass der Offenburger Heiligen ein Platz im Verfasserlexikon der deutschen Literatur des Mittelalters eingeräumt und ihre Vita als „bisher einzigartiges Dokument der deutschsprachigen Beginenmystik“ gerühmt wird.<sup>41</sup> Gertrud ist wiederentdeckt, wenn auch ohne Heiligenschein.

## Anmerkungen

- 1 Martyrologium Romanum, Editio princeps 1584. Edizione anastatica, introduzione e appendice a cura di Manlio Sodi e Roberto Fisco (Monumenta liturgica Concilii Tridentini, 6), 2005.
- 2 Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine, aus dem Lateinischen übersetzt v. Richard Benz, 9. Aufl. 1979, 14. Aufl. 2004.
- 3 M. Luther, Die Lügend von St. Chrysostomo. In: Legenden. Heiligengeschichten vom Altertum bis zur Gegenwart, hg. v. H.-P.Ecker (Reclam Universalbibl. 18147) 2001.
- 4 De Rosweyde aux Acta Sanctorum, ed. par R.Godding (Subsidia hagiographica, 88), 2009.
- 5 Sawilla, Jan M.: Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch, 2009. – Benz, Stefan: Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich. (Histor. Studien, 473), 2003.
- 6 Acta Sanctorum, Februar III, Antwerpen 1658, 360.
- 7 Derkits, Hans: Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg. Diss.phil. Wien 1990, f.133v. Im Folgenden zitiert: GvO
- 8 Koch, L. SJ.: Jesuitenlexikon, 1934, 636; – Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770 von August Kast, 1934, 122–152 passim.
- 9 Kähni, Otto: Offenburger und die Ortenau, 1976, 138.
- 10 Sawilla (wie Anm.5), S. 36.
- 11 Sieger, Markus: Die Heiligsprechung. Geschichte und heutige Rechtslage. (Forschungen zur Kirchenrechtswissenschaft, 23), 1995.
- 12 Zur Familie der Ministerialen Erkenbold von Ortenberg: Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, III, 286f.; Vollmer, Franz: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle, 1976, 37; – Derkits, Hans: Die Vita der Gertrud von Ortenberg, in: Die Ortenau 71, 1991, 77–125.

- 13 Die Regesten des Kaiserreichs unter Adolf von Nassau, bearb. v. V. Samanek (Regesta Imperii VI,2) Nr. 336–342.
- 14 GvO f.133r.
- 15 GvO f.133v.
- 16 GvO f.134v.
- 17 GvO f.135r.
- 18 GvO f.136r.
- 19 GvO f.139r
- 20 Reichstein, Frank-Michael: Das Beginenwesen in Deutschland. (Wissenschaftl. Schriftenreihe,9), 2001; – Unger, Helga: Die Beginen. Eine Geschichte von Aufbruch und Unterdrückung der Frauen. (Herder spektrum 5643), 2005; – Föföel, Amalie u. Hettinger, Annette: Klosterfrauen, Beginen, Ketzerrinnen. Religiöse Lebensformen von Frauen im Mittelalter. (Histor. Sem. NF 12). 2000.
- 21 GvO f.145v.
- 22 GvO f.153v.
- 23 GvO f.167r.
- 24 GvO f.161v.
- 25 GvO f.161v.
- 26 GvO f.179r.
- 27 Mulder-Bakker, Anneke B.: Holy widows, ascetic households, and the close-knit networks of spiritual friendship and learning: The case of lady Gertrude of Ortenberg. Münster, Communities of learning, 17–18 June 2010.
- 28 Haid, W.: Über den kirchlichen Charakter der Spitäler, in: FDA 2, 1866, 279–341, hier 295 ff.; Hillenbrand, Eugen: Krankenfürsorge in der mittelalterlichen Reichsstadt Offenburg. In: Ders.: Unser fryheit und alt harkommen, 1990, 82–100; – Jenisch, B. u. Gutmann, A.: Offenburg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, 33, 2007, 131 f.
- 29 GvO f.230r.
- 30 Andreas Bodenstein von Karlstadt, Von Abtuung der Bilder und dass kein Bettler unter den Christen sein soll, Wittenberg 1522. In: Streitschriften und Flugblätter der frühen Reformationszeit, 1983, Nr. IX, D III.
- 31 GvO f.231v.
- 32 Frauenmystik im Mittelalter, hg. v. P. Dinzelbacher u. D. R. Bauer, 1990; – Acklin Zimmermann, Beatrice W.: Gott im Denken berühren. Die theologischen Implikationen der Nonnenviten. (Dokimion,14) 1993.
- 33 Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Nach der Erstausgabe (Basel 1494) mit den Zusätzen der Ausgaben von 1495 und 1499 sowie den Holzschnitten der deutschen Originalausgaben herausgegeben von Manfred Lemmer, 1986.
- 34 Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts, Nr. 354; Aus der reichhaltigen Literatur zum Thema „Armut“ seien nur erwähnt: Armut im Mittelalter, hg. v. O. G. Oexle. (Vorträge u. Forschungen, 58), 2994; – Schubert, Ernst: Fahrendes Volk im Mittelalter, 1995; – Irsigler Franz u. Lassota, Arnold: Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt. (dtv 11061), 1989.
- 35 Brant, Narrenschiff (Anm. 33), 155 f.
- 36 Des Teufels Netz. Um 1420. In.: Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen, hg. v. Friedrich , Kluge, I, 1901, 4f.
- 37 Von der falschen Betler buberey, mit einer Vorrede Martini Luther. In: Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe Bd. 26, 1909, 634–654 hier 639.
- 38 Sebastian Brant (wie Anm. 33), 153 f.
- 39 Ocker, Christian: „Rechte Arme“ und „Bettler Orden“. Eine neue Sicht der Armut und die Delegitimierung der Bettelmönche. In: Kulturelle Reformation. Sinnformationen im Umbruch 1400–1600, hg. v. Bernh. Jussen, 1999, 129–157, hier 150.
- 40 Stadler, Johann Evangelist: Vollständiges Heiligenlexikon oder Lebensgeschichten, II, 1861, 425 f.
- 41 Ringler, Siegfried: Gertrud von Ortenberg. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd.11, 2004, 520–525.



## Bärbel von Ottenheim in Sagen und in einer Erzählung von Otto Flake (1935)

Walter E. Schäfer

### (Im Gedenken an die Heimat meines Vaters in Ottenheim)

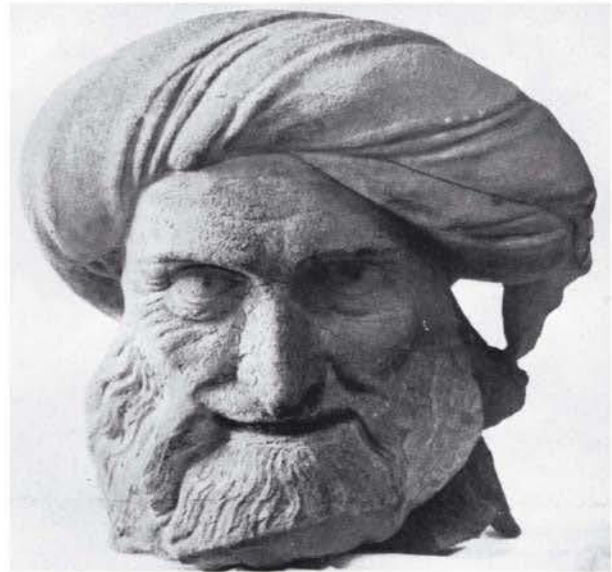
Am Anfang einer über fünfhundertjährigen Überlieferungsgeschichte, einer Erzählung aus dem 15. Jahrhundert, stehen zwei Büsten aus rotem Sandstein gemeißelt, das Bildnis einer jungen Frau und eines älteren Mannes, die offenbar zusammengehören.<sup>1</sup> Da Nachrichten über ihre Entstehung und Bedeutung spärlich sind, hat man sie recht verschieden gedeutet. Man kann von ihrem ursprünglichen Standort ausgehen und sich fragen, was sie an solcher Stelle bedeuten konnten. Sie waren ursprünglich, im 15. Jahrhundert, Teil eines Portals im Innenhof der neuen Kanzlei in Straßburg, die im Zentrum der Stadt am heutigen Gutenbergplatz lag.

Sie schauten aus einem Scheinfenster über dem Portal auf den davor liegenden Innenhof herab. Man kennt solche Büsten in Gebäudeteilen von Rathäusern. Sie haben – als allegorische Figuren – mit der Theorie einer guten Regierung oder mit den Epochen der Weltgeschichte zu tun. In Ähnlichkeit zu anderen Fällen wollte man in der Dame eine der sieben Sibyllen sehen, die im Altertum durch Prophezeiungen den Lauf der Geschichte voraussagten. Der geheimnisvoll lächelnde Zug um die Mundpartie der Dame – man hat sie mit dem der Mona Lisa vergleichen wollen – schien in diese Richtung zu weisen. In der Mannsbüste wollte man, wenn man sich an den Turban hielt und an den angestregten Zug um den Mund, einen Magier oder Propheten sehen.

Nun gab es aber in Straßburg eine mündliche Überlieferung, welche die beiden Büsten viel eindeutiger festlegte. Sie schlug sich in zwei historischen Schriften der frühen Neuzeit nieder, in der elsässischen Chronik von Bernhart Hertzog 1592 und in den Collectaneen des Straßburger Baumeisters Daniel Specklin 1530.<sup>2</sup> Demnach stellte das Mannsbild einen Grafen von Lichtenberg, Jakob von Lichtenberg (1416–1480), dar, dessen Stammburg, das Schloss Lichtenberg im nördlichen Elsass lag, der aber in Straßburg einen Hof als Stadtresidenz besaß. Er stand im Ruf, Geheimwissenschaften, Astrologie und weiße Magie zu betreiben. Das weibliche Pendant müsste dann seine historisch nachweisbare

Geliebte, Bärbel von Ottenheim (ca. 1430–1484) sein. Unter diesen Namen sind beide in Sagen der Neuzeit<sup>3</sup>, die Büsten aber in die Kunstgeschichte eingegangen. In der Kunstgeschichte wird der Steinmetz genannt, der nachweislich die Büsten geschaffen hat: Niclaus Gerhaert von Leyden (es gibt verschiedene Schreibweisen), der wohl bekannteste Bildhauer des 15. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Er wurde um 1430 in der Gegend von Trier geboren und starb 1473 in Wien, wohin er von Kaiser Friedrich III. berufen worden war. In dieser Zeit entfaltete der Humanismus im Deutschen Reich seine frühe Wirkung. Friedrich III., der den Kaiserthron 1430 bis 1493 inne hatte, nahm zum ersten Mal die Dichterkrönung vor, die bis dahin italienischen Poeten vorbehalten war. Sie ging nun an einen Deutschen, Conrad Celtis. Vom Kaiser gingen zaghafte Versuche zu einer Reichsreform aus, besonders zur Bekämpfung des Fehdewesens. 1471 verbot der Kaiser, Rechtsansprüche durch Fehden zu verfechten, ein Verbot, das für Graf Jakob von Lichtenberg zu spät kam. Er musste sich noch mit seinen Rivalen, den Grafen von Leiningen, und seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Lichtenberg, in Fehden auseinandersetzen. Gerhaert von Leden lässt sich ab 1463 in Straßburg nachweisen. Was ihn nach Straßburg gezogen hatte – vielleicht Arbeiten am Münster – ist unbekannt. 1464 unterschrieb er einen Arbeitsvertrag mit dem Rat der Stadt des Inhalts, dass er an der neuen Kanzlei der Stadtbehörden ein „Steinwerk“ mit dem Stadtwappen „und anderen zierungen“ herstellen werde, wofür er 134 Gulden für sich selbst und seine Knechte erhalten solle.<sup>5</sup> Die Büsten wurden in dem Vertrag nicht ausdrücklich erwähnt. Von ihnen ist erst in der Chronik von Daniel Specklin die Rede. Dieser schrieb, dass man anfang „die new cantzel zu bawen mit der schönen Thür und der statt wappen gantz künstlich“. Als aber „herr Jacob von Lichtenberg mit seiner schönen berbel offt von Hagenau gen Straßburg kommen und do wohnett, hatt in der werckmeister oben sammt seiner Berbelin in stein künstlichen contrafett und gehauen“.<sup>6</sup> Ob der Straßburger Chronist mündlicher Überlieferung folgte oder schriftliche Zeugnisse dafür hatte, bleibt offen. Wahrscheinlich aber ist, daß Gerhaert von Leyden die Skulpturen geschaffen hat. Er ist durch weitere Steinarbeiten anderwärts berühmt geworden, besonders durch das Kruzifix, das früher vor dem Alten Friedhof in Baden-Baden stand, jetzt aber am Eingang zum Hauptfriedhof den Besucher erfreut.

Zum Verständnis der Erzählungen, die sich mit Jakob und Bärbel befassen, wäre es nötig, den Lebensgang der Geliebten zu kennen. Eine lückenlose Biographie ist auch in ihrem Fall wie in dem des Gerhaert von Leyden nicht zu erstellen. Viele wichtige Daten, besonders ihr Tod entweder durch Selbstmord oder durch Hin-



richtung als Hexe, bleiben ungeklärt. Die wenigen Akten, Besitzverträge, Schenkungsurkunden, die noch erhalten sind, geben so viel her: zwischen 1430 bis 1435 geboren, war sie etwa fünfzehn Jahre jünger als Jakob von Lichtenberg. Der Geburtsort war wohl Ottenheim am Rhein (Kreis Lahr), wo sie wahrscheinlich die Jugend verbracht hat. Sie tritt erst 1461 ins Licht der Historie, als ihr von Jakob ein Hof in Hagenau, mit reichem Hausrat und Feldern geschenkt wird, wobei der Graf bekundet, dass sie ihm „lange Zeit getruwlichen gedienet“ hat.<sup>7</sup> Sie muss demnach schon in jungen Jahren, vielleicht schon als Zwanzigjährige, in den Dienst des Grafen getreten sein.

In einer ganz anderen Position zeigt sie kurze Zeit später der sogenannte „Buchsweiler Weibekrieg“.<sup>8</sup> Bärbel hat in der Hauptstadt der Grafschaft offizielle Aufträge vom Grafen, unter anderem den Einzug von Abgaben, übertragen bekommen. Dabei muss sie wohl, wie man ihr später nachsagte – es gab da viele Übertreibungen – auch die Milch von jungen Müttern an den Hof zu liefern gefordert haben. Jedenfalls kam es zum Aufruhr in Buchsweiler, bei dem sich die Ehemänner der drangsalierten Frauen hilfeschend an den Bruder des Grafen, an Ludwig von Lichtenberg, wandten und sich mit Heugabeln, Äxten und anderen Waffen dem Versuch Bärbels widersetzen, die Frauen aus der Stadt zu verjagen. Die Sache wurde dadurch entschieden, dass Graf Ludwig seinem Bruder die Fehde erklärte, die Stadt Buchsweiler belagerte, sie schließlich einnahm und Jakob zwang, einen Vertrag zu unterzeichnen, in dem dieser versprechen musste, das ungeschmälerte Erbe zu garantieren und Bärbel nach Speyer zu verdammen. Man sieht daraus, dass Bärbel mehr geworden war als die «Hure» Jakobs. Er hatte ihr Kompetenzen eingeräumt, die das Erbgut des Bruders zu schmälern drohten. Doch Bärbel findet

sich in der Folge nicht in Speyer, sondern in Hagenau. Sie erhielt mehrfach weitere Schenkungen von Jakob.

Eine Wendung bahnte sich dann erst 1471 an. Der feindliche Bruder starb, einigte sich aber mit Jakob auf dem Totenbett. Dieser verfasste ein Testament, mit dem er, der selbst kinderlos geblieben war, jedenfalls keine legitimen Kinder hatte, die beiden Töchter Ludwigs zu seinen Erben einsetzte. Um diese Zeit muss sich Bärbel endgültig von Jakob von Lichtenberg getrennt haben. Ob das schon lange vor dessen Tod 1480, durch den sie schutzlos wurde, oder erst später geschah, bleibt ungewiss. Jedenfalls hat sie gegen Ende ihres Lebens in bürgerliche Verhältnisse zurückgefunden und einen Bürger von Hagenau geheiratet, mit dem sie noch ein Kind bekam.

Doch ihre Vergangenheit ließ sie nicht los. Sie wurde im Sommer 1484, etwa fünfzigjährig, von Schergen der Stadt Hagenau gefangengesetzt und unter Anklage gestellt. Was man ihr vorwarf, etwa Hexerei, wie die mündliche Überlieferung sagte, ist wieder ungewiss. Aus Briefen des Stadtrats von Hagenau geht hervor, dass sie als «ein ubeldetige frowe» festgenommen worden war. Sie starb noch in diesem Jahr 1484, wie aus dem Verzeichnis ihres beachtlichen Nachlasses hervorgeht.<sup>9</sup>

Das Lebensbild der Bärbel von Ottenheim hat seinen Niederschlag in Dramen, Romanen, Gedichten und Märchen gefunden, im Elsass hauptsächlich zwischen 1871 und 1918, als das Elsass zum Deutschen Reich geschlagen worden war, aber auch in jüngeren Zeiten und in Deutschland selbst. Aus der Fülle von Bearbeitungen wähle ich eine Erzählung, die während der nationalsozialistischen Zeit 1935 zunächst in einer Zeitschrift, der Neuen Rundschau, erschienen ist. Ihr Autor ist Otto Flake (1880–1963), der sie unter dem Titel „Schön Bärbel von Ottenheim“ publizierte.<sup>10</sup>

Otto Flake, in den Zwanziger Jahren einer der am meisten genannten deutschen Literaten, war danach lange Zeit fast vergessen, auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Erst vor rund dreißig Jahren ist durch Bemühungen von Rolf Hochhuth und Peter Härtling eine Gesamtausgabe der Erzählungen und Essays Flakes entstanden, die von 1973 bis 1976 in fünf Bänden erschien. Die Baden-Badener Stadtbibliothek, die schon vor längerer Zeit eine Flake-Sammlung zeigte, veranstaltete im Jahr 2005 eine Gedächtnisausstellung zum 125. Geburtstag Flakes, die viel Resonanz fand. Das weit gespannte Werk Flakes – es sind über hundert Titel – ist schwer zu überblicken. Ein Akzent liegt einerseits auf Romanen, ein anderer auf Essays, journalistischen Artikeln, Biographien, Stadt- und Landschaftsbeschreibungen.<sup>11</sup> Er

hat aber auch Märchen geschrieben. Der seltene Fall eines Schriftstellers, der sich in fast allen literarischen und journalistischen Formen zu Hause fühlte. Unter den großen Romanen verschwindet die schmale Erzählung „Schön Bärbel von Ottenheim“ mit ihren rund vierzig Seiten fast. Seiner Herkunft nach ist Flake Elsässer. Zwar in Metz geboren, hat er doch in seiner Jugend im Elsass, in Colmar und Straßburg gelebt. Das Andenken an das Elsass, die Beschäftigung mit der elsässischen Frage, der politischen und kulturellen Sonderstellung des Landes zieht sich durch viele seiner Schriften. Sie schlägt sich nieder in Schilderungen der größeren elsässischen Städte, aber auch von Badeorten und Kriegsspuren am Hartmannsweiler Kopf. Dann aber auch in Essays über die politische Geschichte des Elsass. Die Reflexionen über die Mentalität der Einwohner und ihre Sprache gehören zum Erhellendsten auf diesem Gebiet.

Daneben trat dann ab 1928, nachdem er in Baden-Baden Wohnsitz genommen hatte, die Kurstadt, ihre Baugeschichte und ihre gesellschaftliche Entwicklung.<sup>12</sup> Woher er den Anstoß bekommen hat, sich mit der Gestalt der Bärbel zu befassen, darüber hat er sich nicht ausgelassen. Zwei verschiedene Impulse sind denkbar: zum einen das Interesse an Niclaus von der Leyden, nachdem ihm das Kruzifix in Baden-Baden bekannt geworden war. Oder die überraschende Wiederentdeckung der weiblichen Büste im Jahr 1935 in Hanau, ein Jahr vor der Publikation von Flakes Erzählung. Bärbels Büste ist heute im Städelschen Museum in Frankfurt zu sehen, die Büste Jakobs im Museum Oeuvre Notre Dame in Straßburg. Flake resümiert: „Er hat ein faustisches Gesicht, ein weltlich-sinnliches, dem das lionardeske Lächeln nicht fehlt.“<sup>13</sup>

Zu bedenken ist, dass Flake in einer prekären Phase seines Lebens zu diesem Stoff griff. Schon die Niederlassung in Baden-Baden war ein Rückzug aus der öffentlichen Sphäre des Journalisten. Er hatte zuvor in Südtirol gelebt, doch aus Anlass eines seiner Zeitungsartikel heftige Angriffe italienischer Faschisten über sich ergehen lassen müssen. Ab 1933 gefiel den Nationalsozialisten seine weltmännische Offenheit nicht. Ihnen missfiel Flakes Beharren auf dem Wert des Individuums, seiner Würde. Gegen den Trend zur Massenkultur der Nationalsozialisten zu sein, war unwillkommen. Auch seine skeptische Einschätzung des Fortschritts in der Kulturentwicklung war nicht genehm. Flake, der ein feines Gespür für solche Ressentiments hatte, zog sich auf historische Themen und Stoffe zurück.<sup>14</sup> Er schrieb 1937 eine Biographie des „Türkenlouis“, des Markgrafen Wilhelm von Baden, und war damit wieder einmal mit der badischen Geschichte beschäftigt. In diese Phase gehört die Entstehung der Erzählung von der schönen Bärbel.

In seinen zahlreichen autobiographischen Skizzen sprach Flake häufig von seinen Romanen – es sind etliche zwanzig an der Zahl –, besonders häufig von seinen „badischen“ Romanen. Von Bärbel von Ottenheim hingegen sprach er nur selten. Diese Erzählung hat in seinem Selbstbewusstsein als Literat und als elsasskundiger Journalist keine allzu große Rolle gespielt. Er erwähnt sie nur im Kontext einer seiner Reisen der frühen Dreißiger Jahre, so 1935 zu seiner Mutter, die nun im bayrischen Krumbach wohnte. Dazu notierte er: „Ich schrieb hier in einem Zug die Tatsachenchronik über Schön Bärbel von Ottenheim“. Das Bändchen erschien im Rembrandt-Verlag, vorher zum Teil in der Neuen Rundschau. Die erste Veröffentlichung ist also die auf 22 Seiten beschränkte Fassung der vom Fischer-Verlag herausgegebenen Neuen Rundschau. Im Rembrandt-Verlag erschien noch im gleichen Jahr die auf 58 Seiten erweiterte Erstauflage als Buch. Ausführliche geographische und historiographische Texte waren dazugekommen und eine Einführung im Nachwort. Die Bezeichnung als „Tatsachenchronik“ verkürzt den Charakter der Erzählung. Die auch jetzt noch bemerkbare Kürze und die Konzentration auf eine historisch verbürgte Person haben ihn wohl veranlasst, den Begriff Roman oder Erzählung zu vermeiden. Dem entspricht eine Wendung im Nachwort „und darum habe ich, wenn ich das sagen darf, aus diesem Stoff nur einen Bericht aus dem Mittelalter gemacht, nicht eine Erzählung. Wozu nachhelfen, ergänzen und sich durch eine Deutung vordrängen – ist nicht gerade das Bruchstückhafte echter?“<sup>15</sup>

Flake eröffnete sie als Geograph und Historiker. Von den sieben kurzen nummerierten Kapiteln sind die anfänglichen drei Kapitel der Vergegenwärtigung des nördlichen Elsass, speziell der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, gewidmet. Das Eingangskapitel ruft ihre markanten Punkte auf: die Burg Lichtenberg, den Stammsitz dieses mächtigen Adelsgeschlechts, seine Residenz Buchweiler als Hauptort, dann den Bastberg, Versammlungsplatz der Hexen in den Johannesnächten und damit schon eine Vordeutung der magischen Geheimnisse, die dann um den Grafen Jakob und auch um Bärbel schweben.

Das zweite Kapitel bringt eine historische Vertiefung, die Geschichte des Grafengeschlechts mit solch herausragenden Figuren wie dem Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg, den Auftraggeber für die Westfassade des Münsters, zu dem er Erwin von Steinbach als Architekten auswählte.

Das dritte Kapitel unterstreicht, dass ein ähnliches illegitimes Verhältnis den Schatten vorauswarf, das Verhältnis der Lisa von Steinbach zum Grafen Hanemann von Lichtenberg. Dazu Flake: „Diese Geschichte von Jakob und der schönen Bärbel hat die

größte Ähnlichkeit mit der, die hundert Jahre zuvor zwischen Hanemann und der Liese spielte. Die Ähnlichkeit geht so weit, daß beide Mädchen aus einem badischen Dorf stammen. Wenn Liese aus Steinbach kam, so Bärbel aus Ottenheim.“<sup>16</sup>

Dann erst beginnt im vierten Kapitel die Handlung mit der Schilderung der Feindschaft zwischen dem 1416 geborenen Jakob und dem ein Jahr später geborenen Bruder Ludwig. Sie teilten ihr ererbtes Herrschaftsgebiet. Jakob gebot über den westlichen Teil mit der Residenz Buchweiler, Ludwig über den östlichen, zu dem Dörfer im übrerrheinischen, späteren Hanauer Land mit dem Mittelpunkt in Lichtenau gehörten. Der Stammsitz, die Burg Lichtenberg, sollte beiden zur Verfügung stehen.

Das 5. Kapitel entwickelt das psychische und soziale Verhältnis zwischen Jakob und Bärbel. Flake flicht ein: „Über Konkubinen dachte man anders als in bürgerlichen Zeiten, nahm sie bei Päpsten und Königen hin. Zwar wird Bärbel in Briefen des Straßburger Rates an seine diplomatischen Agenten und in anderen Schriftstücken kurzweg die Hur genannt, aber man vertrug damals schon etwas. Und wir haben nicht den geringsten Grund, uns die Urteilsenge anzueignen, die nach der Reformation aufkam – das um so weniger, als Anlaß zu der Vermutung besteht, daß diese Beziehung eines einfachen Mädchens zum angesehensten Grafen der Landschaft doch mehr als ein Bettverhältnis gewesen ist.“

Im weiteren Verlauf schildert er die Begegnungen zwischen Graf Jakob und Bärbel in Straßburg, ihre Gemeinschaft auf Burg Lichtenberg und in plastischen Szenen den Weibekrieg in Buchweiler. Er referiert das Leben des Niclaus Gerhaert von Leyden und seine Zusammenkünfte mit Bärbel in seiner Werkhütte in Straßburg und auf der Burg Lichtenberg bei der Arbeit an den Büsten. Schließlich das Lebensende von Bärbel, ihre Wirtschaft auf dem Bauernhof in Hagenau, den ihr Jakob vermacht hat, ihre Schutzlosigkeit nach dessen Tod 1480, ihre Vernunftehe mit einem Hagenauer Bürger und dann ihre Verhaftung auf Betreiben der Erben von Graf Jakob und ihr Tod. Er erzählt den Selbstmord. Nach seiner Auffassung von Bärbel hat sie durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende gesetzt.

Das Schlusskapitel berichtet von der Auffindung der Büsten und gibt eine Deutung der Gesichtszüge.

Im Ganzen eine aus gründlichen historischen und kulturgeschichtlichen Studien erwachsene Erzählung, die in eindrucksvollen Szenen und mit psychologischem Spürsinn den erotischen Beziehungen und dem besonderen Fall der Gemeinschaft eines regierenden Fürsten mit einer Konkubine niederer Herkunft nachgeht. Flake war eingenommen von der ungebändigten Vita-

lität, mit der Bärbel ihre problematische Stellung am Hof bewältigte, aber auch von der Intelligenz, die sie bei den Aufgaben bewies, die Graf Jakob ihr übertrug: „Die Büste, die wir von ihr haben, verrät allerlei, vorausgesetzt, daß sie nach dem Leben gearbeitet worden ist. Es steht zu vermuten, daß das Bärbel von jenem Hauch umwittert war, den man im 19. Jahrhundert ‚Jenes, ich weiß nicht was‘ nannte.“

Der erwartete Erfolg blieb aus. Bei einer kurz danach unternommenen Reise nach Berlin hörte Flake „daß der Verkauf des Verlages (Fischer), das heißt die Auszahlung von Frau Fischer bevorstand und daß man im Propagandaministerium immer wieder Bedenken gegen mich äußerte. Auch in Baden waren die offiziellen Leute mir nicht gewogen. Schrieb ich etwas wie ‚Schönbärbel‘, das hätte zusagen müssen, ignorierte man. Ich lag falsch im Rennen. Mein Leben lang in diesem Land.“<sup>17</sup>

Angesichts der Überwachung der literarischen Produktion durch die Reichsschrifttumskammer und in der Nähe Baden-Badens durch den Kreiskulturwart konnte keine weitere Auflage zustande kommen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr der nachfolgenden Biographie des „Türkenlouis“ – „ein für die badische Geschichtsschreibung wichtiges Werk. Doch beachtete keine der badischen Parteizeitungen das Buch, und die Rundfunkstellen behandelten mich wie Luft.“<sup>18</sup>

Diese Distanz zu den publizistischen Medien war bis Kriegsende 1945 nicht mehr aufzuheben. Das damalige Standardwerk für die Literatur in Baden von Wilhelm Oeftering: *Geschichte der Literatur in Baden-Baden III. Teil*, Karlsruhe 1939, S. 157, gab zwar noch ein grobes Bild von Person und Schriften Flakes: „Hier [in Baden-Baden; W.E. Schäfer] fesselte ihn nicht nur die Landschaft, sondern ebenso die Welt der Kultur. Flake ist ein Dichter der Zivilisation: das Erdhafte tritt zurück zugunsten der weltmännischen Gepflegtheit. Die biegsame Gestaltungskraft seiner Feder hatte sich längst bewährt und in geistvollen Essays (z. B. rund um die elsässische Frage, 1911), aber besonders in seinen ‚Ruland-Romanen‘, als er sich nun bei uns ein literarisches Feld erschloß. In Baden-Baden spiegelte sich Europa. Hier trafen sich Menschen aus aller Welt, wie Flake sie bevorzugt.“

Die Akzentsetzung der Leitbegriffe Kultur gegen Zivilisation, das Erdhafte gegen weltmännische Gepflegtheit, gegen Heimat, las sich um 1937 im zeitgenössischen Verständnis als negative Kennzeichnung. Die Distanz zur hochgeschätzten Heimatliteratur – von Flake selbst öfters betont – wurde deutlich.

Die endgültige Abwertung erfuhr Flake in dem dem Band angefügten Namensregister der badischen Autoren: „Flake, jüdisch versippt“. Unter solchen Vorzeichen, die die halb-jüdische Her-



kunft seiner Ehefrau Marianne betreffen, waren keine Rehabilitation und keine Neuauflagen seiner älteren Schriften zu erwarten.

Doch auch in der Nachkriegszeit, als Baden-Baden im Zentrum der französischen Besatzungszone lag, scheiterte der Versuch einer Neuauflage der „Bärbel von Ottenheim“. Flake berichtet: „Keppler [der Name eines neuen Verlegers; W. E. Schäfer] erfuhr im Büro des kommandierenden Kulturgenerals – er hatte diesen Rang und hieß sehr französisch Schmittlein –, daß sowohl mein Rückblick auf Colmar als auch das Thema ‚Schön-Bärbel von Ottenheim‘ mißfielen (weil sie in die nicht-französische Vergangenheit des Elsaß führten). Die drohende Bemerkung fiel, ich hätte einen Schutzbrief. Wir beschlossen, das Bändchen liegenzulassen. Nach einer Anstandsfrist stampfte Keppler es ein.“<sup>19</sup>

Zu anderen Verdächtigungen trat das Bekanntwerden eines Fehltritts Flakes gleich zu Beginn des Jahres der „Machtergreifung“ 1933. Nach einer Reise hatte Flake zu Hause in Baden-Baden einen Brief aus dem Fischer-Verlag vorgefunden, in dem er gebeten wurde, wie andere Verlagskollegen, eine schon vorformulierte Loyalitätserklärung zu unterzeichnen, die an den „Führer“ zu überreichen sei. Nach einigem Zögern hatte Flake seine Unterschrift unter das Formular gesetzt. Er sah sich nach Kriegsende genötigt, eine Begründung für diesen Schritt zu geben. „Wenn ich mir durch die Unterschrift Ruhe und meiner Frau Schutz verschaffen konnte, warum nicht. Ich unterschrieb das Formular, das, wohlbemerkt, nur ein paar Zeilen Text enthielt, und ahnte nicht, daß ich eine grobe Dummheit begangen hatte. Ich merkte es, als einige Tage später Goebbels in den Zeitungen die Kolonnen der Unterzeichner aufmarschieren ließ, hinter einem von ihm gedichteten Text: aus der Loyalitätserklärung war nun ein Treuegelöbnis geworden.“<sup>20</sup>

Der Vorfall belastete ihn in der kritischen Presse der Bundesrepublik noch lange Zeit. Angesichts der Vorliebe der noch zu entdeckenden englischen und amerikanischen Literatur und mangels Anerkennung durch die zurückgekehrten deutschen Emigranten blieb es um Flake lange still. Eine Wende trat ein, als Rolf Hochhuth auf ihn aufmerksam machte und sich um Publikationsmöglichkeiten kümmerte. Seine Bemühungen führten zu der fünfbändigen Ausgabe von Flakes Erzählungen und Essays.<sup>21</sup> Die Erzählung von der Bärbel von Ottenheim ist nicht enthalten. In den Schriften über Flake wird sie ganz selten erwähnt. Auch in den Bibliographien der Werke Flakes fehlt sie oft. Ihre klare übersichtliche Disposition, ihre biographische und historische Faktentreue, ihr zurückhaltend gedrängter Stil machen sie wert, mehr beachtet zu werden, besonders im badischen und elsässischen Land.

## Anmerkungen

- 1 Fotos der Büsten sind zu finden im Internet unter folgender Adresse:  
„[http://de.wikipedia.org/wiki/Jakob\\_von\\_Lichtenberg](http://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_von_Lichtenberg)“  
(Büste einer Sibylle, sog. Bärbel von Ottenheim: Büste eines Propheten, sog. Jacob von Lichtenberg)
- 2 Hertzog, Bernhart: *Elsässer Chronik und ausführliche Beschreibung des Unter Elsasses am Rheinstroms* II. Straßburg 1580  
Specklin, Daniel: *Collectanea in usum Chronici Argentinensis*, Nr. 2117; in: *Fragments des anciennes chroniques d'Alsace* Bd. II, Straßburg 1890, 458. S. auch Ernstotto Graf zu Solms-Laubach. Frankfurt M. 1936: *Bärbel von Ottenheim (Eine gründliche und archivarisch abgesicherte Darstellung)*
- 3 Stöber, August: *Die Sagen des Unter-Elsasses*. Straßburg 1890, 106
- 4 Becker, Theeme: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*, Bd. 25 (1931), 453–455
- 5 Solms-Laubach (wie Anm. 2) S. 5 Vertrag zwischen Niclaus Gerhaert von Leyden und dem Rat der Stadt Straßburg 1484 und Anlage 1c
- 6 Solms-Laubach (wie Anm. 2) 9 und Anlage 2 und 3  
(ebd. 9 Nr. 8, *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* Bd. 24, 2354–2356)
- 7 Solms-Laubach (wie Anm. 2) 9 und Anlage 8. Auch in *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* 2354–2356
- 8 Solms-Laubach (wie Anm. 2) 11 und Anlage 18 ebd.
- 9 Solms-Laubach (wie Anm. 2) 11 und Anlage 18 ebd.
- 10 Killy: *Literaturlexikon*, 2. vollständig überarbeitete Auflage hrg. von Wilhelm Kühlmann, Band 3, 466–468  
Flake, Otto: *Schön Bärbel von Ottenheim*. In: *Neue Rundschau* 47 (1936) Bd.II, 1048–1079.
- 11 Die vollständigste Liste der Schriften bis 1933 findet sich bei Sabine Graf: *Als Schriftsteller leben. Das publizistische Werk Otto Flakes der Jahre 1900 bis 1933 zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung*. St. Ingbert 1992.
- 12 Unter den zahlreichen älteren Berichten über das Verhältnis Flakes zur Stadt Baden-Baden und deren Umgebung jetzt: Haehling von Lanzener, Reiner: *Otto Flake in Baden-Baden*, in: *Badische Heimat* 90, September 2010, S. 677–684. S. auch Fischer, Klaus: *Otto Flake. Eine Lebenschronik*. In: *Flake, Otto: Annäherungen an einen Eigensinnigen*, hrg. von der Badener Bibliotheksgesellschaft 1985, 171–205 ff. o.J.
- 13 In einem Eintrag im Lebensbericht „Es wird Abend“ schreibt Flake: „In Landau hatte man die seit 1870 verschollene Büste des Grafen von Lichtenberg gefunden. Ich stieß auf ein elsässisch-allemanisches Thema und verschaffte mir die Literatur darüber.“ Flake, Otto: *Es wird Abend. Berichte aus einem langen Leben*. Fischer-Taschenbuch-Verlag Frankfurt/M. September 2005, 458
- 14 Ausführlicher über seine Haltung zum Nationalsozialismus: Sabine Graf (wie Anm. 11, 268–291)
- 15 Flake: *Schön Bärbel von Ottenheim*, Berlin o.J. (1936), 51
- 16 Flake: *Schön Bärbel von Ottenheim*, Berlin o.J. (1936), 36
- 17 Flake: *Es wird Abend* (wie Anm. 13, 461)
- 18 Flake: ebd. 466
- 19 *Es wird Abend* (wie Anm. 13, 558)
- 20 Flake: *Es wird Abend* (wie Anm. 13, 429).
- 21 Flake, Otto: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hrg. v. Rolf Hochhuth und Peter Härtling, Frankfurt. M. 1973–1976

Die Fotos sind dem Buch von Solms-Laubach („*Bärbel von Ottenheim*“, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main, 1936) entnommen)

## Ovid, ein moralisierter Dichter der Liebe

Der große römische Klassiker aus der Zeit des Kaisers Augustus  
in der Historischen Bücherei Offenburg und ein Forschungsproblem

Manfred Merker\*

2009 wurde in Offenburg der sensationelle Fund eines venezianischen Buches aus dem Jahre 1486 präsentiert, das als erster Druck eines Werkes griechischer Literatur gilt, und neben der Amerikakarte Waldseemüllers aus dem Jahre 1507 wegen seiner Einmaligkeit zu den Kostbarkeiten der Historischen Bücherei der Stadt Offenburg zählt (Abb. 1). Hier soll nun der Bestand eines der bedeutendsten lateinischen Dichter der augusteischen Klassik vorgestellt werden, wie ihn uns die humanistischen Schulbüchereien der beiden mittelalterlichen Offenburger Klöster hinterlassen haben. Ovid (43 v. Chr. – 18 n. Chr.) als der jüngste, sicher auch der modernste und für uns aus vielen Gründen interessanteste Dichter der frühen Kaiserzeit ist in der antiken und mittelalterlichen Überlieferung ebenso stark vertreten, wie seine Zeitgenossen Horaz und Vergil. Bedeutende andere Dichter dieser Epoche, wie der heute immer noch lesenwerte Catull mit seinem schmalen Opus und die eindrucksvollsten Vertreter der römischen Liebesepik, Tibull und Propertius, sucht man allerdings in den Beständen der Klosterschulbibliothek vergebens: Sie kamen wegen ihrer Thematik als Schulautoren nicht infrage und wurden als solche nicht tradiert. Zwei neue Aspekte der Ovidinterpretation anhand der hier vorhandenen Editionen sollen die Vorstellung des Offenburger Bestandes ergänzen.



Abb 1: Ovid in der Vorstellung des Mittelalters

### „Ovid stand auf dem Index“ (oder: was man trotzdem von ihm las)

So titelte das Offenburger Tageblatt am 23.11.2010 im vierten Beitrag seiner Schulserie zum 350. Jubiläumsjahr des Franziskanischen Offenburger Klostersgymnasiums. Diese plakative Meldung gilt es zu hinterfragen. Zwei Argumente sprechen gegen eine pauschale Indizierung des schon in der Antike umstrittenen Autors. Einmal sind es die vorhandenen Bestände unserer Bibliothek –

\* Franziskanische Studien III, 2: Schätze der ehemaligen Franziskanerbibliothek



Abb. 2: Die fünf Ovidausgaben der Offenburger Bibliothek

hier ist Ovid immerhin fünfmal vertreten, wenn auch in „jugendfreier“ Auswahl (Abb. 2). Zum anderen zeigt ein Blick in die unveröffentlichten Lehrpläne des alten Gymnasiums, dass Ovid schon ab der zweiten Lateinklasse neben den anderen lateinischen Schulautoren gelesen, übersetzt, interpretiert und teilweise sogar auswendig gelernt wurde. Hier findet man z. B. im Lehrplan des ersten erhaltenen Schulprogramms des Gymnasiums aus dem Jahre 1824 die Angabe, dass Professor Josef Scharpf neben Ovids Schöpfungsbericht auch die Metamorphosen von Echo und Narziss aus dem sechsten Buch, mit einem späteren Jahrgang außer Dädalus und Ikarus auch Philemon und Baucis aus dem achten Buch durchgenommen hat. Er hat dazu wahrscheinlich die auf uns gekommenen Ovidausgaben aus der Franziskanerbibliothek in den Händen gehabt, worauf auch die handschriftlichen Einträge seiner altphilologischen Kollegen hinweisen. Diese über 500 Jahre alten fünf Ovidbände aus der Zeit des Humanismus, die teilweise zu den ausgewiesenen Raritäten der Bibliothek gehören, sind ein beachtlicher Bestand. Als Besitz des ehemaligen Klosters wurden sie 1818 dem großherzoglichen badischen Progymnasium (alle erhielten den ovalen Stempel „Großherzogliches Gymnasium“) und noch ein Jahrhundert später dem Grimmelshausen-Gymnasium tradiert, von wo sie in den 1990er Jahren in die Historische Bibliothek der Stadt aufgenommen wurden. Hier sollen sie der Reihe nach kurz beschrieben werden, beginnend mit dem zwar jüngsten, das aber trotzdem schon über 300 Jahre auf seinem Buchrücken hat.

**F493 Publii Ovidii Nasonis TRISTIUM libri V**, Frankfurt/Leipzig 1701 bei J. Justum Erythropilum. 172 Seiten. Rötlicher Pappdeckel. 17,4 × 10,7 × 2,2 cm

Das schmale Bändchen ist ein Stück antiker Exilliteratur, es enthält einen Teil von Ovids (sein Name ist eigentlich Naso!) Spätwerk, seine fünf Bücher Trauerelegien aus der Zeit der Verbannung an das Schwarze Meer seit dem Jahre 8 n. Chr. durch den Kaiser Augustus. Der Titel wechselt zwischen Schwarz- und Rotdruck, der Besitzername „Prof. G..g“ (Professor Gagg?, er war von 1844–49 Offenburger Gymnasialdirektor) ist abgeschnitten. Der Druck des eigentlichen Textes, der neben den kleiner gedruckten

Kommentaren unter dem Text und an beiden Rändern nur einen geringen Teil ausmacht, ist nachlässig, verschiedene Seiten haben unterschiedliche Buchstabengrößen. Ein ausführliches Vorwort wird ergänzt durch Inhaltsangaben der einzelnen Tristienbücher, ein umfangreiches Register erleichtert die Lektüre. Bemerkenswert ist der Abdruck eines elegischen Epigramms des berühmten Philologen Scaliger, der mit fingierten Vorwürfen Ovids den Kaiser Augustus auffordert, selbst in die Verbannung zu gehen, weil seine eigene Jugend auch nicht ganz ohne Makel war:

*„Si mea te movit territum lasciva iuventus,  
tu iuvenem damnas perditus: exul abi.“*

*Wenn Dich meine ausgelassene Jugend in Schrecken versetzt hat,  
verdammst Du damit, selbst nichtswürdig, einen jungen Mann:  
Geh auch Du fort in die Verbannung!*

Eine anschließende Elegie des Angelus Politanus bedauert ein Grab des großen römischen Dichters in nicht heimischer barbarischer Erde.

**F 491 Pub. Ovidii Nasonis METAMORPHOSEON libri XV**, Amsterdam 1671 bei Johan Janssonium. 402 Seiten. Pappdeckel mit hellem Leder. 13,4 × 8 × 2,8 cm

Dieses winzige Taschenbüchlein mit seinen immerhin 402 Seiten (Abb. 3) zeigt eine hervorragende Druckqualität, schon das prächtige Titelbild mit der von einem fülligen Stier entführten barocken Europa lädt zum Lesen der abgedruckten 15 Bücher Metamorphosen mit ihren 12000 Versen ein. Diese 250 Verwandlungsgeschichten im Rahmen eines großen Weltgedichtes sind Ovids Hauptwerk aus der mittleren Schaffensperiode, das er zusammen mit seinem kultischen Festkalender, den FASTI, in der Zeit von der Zeitenwende bis zu seiner Verbannung fertigstellen konnte. Neben einem Vorwort und dem Sachindex gibt es knappe hilfreiche Inhaltsangaben und einen durchlaufenden lateinischen Randkommentar von hervorragender Qualität, bei dessen Lektüre man aber fast eine Lupe braucht. Der bekannte Offenburger Franziskanerpater Leopold Schmautz hat dies wertvolle Büchlein bei seinem altersbedingten Wiedereintritt in sein Nativkonvent, das Heimatkloster in Offenburg, diesem neben vielen anderen Büchern geschenkt, was er mit feiner Handschrift auf dem inneren Deckel unter dem Datum 1704 zusammen mit seinem Wahlspruch vermerkt: *„praestant adversa secundis“* (dem Glück geht das Unglück voraus). Ein gediegenes Büchlein der Weltliteratur für den Privatgebrauch, ein offensichtlich viel benutztes Vademecum für die Brusttasche eines lateinkundigen Antikenfreundes.

Abb. 3: Ein Ovidbüchlein des Offenburger Franziskanerpaters Schmautz von 1671



**F 492 Pub. Ovidii Nasonis HEROIDUM EPISTULAE**, Antwerpen 1661 bei Arnold van Brakel. 251 Seiten. Pappdeckel mit hellem Leder (im Schubert). 10,6 × 6,5 × 2 cm

Dieser schmale Kleindruck in sauberen Aldinenbuchstaben (humanistische Lettern aus Florentiner Werkstatt) enthält aus Ovid erster erotischer Schaffensepoche die fingierten Liebesbriefe **HEROIDES**, die er einsame Heldenfrauen (Heroinnen) an ihre ferneren Geliebten schreiben lässt: Von Penelope an Odysseus, von Helena an Paris, von Dido an Äneas, der letzte von Sappho. Da Ovid die Schmerzen der unglücklichen Liebe nicht unbekannt waren, verfasste er auch gleich danach dichterische Heilmittel der Liebe, die **REMEDIA AMORIS**, die ebenfalls auf 25 Seiten mit Fußnoten abgedruckt sind. Anschließend findet man mit berechtigtem Erstaunen 40 Seiten aus den verpönten Liebeselegien, den **AMORES**, mit denen Ovid 18-jährig zum ersten Mal an die römische Öffentlichkeit getreten war und damit den Ruf eines Liebesdichters erworben hatte. Besonders heikle Elegien vermisst man allerdings in dieser Sammlung. Unter dem im zweiten Teil dieser Abhandlung behandelten Gesichtspunkt ist es nicht zu verstehen, wie diese nicht sanktionierten Liebeselegien durch die dichten Maschen der christlich-mittelalterlichen Indizierung geschlüpft sind. Es folgt eine unverfängliche Elegie über den Nussbaum, **DE NUCE**, deren Autorschaft heute umstritten ist. Zwei Seiten Epigramme schließen die Sammlung ab. Dies ist die ein-

zige Ovidausgabe, die den Liebesdichter Ovid präsentiert, der sich selbst als „tenerorum lusor amorum“, einen verspielten Dichter der Liebe, empfindet und dies so noch in seinem selbst verfassten Grabspruch formuliert. Bemerkenswert an dieser flandrischen Ovidedition ist ihre pädagogisch mahnende Einbettung, die schon im Titelblatt sichtbar wird und auf die das folgende Kapitel in einem größeren Zusammenhang näher eingehen wird.

**F 490 OPERA P. OVIDII NASONIS**, Basel 1568 bei Henric Petrina. 746 Seiten. Neuer Pappdeckel mit Lederrand. 16,2 × 11,4 × 6,4 cm

Das stattliche, aber unhandliche Buch enthält von allen bisher vorgestellten Editionen den umfangreichsten Ovidischen Werkbestand: Neben den vollständigen **METAMORPHOSEN** die **FASTEN**, kultische Ursprungssagen für die römischen Jahresfeste, die der Dichter mit der Widmung an den kaiserlichen Prinzen Germanikus als Hommage an die Restaurationspolitik seines Kaisers verfasste, aber wegen seiner Verbannung mit 812 Versen unvollendet lassen musste. Ferner enthält dieses Schweizer Druckwerk die Liebesbriefe der **HEROIDES** und das Epyllion (Kleinepos) über den Wasservogel **IBIS**. Neben der bekannten Provenienz sind die Namen der Vorbesitzer an mehreren Stellen geschwärzt. Die Druckqualität des Textes, der Zahlen und der beigegebenen Holzschnitte ist mäßig, als hätte man Druckerschwärze sparen wollen. Es gibt keine Nummerierung der Verse, dafür sowohl ein Vorwort an den Leser in Prosa und ein weiteres in Distichen auf Latein und Griechisch, als auch eine lateinische Prosawidmung an einen adligen Gönner. Die ausführlichen Annotationes (Anmerkungen) von Ioan. Thom. Freigius und Henricus Glareanus mit 17 Seiten Biographie Ovids, aus seinen Werken abgeleitet, einem Index für alle Inhalte und einer Tabelle der Verwandlungen setzen sich mit einem Kommentar zu den einzelnen Versen fort. Ein absolutes Kuriosum ist das lustige Verzeichnis mit dem Titel „De Philomela et avium ac quadrupedum vocibus“, in dem auf zwei Seiten „alle Laute“ wiedergegeben werden, „die die Nachtigall, die Vögel und Vierbeiner“ von sich geben. Es folgt eine rührend pedantische Auflistung aller Lebewesen, die im Gedicht auftauchen samt ihrer Stimmlaute. Die moralisch pädagogischen Ermahnungen auch in dieser Ausgabe werden zusammen mit denen der drei anderen Vorworte behandelt.

Die bedeutendste Ovidausgabe, die uns die unterrichtenden Herren Professoren des Offenburger Franziskanergymnasiums hinterlassen haben, ist ein Prachtband aus dem Jahre 1508, – eine bibliophile Besonderheit. Als Postinkunabel schon wegen ihres hohen Alters von über 500 Jahren an der Grenze zum Wiegen-

druck, präsentiert sie ein paar sehr zeittypische, schöne Holzschnitte. Durch die Beteiligung zahlreicher kompetenter, meist italienischer Herausgeber, hat sie darüber hinaus auch einen hohen wissenschaftlichen Wert. Zunächst die äußeren Daten:

**F 489 I/II=rarum: Pub. Ouidii Nasonis preclarum(sic!) opus.** Lyon bei S. Gueynard, 1508/10. 746 Seiten, Schweinsleder auf Holzdeckel. 26,4 x 19 x 7,9 cm. 2 intakte Messingschließen, Holz-wurmfraß von hinten nach vorn

Diese Prachtausgabe (Abb. 4) ist zweifellos die bedeutendste und auch die schönste Ovidedition der Bibliothek und wurde im gymnasialen Unterricht, in dem man ja kleine Gelehrte heranbilden wollte, schon deshalb eingesetzt, weil sie mit ihrem Rahmenwerk der Kommentare neben dem klaren Text auch den damaligen wissenschaftlichen Voraussetzungen der Zeit entsprochen haben dürfte. Der Titel „Des Publius Ovidius Naso prächtiges Werk“ ist nicht übertrieben: Der Band enthält in schönem Druck alle für das Klostergymnasium wichtigen Titel des großen augusteischen Dichters: Im früheren Teil von 1508, merkwürdigerweise erst in der zweiten Hälfte angeheftet, finden sich als Frühwerk des Dichters die „HEROIDES“, die schon oben besprochenen fingierten Liebesbriefe antiker Heldenfrauen an ihre fernen Männer, das Buch SAPPHUS und der IBIS. Dazu ein Vorwort von Bonzaga aus



Abb. 4: 2x Ovids  
Metamorphosenausgabe  
von 1508/1510



dem Jahre 1494 und eine wunderschöne Abbildung des Dichters (siehe Abbildung 1) zwischen seinem Kommentator und Illustrator in einem ganzseitigen Totentanzrahmen(!). Ein hochgelehrter lateinischer Kommentar steht neben und unter dem Text, ergänzt von einem ausführlichen Register. Leider fehlt eine Versnummerierung am Rande, so dass eine Vollständigkeitsprüfung für das Gesamtwerk immerhin sehr mühsam wäre. Das genaue Datum der Herausgabe schließt das Opus mit der Angabe „Am 29. Februar 1508“.

Der zweite Teil dieser Humanistenedition von 1510 bringt einen sehr schönen Textabdruck von Ovids Hauptwerk seiner mittleren Schaffensperiode aus den ersten Jahren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, das 12000 Verse reine Hexameter umfassende Meisterwerk der **METAMORPHOSEN**. Auf ein Beispiel dieser Verwandlungssagen, die lateinisch meist als „*transformationes*“ wiedergegeben werden, soll inhaltlich im letzten Teil dieser Abhandlung unter verschiedenen Gesichtspunkten noch eingegangen werden. Eine nützliche Biographie und ein Werkverzeichnis bereichern die Arbeit mit diesem Buch. Zu Anfang aller 15 Einzelbücher dieser Metamorphosen finden sich Holzschnitte, die den Inhalt markant illustrieren: Nach der Abbildung einer eindrucksvollen halbseitigen Windrose wird zu Ovids dichterischer Vision der Schöpfung aus dem Anfangschaos auf dem Titelblatt, und vor dem ersten Buch erneut, ein quasi christlicher Gottvater mit einigen seiner neu kreierte Tiere dargestellt (Abb. 5).

Vor dem zweiten Buch folgt eine echt mittelalterlich interpretierte Abbildung vom Sturz des Phaeton mit seinem Sonnenwagen (Abb. 6): Sein Vater Helios, der Sonnengott, als Zuschauer erscheint als thronender Christus unter einem Baldachin sitzend, der übermütige sonnensüchtige Sohn wird, genauso wie später der hoch fliegende Ikarus als Beispiel für fehlende Demut gesehen. Diese christlichen Uminterpretationen haben wahrscheinlich Ovid im Mittelalter das Überleben gesichert. Nur allegorische Deutungen der heidnischen Geschichten ermöglichten eine Aufnahme in den offiziell sanktionierten Kanon, sodass Ovid im 11. Jahrhundert zu den am meisten überlieferten, gelesenen und geschätzten Autoren der Antike werden konnte. Das hatte auch schon frühzeitig zu einer völligen Eliminierung aller erotischen Frühwerke geführt. Sie wurden zwar auch in den Handschriften und Drucken überliefert und sind heute allgemein verfügbar, den Eingang in die Schulen fanden sie auf Einspruch der zuständigen moralischen Autoritäten aber nicht. Schon zu Lebzeiten des Dichters war Ovid damit in Widerspruch zur offiziellen Gesellschaftspolitik des Kaisers Augustus geraten, der sich mit seiner restaurativen Familien- und Sittengesetzgebung um die Wieder-

Abb. 5: Ein glücklicher „Gottvater“ mit seinen ersten gelungenen Geschöpfen.



herstellung einer republikanischen Werteordnung bemühte. Natürlich kam der lebensfrohe 18-jährige Großstadtmensch Ovid in Schwierigkeiten, wenn er dagegen drei Bücher mit locker verspielt gedichteten Liebeselegien, die *AMORES*, herausgab, gefolgt von den oben erwähnten schmachtenden Liebesbriefen, den *HEROIDES*, und dem Hauptwerk dieser Periode, der *ARS AMATORIA* (oder *AMANDI*), – ein Lehrbuch über die Verführungskünste der Liebe, zwei für die Männer, eins für die Frauen, jeweils durch Beispiele der Mythologie untermalt. Für das weibliche Geschlecht folgten dann noch die galanten Anweisungen zur Gesichtspflege, die *MEDICAMINA FACIEI*. Diese Werke waren im Mittelalter verpönt und sind somit in keiner öffentlichen Sammlung vertreten gewesen. Ovid vermutete selbst, dass diese amouösen Elaborate neben politischen Verwicklungen, unrichtigen Unterstellungen und unbeabsichtigter Mitwisserschaft zu seiner Verbannung ans Schwarze Meer durch Kaiser Augustus im Jahre 8 n. Chr. geführt haben, wenn er in seiner Autobiografie „*carmen et error*“ (seine Dichtungen und einen Irrtum) zitiert, welche die „ira“ (den Zorn) des Kaisers erregt hätten.

Man kann sich sehr gut diese prächtige Ovidedition auf einem Katheder liegend vorstellen, aus der ein Franziskanerprofessor den Schülern rezitiert und kommentiert, sie repetieren und auswendig lernen lässt, um das Gehörte dann am Folgetag wieder abzufragen, – selbstverständlich alles auf Latein. Dabei konnte der Pater natürlich nach pädagogischen und entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten und nach Vorgabe seiner Schulaufsicht eine Auswahl treffen, die alle Lehr- und Lernziele optimal zur Geltung brachte. Eine Vorauswahl war auch schon durch die Gesetze der Textüberlieferung und die geltenden gesellschaft-



Abb. 6: Der Absturz von Phaethons Sonnenwagen

lichen Normen, das heißt die Zielvorgaben der klerikalen und universitären Autoritäten gegeben. In welchem Maße das besonders im Falle Ovids für erhebliche Eingrenzungen des literarischen Gesamtwerkes geführt hat, soll anhand der editorischen Vorworte der drei zuletzt vorgestellten Bücher der Offenburger Historischen Bücherei dargelegt werden.

### „OVIDIUS MORALIZATUS“ oder: ein zensierter Liebesdichter

In der Ovidausgabe der Heroides, Antwerpen 1661 (F 492 in der Historischen Bücherei) taucht ein Vorwurf auf, der dem Dichter seit der Antike, besonders aber im christlichen Mittelalter bis in die Neuzeit, immer wieder gemacht wurde, die Verurteilung seiner „lascivitas“, d. h. Ausgelassenheit, Frivolität, Obszönität. Bezogen war diese langlebige Bezeichnung in erster Linie auf Ovids Frühwerk, die Liebesdichtungen, wobei das Hauptwerk der Metamorphosen und die unvollendeten Fasten aus der mittleren Schaffensperiode genauso unangefochten Geltung gewannen, wie das Spätwerk aus dem rumänischen Exil, die Tristien (Trauerlegien) und die „epistulae ex ponto“, seine Briefe aus den Jahren des Exils am Schwarzen Meer (8–18 n. Chr.). Die lockere, spielerische zum Teil leicht ironische Art, mit der Ovid die Liebe behandelt, kam weder bei der offiziellen Politik seiner Zeit, noch im leibfeindlichen Mittelalter gut an, weil sie als verführerisch und unmoralisch empfunden wurde. Daher die Mahnungen in den überlieferten Handschriften und Drucken, die ja für den Schulgebrauch der Jugend bestimmt waren. In der Heroidesedition von 1661 wird schon auf dem Titelblatt diese „oscoenitas“ angeprangert und das Buch in den Dienst der „casta iuventus“ (einer reinen

Jugend) gestellt. Der Mitherausgeber Victor Giselinus mahnt auf Seite 8 alle Dichter vor der „unzüchtigen (*lasciva*) Willkür des Schreibens“, Ovid zitiert er als einen, „der einst Lehrer der ausgelassenen Liebe“ gewesen sei. Am Schluss präsentiert er „einige Edelsteine aus den schändlichen Büchern Ovids, damit sie nicht mit dem übrigen Schmutz verloren gehen“. Zum selben Thema verfasst er sogar eine längere Elegie, in der er die Überlieferung dieser anfechtbaren Dichtungen anprangert und konstatiert, dass „die Schlachten des Mars, die Polster der Venus und die hässlichen Orgien des Bacchus nur dem gefallen können, dem Christus nicht gefällt“. Aus diesen Quellen solle die Jugend nicht trinken, „glücklich ist, wer das lebendige Wasser Christi trinkt und seinen Durst nicht anderswo löschen muss“.

Eine ähnliche Haltung vertritt auch der Herausgeber der Ovidausgabe von 1568 (F 490) aus Basel. Da schreibt der Kommentator Ioannis Hartung auf der Seite 91 ff.: „Ovid pflegt in den Metamorphosen auszuschweifen (*lascivire*), trotzdem kann man dies mit der Notwendigkeit entschuldigen, die unterschiedlichsten Gestalten in einem Werk versammelt zu haben.“ Er zitiert dann die Ermahnungen aus dem vierten Buch des antiken Rhetorikprofessors Quintilian, wegen des noch nicht gefestigten Urteilsvermögens die Jugend von Ovid, der sein literarisches Talent nicht mäßigen konnte, fernzuhalten und dafür besser die Lektüre von Vergil und Horaz anzubieten.

Ein Blick auf unser ältestes Werk (Abb. 7), das von 1508/10 (F 489 = *rarum*), legt die Vermutung nahe, dass die Warnungen vor Ovid mit der größeren zeitlichen Nähe zum Mittelalter intensiver ausfallen. Schon die erste Seite enthält einen allzu deutlichen Hinweis in dem Titelvermerk: „**Ovidii Nasonis** Metamorphoseon libri *moralizati*“, die moralisierten (!) Metamorphosenbücher des Ovid. Es geht in diesem Sinne weiter mit der Biographie und Werksübersicht, welche die „*lascivas de amore elegias*“, seine ausschweifenden Liebeselegien, aufzählt, aufgrund derer er ergriffen und mit 50 Jahren ins Exil ans Schwarze Meer relegiert wurde: „*per carmina libidinosa damnatus*“, wegen seiner lustbetonten Gedichte verurteilt. Aus Ovids Epithaph folgt als ein unterlegtes Selbstzitat: „*ingenio perii Naso poeta meo*“, ich, der Dichter Ovid, bin an meiner Begabung zugrunde gegangen. Bei den Werken werden auch die Metamorphosen genannt, aber als „*non emendatae*“, nicht (durch die Zensur) gereinigt oder verbessert. Am deutlichsten wird die „Moralisierung“ des frivolen Dichters der Liebe in den zehn Zeilen einer elegischen Warnung durch einen Lavinius Lingones, M. A., *bacch. theol.*, der am 24.02.1510 zum Abschluss des Vorworts auf der Seite 10 das folgende eindrückliche Statement gedichtet hat:

*„carmina Nasonis fugias lasciva poetae  
et quae praecipue nomen amoris habent  
...“*

Zügellos dichtet Ovid,  
lies nicht seine frivolen Verse  
Und schau besonders darauf,  
ob das Wort Liebe erscheint.  
Ist was an Tugend dabei,  
kannst ruhig weiter Du lesen,  
nicht will ich diese Gedichte  
völlig verwerfen für Dich.

*„vitat apis taxum, non flores mella le-  
gendo ...“*

Meidet die Biene doch Eiben, nicht  
aber Blumen beim Sammeln, lies  
auch Du nur die Blüten, welche Dir  
zuträglich sind.

Die Metamorphosen der Menschen im  
Großgedicht werden hier dann als  
Furcht gebietende Strafen für Sünden  
gedeutet und als eine Verschleierung  
des Todes, was den Leser zur Umkehr  
bringen sollte.

„Ad usum Delphini“, für den Gebrauch des Dauphin, des  
Thronfolgers, und den Schulgebrauch sollten im Sinne der gel-  
tenden Normen der Zeit die Werke des großen Dichters jugend-  
frei gemacht werden. Damit war natürlich nicht nur ein Teil sei-  
nes literarischen Werkes für die eigene unbevormundete Aneig-  
nung verloren, sondern auch der Dichter in seinem Grundimpuls  
verkannt, der die Liebe in ihrem Glück und Unglück immer zum  
Thema hatte, gerade auch in den Metamorphosen, wenn auch in  
ihrer verwandelnden Vielseitigkeit. Zur Ehrenrettung des Dich-  
ters muss gerechterweise festgehalten werden, dass es bei Ovid  
nichts Pornographisches gibt, auch sind unter seinem Namen  
keine Priapeen überliefert, im Gegensatz zu Vergil.

Im Jahre 1340 redigierte der französische Franziskanermönch  
Petrus Berchorius aus der Vendée auf eine Weise den römischen  
Liebesdichter Ovid, die Titel stiftend für alle seine Nachfolger  
wurde. Nach einem Studium in Paris und einer Begegnung mit  
Petrarca und dem Papst in Avignon vollendete er ein fünfzehn-  
bändiges Hauptwerk, das „Reductorium morale, Ovidius morali-  
zatus“, das 1474 zum ersten Male in Straßburg gedruckt wurde



Abb. 7: Titelseite  
der „moralisierten“  
Ovidausgabe

Abb. 8: „Ovidius bis moralizatus“: ein zweimal zensierter Ovid



(Abb. 8). Er begründete damit eine christliche Interpretation von Ovids Metamorphosen, die bis in die Zeit des Humanismus gültig blieb und die die antike Mythologiedichtung durch Auslassung der als „lasziv“ empfundenen Geschichten und durch allegorische Umdeutungen auch für Christen akzeptabel machen sollte. Da wird zum Beispiel die Gestalt der vor Apoll fliehenden und in einen Lorbeerbaum verwandelten Daphne zur suchenden Seele umgedeutet, der verfolgende antike Gott selbst zum Teufel. Im vierten Buch steht der sterbende Pyramus für Christus am Kreuz, Eurydike im zehnten für die sündige Eva. Ovid wurde durch diese neue christliche Sichtweise als weiser Weltendeuter fast in die Nähe der Kirchenlehrer gerückt und nachträglich so fromm gemacht, wie er auf der ersten Abbildung zu sehen ist: als ein lieber Märchenonkel. Ein anderer französischer Geistlicher hatte schon hundert Jahre vor Pater Berchorius um 1250, basierend auf einem angeblichen Fund am Grabe des Ovid, einen Roman geschrieben, der die Bekehrung des Dichters zum Christentum thematisiert. Dazu sei nur anzumerken, dass Ovid bereits im Jahre 18 n. Chr. gestorben war. Dass die nackten Frauen, die im Holzschnitt unserer „moralisierten“ Ausgabe zu Beginn des dritten Buches der Metamorphosen auf einen Felsen gelagert der Tötung eines Ungeheuers zuschauen, nachträglich von keuscher Hand mit einem Tintenbikini bekleidet wurden, zeigt auf besonders eindrückliche Weise die Nachwirkung der von höchster moralischer Autorität geadelten Christianisierung unseres Dichters, der nur auf diesem Wege der Überlieferung für würdig erachtet wurde.

## OVID und die Macht der verwandelnden Liebe: die Metamorphosen

Nach dem Tode der beiden große augusteischen Klassiker Vergil im Jahre 19 v. Chr. und Horaz im Jahre 8 v. Chr. war Ovid der am meisten gefeierte Dichter des römischen Reiches. Er hatte mit seinem Lehrbuch über die Liebe, der „ars amatoria“, gerade bei der Jugend in Rom einen großen Zuhörer- und Leserkreis gefunden. Schon seine drei (ursprünglich fünf) Bücher Liebeselegien, die „amores“, waren in der Nachfolge von Tibull und Propertius ein Riesenerfolg gewesen. In seiner spielerisch ironischen Art gab er in der Folgezeit noch die Liebesbriefe der Heldenfrauen, die „heroides“, und das Büchlein über die Gesichtspflege, die „medicamina faciei“, heraus, als Trostschrift für unglücklich Liebende folgten schließlich die Heilmittel gegen die Liebe, die „remedia amoris“. Ovid war der anerkannte und geliebte Dichter der Liebe, und man erwartete jetzt von ihm, wie auch er selbst von sich, ein größeres Werk. Lukrez hatte ein sprachgewaltiges episches Lehrgedicht über die Natur („de rerum natura“) geschaffen, Vergil das große römische Nationalepos der „Aeneis“ und sein episches Lehrgedicht über die Landwirtschaft („Georgica“), und auch das großartige Geschichtswerk des Livius („ab urbe condita“), das gerade in ständiger Folge erschien, war auf seine Weise ein riesiges Prosaepos auf das heldenhafte römische Volk. Was würde in diese nach verheerenden Bürgerkriegen von allen ersehnte Zeit der „pax Augusta“ mit all ihren Friedenssegnungen noch hinein passen? Ovid schreibt, dass er schon den Stift für ein Epos im hohen Stil angesetzt habe, dann habe ihm aber Cupido, der kleine Liebesschlingel, den Vers durcheinander gebracht und zu kleineren Themen gelenkt. Schließlich fand Ovid um die Zeitenwende herum ein Thema, das seinen Erfolg als Liebesdichter, seine gewaltige mythologische Bildung und sein großes formales Talent im Dichten und Erzählen vereinte, und das er bis zu seiner Verbannung im Jahre 8 n. Chr. bearbeitete. Als junger Jurist hatte Ovid schon von sich gesagt, dass alles, was er schreiben und sprechen wollte, sofort zu rhythmischen Versen geriet, und hatte deshalb seinen Beruf wechseln müssen. Bereits in der „ars amatoria“ hatten Mythen eine sehr große Rolle gespielt, ebenso in den „heroides“-Briefen mythologischer Frauen. Ovid fand eine geniale und noch heute bewunderte Lösung des Gesuchten in der Abfassung der Metamorphosen: Sie sind mit ihren 15 Büchern zu je ca. 800 Hexametern das längste Epos der lateinischen Sprache geworden und vereinigen als „carmen perpetuum“ (fortlaufendes Gedicht) in einem kunstvollen Gesamtaufbau die ganze Geschichte von der Erschaffung der Welt, über die vier Zeitalter, den

trojanischen Krieg, die italische Geschichte bis zur Apotheose Cäsars und einen Hymnus auf den Kaiser Augustus. Gleichzeitig sind 250 Mythen der Verwandlung als Epyllien (Kleinenepen) eingebaut und wie in einem bunten Teppich miteinander verflochten, die noch heute als das wichtigste Kompendium der antiken Sagen gelten. Ihr Hauptthema aber ist die verwandelnde Macht der Liebe!

Der Anfang der Metamorphosen:

*„in nova fert animus mutatas dicere formas ...  
ad mea perpetuum deducite tempora carmen.“*

„Mich treibt mein Geist, verwandelte Formen zu besingen.  
Fördert mein Werk fortlaufend bis in meine Zeiten hinein“  
(Met.I, 1 und 4)

Ovid bittet die Götter, die doch auch die Kraft zur Verwandlung der Körper gehabt hätten, sein Werk vom Anfang der Welt bis in seine Zeit zu inspirieren und zu begleiten.

Am Ende des 15. und letzten Metamorphosenbuches lässt Ovid aus dem Munde des antiken Philosophen Pythagoras aus Samos das Phänomen der Verwandlung aller Dinge in über 400 Versen erklären. Es ist „die didaktische Offenbarung des Prinzips der Metamorphosen als allwaltendes Lebensprinzip in der Natur und Menschenwelt, ... der Schlüssel zum ganzen Werk ...“ (Ernst Zink, 1956). Ovid lässt Pythagoras dann Heraklit, den „dunklen“ Philosophen aus dem benachbarten Ephesus, zitieren: „Alles fließt, auf der Erde gibt es nichts, was Bestand hat, und jede Gestalt wird ständig verwandelt“ (Met. XV, 176–177). Den Wandel hat Ovid dann am eigenen Leibe erlebt, als er aus dem milden, sicheren und genussreichen Großstadtleben von Rom fern weg ans raue Schwarze Meer zu einem barbarischen Volk verbannt wurde, durch den Zorn des allmächtigen Kaisers verstoßen. In den Metamorphosen bewirken die Götter den Wandel. Sie verwandeln Menschen aus Strafe oder Erbarmen in Tiere, Pflanzen, Sterne, Steine und Quellen, wobei sie ihr Wesen beibehalten. Das treibende Motiv ist immer die Liebe, in all ihren Formen, auch den abartigen. Eros, von Platon als ein mächtiger Dämon beschrieben, der über die Menschen kommt und sie unwiderstehlich heimsucht, wurde von Ovid als Amor und Cupido in den Liebeslegien seiner Amores wie ein furor, ein rasender Wahnsinn, thematisiert, dem der Mensch heillos verfällt. Auch die Götter sind dagegen machtlos und werden von den zielgenauen Waffen Amors, des Sohnes der Liebesöttin Venus und des Kriegsgottes Mars, getroffen, ob sie wollen oder nicht. Sogar



Venus verfällt (im 10. Buch) in heillosen Liebe dem verführerisch schönen Adonis und muss ihn sterben sehen, Iuppiter entbrennt vor Liebe („*amore arsit*“) zu dem Knaben Ganymed, den er sich, in einen Adler verwandelt, als Mundschenk auf den Olymp holt (Abb. 9). Apollo ist der unglückliche Liebhaber von Daphne, Cyparissus und Hyazinthus, die am Ende alle auf ihre Weise in Pflanzen verwandelt werden, wie auch Adonis und Narzissus, der an der Liebe zu sich selbst zugrunde geht. Nur Pygmalion erlebt die schöpferische Macht der Liebe, indem er sein geliebtes Kunstwerk zum Leben erwecken kann.

„*Cura deum di sunt*“, die Geliebten der Götter sind selbst Götter! Das ist das Thema der eindrucksvollen göttlich-menschlichen Liebesgeschichten des 10. Metamorphosenbuches, in dem der trauernde Orpheus nach Verlust seiner Eurydike sein Leid im Spiegel mythologischer Beispiele vor Tieren, Bäumen und Felsen besingt, bis er von rasenden Mänaden zerrissen wird, weil er die Frauenliebe zugunsten der Knabenliebe verschmäht hat.



Abb. 9: Ganymed wird von Iuppiter als Adler entführt (Ovidausgabe von 1568)

### OVID und das Geheimnis der Purpurlilie

Hier soll, beispielhaft für alle Verwandlungsgeschichten der Metamorphosen, nur die Liebe des Musengottes Apolls zu dem bildschönen Epheben Hyazinthus aus Sparta behandelt werden, auch, weil die Historische Bücherei Offenburg in diesem Zusammenhang eine wohl einmalige Besonderheit zu bieten hat. Das Drama einer Ovidischen Metamorphose entfaltet sich auch hier in den vier Akten Liebe – Tod – Verwandlung – Weiterleben. An den Anfang wird die brennende Ergriffenheit eines Gottes durch die Liebe zu einem Sterblichen gesetzt, es folgt die Beschreibung der gemeinsamen Liebesbeziehung und ihr tragisches Ende. Der Tod des Geliebten wird durch die Verwandlung in eine andere körperliche Form überwunden und mit einem Andenken stiftenden Zeichen oder Kultfest aufgehoben, das das Wesen des Verwandelten bewahrt und verewigt.

Hier muss der griechische Musengott Apoll das finstere Schicksal („*tristia fata*“) der aus der Bahn werfenden Liebe an seinem Hyazinthus aus Arkadien erleiden. Die gewaltige Zuneigung lässt diesen Gott der Kunst, der Weissagung und der Weisheit seine Pflichten am Orakel zu Delphi vernachlässigen, sein Bogen liegt achtlos auf dem Boden, sein Gesang zur Lyra ist verstummt: er ist „*immemor ipse*“, vergisst sich selbst. So folgt er dem umschwärm-

ten Jüngling, um ihm nahe zu sein, hoch ins Gebirge und trägt seine Jagdausrüstung, „wodurch die Flammen der Liebe ständig neue Nahrung erhalten“. Danach „werfen sie in der größten Mittagshitze beide ihre Kleider ab, salben die glänzenden Körper mit fettem Olivenöl“ und beginnen einen Wettkampf mit dem Diskuswerfen. Die Lust am Spielen lässt den Jüngling alle Vorsicht vergessen, er will den vom göttlichen Liebhaber kraftvoll geschleuderten Diskus zu früh aufheben und wird dabei tödlich im Gesicht getroffen. Apoll kann ihn trotz allen Bemühens nicht vor dem tödlichen Erschlaffen in seinen Armen bewahren, beginnt mit der Totenklage und möchte mit ihm sterben (Abb. 10). Verzweifelt fragt er sich, ob denn seine Liebe eine Schuld sei und so enden müsse und verspricht seinem so früh durch ihn gestorbenen Geliebten, Lieder für ihn zu singen. Dann folgt die Metamorphose: Apoll verwandelt das Blut des schönen jungen Freundes in eine Frühlingsblume, die dessen Wesen auch in der königlichen Purpurfarbe bewahren soll. Darüber hinaus wird die neue Blume im Inneren seine Klage für alle Zeiten verewigen. Zu Ehren des Hyazinthus wird im dorischen Griechenland alljährlich zum Frühlingsbeginn ein Vegetationsfest gefeiert, das an den Toten genauso erinnert, wie die Adonisfeste an den Geliebten der Venus. Mit dieser Metamorphose endet die rührende Liebesgeschichte des unglücklichen Gottes zu seinem menschlichen Lieb-ling. Auch der von irren Bacchantinnen zerfetzte Orpheus, der Sänger dieser Liebessagen, überlebt am Ende dieser Erzählungen teilweise verwandelt, indem ein Fluss sein weiter singendes Haupt samt Lyra ins Meer bis nach Lesbos trägt, wo seinem Andenken ein Tempel gestiftet wird.

Der letzte Vers dieser Metamorphose, Vers met. X, 216, hat eine Jahrhunderte lange Kontroverse darüber ausgelöst, um welche Blume es sich bei Hyazinthus' Verwandlung handelt und was es mit der Inschrift in der Blume auf sich hat. Eine Hyazinthe herkömmlicher Art, so wie sie in der Antike und auch bei uns alljährlich durch ihr Aufblühen das Kommen des Frühlings ankündigt, enthält keinerlei Zeichen, wie sie Apoll prophezeit hatte. Befragen wir die Kommentare unserer Offenburger Ovidausgaben, die vor vielen hundert Jahren auch schon an diesem Problem herumgerätselt haben! Der Kommentator der Amsterdamer Ovidausgabe (F 491,1671) von Schmautzius verwirft Vulgatalesarten, die „HYA“ überliefern, und sieht den Klagelaut antiker Chorlieder „AI, AI!“ mit Verweis auf Sophokles (in der Tragödie „Aias“, 430–432) und Plinius (nat. hist. 21, cap. 66) als die richtigen Blumenzeichen an. Auch unsere Lyoner Prachtausgabe (F 589 = rarum, 1508/10) äußert sich ähnlich. Ihr Kommentator erkennt (auf Fol. CXLIII) in der im Vers angedeuteten Inschrift

ebenfalls den doppelten Klagelaut, obwohl einige Philologen darin die Anfangsbuchstaben von Hyazinthus erkennen wollen: „manifeste decipiantur“, sie liegen, seiner Meinung nach, völlig daneben. Der Trauerbuchstabe „A“ als Wiedergabe des in Chorliedern der Tragödie und auch beim Hyazinthienfest in Sparta ausgeführten Klagelautes weist auch auf Aias hin, dessen Blut im 13. Metamorphosenbuch (Vers 395 ff.) ebenfalls in eine Blume verwandelt wurde. Alle anderen Lesarten „aperte falluntur“, täuschen sich ganz offensichtlich. Nach diesen selbstsicheren Festlegungen humanistischer Gelehrter muss man feststellen, dass hier die Frage nach dem Zeichen in der Blume rein philologisch untersucht und entschieden wird, ohne den geringsten Hinweis auf ihre Identität.

Ähnliche Ergebnisse erbrachte eine Recherche bei den modernen wissenschaftlichen Kommentatoren: Rudolf Ewald (Leipzig 1915) sichert in seinem kritischen Apparat zunächst einmal die Eindeutigkeit der handschriftlichen Überlieferungen dieser Stellen. Otto Korn (Berlin 1916) folgt ihm darin und verweist darüber hinaus auf Ovids hellenistische Vorläufer Euphorio und Bion, die auch eine purpurne Hyazinthe mit den Zeichen für Apolls Trauer und Aias' Selbstmord „mitten auf den Blättern“ anführen. Der neueste Kommentar von Neil Hopkinson (Cambridge 2000) betont zur Metamorphose X, 215 (Hyakinthos) und der Parallelstelle XIII, 397–398 (Aias), dass hier zwei Aitien (Ursprungssagen) vorliegen, dass vielleicht mehrere Blumen diese Namens anzunehmen seien und konstatiert dann lapidar: „Ovid does not mention the plant by name!“ Hermann Breitenbach stellt 1958 in seiner Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag Ovids zu dieser Stelle quasi als Resümee aller gelehrten Erforschungen lediglich fest: „Welche Blume die antike Hyazinthe ist, kann man botanisch nicht mehr sicher bestimmen.“ Eine ansonsten sehr gute aktuelle Internetseite zu Ovid ist hier auch mit ihrem Latein am Ende, sie bildet unkommentiert farbschöne herkömmliche Hyazinthen ab, ohne irgendwelche Zeichen aus dem zugrunde liegenden Mythos.

Welche genauen Merkmale zur Bestimmung der Blume nennt uns Ovid? Sie entsteht aus dem im Boden versickerten Blute des Hyazinthus, das sie in sich aufnimmt. Sie strahlt heller als phönizischer Purpur und hat die Form einer Lilie. Apollo schreibt zusätzlich zur Verwandlung des verlorenen sterblichen Freundes die Klagelaute seiner Trauer „AI, AI“ auf die Blätter, wie er es ein

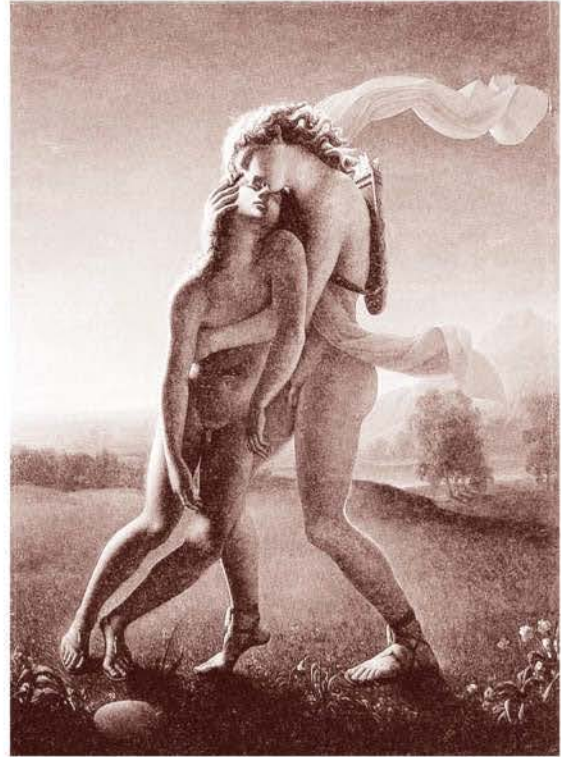


Abb. 10: Der in Apollos Armen sterbende Hyazinth (Jean Broc, 1801)



Abb. 11: Titelblatt der „Anthologia Magna“ von 1626

paar Verse zuvor bereits versprochen hatte. Dabei hatte er angedeutet, dass eine Zeit kommen wird, wo der tapferste Held in derselben Blume mit seinem Namen verewigt wird. Dazu heißt es entsprechend im 13. Buch (395–398), dass aus dem Blute des verzweifelten Ajas eine purpurne Blume entsteht mit demselben Buchstaben in der Mitte der Blätter, wie einst bei Hyazinthus: bei diesem für die Klage, bei jenem für seinen Namen(sanfang). Es ist also von einem „A“ oder „AI“ auszugehen. Ovid scheint die Blume genau vor Augen zu haben, als hätte er sie wirklich gesehen. Welche identifizierbare botanische Blume aber weist alle die genannten Merkmale einer purpurnen Lilie mit Zeichen mitten in den Blättern auf? Ist das „A“, wie der oft zitierte römische Naturhistoriker Plinius (nat. hist. 21, 66, 1. Jh. n. Chr.) meint, nur in den auseinanderlaufenden „Adern“ einer Schwertlilie zu suchen?

Die in ihrer Art wohl einzigartige Historische Bücherei Offenburg bietet eine

überraschende Hilfe bei der Suche nach der gezeichneten Purpurlilie an, die zur Lösung unseres Forschungsproblems führen könnte, und zwar auf botanischem Gebiet. Unter den Raritäten der Sammlung findet sich unter der Chiffre F 650=rarum ein wertvolles Pflanzenbuch im Folioformat aus der Druckerei Johann Theodor de Bry in Frankfurt aus dem Jahre 1626 mit dem Titel **Anthologia Magna sive Florilegium novum**.

Schon auf der Titelseite mit ihrer herrlichen Parkansicht (Abb. 11) wird das Werk aus der Franziskanerbibliothek großartig in lateinischen Superlativen angepriesen: Es enthalte die neuesten Ansichten auch seltener Pflanzen mit ihren richtigen Namen und in all ihrer Schönheit und Vielfalt der Blüten, Blätter und Wurzeln, von künstlerischer Hand mit größter Sorgfalt „nach dem Leben“ gezeichnet. Ein freundliches Vorwort an den wohlwollenden Leser und Betrachter wird ergänzt durch Zitate aus Vergils „Landleben“ und Seneca und schließt mit einem Psalm. Dann folgt der eigentliche Teil, über 100 Seiten z. T. auffaltbarer ganzseitiger Zeichnungen der Pflanzen in allen Einzelheiten mit einer kurzen Beschreibung, geordnet nach botanischen Gattungen. Unter den Liliengewächsen und Narzissen findet man auf der Seite 10 die

Eintragung des Zeichners, dass die abgebildete Zeichnung einer Hyazinthenblüte bei einem Vorgänger sternenförmig, und damit falsch wiedergegeben sei, er dagegen richtig, „ad vivum“ nach der Natur gezeichnet habe. Dann können wir eine erstaunliche Entdeckung machen: Unter der Bezeichnung „*Hyacinthus Indicus Tuberosa Radice*“, einer indischen Hyazinthe mit höckeriger Knollenwurzel, präsentiert sich eine mehrblütige Lilie mit ihren Knospen und entfalten Blüten, aus deren Mitte uns zwei/drei Buchstaben entgegenleuchten (Abb. 12). Sind sie das „AI“ des klagenden Apollo, dessen Namen auch mit A beginnt, über den Tod des Hyacinthus, das „A(I)“ des Aiasnamens, ja sogar darüber hinaus, umgedreht betrachtet, das „Y“ (ein H gibt es im Griechischen nicht!) des dann doppelt verewigten Hyazinth? Es spricht alles dafür, dass wir hier durch das glückliche Zusammentreffen zweier rarum-Editionen der Historischen Bücherei Offenburg

Ovids purpurne Hyazinthuslilie mit den Klagezeichen Apolls und Namenszeichen des unglücklichen Aias gefunden haben. Die Natur hat mit dem Spiel ihrer dreifachen „A“-ähnlichen Einzeichnung in der Mitte des Blütenstempels der Lilie sogar noch den spielerischen Dichter der Metamorphosen und seiner Vorgänger übertroffen (Abb. 13).

Botanisch gesehen handelt es sich bei dieser antiken „Hyacinthus“-blume um eine *Iris germanica*, L., eine violettblaue Schwertlilie, oder ein *Delphinium Aiacis*, L., einen wilden Gartenrittersporn, lat. *vaccinium*, beide aus der Familie der Zwiebel bildenden Liliengewächse. Hyacinthus bezeichnet gleichzeitig einen dunklen Amethysten und eine violettblaue Seide. Der Name des Hyacinthus ist vorachaisch-mediterran und verweist auf eine autochthonische Vegetationsgottheit Südgriechenlands. Mit unserer botanischen Bestimmung der Purpurlilie Ovids konnte ein bislang nicht gelöstes Geheimnis aufgeheilt werden. Dank des Zusammentreffens zweier einschlägiger Bücher der Historischen Bücherei Offenburg wurde ein Jahrhunderte altes Forschungsproblem endlich zufriedenstellend gelöst, wenn auch noch zwei Probleme offen bleiben müssen.

Abschließend stellt sich die Frage, ob der Dichter Ovid die beschriebene Blume selbst einmal gesehen hat. Als wahrscheinlich ist anzunehmen, dass auch er sie ohne eigenen Augenschein aus der literarischen Tradition übernommen hat – und das führt uns auf eine hochinteressante kulturhistorische Spur. Als Vorläufer und Quelle für seine Verwandlungsmymen ist ein hellenistischer



Abb. 12: Die gesuchte Blume Ovids: *Hyacinthus Indicus Tuberosa Radice*



Abb. 13: Die Trauerzeichen in der Blüte der Lilienhyazinthe

Dichter überliefert, der im zweiten vorchristlichen Jahrhundert lebte und Metamorphosen geschrieben hat, darunter eine „Hyakinthea“: Nikandros von Kolophon an der kleinasiatischen Ägäisküste. Er wirkte als Arzt und Dichter am Hofe von Attalos III. von Pergamon. Erhalten ist uns sein Lehrgedicht mit über 1500 Versen über Stiche und Bisse giftiger Tiere und die Wirkung von Pflanzengiften auf den menschlichen Körper mit genauen Krankheitsbildern und Gegenmitteln. Von Nikandros mag Ovid auch die Hyakinthusmetamorphose mit all ihren Details über die Blumenverwandlung

übernommen haben, lebte er doch näher an den Gebieten, in denen die Hyazinthe in der Antike endemisch war – und heute noch ist! Wer die „blaue Blume“ finden will, der muss heutzutage weit in den Orient reisen, um zu sehen, wie sie im Iran auf den wilden Bergwiesen von Golpayegan bei Isfahan in jedem Frühjahr neu erblüht und als „sombol“ ihre Rolle spielt bei den Jahrtausende alten persischen Neujahrsfesten im Frühling, wie einst bei den Hyakinthien- und Adonisfesten im alten Griechenland.

Nicht ganz soweit entfernt von uns liegt ein anderes, archäologisches Zeugnis für das Weiterleben des Hyazinthus in unserer Region und Zeit: der Jahrhunderte alte Grabstein des gleichnamigen Offenburger Franziskanerpaters im Kreuzgang des heutigen Klosters Unserer Lieben Frau. Hyacinthus Pfister OFMCon (1659–1736) identifiziert sich in einem eindrucksvollen lateinischen Barockgedicht mit seiner namensgebenden Blume, „in welcher die Trauer und die Liebe ein Zeichen gesetzt habe“.

Fotos: Manfred Merker

## Literatur

- Breitenbach, Hermann (Herausgeber und Übersetzer): Publius Ovidius Naso, Metamorphosen. Epos in 15 Büchern, Zürich 1958
- Gasse, Horst: Liebesdichtung in der Antike, Griechisch/Latein/Deutsch, Köln 2007
- Holzberg, Niklas: Ovids Metamorphosen, München 2007
- Mansfeld, Jaap: Die Vorsokratiker, Griechisch/Deutsch, Stuttgart 1987
- Merker, Manfred: Im Namen der Hyazinthe. Franziskanische Studien II. In: Die Ortenau 88/2008
- Der Froschmäusekrieg. Franziskanische Studien III, 1. In: Die Ortenau 89/2009
- Zacharias-Langhans, Garleff: Metamorphosen. Über Veränderung und Krise, Baden-Baden 2002

## Drei „neue“ Texte von Quirin Moscherosch (1623–1675)

Hans-R. Fluck

Die Hauptwerke des hanau-lichtenbergischen Pfarrers und Dichters Quirin Moscherosch sind inzwischen zwar erfasst und beschrieben worden,<sup>1</sup> doch ist noch immer mit kleineren bisher unbekanntem oder wenig bekannten Texten und Versen aus seiner Feder zu rechnen.<sup>2</sup>

Hinweise auf drei solche Texte sind uns aus verschiedenen Quellen bekannt geworden.

Zum ersten hat Fritz Roth<sup>3</sup> schon 1970 ein lateinisches Gedicht verzeichnet, das Quirin Moscherosch auf den Tod von Dorothea Diana von Salm, Wild- und Rheingräfin, verfasst hat. Dorothea Diana von Salm war die Tochter des Wild- und Rheingrafen Johann von Salm-Kyburg und seiner Ehefrau, Freifrau Katharina von Kriechingen und Püttingen. In zweiter Ehe war sie mit Philipp Wolfgang Graf zu Hanau und Zweibrücken verheiratet, nach dessen Tod (1641) sie die Erziehung seiner damals noch minderjährigen Kinder aus erster Ehe (die gräflichen Söhne Friedrich Casimir, Johann Philipp und Johann Reinhard und ihre Schwestern Sophie Eleonore und Agatha Christine) übernahm.

Dorothea Diana von Salm starb am 19.12.1667 an ihrem Wirtensitz auf Schloss Wörth (Wörth an der Sauer, Elsass), wohin sie sich 1651, nach dem Volljährigkeitstermin ihres Stiefsohns Friedrich Casimir, zurückgezogen hatte. Begraben wurde sie in der hanau-lichtenbergischen Residenzstadt Buchweiler.

Die Trauerschrift mit Moscheroschs Versen, heute nicht mehr in dem von Roth angegebenen Hauptstaatsarchiv Koblenz aufzufinden,<sup>4</sup> hat Günther Heiler<sup>5</sup> herausgegeben. Heiler war seit 1670 Superintendent in Buchweiler bei Anna Magdalena von Pfalz-Bischweiler und damit gewissermaßen auch Vorgesetzter von Quirin Moscherosch. Quirin hat später ein Widmungsgedicht (betitelt *Günther Heiler, versetzt Lehret Jünger*) für dessen geistlichen Gedichtband *Süsse Jesus-Gedanken ...* (Straßburg 1674) geschrieben.<sup>6</sup>

Neben der Leichenpredigt G. Heilers enthält die Trauerschrift nach Auskunft Roths noch 24 Seiten mit 14 Gedichten, u. a. von Philipp Jacob Spener, dem aus Rappoltsweiler stammenden lutherischen Theologen und Begründer des Pietismus<sup>7</sup>, und dessen jüngerem Bruder Georg Wilhelm Spener<sup>8</sup>. Moscheroschs Verse, an sechster und damit prominenter Stelle der Gedichtsammlung platziert, sind in Latein verfasst und dürften identisch sein mit





*steller haben sich denn auch stets mit Stolz als Kunstverwandte gefühlt.*<sup>12</sup>

Von Nicolaus Zrínyi wurden solche Darstellungen bereits zu seinen Lebzeiten daher auch als Bild- und Textpropaganda gefördert und eingesetzt. Ziel dabei war es, das Ansehen der Familie Zrínyi und die Anerkennung ihres Einsatzes für das Christentum im Kampf gegen die Türken sowohl in der Habsburgermonarchie als auch in ganz Europa zu erhöhen und weitere Unterstützung für diesen Kampf zu finden.<sup>13</sup> Die Porträts Zrínyis mit Moscheroschs beschreibenden Versen wurden bereits seit 1939 mehrfach in ungarischen ikonographischen Werken verzeichnet.<sup>14</sup>

Das Porträt (34 x 23,4 cm) mit den acht einfach gereimten deutschen Versen von Quirin Moscherosch zeigt ein Brustbild des gräflichen Urenkels, oval eingerahmt. Oben rechts im Bild bietet sich ein Ausblick auf einen Lageplan mit der Burg Neu-Serinwar (ungarisch: Zrínyi-Úvjár, kroatisch heute: Novi Zrin), die Nicolaus Zrínyi hatte erbauen lassen.<sup>15</sup> Sie wurde 1663 von den Türken belagert und dann 1664 eingenommen und zerstört.

Die Druckgraphik mit Quirins Versen ist undatiert erschienen (um 1662/63), ob als Flugblatt oder Teil einer Publikation, war bisher nicht herauszufinden. Stecher und Druckort dieser Darstellung, die auf einer größeren Vorlage<sup>16</sup> eines unbekanntes Malers beruht,<sup>17</sup> werden nicht genannt. Der Druckort dürfte Straßburg gewesen sein.<sup>18</sup> Unter dem Porträt findet sich die auch auf anderen Porträts häufig abgedruckte dichterische Devise Nicolaus Zrínyis: *Sors bona nihil aliud* (Günstige Fügung/Glück, sonst nichts).

Quirin Moscheroschs erläuternde und eindringliche Verse auf dem Bildsockel lauten wie folgt:

*NICOLAVS COMES DE SERIN*

*Diß ist Herr Graf Serin der Trefflich Unger<sup>19</sup> Helde  
Und der Krabaien Haupt<sup>20</sup> so itzund ligt zu Felde  
Mit voller Reiches-Macht des Türken wilder wuth  
Zu steuren wie ein Christ für Christen billig thut.*

*Bekriegtes Christen Volk lieb Einikeit [sic] und Friden  
Und folge disem Haupt dir ist gewis beschiden  
Vom Himel glick und Sig: Sein Name trifft so ein  
Das mit der That Er wird ein [Nikolaus] seyn.  
[Überwinder]*

F. Quirinus Moscherosch, Pastor Hanoicus<sup>21</sup>



Abb. 2: Porträt (um 1662/63) des Feldherrn und Dichters Nicolaus von Serin mit den Versen Quirin Moscheiroschs (Bildvorlage: Markó Árpád 1939, 1)<sup>22</sup>

Nachgewiesen sind Drucke dieses Porträts u. a. bei der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien<sup>23</sup> und bei der Nationalbibliothek in Bécs [1253 (1)], deren Druck Markó Árpád (1939) als Reproduktionsvorlage diente.

1663 entstand ein Bild des jüngeren Bruders von Nicolaus Zrínyi, Graf Peter Zrínyi (1621–1671), der gleichfalls gegen die Türken kämpfte. Er folgte Nicolaus nach dessen Tod als Banus [Statthalter] von Kroatien (1665–1670) und wurde 1671 in Wien wegen Teilnahme an einer Verschwörung hoher Adliger gegen Kaiser Leopold I. hingerichtet<sup>24</sup>. Die Heldentaten beider Brüder in

den Türkenkriegen waren damals in Europa gut bekannt und ebenfalls in zahlreichen Flugblättern,<sup>25</sup> Liedern und Berichten verbreitet.<sup>26</sup>

Das Porträt aus dem Jahre 1663 zeigt Graf Peter Zrínyi in kämpferischer Pose zu Pferd in einer detailreichen Schlachtfeld-Szene im Einsatz gegen die Türken. Diese Bilddarstellung mit den erklärenden deutschen Versen von Quirin Moscherosch wurde zuerst von Gizella Wilhelmb Cennerné in der Nationalbibliothek Paris nachgewiesen,<sup>27</sup> aber sie veröffentlichte nur die ersten zwei der insgesamt zehn Verse.<sup>28</sup>

Der vollständige Text lautet:

*PETRVS COMES DE SERIN*

*Hie kompt der ander Held, und Grafe von Serin  
Im Kupferstück zu sehn. Ein FELSERNER wie Ihn  
Sein Name selbst erklärt, und auch die That erweist  
Das seinen Bruder Bruder Er (: nun überall gepreist :)  
Vertrette, wo man nur vor eine Lukk Ihn stelt!  
Dadurch des Türken Macht die Christen überfällt,  
  
Viel tausend seind durch ihn dem Styx<sup>29</sup> schon zugeschickt  
Die Er, als sichers Volk hat unversehes berückt:  
So das Sie Beide nun ein Forcht des Türcken seyn,  
Ein Schutz der Christenheit. Den Gott mit hülf erscheinen!*

f.[ecit] Quirinus Moscherosch.

Pastor Hanoicus. P. Aubry ex. [cudit/verlegt, gedruckt]

Gestochen wurde dieses zweite Porträt in Straßburg von Peter Aubry, der schon zahlreiche Porträts berühmter Personen angefertigt und verlegt sowie auch mit Quirins Bruder Johann Michael viele Jahre zusammen gearbeitet hatte.<sup>30</sup> Auch dieses Bild wurde sicherlich in oder um Straßburg verlegt. Wer Quirin jeweils zu den Begleitversen für die Porträts der beiden Grafen Serin [Zrínyi] veranlasst hat, ist unbekannt – es könnte gut Peter Aubry selbst gewesen sein.

Die Bilderverse zeigen aber in jedem Fall, dass Quirin Moscherosch in seiner Zeit auch als Auftragsdichter gefragt war und diese Aufträge aus christlichem Geist heraus erfüllen konnte. So kommen bei seinen Versen zum ersten Porträt Glück und Sieg vom Himmel, also von Gott, und resultieren nicht allein aus der Kriegskunst des Feldherrn. Und auch der zweite Text ist zutiefst christlich geprägt, nicht nur am Ende durch den Hilferuf an Gott. Im Übrigen stellen die Verse zu beiden Bilddarstellungen die Grafen so vor, wie es dem zeitgenössischen Kontext ent-



Abb. 3: Porträt des Grafen Peter von Serin [Peter Zrínyi] mit Quirin Moscheroschs Versen (1663)

sprach, gemäß dem damals weit verbreiteten Topos „Hungaria est propugnaculum Christianitatis“ („Ungarn ist das Bollwerk des Christentums“).<sup>31</sup> Damit erweist sich Quirin Moscherosch erneut als Autor, der den „Kunst- und Literaturbetrieb“ der Zeit mitgestaltete, soweit es ihm – wie er in seinen Briefen an Sigmund v. Birken wiederholt betont hat<sup>32</sup> – sein Beruf als Pastor in der Herrschaft Hanau-Lichtenberg erlaubte.

## Anmerkungen

- 1 Zu Leben und Werk siehe u. a. Schäfer, W. E.: Quirin Moscherosch, Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Kehl 2005, und Fluck, H.-R.: „Erzeligkeit in der Kunst“. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623–1675). In: Daphnis 4 (1975), Heft 1, 13–42
- 2 Vgl. dazu Fluck, H.-R./ Schäfer, W. E.: Unbekannte Gedichte Quirin Moscheroschs (1623–1675). Bibliografische Nachträge zu einem Mitglied des Pegnesischen Blumenordens. In: Die Ortenau (2007), 393–418
- 3 Roth, Fritz: Auswertungen von Leichenpredigten, Bd. 6. Boppard 1970, 6.19 [R 5024]. – Die Trauerschrift befindet sich im Hauptstaatsarchiv Koblenz.
- 4 E-Mail-Mitteilung (07.02.2011) von Dr. René Hanke, dass trotz gründlichster Recherche die gesuchte Leichenpredigt nicht ermittelt werden konnte und vermutlich seit 1966 aus dem Hauptstaatsarchiv verschwunden ist.
- 5 Siehe Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) Bd. 11, Leipzig 1880, 315 f.; biographische Details zu Heiler und allen weiteren Pfarrern der Grafschaft bietet C. Ch. Schildberg, Le Pastorat du comte de Hanau-Lichtenberg de 1618–1789, Tome II, Strasbourg 1979.
- 6 Nähere Angaben bei Fluck, H.-R.: Neu- und wiederaufgefundene Gedichte und Schriften von Quirin Moscherosch. In: Die Ortenau (2005) 333 f.
- 7 Vgl. zu seinem Leben und Werk u. a. Albrecht-Birkner, Veronika (Hrsg.): Hoffnung auf bessere Zeiten. Philipp Jacob Spener und die Geschichte des Pietismus. Halle/Saale 2005; Wendebourg, Dorothea (Hrsg.): Philipp J. Spener – Leben Werk, Bedeutung: Bilanz der Forschung nach 300 Jahren. Tübingen 2007 (= Hallesche Forschungen, Bd. 23). – Zu den geistigen und eventuell auch verwandtschaftlichen Beziehungen Speners zu Heiler vgl. Drese, Claudia: „Ich sollte auß den rätzeln rathen was die gute freunde meineten“ ... Kontakte und Konflikte in Hinterpommern. In: Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus, Bd. 32, Göttingen 2006, 101–118, bes. 108–112
- 8 G. W. Spener war damals Jurastudent und wurde später als Jurist Regierungs- und Konsistorialrat in Hanau.
- 9 Schäfer, W. E.: Quirin Moscherosch am Hof zu Rheinbischofsheim. In: Daphnis 15 (1986), H. 1, 73–94.
- 10 Siehe zu beiden Personen den Band *Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa*, hrsg. von W. Kühlmann u. G. Tüskés unter Mitarbeit von S. Bene. Tübingen 2009.
- 11 Vgl. mit entsprechenden Zahlenangaben und Nachweisen Tüskés, G.: Zur Ikonographie der beiden Nikolaus Zrínyi. In: *Militia et Litterae* (wie Anm. 10), 320–355
- 12 Schottenloher, Karl: Flugblatt und Zeitung. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Berlin 1922 (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, Bd. 21), 288
- 13 Vgl. Tüskés (wie Anm. 11): 330 f.
- 14 So bei Árpád, Markó: Gróf Zrínyi Miklós prózai munkái. Budapest 1939; ferner bei Gizella Wilhelmb Cennerné, Zrínyi Miklós, a költő arcképeinek ikonográfiája (Die Ikonographie des Dichters und Feldherrn Miklós Zrínyi). In: *Folia Archaeologica XVI* (1964), 187–209, hier: 204; Gizella Wilhelmb Cennerné, A Zrínyi Család Ikonográfiája. Budapest 1997, 115 und 193
- 15 Details dazu und einen umfassenderen Lageplan der Festung finden sich u. a. auf einem Flugblatt aus dem Jahre 1663 mit dem Titel *Eigentliche Abbildung/der neuen erbauten Vestung/deß Grafen von Serin/welche genandt wird/Serin-War*, online abrufbar unter URL: <http://www.gbv.de/vd17/23:676293M> (01.03.2011)
- 16 Vgl. Tüskés (wie Anm. 11): 334 mit Anm. 48
- 17 Dazu kritisch in Bezug auf die Maltechnik Cennerné (1964), wie Anm. 14, 208, und Museum österreichischer Kultur, Ungarn und Österreich. Szenen einer Ehe. Eisenstadt 1989, 68 f.
- 18 In diese Richtung gehen auch die Vermutungen bei Cennerné 1964 (wie Anm. 14), hier: 209
- 19 Ungarn, ungarisch
- 20 Ältere Sprachvariante zu **Krabaten**, **Crabaten** ‚Kroatien‘; N. Zrínyi war von 1647 bis 1664 Banus von Kroatien, also ‚Oberhaupt‘, Statthalter der Habsburger Monarchie.
- 21 Verfasst von Q. Moscherosch, hanauischer Pastor
- 22 Árpád, Markó: Gróf Zrínyi Miklós Prózai Munkái. Budapest 1939
- 23 [www.bildarchivaustria.at](http://www.bildarchivaustria.at): Port 00004119\_01
- 24 Siehe dazu u. a. den Beitrag von Breuer, Dieter: Matthias Abeles Grabschriften auf den ungarischen Rebellen Péter Zrínyi. In: *Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa* (wie Anm. 10), 225–241

- 25 Mehrere Reproduktionen zu den Heldentaten beider Brüder und zur Erbauung der Festung Neu-Serinwar bietet John Roger Paas, *The German Political Broadsheet, 1600–1700. Volume 9: 1662–1670*. Wiesbaden 2007, 127 ff.
- 26 Zum Beispiel: *Zu Ehren/Neuaufgesetztes Lied/ Beyder Herrn Grafen von Serin/Herrn Niclas un[d] Herrn Petern/beyden Gebrüdern : In Noten zur Music übergeben. [ohne Ort], 1664; Schauplatz Serinischer auch anderer Teutschen Tapfern Helden-Thaten: Was nemlich Verwichnes 1663. und nochlauffendes 1664. Jahr/Ruhm- und Truckwürdiges von ... Herrn Generalen ... verrichtet worden ; Die Namen ermeldter Helden sind folgende: Herr Graf Peter und Niclaus Serin ... ; Sehr nützlich/anmuthig und Zeitverkürtzlich zu lesen. [ohne Ort], 1664*
- 27 BN CdE Porträts N2 1769; Maße 31,2 x 23,3 cm
- 28 Cennerné, Gizella Wilhelmb: *A Zrínyi Család Ikonográfiája*. Budapest 1997, 193
- 29 griechischer Totenfluss
- 30 Zum Beispiel Porträt von 1652, abgebildet bei Schäfer, W. E.: *Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter*. München 1982, 136. Vgl. auch Michael Schilling, *Unbekannte Gedichte Moscherosch zu Kupferstichfolgen Peter Aubrys d.J.* In: *Euphorion* 78, 1984, 303–324, und Paas, John Roger: *J. M. Moscherosch und der Aubrysche Kunstverlag in Straßburg 1625 bis ca. 1660. Eine Bibliographie der Zusammenarbeit von Dichter und Verleger*. In: *Philoblion* 30, 1986, 5–45
- 31 Vgl. Öze, Sándor/Spannenberg, Norbert: „Hungaria vulgo appellatur propugnaculum Christianitatis“. Zur politischen Instrumentalisierung eines Topos in Ungarn. In: Markus Krzoska u. Hans-Christian Maner (Hrsg.), *Beruf und Berufung. Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster 2005 (Studien zur Geschichte, Kultur und Gesellschaft Südosteuropas, Bd.4), 19–39.
- 32 Briefbelege zu dieser Einstellung bei Fluck, H.-R. (wie Anm.1), 15f. und 33f.

# Das Schulwesen in Ettenheim von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts<sup>1</sup>

Festgabe für Bernhard Uttenweiler zum 75. Geburtstag am 26. Februar 2011

Franz Michael Hecht

Das Schulwesen in Ettenheim hat eine lange Tradition. Bezüglich seiner Geschichte von den frühen Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts ist unser Kenntnisstand jedoch recht dürftig. Ursächlich ist die Vernichtung sämtlicher Urkunden und Akten bei der Zerstörung der Stadt 1637 im Dreißigjährigen Krieg. Dabei wurde das wertvolle mittelalterliche Stadtarchiv vollständig ein Raub der Flammen.

Mit diesem Handicap hat die gesamte Ettenheimer Geschichtsforschung zu kämpfen.

Nur dem (aus archivalischer Sicht) glücklichen Umstand, dass die Stadt rechtsrheinischer Amtssitz des Straßburger Bischofs und der Abt des Klosters Ettenheimmünster Zehntherr in Ettenheim war, ist es zu verdanken, dass dadurch wichtige Urkunden in Abschriften in den entsprechenden Archiven erhalten blieben.

Die vorliegende Arbeit, das Ettenheimer Schulwesen betreffend, will etwas Licht in die lange Periode bringen, in der die Stadt im Besitz des Straßburger Bistums war. Hierbei ist anzumerken, dass auch noch für das 18. Jahrhundert das Ettenheimer Stadtarchiv beträchtliche Lücken und Fehlbestände aufweist.

Informationen über das Schulwesen dieser frühen Epoche gaben bisher lediglich zwei inhaltsidentische Kurzberichte von Hubert Kewitz aus dem Jahr 1985 anlässlich einer Ausstellung beim Ettenheimer Bärenbrunnenfest.<sup>2, 3</sup>

Der älteste urkundliche Hinweis auf einen Schullehrer in Ettenheim findet sich in einer Urkunde aus dem Jahr 1409, den Ringsheimer Wald betreffend. In dieser Urkunde wird *Andreas Schner, Schulmeister in Ettenheim* genannt.<sup>4</sup> Nach einer Mitteilung des früheren Schmieheimer Pfarrers Heinrich Neu<sup>5</sup> befand sich die Urkunde im Jahre 1907 im Freiherrlich von Türckheimischen Archiv in Altdorf.<sup>6</sup>

Eine weitere Erwähnung eines Schulmeisters findet sich in einer Urkunde vom 16. September 1448 (Abb. 1).<sup>7</sup> In dieser Urkunde klagen Schultheiß, Meister und Rat der Stadt Ettenheim vor dem Straßburger Notar über ungerechte Anmaßungen der Waldnutzung und des Weiderechts auf Ettenheimer Bann von Seiten derer zu Terlenbach (= Dörlinbach). In dieser Urkunde wer-

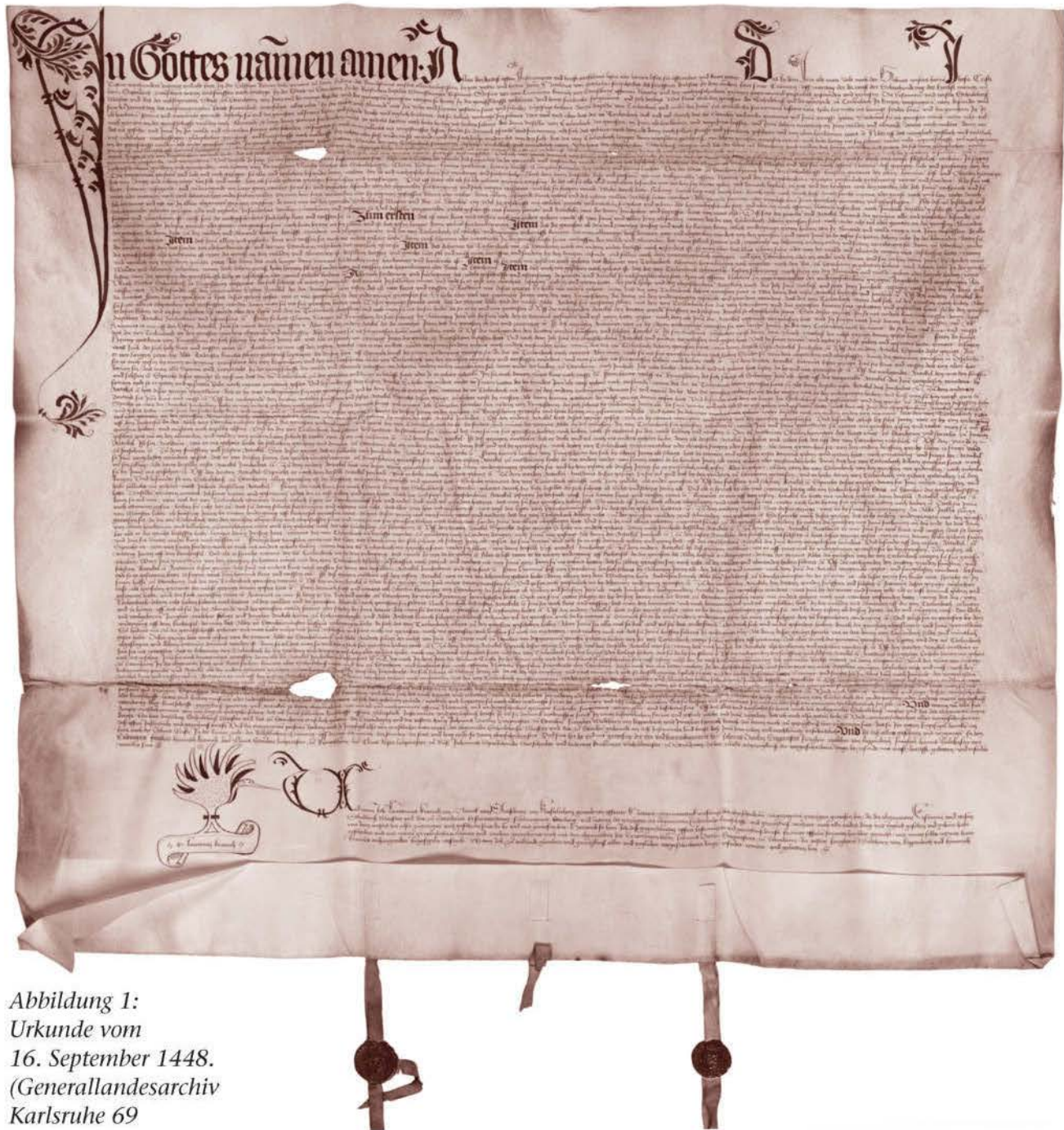


Abbildung 1:  
 Urkunde vom  
 16. September 1448.  
 (Generallandesarchiv  
 Karlsruhe 69  
 Türkheim-2 Nr. 4)

den unter anderem genannt: Junker Walther von Keppenbach, einer der drei Stifter des Ettenheimer Spitals im Jahre 1452, Erzpriester Johannes Dierlin und Ludwig Knoblotzer, Schulmeister zu Ettenheim (Abb. 2).<sup>8</sup> Uttenweiler hält es für möglich, dass es sich dabei um den Vater des berühmten, in Ettenheim geborenen Buchdruckers Heinrich Knoblochtzter (um 1445 – nach 1501) handelt.<sup>9</sup>

In das Jahr 1520 datiert die urkundliche Erwähnung einer Schule in Ettenheim. Die Stadt Straßburg, an die seit 1401 Ettenheim und die zugehörigen Ortschaften verpfändet waren,<sup>10</sup> verbuchte Ausgaben über Befestigungen am Kirchberg, unter ande-



re vno gezeugtunge breue / so wil in darinn notdurfftig sient In emen bestentlichen forme vnd gestalt macht  
 i heren Johannes Dierlin Erzpriester zu Ettenheim Jungher Walther von Keppenbach vnd Jungher Hemen  
 wege / der obgemelte Schulheffe Meister vnd Rat zu Ettenheim gahenck an diß Instemete vnd breue dot  
 vnd dem ende / so dann obgeschriben stat Vnd sint hie by vnd mit gewesen / die vor vnd hienochgenante he  
 zu Rust Johannes Spätschmider Statshreiber vnd Ludewig Knoblotzer Schulmeister zu Ettenheim die h

rem auch für eine neue Brustwehr *by der schulen*.<sup>11</sup> Kewitz vermutet, dass das Schulhaus an der Stelle stand, wo es 1766 dem geplanten Neubau der Barockkirche weichen musste, am steilen oberen Kirchweg, etwa dort, wo heute das östliche hintere Kirchenschiff der katholischen Pfarrkirche steht.

Im Jahr 1607 ist in der Stadt ein Schullehrer nachweisbar, der laut Angaben des Ettenheimer Pfarrers Molitor anlässlich der bischöflichen Visitation des Lahrer Ruralkapitels am 27. April 1607 aus den Einkünften der Kirche bezahlt wurde.<sup>12</sup>

Nur wenige Jahre später erfolgt die weitere namentliche Nennung eines Schullehrers: Der Notar Andreas Steinmüller, Schulmeister von Ettenheim, beglaubigt am 29. Januar 1610 die Kopie einer Urkunde vom 10. Juli 1572.<sup>13</sup> Zehn Jahre später beglaubigt Andreas Steinmüller als kaiserlicher Notar zu Ettenheim mit einer Urkunde vom 8. Februar 1620 das Testament des Johannes Miller, Pfarrer von Ettenheim; diesmal allerdings fehlt die Bezeichnung Schullehrer.<sup>14</sup>

Im Jahr 1648, elf Jahre nach der völligen Zerstörung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg, stellte Pater Arbogast Arnold OSB,<sup>15</sup> der erste Ettenheimer Pfarrer nach Beendigung des Krieges, *auf einem alten verfaulten Vnd theils zerrissenen Buoch* die Anniversarien der Pfarrei neu zusammen: *Annotatio Memorialis der Jahr-Zeiten, So in der Pfarr Kirchen zue Ettenheim, Ernstlich, Vnd fleißig zue celebriren*.<sup>16</sup> Die etwas mehr als 100 Seiten starke Handschrift ist eine der wichtigsten Quellen der Stadtgeschichte unmittelbar nach Ende des Dreißigjährigen Krieges. Der erste Eintrag von Pater Arnold für den Monat Januar betrifft das *Anniversarium de Nobili Matrona Ursula à Thiersperg*.<sup>17, 18</sup> Die Stifterin hatte am 6. November 1516 ihr Testament gemacht.<sup>19</sup> In dieser, zum Zeitpunkt von Pater Arnolds Aufzeichnung 132 Jahre alten Jahrtagstiftung wird erwähnt, dass unter anderem dem zelebrierenden Pfarrer 4 Solidi, dem Koadjutor 2 Solidi, dem Schullehrer 15 Nummos (= Taler), dem Verwalter sechs Nummos und den Sängerknaben der doppelte Teil eines Almosens für ihre Mühewaltung zu entrichten sei.

In den von Pater Arnold 1648 zusammengetragenen Jahrtagstiftungen, darunter als Nachtrag einige späteren Datums, wird 18 Mal der Lehrer für seine Tätigkeit bei diesen Gedenkgottesdiensten von den Stiftern mit Zuwendungen bedacht.<sup>20</sup> In einer weiteren frühen Stiftung von 1520 des *Validi Viri Jacobi Fischbach*

Abbildung 2: Ausschnitt aus der Urkunde vom 16. September 1448 mit den Namensnennungen unter anderem des Junkers Walther von Keppenbach, des Ettenheimer Erzpriesters Johannes Dierlin sowie von Ludwig Knoblotzer, Schulmeister zu Ettenheim. (GLA Karlsruhe 69 Türckheim-2 Nr. 4)

*armigeri, huis oppidi quondam praefecto, et dominae Margarethae de Rotweyler coniugis suae, et Fratris sui Fischbach Wolffgangi* (deutsch: des bedeutenden Mannes Jakob Fischbach, eines Ritters, dessen Stadt er einst vorstand, und der Herrin Margaretha von Rotweyler, mit der er verheiratet war, sowie des Bruders Wolfgang Fischbach) werden neben dem Stiftungsbetrag von 2 Florinos folgende Geldbeträge für die jährliche Gottesdienstfeier ausgesetzt: dem Geistlichen 1 ß, dem Lehrer 6 d, dem Procurator 6 d, sowie für die Leprosen 1 ß für Brote.<sup>21</sup> Bei den meisten von Pater Arnold aufgeführten Jahrtagstiftungen erhält der Lehrer ein Salär von 2 ß, bei einigen wenigen auch drei oder vier Schilling.

Die Tätigkeit der Schullehrer stand zu dieser Zeit unter der Aufsicht der Kirche. In einem Schreiben von 1682 des Generalvikars von Straßburg wurden die Pfarrer des Landkapitels Lahr beauftragt, die Ludimoderatores (= Schullehrer) an das Generalvikariat zu schicken, damit sie examiniert und unterrichtet wurden *secundum ritum catholicorum*.<sup>22</sup> Laut Synodalbeschluss des Jahres 1687 hatte jeder Dekan sein Dekanat *subinde* (= unmittelbar darauf/immer wieder) nach seiner Erwählung zu visitieren. Dabei hatte er nach der *Ordo visitationis* unter anderem auch die Kinder zu examinieren, ob sie genügend unterrichtet waren, und den Lehrer, ob er sein Amt recht ausübte und zum Unterricht den Diözesankatechismus benutzte.<sup>23</sup>

Zu den regelmäßigen Pflichten des Schullehrers gehörte neben dem Schulunterricht seine Mitwirkung bei den Gottesdiensten und Kirchenfesten. Hierfür gibt es zahlreiche Hinweise: So spielte er bei den Gottesdiensten die Orgel und leitete die Chorsänger. Zwar erwähnt die Stadtschaffneirechnung erstmals 1707 den damaligen Lehrer als Organisten,<sup>24</sup> Sulzmann ist aber der Ansicht, dass in der Kirche schon um 1600 eine Orgel gestanden haben dürfte und nach dem Wiederaufbau der 1638 im Dreißigjährigen Krieg geplünderten und verwüsteten alten Kirche die neue Bartholomäuskirche um 1660 ein zweites Instrument erhielt.

Auch bei Beerdigungen waren die Dienste des Schullehrers regelmäßig gefordert.

Bei den Hochfesten hatte der Schullehrer zusätzliche Aufgaben zu verrichten: Schon für 1682 gibt es einen Beleg, dass zu Weihnachten der Schulmeister zusammen mit den Kirchendienern und den Chorsängern das *Krippele* aufbauen musste.<sup>25</sup>

An Christi Himmelfahrt war der Schulmeister zusammen mit dem Bürgermeister, den beiden Umgeltern (= Steuererheber)<sup>26</sup> und dem Mesner am *Aufziehen des „Non“* beteiligt, ein Brauch, der bereits 1674/75 nachweisbar ist. Dabei wurde abends in der Vesper das *Bildnuß Christi* (1683) sehr anschaulich mit Seilen durch die Kirchendecke emporgezogen.<sup>27</sup>

Offenbar übernahm die Stadt zunehmend die Besoldung des Lehrers und hatte auch bei der Einstellung desselben ein Mitspracherecht wie entsprechende Einträge in den Rechnungsbüchern der Stadt ab dem Jahr 1680 zeigen:

In den Bürgermeisterrechnungen des Jahres 1681 wird unter der Rubrik „*Außgaab Geltt ahne Dienstbesoldung*“ Item *Sigißmundt Jungbluth dem vorigen Schulmeister lauth quittung für das erste halbe Jahr in gelt und für fruchten bezahlt 35 fl.*<sup>28</sup> Außerdem bekam Jungbluth an Naturalien Roggen *für das quartal Mathai 2 Viertel 3 Malter.*<sup>29</sup>

Der 1681 wirkende (namenlose) Schulmeister bekam *für das quartal Mathai sein besoldung entricht 5 fl 5 ß* und *für das quartal Thoma sein besoldung 10 fl*<sup>30</sup> sowie an Naturalien *für das quartal Thoma 2 Viertel Roggen.*

Für den neuen Schulmeister zahlte die Stadt laut „*Außgaab Geltt In daß gemein*“ dem *fuhrmann so des Schulmeisters Sachen alhero geführt fuhrlohn 3 fl 7 ß 6 d.*

Aus den Rechnungen dieses Jahres (1681) sind zahlreiche Baumaßnahmen am Schulgebäude ersichtlich: Der Maurer bekommt Lohn für Ausbesserungsarbeiten am Schulhaus; der Glaser erhält für die Fertigung von zwei Fenstern für das Schulgebäude 2 fl 3 ß; der Ofen in der Schule wird ausgebessert, wofür 66 Ofenkacheln benötigt werden; Schreiner Wolfgang Kebele erhält für Schreinerarbeiten am Schulhaus 5 ß 4 d, und Schreiner Hanns Jacob Kerble fertigt *zwey Schöff in die Schul* für 3 ß; Schlosserarbeiten am Schulhaus werden quittiert; und schließlich werden *für Papyr die fenster in der Schul darmit zu machen 2 ß* gezahlt.<sup>31</sup>

Im folgenden Jahr 1682 hält Peter Endter aus Benfeld um den Schuldienst an. Bei seiner Vorstellung sind *etlihe herren des Raths bey Ihme gewesen* und verzehren dabei auf Kosten der Gemeinde für 6 ß 2 d. Dem Fuhrmann Melchior Sartori werden *für den karen so des Schulmeisters Sachen abholen sollen das Er hergehett gutt gemacht 1 fl 7 ß 4 d* bezahlt. Der neue Schulmeister bekommt Besoldung für seine Tätigkeit im letzten Quartal von der Stadt 5 fl 5 ß sowie an Naturalien 7 Viertel Korn.

Der vorherige Schulmeister erhält Besoldung für das halbe Jahr Unterricht 11 fl sowie die Bezahlung von Früchten in Höhe von 9 fl 4 ß.

Außerdem sind auch jetzt wieder diverse Baumaßnahmen am Schulhaus nachweisbar. Mehrere Fenster müssen neu gefertigt werden, der Ofen wird erneuert und es wird ein Schweinestall an das Schulhaus angebaut.<sup>32</sup>

Auch in den folgenden Jahren sind immer wieder Instandsetzungsarbeiten in der Schule notwendig. Dabei handelt es sich vorwiegend um Erneuerungsarbeiten am Ofen und Kamin sowie

die Neufertigung von Fenstern, aber auch gelegentlich (1699) um die Ausbesserung beziehungsweise Neufertigung von Schultafeln und Schulstühlen.

In der Bürgermeisterrechnung 1689 wird der Schulmeister Joseph Berger genannt. Er erhält seine Dienstbesoldung für das *quartal Invocavit* (= 1. Fastensonntag) 5 fl 5 ß. Außerdem wird ihm *auf Abschlag des quartalß Pfingsten ßo Er nit Völlig alhir gewesen geben 1 fl 5 ß.*

Für den weiteren Unterricht bezahlt die Stadt einen Vertreter: *Item Christian Alber dem Tröher das von ostern ahn biß zu deß Jahrs Endt die Schul versehen für 30 wochen, jede ad 5 ß zahlt 15 fl.*<sup>33</sup>

1693 bekommt der Schulmeister auf Bürgermeisterrechnung eine jährliche Dienstbesoldung in Höhe von 16 fl sowie Gerste und Korn.

Erst in den Bürgermeisterrechnungen des Jahres 1699 werden wieder mehrere Ettenheimer Schulmeister namentlich genannt:<sup>34</sup>

In der Rubrik „*Außgaab Geltt In daß Gemein*“: (Nr. 23) *Item hl: Peter Renter, dem vorigen Schulmeister, nach Abrechnung, ahne noch außgestandener besoldung zahlt 15 fl 7 ß 8 d.*

Und in der Rubrik „*Außgaab Geltt ahne Dienstbesoldungen*“: *Item hl: Hannß Melchior segeßmann, dem vorigen Schulmeister für die Quartal Invocavit et pentecostes zur Besoldung geben 11 fl.*

*Mehr geörg Michael Renter dem Jetzigen Schulmeister für die Quartal Michaeliß* (Erzengel Michael, Festtag 29. September) *und Weyhenachten, also für einhalb Jahr zur besoldung geben 11 fl.* Außerdem bekommen alle drei Schulmeister Naturalien (Korn, Roggen, Wein).

Offenbar war der zu diesem Zeitpunkt amtierende Schulmeister Georg Michael Renter der Sohn des früheren Schulmeisters Peter Renter.<sup>35</sup>

Dieser am Ende des 17. Jahrhunderts (1699) in Ettenheim amtierende Schulmeister Georg Michael Renter, *ein ehrenhafter Bürger und Jungmann*, heiratet im gleichen Jahr am 23. November *die sittsame und tüchtige Witwe Walburga Moserin*.<sup>36</sup> Zwei Jahre später, 1701, erhält er laut Bürgermeisterrechnung eine Dienstbesoldung in Höhe von 22 fl.<sup>37</sup> Renter besaß zweifelsfrei das Bürgerrecht. 1721 war Georg Michael Renter bereits verstorben. Renter war offenbar nicht unvermögend; im Berain von 1721 sind insgesamt acht Grundstücke aufgeführt, die er seiner Witwe beziehungsweise seinen Erben hinterlassen hatte, vorwiegend Matten, Garten, Ackerland und Reben von insgesamt 3 Jeuch  $\frac{1}{4}$  Mannshauet (= 10231 Quadratmeter).<sup>38, 39</sup> Darunter befand sich auch ein  $1\frac{3}{4}$  Mannshauet großes Grundstück mit Haus, Hof, schöner Stallung und der Wirtschaft „Zum Hirschen“ *in der Vorstatt an der Mischel gaß*,<sup>40</sup> wobei sich dieses Besitztum der Hirschen-Wirt

Joseph Lang und Renters Erben teilten. Offenbar hatte Georg Michael Renter eine Tochter Maria Magdalena und zwei Söhne, Peter und Philipp. Die Tochter Maria Magdalena heiratete am 23.10.1730 in Ettenheim den Michael Manto.<sup>41</sup> Bei dieser Hochzeit ist ein Petrus Renter als Zeuge im Kirchenbuch eingetragen. Elf Jahre später, am 7.2.1741, starb Maria Magdalena Renter; im diesbezüglichen Eintrag in das Kirchenbuch werden Petrus und Philippus Renter als Zeugen genannt mit dem Zusatz *ille Ludimoderator loci et alter Sutor commorans in Ettenheim*<sup>42</sup> (deutsch: jener Schullehrer des Ortes und der andere Schuster wohnhaft in Ettenheim).

An der Grenze vom 17. zum 18. Jahrhundert gehörte der Schulmeister zwar nicht zu den angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, aber immerhin hatte er Anspruch auf die Anrede „Herr“, was längst nicht jedem zustand. Der Ettenheimer Schuldienst war vergleichsweise begehrt, weniger wegen des Gehalts sondern vielmehr wegen der Nebeneinnahmen, die relativ hoch waren. 1693 erhielt der Schulmeister 16 Gulden im Jahr von der Stadt als Dienstbesoldung (zum Vergleich: der Gemeindebote und der Brunnenmeister je 12, der Mesner 8 Gulden) sowie als Naturalzuwendung 2 Viertel 4 Sester Korn (circa 300 Liter Hohlmaß). Hinzu kamen die beträchtlichen Nebeneinnahmen (Schulgeld und Holz von den Kindern, die er unterrichtete; vom Spitalfonds eine Besoldung für die Unterrichtung der armen Kinder; Geld für seine Tätigkeit als Organist bei den Gottesdiensten sowie für seine Inanspruchnahme bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen).

Die Schulen auf dem Land wurden von Lehrern geführt, die oft nur über bescheidene Fertigkeiten verfügten und ihre Lehrtätigkeit nebenbei führten. Ohne zusätzliche Nebentätigkeiten konnte kaum ein Dorfschullehrer seine Familie ernähren. Vielmals waren es in der Welt herumgekommene Handwerker oder ausgediente Soldaten, die den Schulunterricht erteilten, selbst aber wenig konnten.<sup>43</sup> Auch in Ettenheim war zeitweise mit *Christian Alber dem Tröher*, der 1689 als Vertreter des Schulmeisters tätig war, offensichtlich ein unzureichend ausgebildeter Schullehrer tätig. Doch bereits im 18. Jahrhundert muss in der Stadt Ettenheim die Qualität der Schullehrer und ihres Schulunterrichts ein überdurchschnittlich hohes Niveau erlangt haben. Ein Indiz dafür ist die Tatsache, dass allein im 18. Jahrhundert mehr als 20 geistliche Berufe aus Ettenheim hervorgingen. Darunter befanden sich so bedeutende Persönlichkeiten wie Franz Joseph Sartori (1725–1789; Dekan des Lahrer Landkapitels), P. Anselm Sartori (1733–1793; Archivar, Bibliothekar, Professor der Moraltheologie, Prior des Klosters Ettenheimmünster, Autor

unter anderem einer achtbändigen Kirchengeschichte), Johann Anton Eduard Sartori (Primiz 1759, gestorben 1807; Dekan des Landkapitels Lahr, bischöflicher Kommissar<sup>44</sup>), Karl (P. Augustin) Fahrländer (1758–1814; Pater des Klosters Ettenheimmünster, Revolutionär, später Schuldirektor in Weißenburg), und auch die Äbtissin des Zisterzienserinnenkloster Wonnental im Breisgau Maria Beatrix Schererin (33. Äbtissin des Klosters Wonnental; 1695 erwählt – 1721).<sup>45, 46</sup> Zweifelsfrei war zum Erlangen solcher gesellschaftlich bedeutender Positionen eine hohe individuelle Begabung des Einzelnen erforderlich. Dennoch war sie nur durch eine intensive Förderung möglich, die ihren Anfang bereits in der Kindheit im Schulunterricht nehmen musste.

Am 16. September 1721 wird das Ettenheimer Schulhaus *In der Statt Ettenheimb Behausungen Vndt Hofstätt und Rittmatten Ernewrung der Bürgerlichen Heißeren und Matten* beschrieben (Abb. 3). Danach war es gleichzeitig die Wohnung des Schulmeisters und es gehörten auch Garten und Stallungen dazu. Das Grundstück lag am Kirchberg, grenzte an den Kaplaneigarten, das Pfarrgässle und das Grundstück des Christian Albert und war genau *1 Mannshauet* (= 422 Quadratmeter) groß.<sup>47</sup> Aus Handwerkerrechnungen ist bekannt, dass das Gebäude zwei Schulstuben enthielt, die mit einem großen Ofen samt gemauertem Kamin zu heizen waren.<sup>48</sup>

Der Ettenheimer Chirurg und Chronist Joann Conrad Machleid<sup>49</sup> hat im ersten Band seiner handschriftlichen Aufzeichnungen – Diarien – eine Aufstellung der verschiedenen Ämter der Stadt mit deren Amtsinhabern zusammengetragen. Aufgrund dessen sind die Namen der Schullehrer im 18. Jahrhundert bekannt:<sup>50</sup>

*SchuelMeister hier:*

1. *ßbastian Rottblez / gebürtig von Ruffach*
2. *Joann peter Renter / von hier*
3. *ßbastian / Klingen / meyer von Kenzingen / burger allhier ist / dato noch abgreißt nach / Kenzingen 1779 den 21 ten october*
4. *Antoni trunckh, ein / lediger bestandener / mensch, gebürtig zue wald= / =ieren im underland, schonst / schuelmeister zue / grienen= / Winckel bey karlißrueh. / ankommen 1779 den 29. Wintermonat.*
5. *1783 den 4=ten brachmonat, / ist der neüwe schuelmeister / Antoni häffele, gebürtig / von waldkirch bey fr= / =eiburg ankommen, mit ßeinen / mobilien, Gott geb ihme / Glückh und ßegen.*

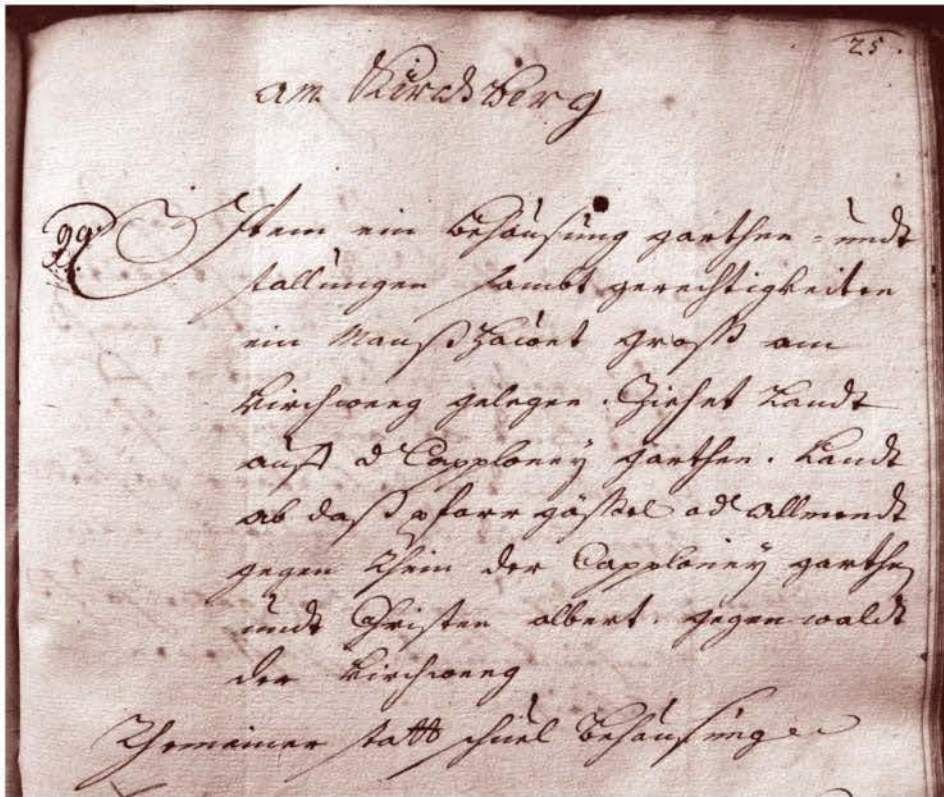


Abbildung 3:  
Beschreibung der Schule  
im Ettenheimer Berain  
vom 16. September  
1721. (Stadtarchiv  
Ettenheim)

### Sebastian Rothbletz

Laut Machleids Eintrag in seinem ersten Diarium-Band war dieser gebürtig aus Rouffach im Elsass.

Am 28. April 1714 heiratete der Ettenheimer Schullehrer Sebastian Rothbletz, Sohn des Joseph Rothbletz, Senatori in Kay-sersberg/Elsass und der Elisabetha Gaßeri, die Jungfrau Anna Maria Hirtin, Tochter des Johann Jacob Hirt, Oeconomi (= Verwalter) in Kippenheim, und der bereits verstorbenen Barbara Byrin.<sup>51</sup>

Anna Maria Hirt muss bald gestorben sein, denn bereits zwei Jahre später, am 23. Juni 1716, ist die zweite Eheschließung von Sebastian Rothbletz mit der Jungfrau Maria Ursula Godin, Tochter des Johannes Goodt, im Ettenheimer Kirchenbuch verzeichnet.<sup>52</sup> Trauzeugen waren Melchior Sartori, Johannes Good und Anastasia Sartorin.

Durch die Angaben in den Kirchenbüchern lässt sich zwar der Aufenthalt von Sebastian Rothbletz in Ettenheim für Anfang des 18. Jahrhunderts verifizieren, seine Tätigkeit als Schullehrer kann aber nur bedingt zeitlich eingegrenzt werden. Lediglich in den Steuermeisterrechnungen des Jahres 1720 wird er als *gewester schulmeister: Sebastian Rothbletz* aufgeführt; er muss somit zuvor sein Amt aufgegeben haben.

Ob Rothbletz durch seine beiden Hochzeiten zu leidlichem Wohlstand kam oder aber durch seine Tätigkeit als Schullehrer,

muss dahingestellt bleiben. Tatsache ist, dass er 1721 in Ettenheim drei Grundstücke besaß, Reben und Ackergelände, von insgesamt rund 4640 Quadratmeter Größe.<sup>53</sup> Im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Georg Michael Renter wird er im Berain-Index als *frembder aus Keyzersberg* aufgeführt.

Sebastian Rothbletz hatte zumindest einen Bruder: Franz Jacob Rothbletz. Dieser heiratete am 5. August 1715 in Ettenheim die Jungfrau Maria Theresia Sartorin im Beisein von Sebastian Rothbletz, Hermann Utz und Anastasia Sartorin.<sup>54</sup> Im Berain von 1721 ist Franz Jacob als Besitzer eines 3 Mannshauet großen Grundstückes aufgeführt.<sup>55</sup>

### Johann Peter Renter

Laut Machleids handschriftlicher Mitteilung bei der Aufzählung der Ettenheimer Schulmeister stammte Johann Peter Renter aus Ettenheim. Er war wohl ein Sohn des Schulmeisters Georg Michael Renter.

1721 werden gemäß Bürgermeisterrechnung dem Schulmeister (ohne Namenangabe) 22 fl als Besoldung ausgezahlt.<sup>56</sup>

Am 18. Februar 1726 heiratete Johann Peter Renter in Ettenheim Anna Eva Holtzmännin aus Schuttern.<sup>57</sup> Im Kirchenbucheintrag der Hochzeit wird er als *Ludimoderator* (= Schullehrer) bezeichnet. Die Trauung wurde von dem Benediktinerpater Sebastian Holtzmann vom Kloster Schuttern vorgenommen, vermutlich einem Verwandten der Braut. Der Ehe entstammten zahlreiche Kinder.<sup>58</sup>

In welchem Zeitraum und wie lange Johann Peter Renter das Amt des Schulmeisters in Ettenheim innehatte, ist nicht mehr exakt zu ermitteln. Es gibt diesbezüglich nur einige indirekte zeitliche Anhaltspunkte:

- Bei seiner Hochzeit 1726 war er bereits Schulmeister.
- In Kirchenbucheinträgen aus dem Jahr 1734<sup>59</sup> und 1741<sup>60</sup> ist er ebenfalls als aktiv tätiger Ettenheimer Schulmeister bezeugt.
- 1762 war er offenbar nicht mehr als Lehrer tätig.<sup>61</sup>
- 1769 waren er sowie seine Frau bereits verstorben.<sup>62</sup>

### Johann Sebastian Klingemeyer

Im Jahr 1748 wurde Johann Sebastian Klingemeyer Schulmeister in Ettenheim. Er kam aus Kenzingen.<sup>63</sup> Die Besoldung erhielt er von der Stadt; sie betrug 22 Gulden<sup>64</sup> sowie Naturalien. Außerdem bekam er Schulgeld, das für jedes Kind zu zahlen war. Aus dem Spitalfonds erhielt er für die Unterrichtung armer und hilfsbedürftiger Kinder etwa 9 Gulden pro Jahr.<sup>65</sup> Schließlich hatte er



aus seiner Tätigkeit als Organist und Chorleiter, die ganz selbstverständlich mit seinem Amt verbunden war, gute Einnahmen; allein von den gestifteten Seelenämtern rund 35 Gulden. So kam er – nach Schätzung von Hubert Kewitz – auf ein jährliches Einkommen von etwa 100 Gulden.

Die Schulkinder mussten regelmäßig zum Unterricht Brennholz in die Schule mitbringen. 1755 wurde erstmals davon Abstand genommen. Machleid berichtet darüber: *schuel holz der Kinder: 1755 in dißem Jahr ist daß holz den schueller / Kinder, Morgens alle dag in die schuel zue / tragen, abgestellt worden, von dem / Erßamen Rath, weil man ihme von / der statt holz genueg vor dass ganze / Jahr füeren laßt. Und ist nit unrecht / weilen dem armen burger der 2. 3. 4. Kinder / in die schuel geschickt hat vil geßpalten / holz ist verschleppt worden.*<sup>66</sup> Von nun an lieferte die Stadt das Brennholz.

Anlässlich einer Visitation des Lahrer Landkapitels kam der Straßburger Weihbischof und Generalvikar Tussanus Duvernin am 6. Mai 1762 nach Ettenheim. Aufgrund dieses Besuchs ergingen folgende bischöfliche Dekrete: die Pfarrkirche soll „in allen Seiten neugebaut und erweitert“ werden,<sup>67</sup> „das Gebäude des Hospitals ist wiederherzustellen und in einen solchen Zustand zu versetzen, dass es den Zwecken des Spitals genügt“,<sup>68, 69</sup> und in Bezug auf das Schulwesen soll künftig im Winter wegen der großen Zahl an Schulkindern ein Hilfslehrer eingestellt werden; außerdem sei künftig auf Dauer auch in Ettenheimweiler ein Lehrer zu besolden, damit den dortigen Kindern der lange Weg nach Ettenheim erspart bleibe.<sup>70</sup>

Der bischöflichen Anordnung wurde Folge geleistet. In Ettenheim half zunächst jährlich drei Monate lang der Färber Sebastian Blanck für 14 Gulden dem Schulmeister Klingemeyer, *die Kinder dahier Zue Instruiren*. 1765 kam dann ein neuer Provisor (= Hilfslehrer); Machleid berichtete darüber: *anno 1765 ist von der obrigkeit ein / prohisor in die schuel angenommen worden / namens friderich Demoll, von wert= / =heim bey wirzburg, er hatte lon von / der gemeindt und spital 2 fl / er hat ein frau mit 2 kinderen, ein / glein bieble und ein meitele, ein guetter / heflicher artlicher mann, ein guetter / baßist, und andere mußig auch, er / lern die Kinder Extra guet, und hat ein / überauß schöne handschrift vivat.*<sup>71</sup> Doch bereits drei Jahre später, am 3. September 1768, starb Hilfslehrer Friedrich Demoll, *hat hinderlaßen ein / arme schwangere frau mit 3 anderen armen / kripelhafften kinder... ein guetter armer Ehrlicher mann, er lehrte / die Kinder sehr wohl schreiben, lesen und mußig.*<sup>72</sup> Die Witwe Demoll blieb mit ihren Kindern weiterhin in Ettenheim wohnhaft und lebte hier offenbar unter ärmlichen Verhältnissen. Aus der Zusammenstellung der armen Schulkinder in den Spitalakten ist ersichtlich, dass der Spitalfonds auf Veranlassung des Rats der

Stadt ab dem Spätjahr 1774 bis einschließlich 1778 für das erst nach Demolls Ableben geborene Kind das jährliche Schulgeld bezahlte.<sup>73</sup>

In Ettenheimweiler war bereits ab 1752 der Schulmeister Johann Baptist Meyer nachweisbar;<sup>74</sup> er erkrankte 1764<sup>75</sup> und starb am 21. Februar 1765.<sup>76</sup> Die Nachfolger waren: Joseph Doldt (1765–1773), Sebastian Spranger (1773–1778), Johannes Binz (1778–1790) und ab 27. Februar 1790 Landelin Enderle; dieser war 1805 noch als Schulmeister in Ettenheimweiler tätig.

Das bisherige alte Ettenheimer Schulhaus wurde für den Neubau der großen Barockkirche auf dem Kirchberg zwischen 1765 und 1767 abgebrochen. Am 1. August 1764 waren von dem Fürstenbergischen Baudirektor Franz Joseph Saltzmann (1724–1786) drei alternative Standorte für den künftigen Kirchenneubau vorgeschlagen worden, darunter einer *bey der Schuehl*. Am 4. März 1766 entschied sich der Rat der Stadt Ettenheim bei einem Lokaltermin auf dem Kirchberg für diesen Platz, wo *vorhin das Schulhaus gestanden*; es musste also offenbar inzwischen abgerissen worden sein. Ein Jahr später, am 14. Mai 1767, wurde begonnen, die Mauern des Schulkellers abzubrechen und den angrenzenden Kaplaneigarten einzuebnen.<sup>77</sup>

Saltzmann fertigte für den Neubau der Pfarrkirche mehrere Entwürfe. Auf dem Lageplan der *ney zu Erbauend pfarr – Kirchen in der Löblen Stadt Ettenen von Bau-Maister Salzmann (10t. Juny 1764)*<sup>78</sup> erkennt man die exakte damals vorhandene Bebauung, unter anderem mit der bis zu diesem Zeitpunkt dort befindlichen alten Schule (Abb. 4). In dem Lageplan sind diesbezüglich zwei Gebäude eingezeichnet, welche die Bezeichnung *Schuellhauß* tragen. Das größere Gebäude bedeckt eine Grundfläche von 40 × 30 Schuh<sup>79</sup> (circa 11,40 m × 8,70 m), das andere Gebäude hat eine Grundfläche von circa 12 × 26 Schuh (circa 3,30 × 8,70 m); dieses grenzt an das *Alde Meßmer = hauß* an.

Da die Stadt in diesen Jahren wegen des Kirchenneubaus beträchtliche finanzielle Belastungen hatte, konnte zunächst kein neues Schulgebäude gebaut werden. Die Stadt mietete für den Unterricht Schulräume im sogenannten „Maillotschen Hof“ an, der 1733 von Martin Beatus von Maillot, später Oberamtmann in Oberkirch, den Erben des Herrn Franz Ernst von Olisy abgekauft worden war. Jedoch befand sich die Stadt seit 1739 mit Maillot in einem Rechtsstreit, der auf einem Streit bezüglich Abgabefreiheit seines Vorbesitzers Olisy aus dem Jahr 1705 basierte und erst 1775 mit einem Vergleich beendet wurde.<sup>80</sup>

Diese Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Freiherrn von Maillot hatten auch ihre Auswirkungen auf die Nutzung des Gebäudes als Schule. So musste man im November 1772 aus dem

Maillotschen Hof ausziehen und in das bisherige Gebäude des Amtsschreibers umziehen, das durch den Wegzug des Amtsschreibers Michael Simoner nach Mutzig im Elsass frei geworden war.<sup>81</sup> Machleid berichtet darüber: 1772 – den 12=ten wintermonat ist mann mit sack / und pack auß der schuel mit stiel (= Stühlen) und bank (=Bänken) / in die amtschreiberey gezogen, bey 100 / burger so alles selber hinüber getragen / weilen der oberamtman darwider ist, / und die herren deß Rats um die sach nicht / haben wollen annemen so hat die burger= / =schafft possession von unßerem hauß / genomen, weilen der amtschreiber schon / 56 iahr auff den gemeinen kosten darin / gefessen, und die dorffschafften nix dar= / =an leiden wollen.<sup>82</sup> Und weiter: den 19=ten wintermonat ist der herr schuel= / meister sambt frau und kinder in die / neüwe schuel mit allem hausgereth ein / =gezogen, weilen der H: oberamtman / von Malio der statt in seinem hauß hat / auffgekündet, ist mann von seithen der / gemeind gezwungen worden um ein / andere wonung zue schauen vor die / schuelkinder.<sup>83</sup>

Offenbar einigte man sich im Gefolge, denn ein Jahr später berichtet Machleid über die Bezahlung der Mietkosten an Oberamtman von Maillot: 1773 – den 3=ten october ist der H burgermeister / singer widerum nacher Renchen, zue / dem herren oberamtman Malio, wider / =um daß schuel hauß zu lehen, und die / Ruckschuldige schuel hauß zins zu bezalen / gereißt auff die gemeine kösten.<sup>84</sup>

Wenige Tage später zog Schulmeister Klingensmeyer wieder in dieses Gebäude ein, um darin den Schulunterricht zu erteilen. 1773 – einzug wider in daß schuel hauß: den 9=ten october ist der H: schuelmeister / Klingensmeyer widerum in deß Maliots / hoff gezogen, mit sack und pack, und / wirdt allda schuel gehalten, biß weitere ver= / =ordnung.<sup>85</sup>

Schließlich konnte im Jahr 1776 das neue Schulhaus erbaut werden; es ist heute das katholische Pfarrhaus bei der Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus (Abb. 5). Machleid berichtete darüber: 1776 – auffschlag=ung deß neüwen schuel hauß: den 24 und 25:ten october ist daß neüwe / schuelhauß auffgeschlagen worden, man / hat den maurer und zimer leüth, in dem / Engel auff den man ein maaß wein geben / und vor 4 d brodt, den burgeren aber auff / der zunfftstuben ein maaß wein und vor / 4 d brodt geben von seiten der gemein.<sup>86</sup>

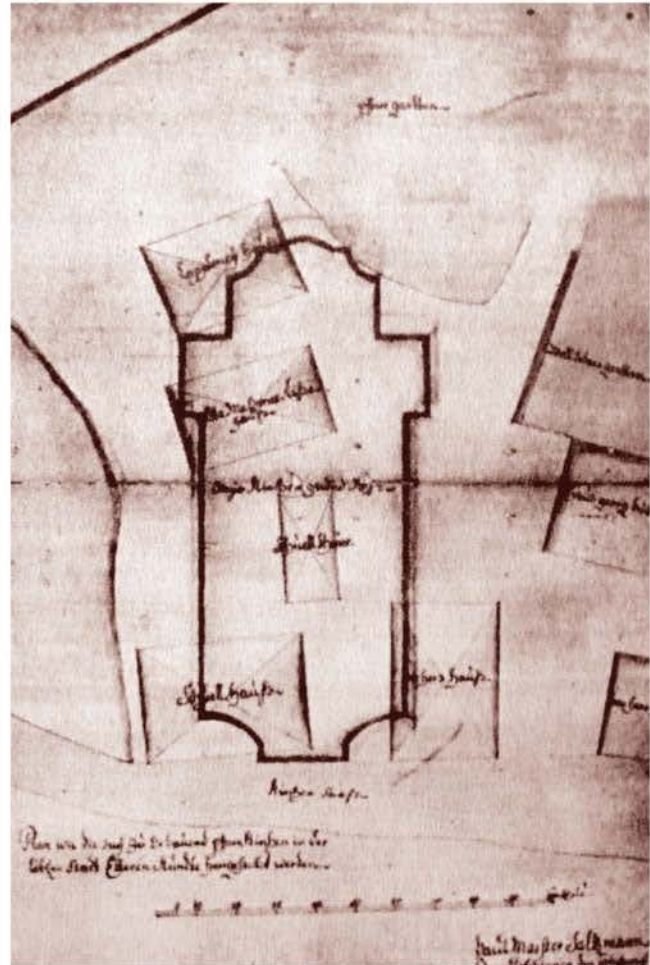


Abbildung 4: Lageplan für den Neubau der Pfarrkirche von Franz Joseph Saltzmann vom 10. Juni 1764, darin aufgeführt das Schulhausgebäude. (Stadtarchiv Ettenheim: Urkunden Nr. 9 (Fasz. Kirchenbau, Plan 4)

Abbildung 5: Altes Ettenheimer Schulhaus (bis 1876), heute katholisches Pfarrhaus. (Joachim Krämer: *Die Schulverhältnisse in Geschichte und Gegenwart. (Geroldsecker Land, Heft 3 [1960/61], 54–60)*



Der Schulbetrieb konnte ein Jahr später im neuen Gebäude aufgenommen werden. Machleid schreibt: 1777. *10.ten november einzug vom schuelmeister hier: mer ist der H. schuelmeister Sebastian Kling= / =enmeyer mit seiner frau und Kinder / in daß neüwe schuel hauß gezogen, mit sackh / und pack gott geb vil glück und segen.*<sup>87</sup> Und weiter: *mer den 12 november sein die schueler / kinder daß erste mal in ihren neüwe schuel / gangen, und eingezogen.*<sup>88</sup>

Über die Organisation des Schulunterrichts in dieser Zeit ist nur wenig bekannt. Man kam damals im Alter von ungefähr sechs Jahren in die Schule und verließ sie etwa mit zwölf Jahren.

Die Stadt- und später auch Spitalrechnungen zeigen, dass bereits im Jahre 1680 und auch später in Ettenheim der Schulunterricht ganzjährig erteilt wurde. Das war nicht selbstverständlich. In zahlreichen Ortschaften fand der Unterricht nur in den Wintermonaten statt. So wurde im benachbarten Ettenheimmünster bis zum Jahre 1789/90 nur im Winterhalbjahr Schule gehalten und zwar montags, mittwochs und freitags; dies änderte sich erst im Jahre 1790, ab April dieses Jahres mussten die Kinder auch den Sommer über die Schule besuchen. Aber erst ab 1803 wurde in Ettenheimmünster an allen Werktagen unterrichtet.<sup>89</sup>

Allerdings fand auch in Ettenheim der Schulbesuch vor allem im Winter statt. Es war nur eine Minderheit, die den Unterricht

ganzjährig besuchte. In den Sommermonaten kam es immer wieder zu Schulversäumnissen. Offenbar benötigten die Eltern in dieser Zeit dringend die Arbeitskraft ihrer Kinder. Machleid schreibt: *1772 Mandat wegen armen schueler kinder: mer den obigen datum (30. Christmonat) ist von H: amtsch= / =ultheiß verkindet worden, daß mann / die kinder biß 12 iar ßolle fleißig in / die schuel schicken, und wann ßie daß / schuelgelt nicht vermegen, ßo ßollen die / Elter bey ihme und dem E:E: (= ehrsamem) Rath ßolen melden / ßo wirdt daß schuelgelt auß dem ßpital / bezal werden – und daß ist guet und schön.*<sup>90</sup>

Die Zahl der Schulkinder nahm offenbar zu. Dadurch stieg auch das Gehalt des Schullehrers. So ist für die 1770er Jahre ein Anstieg der Schulmeisterbesoldung durch den Spitalfonds für die Unterrichtung der armen und hilfsbedürftigen Kinder von rund 9 auf 20 bis 23 Gulden in den Spitalrechnungsbüchern nachweisbar. Im Spitalrechnungsbuch 1772 findet sich erstmalig eine Aufstellung von Schulmeister Klingenmeyer derjenigen armen Kinder, für deren Unterricht er aus dem Spitalfonds entlohnt wurde; daraus ist ersichtlich, dass er für 16 arme Kinder einen Jahresgesamtlohn von 13 fl 5 ß 6 d erhielt. Zwei Jahre später, 1774, waren es 31 Kinder aus armen Familienverhältnissen, für deren Unterrichtung er aus dem Spitalfonds über 23 Gulden erhielt. Von diesen 31 Kindern nahmen nur drei ganzjährig am Schulunterricht teil. 24 Kinder besuchten die Schule im Quartal *Mathia*, 25 Kinder im Quartal *Pfingsten*, zwei im Quartal *Mathai* und 22 Kinder im Quartal *Thoma*.<sup>91</sup>

Aufgrund der Zunahme der Schülerzahl wurde die erneute Anstellung eines Provisors (= Hilfslehrer) notwendig. Doch dies führte offensichtlich zu Problemen bezüglich Klingenmeyers Bezahlung. Laut den Spitalrechnungsbüchern 1774 und 1775 hatte Klingenmeyer für den Unterricht der armen Kinder jeweils rund 23 Gulden erhalten;<sup>92</sup> für das Jahr 1776 stellte er dem Spitalfonds erneut einen Betrag von 22 fl 5 ß in Rechnung. Aber jetzt wurde diese Rechnung stark gekürzt auf einen Betrag von 12 fl 6 ß 6 d; stattdessen bekam Klingenmeyer *für die Haltung eines Provisores für das Mathei und das Thomae-Quartal 17 fl 5 ß bezahlt.*<sup>93</sup> Im folgenden Jahr (1777) wurde die Haltung des Provisors Fr. J. Heim für alle vier Quartale notwendig, der Spitalfonds bezahlte für dessen Tätigkeit 35 fl.<sup>94</sup> Dabei ist auffällig, dass von den diesbezüglich vorhandenen vier Quittungen die ersten drei von Sebastian Klingenmeyer unterschrieben sind (Abb. 6), die letzte jedoch vom Provisor Fr. J. Heim. Offensichtlich kam es zu erheblichen Problemen bezüglich der Schullehrer- und Hilfslehrerbezahlung. Provisor Heim hat vermutlich deshalb bald wieder seinen Dienst in Ettenheim beendet.

Abbildung 6: Quittung  
des Schullehrers Johann  
Sebastian Klingenmeyer  
betreffend die Bezahlung  
seines Hilfslehrers durch  
den Spitalfonds 1777.  
(Spitalrechnungsbuch  
Ettenheim 1777,  
Nr. 16)

Bereits im Frühjahr 1778 kam ein neuer Hilfslehrer nach Ettenheim. Machleid berichtet darüber: 1778 *auff osteren ist der / neüwe prohisor, allher / kommen, Daniel / auß der pfalz, sonsten / in diensten zue hoffweyer / Recomandirt von herre / Erzbriester schmauz, / pfarher alda.*<sup>95 96</sup>

Waren die in Ettenheim tätigen Hilfslehrer anfangs wohl noch ungenügend ausgebildet, der 1762 eingestellte Sebastian Blanck war von Beruf Färber, so muss man davon ausgehen, dass es sich bei dem neuen Provisor um einen gebildeten Schullehrer handelte. Ein Indiz für die zwischenzeitlich gewachsene Bildung auch der Hilfslehrer gibt ein Bericht von Heinrich Hansjakob (1837–1916):<sup>97</sup> Drei Jahre bevor der Provisor Johann Georg Daniel auf Veranlassung von Erzpriester Schmautz nach Ettenheim kam, vermittelte der gleiche Geistliche 1775 seinen Unterlehrer Johann Nikolaus Blum von Hofweier als Provisor nach Haslach. Lehrer Blum schickte damals den Haslacher Ratsherren als Schrift- und Wissensprobe seine Abhandlung über den Römer Fabius Flaccus<sup>98</sup>, beeindruckte die Ratsherren damit sehr und wurde 1776 von der Stadt Haslach als Provisor angestellt, da er *eine feine Handschrift schrieb*. 1778 wurde er Schulmeister in Haslach, nachdem sein Vorgänger im gleichen Jahr verstorben war.<sup>99</sup> Diese von Heinrich Hansjakob überlieferte Geschichte sowie der Hinweis von Machleid auf Dekan Schmautz, der hohen Wert auf schulische Bildung legte, darf als kleines Indiz für die beachtliche berufliche Qualifikation der Hilfslehrer gewertet werden.

In Ettenheim hielten die Auseinandersetzungen bezüglich der Besoldung des Schulmeisters an. Es kam zu einem tiefgreifenden

Zerwürfnis zwischen dem alt eingewessenen Schulmeister Klingenmeyer und der Stadt. 1778 erhielt Schulmeister Klingenmeyer von der Stadt eine Dienstbesoldung in Höhe von 18 Gulden sowie reichliche Naturalien (Wein, Korn, Gerste, Malz), der Provisor aber von der Stadt eine Besoldung in Höhe von 32 fl 5 ß, hingegen keine Naturalien und keine nennenswerten Nebeneinnahmen.<sup>100</sup> Vom Spitalfonds bekam Klingenmeyer für den Unterricht der armen Kinder eine Vergütung von 13 fl 9 ß 6 d, während der Provisor Johannes Georgius Daniel für seine Tätigkeit eine Bezahlung von 35 fl erhielt.<sup>101</sup>

Die Folgen dieses Zwists: Am 26. Februar 1779 kündigte der Schulmeister Sebastian Klingenmeyer seinen Dienst. Machleid berichtet: *1779 – Auffkin=dung deß schuelm=eisters klingen=meyers: (26. Hornung): mer hat der herr schuelmeister bastian / klingelmeyer bey Rath ßeinen dienst / auffkindet, weil mann ihme 20 fl an / ßeiner besoldung abgezogen, und er eß / dem prohisor geben ßolle, und ßeinen / ßohn bastian nicht anßicht mit der / zeit schuelmeister zu werden, und hat recht.*<sup>102</sup>

Die Streitigkeiten konnten nicht beigelegt werden und waren so heftig, dass Klingenmeyer nach 31-jähriger Tätigkeit als Schulmeister in Ettenheim (!) mit seiner Familie die Stadt verließ und nach Kenzingen wegzog. *Abreiß des alten schuel= meisters ßebastian KlingenMeyer: 1779 den 21=ten october, ist ßebastian Klingen / =meyer 31 iahr geweißener schuelmeister, und / burger, ßambt ßeiner frau und kinder, ßambt / allem ßack und pack, mit 5 wegen mobillien / von hier abgereißt, weilen er den schueldienst / allhier ßelbsten hat auffgekündet, wonet nun / =mero zue kenzingen, weilen herr und frau all / gebürtig, hat 4 döchteren und einen ßohn bastian / Gott geb ihnen glück und ßegen auch friden.*<sup>103</sup>

Vier Jahre später starb Klingenmeyer. Machleid: *1783 – den 30=ten christmonat ist ßebastian Kling= / =enMeyer gestorben, zu Kenzingen, geweißter / 32 iar lang schuelmeister allhier.*<sup>104</sup>

### Georg Anton Trunck

Einen Monat nach Klingenmeyers Wegzug von Ettenheim wurde Anton Trunck am 29. November 1779 sein Nachfolger als Schullehrer.

Machleid berichtet darüber: *1779 ankunfft deß H: schuelmeisters: den 29=ten wintermonat ist der neuwe / herr schuelmeister Antoni trunckh, / mit ßack und pack alß ein lediger mensch / hier mit einem wagen voll mobillien / ankomen. Gott geb ihme glück und / ßegen, er ware schuelmeister zue grienen= / =winckell einem dorff ein stund von / carliß Ruehe.*<sup>105</sup> Und an anderer Stelle: *Antoni trunckh ein / lediger bestandener / mensch, gebürtig zue wald= / =ieren im underland,*

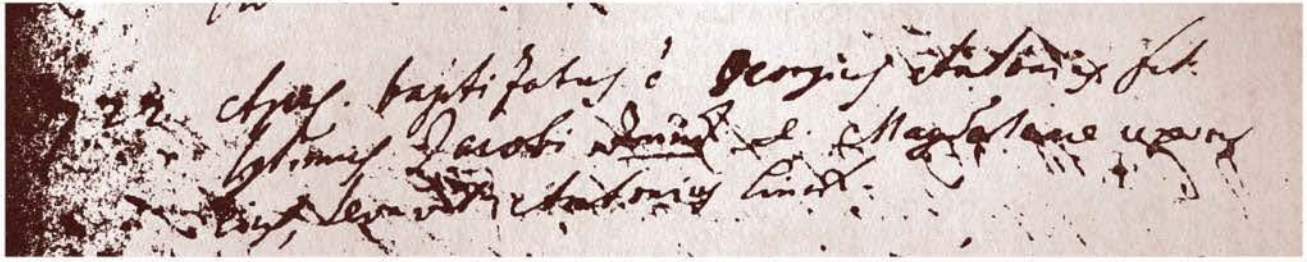


Abbildung 7:  
Taufeintrag vom  
22. April 1752 des  
Georg Anton Trunck  
im Taufbuch der Pfarr-  
gemeinde Schneeberg.  
(Diözesanarchiv  
Würzburg, Pfarrmatrikel  
Schneeberg. Bd. A 1.  
Taufen. S. 182)

*schonst / schuelmeister zue grienen= / winckel bey Karlißrueh. / anko-  
men 1779 den 29 ten wintermo= / =nat.*<sup>106</sup>

Machleids unrichtige Angabe bezüglich Truncks Herkunft aus Walldürn im Odenwald führte dazu, dass bisher über ihn und seine frühere Tätigkeit nichts Näheres festzustellen war.<sup>107</sup> Jetzt gelang es, ein wenig Licht in das Dunkel zu bekommen.

Georg Antonius Trunck, wie er mit vollem Namen heißt, wurde am 22. April 1752 als ehelicher Sohn des Jakob Trunck und seiner Frau Magdalena in Schneeberg in der Nähe von Amorbach römisch-katholisch getauft (Abb. 7).<sup>108, 109</sup>

Bevor Trunck als Schulmeister nach Ettenheim kam, war er als Schulpräzeptor in Grünwinkel, damals ein Dorf südlich von Karlsruhe, tätig.<sup>110</sup>

Über seine Tätigkeit in Grünwinkel wird berichtet: Anton Trunck, zuvor in Obertsrot,<sup>111</sup> „hatte 1774 eine Unannehmlichkeit. Die Mutter eines Schülers, welcher wegen Lachens während des Gebetes mit der Rute gestraft wurde, beschimpfte und beleidigte den Lehrer auf der Straße in Gegenwart des Schultheißen Schöffler und der Schüler, wobei auch fremde Reisende stehen blieben und zuhörten. Eine Beschwerde des Lehrers beim Oberamt scheint erfolglos gewesen zu sein. Schulpräzeptor Trunck unterzog sich ohne Vorwissen und Erlaubnis des Landesherrn einem auswärtigen Examen und nahm im ‚Ausland‘ (in Ettenheim, das damals bischöflich-straßburgisch war) eine Schulstelle an. Das trug ihm einen Verweis und Rückersatz von 30 Gulden Stipendiengeld ein.“<sup>112, 113</sup>

Offenbar konnte Anton Trunck sich im Gegensatz zu seinem Vorgänger Klingenmeyer mit der Stadt Ettenheim bezüglich des Streitpunktes „Bezahlung eines Provisors“ einigen. Wie vorhandene Rechnungen zeigen, hatte er einen Hilfslehrer zur Seite. Trunck bekam aber jetzt für die eigene Tätigkeit der Unterrichtung der armen Kinder vom Spitalfonds über 21 Gulden (1781) ausgezahlt bei gleichbleibender Vergütung von 35 Gulden für die Haltung des Provisors.<sup>114</sup>

Einen Monat nach Aufnahme seiner Lehrtätigkeit wurde am 3. Januar 1780 für die Schulkinder ein täglicher Frühmorgengottesdienst um halb sieben Uhr verordnet.<sup>115</sup>



Bereits im ersten Jahr seiner Anwesenheit in Ettenheim wurde Anton Trunck auf einem ganz anderen Gebiet aktiv: Im Jahr 1452 war in Ettenheim ein Spital gestiftet worden. Dieses hatte als eines der wenigen Häuser die totale Zerstörung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg überstanden. Allerdings war das Spital in der Folgezeit immer baufälliger geworden, so dass sich die Stadt im Jahr 1780 zu einem Neubau entschloss.<sup>116</sup>

Schulmeister Trunck fertigte „auf Befehl eines Hochlöblichen Magistrats“ die Risse „im Kleinen und Großen“ und den Überschlag für den Neubau des Spitals samt Spitalkapelle. Leider ist nur noch der ausführliche, 32-seitige Kostenvoranschlag vom 24. August 1780 erhalten (Abb. 8 und 9).<sup>117</sup>

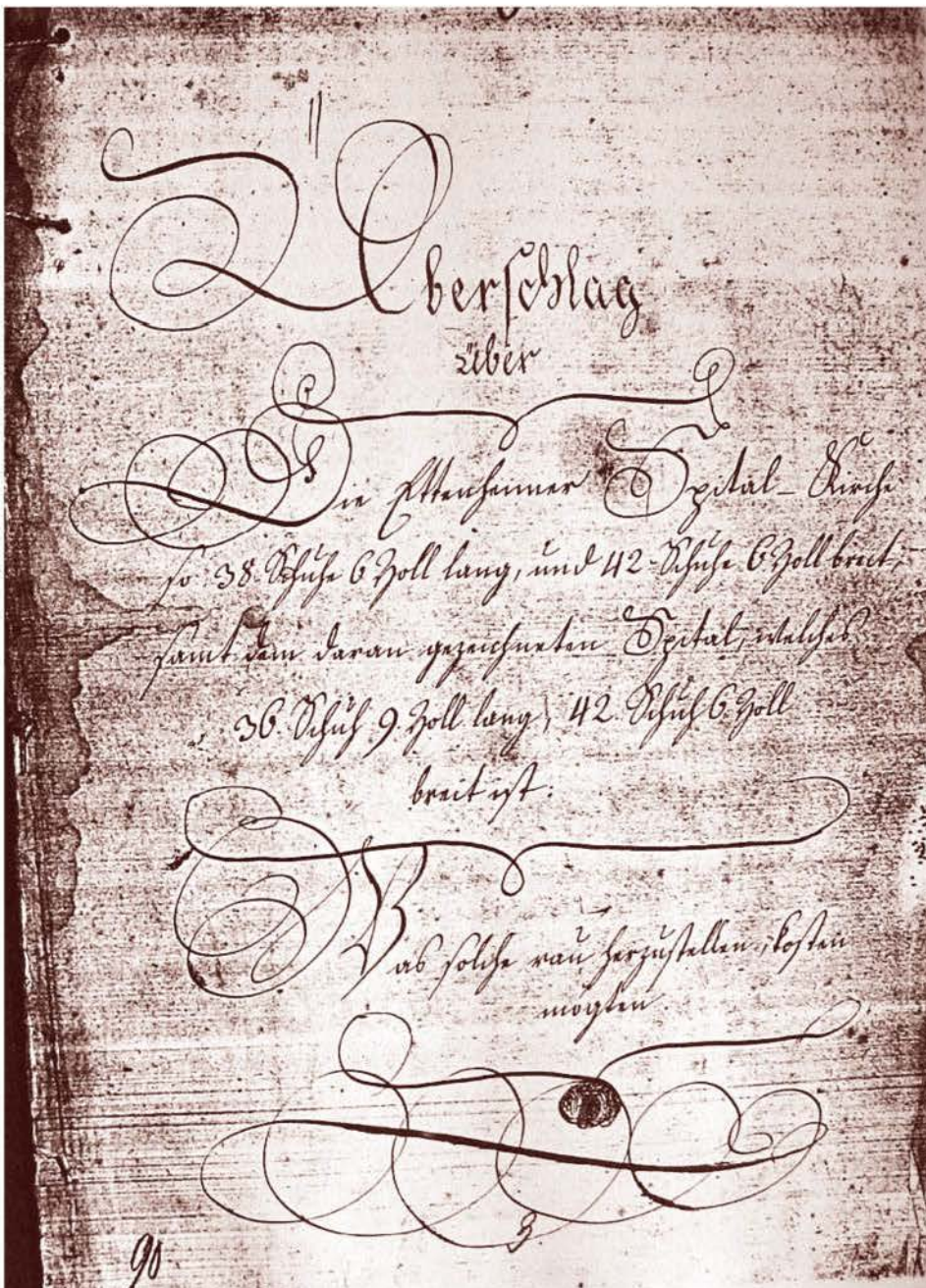


Abbildung 8:  
Kostenvoranschlag des  
Georg Anton Trunck  
vom 24. August 1780  
betreffend den Etten-  
heimer Spitalneubau.  
Erste Seite des  
Voranschlags.  
(Stadtarchiv Ettenheim,  
Band 1049)

Abbildung 9:  
Kostenvoranschlag des  
Georg Anton Trunck  
vom 24. August 1780  
betreffend den Etten-  
heimer Spitalneubau.

Letzte Seite unter  
anderem mit Truncks  
Unterschrift.  
(Stadtarchiv Ettenheim,  
Band 1049)

**Inhalt.**

1. Graben Arbeit	19, 4 $\frac{2}{3}$
2. Maurerarbeit	553, 15 $\frac{1}{2}$
3. Steinhaier Lohn	429, 52 $\frac{1}{2}$
4. Führlohn von den Haussteinen	72, —
5. Zimmermanns Arbeit	165, 15,
6. Führlohn vom Holz, dasselbe zu fällen samt Ruffschlagerlohn, dieses Hauses	144, 36,
7. Alle Materialien zusammenten	1086, 33 $\frac{1}{2}$
<hr/>	
2470, 36 $\frac{79}{100}$	

Summe aller Kostengräu bezü-  
stellen, von der Kirche und  
Spital.  
2470. 36 $\frac{79}{100}$  Kr.

*(Signaturen)*

Mausheim d. 24<sup>te</sup> August  
1780

gezeichnet von G. A. Trunck  
Schulmeister

Schulmeister Trunck stellte für die Arbeit in Rechnung:

1. Riß Im Kleinen und Großen für Spital und Spitalkirche = 11 fl
2. Überschlag dazu und den Bauplatz auszustecken geholfen = 22 fl. Zusammen also 33 fl.

Der Rat der Stadt setzte jedoch am 18.1.1782 diese Rechnung herab und zahlte nur 11 fl aus.<sup>118</sup>

Woher Trunck seine Kenntnisse über das Bauwesen hatte, ist unbekannt. Das ausgeführte Spitalgebäude geht auf seinen einfachen, jedoch nicht ungeschickten Plan zurück. Für den vorderen Giebel am Eingang nahm er offensichtlich die barocken Stadttore

zum Vorbild.<sup>119</sup> Das hübsche Barockgebäude mit Kirche ist heute noch im Zentrum der Stadt erhalten.

Truncks Tätigkeit als Schullehrer war von einer Reihe von Zwistigkeiten geprägt.

Zunächst gab es Streitereien mit den Ettenheimer Musikern, die üblicherweise bei den Gottesdiensten zusammen mit der vom Schulmeister gespielten Orgel spielten. Am 6. Oktober 1780 kam es zu heftigen Querelen, weil der Schulmeister Anton Trunck nicht anwesend und der Hilfslehrer bei den Musikern in Rust war. Der Verdruss unter den Musikern war so groß, dass kein einziger von ihnen, gleichgültig ob klein oder groß, in der folgenden Zeit bis Weihnachten zum Musizieren kam; selbst der Schult- heiß, Stadtrat und Oberamtmann konnten nichts dagegen bewir- ken.<sup>120</sup>

Kurze Zeit später kam es offenbar zu weiterem heftigen Streit. Machleid berichtet darüber in seinem Diarium: *der schuel=meister handel mit antoni trunck. Den 25=ten november geschehen: Mer ist der schuelmeister handel entstanden / weilen antoni trunck der schuel- meister / den schulerkinder sole in dem vatter / unßer od. Englischen grueß, under strichen / haben, du bist gebenedeidt under den / weibe- ren, und in dem Englischen grueß selig ist der leib der dich getragen hat, und / selig sein die brüsten die du geßogen hast / NB: welcheß ihme aber nit hat könen ab= / probirt werden, und nix dem schuelmeis- ter / geschehen ist, indeme ihme die halbe gemeind / zue wider ware.*<sup>121</sup> Ein gleichartiges Vorkommnis wird für den 14. Januar 1781 vom Abbé Sebastian Renter berichtet, der als arbeitsloser Priester we- nige Monate zuvor am 13. Mai 1780 nach Ettenheim gekommen war und die Lateinschüler unterrichtete. Die Strafe für dessen Tun wurde öffentlich von der Kanzel herab verkündete: Abbé Renter musste vier Wochen lang zur Buße zu Besinnungstagen ins Seminar gehen.<sup>122</sup>

Anfang des Jahres 1781 wurde dem Schulmeister und den Schulkindern das Neujahrssingen in den Häusern der Bürger von der Obrigkeit verboten. Machleid berichtet darüber: *1781 abgang von dem H: schuelm=eister am neuw iar in den heißeren zu singen: in dißem Jahr ist daß neuw iahr / singen, von dem H: schuelmeister Antoni / trunck abgangen, mer auch von / den kinderen am neuw iahr zue nacht / vor den haißeren von obrickeits wegen / verboten worden, daß neuw iahr / od weihnachtslieder zue singen.*<sup>123</sup> Dieses Neujahr- singen hatte dem Schullehrer und den beteiligten Kindern übli- cherweise einen kleinen finanziellen Zugewinn gebracht, auf den sie nun verzichten mussten.

Im Januar 1781 kam es schließlich bei einem Gedenkgottes- dienst für einen Verstorbenen zum Streit zwischen Pfarrer Mast und dem Schullehrer, wobei der Schullehrer offenbar daran un-

schuldig war: Pfarherr und schuelme= / =ister streuth: den 18=ten Jener ware bey deß bartolome / winterers ßeinem iahr zeit ßeligen zwischen dem pfarher xaveri mast, und dem schuel= / =meister trunckh, weilen ein ambt schonsten / ware, und der schuelmeister die orgel ge= / =schlagen, wie eß gehört, ßo hat der pfarer / ihme kein antwort nie mal geßungen, und / ein stille meß gelesen, wo mann dem / pfarer doch hat mießen ein ambt zalen / die wittfrau, daß ware ein tumult in der / kirchen, und ein ergernuß vor allen leuthen. NB: in dißem handel thäten dem schuelmeister / helffen der oberambtmann, der amtschulz, / der stattschreiber, und etliche vordere im Rath, / und der pfarr mast den zinfften und burgeren / ßowider, dem schuelmeister waren aber nix / gericht und hab / abziehen mießen mit der langen naßen.<sup>124</sup>

Vermutlich dürfte auch die Reduzierung der von Anton Trunck eingereichten Rechnung bezüglich seiner Tätigkeiten für den Spitalneubau von 33 auf 11 Gulden nicht wortlos akzeptiert worden sein, sondern war vermutlich Anlass für Auseinandersetzungen.

Ende 1781 heiratete Anton Trunck. 1781 den 12=ten wintermonat hat H: antoni / trunck schuelmeister allhier hochzeit / gehabt, mit maria anna kopin von hier / under dem H: pfarrer mast, daß mal / ware in Ehren in der schuel...<sup>125</sup> Maria Anna Koppin war Tochter des Franciscus Kopp und der Magdalena Läublin; Trauzeugen waren Joseph Blank und Sebastian Miller.<sup>126</sup>

Am 20. Oktober 1782 brachte Truncks Ehefrau Maria Anna Koppin einen Jungen zur Welt. Dieser wurde am gleichen Tag von Pfarrer Mast auf den Namen Antonius getauft. Die Taufpaten waren Johann Baptist Kuenzer und Ursula Stölckerin, Ehefrau des Johann Baptist Miller.<sup>127</sup>

Nach knapp vierjähriger Tätigkeit als Schulmeister in Ettenheim verließ Anton Trunck 1783 zusammen mit seiner Familie die Stadt.

Machleid berichtet darüber in seinem Diarium: 1783 (24=ten hornung) Mer hat Antoni trunckh alß schuel= / =meister dem Ehrsammen Rath den / Dienst aufgekindet, auff ein viertel / iar abzueziehen, alßo biß urbanuß / dag die zeit auß abzueziehen.<sup>128</sup>

Und an anderer Stelle unter dem Stichwort abreiß des schuelmeisters Antoni trunckh und maria anna Kopin: 1783 den 30=ten May ist Antoni trunck alß / gewesster schuelmeister allhier, war / schuelmeister, von anno 1779 dem 29=ten / wintermonat biß den 30=ten may 1783 / alßo 3 und ½ iar ohngefähr, mit ßack und pack abgereißt weib und ein kind ein bibl / nacher Rottenfelß under rastatt alß / schuelmeister wider angenommen, eß ist kein / schad daß er gangen ist.<sup>129</sup> Und weiter: 1783 Er ware von Waldieren, im underland in / dero pfarey, zue schnöberg gebürtig gewesßen.<sup>130</sup>

So verdienstvoll Anton Truncks Leistung anlässlich des Spitalneubaus war, so muss er doch – folgt man Machleids Einschätzung – ein schwieriger Mensch gewesen sein. Machleid hatte ihn bei seiner Ankunft in Ettenheim als *lediger bestandener mensch* bezeichnet und äußerte sich bei Truncks Wegzug aus Ettenheim folgendermaßen: *eß ist kein schad daß er gangen ist.*

Auch an seiner nächsten Arbeitsstätte Rotenfels<sup>131</sup> war Trunck nur kurze Zeit als Schulmeister und Mesner tätig. In den dortigen Bürgermeisterrechnungen ist er für den Zeitraum 13. Mai 1783 bis 7. März 1785 nachweisbar.<sup>132</sup> Danach verliert sich (vorerst) seine Spur.

### Joseph Häfele

Bereits wenige Tage nach Anton Truncks Wegzug aus Ettenheim wurde Joseph Häfele sein Nachfolger als Schulmeister. Machleid berichtete darüber: *1783 den 4=ten brachmonat ist der neuwe schuel= / =meister namens Jofsep häfele lediger / von wald= / =kirch negst freyburg, mit einem großen mobill / =en wagen voll bettladen, verschlag, comod, / und dergleichen an kommen, mit einer Jungfer schwester, die hauß haltung zue= / =fieren, auch anzuefangen... NB: Eß ist von seiten der Obrigkeit, und / gemeind geschlossen worden, den H: schuel / meister quartaliter auß der statt kaßen / zue bezalen, dass schuelgeldt wegen den gleinen kinderen, ßo aber vor 6 iaren nicht / von den Elteren ßollen in die schuel geschickt werden, ßomer wie am winter, wer aber studiern / will lassen, mueß es Extra bezahlen.*<sup>133</sup>

Ein Jahr später heiratete der Schulmeister. Machleid berichtet darüber in seinem zweiten Diarienband unter den Hochzeiten des Jahres 1784: *No: 8. Jofsep hefele H: schuel=meister allhier: / den 26=ten april hat H: Jofsep häfele / wircklicher schuelmeister allhier, / mit der Jungfrau thereßia millerin, / Hochzeit gehabt, ihres alters 23 iar, und / der hochzeiter von waltdkirch ßeines alter iar, under H: pfarer mast, daß mal / ware im löwen, Gott geb ihnen waß / zue ßeel und leib nüzlich ist amen.*<sup>134</sup>

1785 wurde Joseph Häfele in das Ettenheimer Bürgerbuch eingetragen.<sup>135</sup>

Die Zahl der Schulkinder war in dieser Zeit beträchtlich. Damit stiegen auch die Einnahmen der Schulmeister aus dem Schulgeld, das die Kinder zu entrichten hatten. Allein der Betrag, den der Spitalfonds für den Unterricht der armen und bedürftigen Kinder zahlte, belief sich im Jahr 1789 auf 60 Gulden!

Die Anzahl der Kinder lässt sich aus einer Bemerkung Machleids in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen ersehen: *1790 – Wie vil Kinder in der schuel zu zellen ßein geweißt: 1790 den 12=ten merzen, alß an dem Gregori= / =fest ßein 300 schueler kinder gezelt*

*worden, / bey dem springen, Jezunder wievil / waren noch zue hauß, die nicht in die / schuel gehen können, eß sollen in der / gemeind sambt Ettenenwiler ohngefähr / bey 3000 seelen sein od. leben (Abb. 10).*<sup>136</sup>

Das von Machleid erwähnte Gregorifest war ein traditionelles Schulfest zu Ehren des Schulpatrons Gregorius.<sup>137</sup> Es wurde am Gregoritag, dem 12. März, gefeiert und bildete den Abschluss des Schuljahres, das damals noch an Ostern endete. In Ettenheim ist das Gregorifest bereits 1688 erwähnt. Nachdem die Schüler ihr Examen absolviert hatten, erhielten sie als Belohnung aus Mitteln des Kirchenfonds Geschenke: Rosenkränze, kleine Kreuze, Altarbücher, Bilder, Halsanhänger, Schreibfedern, Papier, Brezeln sowie anderes Back- und Zuckerwerk. Die Brezeln wurden *Gregoris- oder Gregori-Bretschle* genannt. Auch ein Wettlauf, das oben genannte „springen“, wurde unter reger Beteiligung der Schulkinder veranstaltet.<sup>138</sup>

1791 wurde ein neuer Hilfslehrer eingestellt. *1791 den 30. Heymonat ist ein neüwer / prohisor in die schuel hiero ankomen, von / zell im harmenspach, deß schuelmeisters sohn, / hat lohn von dem schuelmeister und der statt / ohngefähr 30 f in gelt.*<sup>139</sup>

1789 kam es in Paris zum Ausbruch der Französischen Revolution. Ein Jahr später, am 13. Juli 1790, flüchtete Kardinal Louis René Edouard Prince de Rohan-Guéméné, Fürstbischof von Straßburg, von der Revolution vertrieben in sein rechtsrheinisches Besitztum nach Ettenheim. Hier residierte er bis zu seinem Tod im Jahr 1803.<sup>140</sup> Wie er flohen viele Menschen aus allen Gesellschaftsschichten über den Rhein. Ettenheim wurde in den folgenden Jahren ein Sammelpunkt gegenrevolutionärer Emigrantentruppen. Es kam zur Ansammlung einer Unmenge von Menschen in der Stadt.

Unter den Flüchtlingen waren auch die Barmherzigen Schwestern<sup>141</sup> aus dem Spital in Hagenau. Diese betätigten sich zunächst in der Krankenpflege im Spital und in der Stadt. Aber bald nach ihrer Ankunft in Ettenheim begannen sie auch mit Schulunterricht für die Mädchen; zunächst offenbar freiwillig: *1792 den 23. Jener haben die barmherzige / schwesteren im Spital, ein neuwe schuel / mit den kleinen meitle angefangen*<sup>142</sup>; dann mit offiziellem Auftrag der Stadt: *Enderung in der schuel mit den gleinen meitele: 1792 den 23:ten hornung alß am Matiß dag, wie / mann die herren diener hat angenommen, ist / dem schuelmeister heffele, von seiner / beßoldung genommen worden, weiler / er dato nur die bueben lehren sole, die / meitele aber die barmherzige schwesteren solle / lehren nehen, stricken, spinen, schreiben, und lesen / und mann ihnen geben von deß schuelmeisters beß= / =oldung bekomen hundert thaler, wo der schuelm / eister hate 500 fl in allem, wo er nur noch 300= / =und 50 fl nummer hat deß iahrs et cetera.*<sup>143</sup>

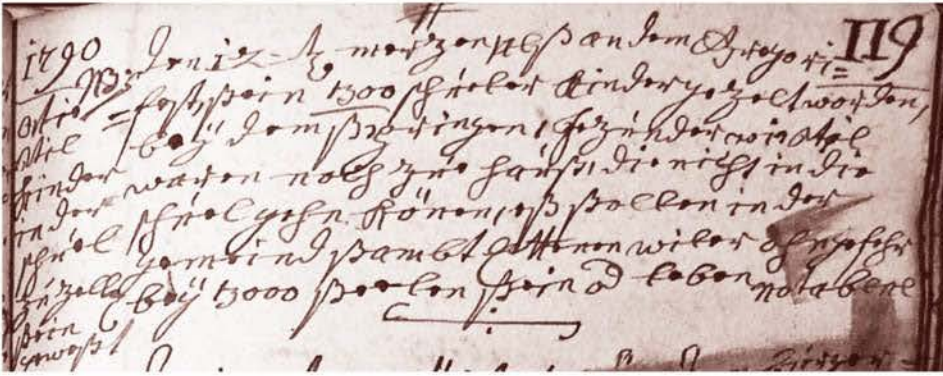


Abbildung 10:  
Mitteilung Machleids  
in seinem Diarium  
betreffend die Anzahl  
der Schulkinder.  
(Machleid B 347)

Die Barmherzigen Schwestern erteilten den Schulunterricht für die Mädchen bis zu ihrer Rückkehr nach Zabern am 16. Oktober 1804.<sup>144</sup>

1796 ist Joseph Häfele noch als Ettenheimer Schulmeister nachweisbar.<sup>145</sup>

Wann er seine Tätigkeit als Schullehrer beendete und Xaver Müller sein Nachfolger wurde, ist nicht bekannt.

### Xaver Müller

In den folgenden Jahren ist die Bezahlung des Schulmeisters in den im Stadtarchiv vorhandenen Rechnungsbüchern zwar aufgeführt, jedoch ohne dessen namentliche Nennung. Erst aus dem Spitalrechnungsbuch des Jahres 1800 sowie den Rechnungsbüchern der nachfolgenden Jahre ist ersichtlich, dass zu diesem Zeitpunkt Xaver Müller als Ettenheimer Schulmeister tätig war.

In den Spitalrechnungsbüchern ist unter der Rubrik „Dienstbesoldungen“ das für die armen Schulkinder bezahlte Schulgeld aufgeführt; es wurde vierteljährlich dem Schulmeister Xaver Müller ausbezahlt und betrug in den Jahren 1800<sup>146</sup> und 1801 zunächst jährlich insgesamt 60 Gulden, dann ab dem Jahr 1802 jährlich 80 Gulden. Hinzu kam die Bezahlung seiner Tätigkeit bei Beerdigungen. Die Besoldung der Barmherzigen Schwestern für den Unterricht der armen Mädchen blieb unverändert bei 30 Gulden im Jahr.

Aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses wurde Ettenheim 1803 in den neu entstehenden badischen Staat eingegliedert. Der badische Landesherr, Markgraf Karl Friedrich von Baden, zog den Schuldienst als landesherrlichen Dienst an sich. Im 13. Organisationsedikt vom 13. Mai 1803<sup>147</sup> und in weiteren nachfolgenden Verordnungen und Erlassen erfolgte die Neuorganisation des Schulwesens im ganzen Land.<sup>148</sup>

In Ettenheim wurden in den nachfolgenden 200 Jahren zahlreiche Schulen neu errichtet und das Schulangebot beträchtlich er-

weitert. Heute wird aufgrund der langen Tradition des Schulwesens und des umfassenden pädagogischen Angebots mit zahlreichen verschiedenartigen Schulen zu Recht von der „Schulstadt Ettenheim“ gesprochen.

**Danksagung:** Dank sage ich Herrn Dieter Weis für zahlreiche wertvolle Hinweise sowie Herrn Thorsten Mietzner, Stadtarchivar der Stadt Lahr, und Frau Karin Hegen-Wagle, Stadtarchiv Gaggenau, für ihre Unterstützung.

## Anmerkungen

- 1 Bernhard Uttenweiler, seit 1980 Leiter der Mitgliedergruppe Ettenheim im Historischen Verein für Mittelbaden e.V. sowie Studiendirektor i.R. und langjähriger Stellvertretender Schulleiter der Heimschule St. Landolin Ettenheim, zum 75. Geburtstag gewidmet.
- 2 Kewitz, Hubert: Aus den Anfängen der Ettenheimer Schule. Ettenheimer Heimatbote 11. Juli 1985
- 3 Kewitz, Hubert: Vor 465 Jahren die Schule erstmals erwähnt – 1693 für den Schulmeister 16 Gulden pro Jahr. Lahrer Zeitung 11. Juli 1985
- 4 Neu, Heinrich: Freiherrlich von Türckheimsches Archiv in Altdorf, Bezirksamt Ettenheim. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 61 (1907) NF 22, m68
- 5 Heinrich Neu, Pfarrer in Schmieheim von 1900–1912, geboren Februar 1864 in Kirchheim bei Heidelberg, gestorben 7. November 1963 in Wieblingen
- 6 Mitteilung von Prof. Dr. Konrad Krimm, Generallandesarchiv Karlsruhe, vom 18. Januar 2011: Die Archivalien zum Ringsheimer Wald, die Pfarrer Neu in seinem Verzeichnis erwähnt, sind in den beiden Türckheimschen Archiven bisher nicht nachweisbar. Bei der Übernahme der Archive ins Generallandesarchiv (2007 ff.) war die Ordnung von Pfarrer Neu nicht mehr erhalten. Die Bestände wurden seitdem vorgeordnet und werden in diesem Jahr mit Mitteln der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg grundlegend inventarisiert.
- 7 Die Urkunde 1448 September 16 ist in zwei Ausfertigungen überliefert; sie tragen die Signaturen GLA 69 Türckheim-2 Nr. 4 und 5
- 8 Neu, Heinrich: Freiherrlich von Türckheimsches Archiv auf Schloss Mahlberg, Bezirksamt Ettenheim. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 61 (1907) NF 22, m42
- 9 Uttenweiler, Bernhard: Heinrich Knoblochzer – ein aus Ettenheim stammender Frühdrucker des 15. Jahrhunderts. Die Ortenau 80 (2000) 149–170
- 10 Kewitz, Hubert: Daten aus der Geschichte der Rohanstadt. In: Kewitz, Hubert/Machleid, Hubert: Ettenheim. Alte Amtsstadt und Residenz. Ettenheim: Machleid 1995, 46–54
- 11 Kewitz, Hubert: vgl. Anmerkung 2 und 3
- 12 Hennig, Michael: Geschichte des Landkapitels Lahr. Lahr: Chr. Schömperlen 1893. Dritter Abschnitt. § 38. Aufbauende Thätigkeit im Kapitel während des siebzehnten Jahrhunderts, 183–185
- 13 Generallandesarchiv Karlsruhe 67/215 Urkunden des Klosters Ettenheimmünster 1974
- 14 Generallandesarchiv Karlsruhe 67/305 Urkunden des Klosters Ettenheimmünster 1974
- 15 Pater Arbogast Arnold OSB wurde am 17.12.1614 in Freiburg geboren. Am 13.6.1632 legte er im Kloster Ettenheimmünster die Profess ab und feierte seine Primiz im Kloster Muri/Schweiz; Prior im Kloster Ettenheimmünster. Pfarrer in Ettenheim ab 3.1.1648 (Investitur 17.1.1648). Am 13.1.1648 zum Definitor des Ruralkapitels gewählt. Anfang September 1651 in das Kloster Ettenheimmünster zurückberufen. Ab Anfang 1652 Novizenmeister und nach der Abdankung von Abt Amandus Rietmüller Admi-



- nistrator des Klosters bis zur Wahl des Abt-Nachfolgers Franz Hertenstein. Von Juli 1654 bis 10.1.1667 erneut Pfarrer in Ettenheim, wo er sich mit Pfarrkindern und Magistrat überwarf. 1668–1669 Pfarrer in Ringsheim; zuletzt Pfarrer in Riegel, wo er am 5.7.1672 starb.
- 16 Die Handschrift ist im Originaltext bei [www.joerg-sieger.de/ettenheim](http://www.joerg-sieger.de/ettenheim) einsehbar. Die in vorliegendem Beitrag angegebenen Seitennummerierungen beziehen sich auf die von Dr. Joerg Sieger digitalisierte Veröffentlichung.
  - 17 P. Arbogast Arnold: *Annotatio Memorialis* 1648, 010
  - 18 Ursula von Thiersperg war mit dem kaiserlichen Hofrat Dr. Georg Besserer von Ravensburg verheiratet. Sie *reversirten 1507 wegen Gülten (= Schulden) auf dem Zehnten zu Denzlingen, den Ursulas Vordern vom Stifte Waldkirch zu Lehen trugen* (aus: Julius Kindler von Knobloch, *Badische Historische Kommission* (Hrsg.): *Oberbadisches Geschlechterbuch* Bd. 1. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1898, S. 66). Ferner berichtet Albert Kürzel in „*Benediktiner-Abtei Ettenheim-Münster. Lahr: Chr. Schömperlen 1870, XII. Stifter und Wohlthäter S.170*“ (Nachdruck Historischer Verein Ettenheim 1995): *8. Juli (nach dem Anniversarienbuch des Klosters. Monatstag bezeichnet den Todestag). Ursula Nobis von Diersberg, Ehefrau des Georg Besserer, Doktor der beiden Rechten und kaiserlicher Hofrath. Eine goldene Halskette dem hl. Landolin; nach dem Tode des Mannes 1517 fielen dem Kloster einige Lehengüter in Denzlingen sammt Haus, Hof und Garten an dem Kirchberg zu Ettenheim zu.* Außerdem schreibt Albert Kürzel über Ursula von Thiersberg und ihre Vorfahren in „*Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung*“. Lahr: Chr. Schömperlen 1883, S. 15: *Hans Siegel von Thiersberg übergab im J. 1501 Valeriana, seiner Gemahlin, zu ihrem Widdum Haus, Hof, Garten an dem Kirchberg zu Ettenheim unter dieser Bedingung, daß wenn sie oder ihre Kinder ohne Leibbeserben sterben würden, diese Güter alle dem Kloster Ettenheimmünster zufallen sollen. Nach dem Tode Valerianas ging das Gut auf ihre Tochter Ursula von Thiersberg als letzte Erbin über, welche mit Georg Besserer, Doktor beider Rechten und kaiserlicher Hofrath, vermählt war. Da sie ohne Erben gestorben war, wurde das Gut laut Testament von Georg Besserer dem Kloster als Eigenthum zugestellt. 1520.*
  - 19 Abschrift des Testaments im Stadtarchiv Ettenheim: Urkunden, Nr 1 b
  - 20 P. Arbogast Arnold: *Annotatio Memorialis* 1648: 010, 014 (Anno 1633), 022 (Anno 1664), 025, 026 (Anno 1666), 030 (Anno 1670), 034 (Anno 1649), 036 (Anno 1652), 037, 037, 040, 046 (Anno 1671), 049, 058 (Anno 1609), 060 (Anno 1667), 063 (Anno 1602), 064 (Anno 1662), 079 (Anno 1520)
  - 21 P. Arbogast Arnold: *Annotatio Memorialis* 1648, 079
  - 22 Hennig, Michael: *Geschichte des Landkapitels Lahr*. Lahr: Chr. Schömperlen 1893. Vierter Abschnitt. § 49. Verbesserungen im Schulwesen, 233
  - 23 Hennig, Michael: *Geschichte des Landkapitels Lahr*. Lahr: Chr. Schömperlen 1893. Dritter Abschnitt. § 47. Die Kirchenvisitationen im achtzehnten Jahrhundert, 219–220
  - 24 Sulzmann, Bernd: *Die Orgel der Kath. Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus zu Ettenheim*. Ettenheim 1973, 8
  - 25 Kewitz, Hubert: In alten Kirchenrechnungen geblättert. Christkindel-Seide kostete 1777 zwey Gulden. Advents- und Weihnachtsbräuche wurden im Rohanstädtchen Ettenheim in Ehren gehalten. *Lahrer Zeitung* 11. Dezember 1980
  - 26 Umgelter war die Bezeichnung für den Steuererheber, der das „Umgeld“, auch „Ohmgeldt“, eintreiben musste. Das Umgeld war eine Zwangsabgabe, eine Steuer, die ohne Gegenleistung gezahlt werden musste. Einzelheiten hierzu bei: Furtwängler, Robert: *Vom Leben und Arbeiten in Ettenheim im Spiegel einer zweihundert Jahre alten Stadtrechnung*. Die Ortenau 61 (1981) 118–125
  - 27 Kewitz, Hubert: *Aus Ettenheim im 17. und 18. Jahrhundert*. Geroldsecker Land 26 (1984) 56–71
  - 28 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnung 1681*. Nr. 40
  - 29 Die Quartale werden in Ettenheim nach kirchlichen Festen benannt: Das Quartal *Mathia* ist nach dem Apostel Matthias benannt, dessen Fest die katholische Kirche am 24. Februar feiert, *Pfingsten* ist Ende Mai/Anfang Juni, das Quartal *Mathai* ist nach dem Apostel und Evangelist Matthäus benannt (Gedenktag 21. September), *Thoma* bezieht sich auf den Apostel Thomas, dessen Gedächtnis die katholische Kirche früher am 21. Dezember feierte, seit der Liturgiereform 1970 am 3. Juli.
  - 30 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnung 1681*. Nr. 41 und Nr. 42
  - 31 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnungen 1681*. Nr. 14, 18, 26, 30, 31, 32 ½, 33 ½
  - 32 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnungen 1682*. Nr. 7, 14, 19, 21, 22, 34, 37, 38, 39, 43
  - 33 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnungen 1689*. Nr. 13, 16, 17, 18
  - 34 Stadtarchiv Ettenheim: *Bürgermeisterrechnungen 1699*

- 35 Stadtarchiv Ettenheim: Bürgermeisterrechnungen 1699. *Außgaab Früchten ahne Roggen: Item hl: geörg Michael Renter dem Schulmeister, wegen seines Vatters Peter Renters, waß Ihme die Statt alß Schulmeister noch schuldig gewesen, bezahlt 3 Sester*
- 36 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. III Ehen 1686–1722, 24
- 37 Stadtarchiv Ettenheim: Bürgermeisterrechnungen 1701
- 38 Stadtarchiv Ettenheim: Berain 1721. Band 1: 3a – 2 ½ Mannshauet Garten; 290 – 3 Mannshauet Acker; 378b – 2 Mannshauet Reben; 399b – 3 Mannshauet Reben; 481a – 2 Mannshauet Reben. Band 3: 47a – 1 ¾ Mannshauet Haus, Stallung und Wirtschaft „Zum Hirschen“; 109a – ½ Jeuch Matten; 109b – 6 Mannshauet Matten
- 39 1 Jeuch = 8 Mannshauet (1 Mannshauet = 422 Quadratmeter)
- 40 1659 wurde bereits eine *Mistelgaß* erwähnt. 1680 hieß sie *Michelgaß*, wenige Jahre später (1686) *Mischelgaß*; so auch die Bezeichnung im Berain von 1721. Später wurde daraus die *Muschelgasse*. Diese Bezeichnung trägt die Straße heute noch. Siehe dazu: Furtwängler, Robert: Fremde fanden sich nur schwer zurecht. Von der Mistel- über die Michel- und zur Muschelgasse. Ettenheimer Heimatbote 30. Dezember 1987
- 41 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. IV Ehen 1723–1747, 56
- 42 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. IV Tote 1723–1747, 132
- 43 Krämer, Joachim: Die Schulverhältnisse in Geschichte und Gegenwart. Geroldsecker Land 3 (1960–1961) 54–60
- 44 Die drei Landkapitel (= Landdekanate) Ottersweier im Norden, Offenburg in der Mitte und Lahr im Süden waren in einem bischöflichen Kommissariat zusammengefasst, an dessen Spitze der bischöfliche Kommissar mit Verwaltungsvollmachten stand.
- 45 Machleid A 352. Er schreibt in einer Aufzählung von Äbtissinnen des Klosters Wonnenthal unter anderem: *Wohnenthal: Schererin Maria :batrix von Ettenheim ein apothekers dochter zu geschlecht ein schörerin, ein vorneme gescheide abbtifin. RIP.* Diese Angaben Machleids sind unsicher. Pater Franz Johann Conrad Burger (1613–1680), Conventual des Zisterzienserklosters Tennenbach und Beichtvater im Kloster Wonnenthal schreibt in seiner „Chronik des Cisterzienserinnen-Klosters Wonnenthal. Hrsg. (gekürzt) Dr. Julius Mayer. Freiburger Diözesan-Archiv 28, NF 1 (1900) 131–221“: M. Beatrix Schererin wurde am 27. Januar 1664 zusammen mit M. Charitas Steinerin und M. Cäcilia Käppelin dort Novizin (176); am 26. April 1665 haben die drei im Kloster Wonnenthal die Profession getan (210). Und weiter (212): *M. Beatrix Schererin, Krankenmeisterin, zue Eychstett in Bayern gebürtig.* Außerdem ein zweiter Hinweis von Dr. Hermann Sussann: Kenzinger Gedenktafel mit der Ordnung der Äbtissinnen und Wohlthäter des Klosters Wonnenthal. Schau-ins-Land 20 (1883) 1–10. Wiederabdruck in: Die Pforte. Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen. 12. und 13. Jahrgang (1992/93) 36–51: Es handelt sich hierbei um eine Tafel im Rathaus zu Kenzingen, 155 cm breit und 102 cm hoch. Die Tafel mit der Wappenreihe der Äbtissinnen wurde wohl im Auftrag der Äbtissin Maria Rosa Catharina von Stopp (35. Äbtissin von 1752–1782) angefertigt. Der künstlerische Urheber ist nicht bekannt. Dr. Sussann vermutet, dass er in dem Frater Gervasius Maier, Professen zu Tennenbach, zu suchen ist. Auf der Tafel steht unter anderem folgender Text: *XXXIII. Maria Beatrix Schererin von Aichstett aus Beyern wurde in ihrem exilio zu Graez in Steirmarck 1695 erwählet und nachdeme sie dem Gottshaus 26 Jahr runnwürdigt vorgestanden, auch dem bishero sehr erarnt und zerstörtem Closter theils widerum aufgeholfen, den 29 August 1721 in dem herrn seelig entschlaffen.*
- 46 Kewitz, Hubert: Die Pfarrer in Ettenheim. Die Kapläne der Liebfrauenpfünde. Geistliche Berufe aus Ettenheim. In: Weis, Dieter (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche. München-Zürich: Schnell & Steiner 1982, 175–185
- 47 Stadtarchiv Ettenheim: Berain 1721 Band 3, 25 Nr. 99
- 48 Kewitz, Hubert: vgl. Anmerkung 2 und 3
- 49 Hecht, Franz Michael: Joann Conrad Machleid, Chirurgus und Chronist der Stadt Ettenheim, zum 300. Geburtstag. Die Ortenau 90 (2010) 177–192
- 50 Machleid A 059. Anmerkung: Machleids Tagebücher weisen eine nicht durchgehende, unregelmäßige Seitennummerierung auf. Dr. Jörg Sieger konnte die beiden Bände vollständig auf CD digitalisieren und 2003 dem Stadtarchiv Ettenheim übergeben. Auf dieser zweifelsfreien Seitennummerierung basieren die Seitenangaben der vorliegenden Arbeit.
- 51 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. III Ehen 1686–1722, 51

- 52 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. III Ehen 1686–1722, 56
- 53 Stadtarchiv Ettenheim: Berain 1721 Band 1: 208a – ½ Jeuch; 511a – 3 Mannshauet; 562a – ½ Jeuch
- 54 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. III Ehen 1686–1722, 58. In diesem Kirchenbucheintrag wird Franz Jacob Rothbletz als legitimer Sohn des Joseph Rothbletz, ex senatu in Kaysersberg bezeichnet, was sich mit dem Kirchenbucheintrag bei Sebastian Rothbletz' Hochzeit deckt.
- 55 Stadtarchiv Ettenheim: Berain 1721 Band 1: 296a – 3 Mannshauet
- 56 Stadtarchiv Ettenheim: Bürgermeisterrechnung 1721. *Außgaab geldt dienst besoldung*, Nr. 79
- 57 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. IV Ehen 1723–1747, 22
- 58 Taufdaten der Kinder: 1. Franz Xaver, 9. November 1726  
2. Maria Ursula, 11. Oktober 1728  
3. Franz Sebastian, 20. März 1730  
4. Maria Anna, 15. September 1731  
5. Maria Magdalena, 25. Januar 1733  
6. Joh. Petrus, 6. November 1734  
7. Joseph Anton, 13. Oktober 1736  
8. Maria Elisabeth, 21. Februar 1739  
9. Joseph, 5. Januar 1741  
10. Maria Anna, 15. November 1742  
11. Maria Ursula, 8. Oktober 1744, gestorben 29. November 1762  
12. Catharina Barbara, 28. Juli 1746, gestorben 22. Oktober 1746  
13. Franz Xaver, 19. August 1747, gestorben 22. November 1835
- 59 Am 8. Februar 1734 heiratete sein Bruder Philipp die Anna Maria Haberin. Die Trauung wurde ebenfalls von dem Benediktinerpater Sebastian Holtzmann vollzogen. Trauzeuge war unter anderem Johann Peter Renter *Ludimoderator* (= Schulmeister). Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim. Bd. IV Ehen 1723–1747, 81
- 60 Am 7.2.1741 ist Johann Peter Renter als Zeuge des Todes seiner Schwester Maria Magdalena Renter in das Totenbuch der Pfarrei eingetragen mit dem Zusatz *Ludimoderator loci*. Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim. Bd. IV Tote 1723–1747, 132
- 61 Beim Tod von Renters Tochter Ursula im Jahre 1762 findet sich der Kirchenbucheintrag *filia Petri Renteri olim ludimoderatoris in Ettenheim* (deutsch: Tochter des Peter Renter, des ehemaligen Schullehrers in Ettenheim). Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim. Bd. VI Tote 1747–1789, 114
- 62 Am 16. Oktober 1769 heiratete Johann Peter Renters letzter Sohn: *conjuncti sunt honestus juvenis Franciscus Xaverius Renter Sartor filius relictus defunctorum D: Joannis Petri Renter Ludimoderatoris olim in Ettenheim, et Maria Eva Holtzmännin, Conjugum et Civium, dum viverent in Ettenheim; et pudica virgo Elisabetha Müllerin filia legitime: Benedicti Müller operary, et defuncta Agatha Albertin conjugum et civium in Ettenheim* (deutsch: Verheiratet sind der ehrbare Jungmann Franz Xaver Renter, Schuster, verbliebener Sohn der beiden verstorbenen Johann Peter Renter, einstmals Lehrer in Ettenheim, und Maria Eva Holtzmännin, Eheleute und Bürger, damals in Ettenheim lebend; und die sittsame Jungfrau Elisabetha Müllerin, legitime Tochter des Werk tätigen Benedict Müller und der verstorbenen Agatha Albertin, Eheleute und Bürger in Ettenheim). Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim. Bd. VI Ehen 1747–1781, 159
- 63 Machleid A 005, B 027, B 059
- 64 Stadtarchiv Ettenheim: Bürgermeisterrechnung 1749
- 65 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1750, 36: *Außgaab Geldt dienstbesoldungen: Item habe allhießigen Schuel / meister wegen unterweißung / armen Kinderen pro 2-auartal und dreyen begräbnußen, wie / auch zweyen ämbter vermög bey= / kommender quittung abgeföhret / ... 8 fl 3 ß 6 d.*
- 66 Machleid A 013
- 67 Kewitz, Hubert: Der Bau der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ettenheim. 15–37. In: Weis, Dieter (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim – Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche. München-Zürich: Schnell & Steiner 1982
- 68 Weis, Dieter: Spitalkirche vor 210 Jahren eingeweiht. Teil 1. Ettenheimer Stadtanzeiger 13. Juni 1996
- 69 Erzbischöfliches Archiv Freiburg Ha 582 Visitationsprotokoll 85 und 89 Nr. 9 (aus dem Lateinischen übersetzt)
- 70 Kewitz, Hubert: vgl. Anmerkung 2 und 3
- 71 Machleid A 194

- 72 Machleid A 514
- 73 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1774, Schein Nr. 5
- 74 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1752. *Außgaab Geldt Inßgemein: Item habe Baptist Mayer dem Schuelmeister von weyler wegen unterweisung der Kinder Lauth Schein No. 14 gegeben 3 fl;* in den nachfolgenden Jahren findet sich die Schreibweise „Meyer“. Ab 1755 werden die Schullehrer von Ettenheimweiler in den Spitalrechnungsbüchern unter der Rubrik *Außgaab Geldt Dienstbesoldungen* geführt.
- 75 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1764. Neben der Rubrik *Ausgaab Geldt Dienstbesoldungen* an Baptist Meyer in Höhe von 3 fl 6 ß findet sich unter der Rubrik *Ausgaab Geldt denen Armen: Item Baptist Meyer von Ettenheimweyler währenden einer Krankheit geben 4 fl 6 ß*.
- 76 Machleid A 501: *1765 den 21=hornung ist in Gott ßelig / entschlaffen Joann babtist Meyer / schuelmeister in Ettenheimwyler / hat hinder laßen ein armes bieble / er ware mein alter schuelkamerath*. Für dieses Kind wurde *Landelin Carle ohne Kostgeld für Baptist Meyer Kindt bezahlt lauth aßignatio No. 12 für 26 wochen 13 fl*. (Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1765)
- 77 Kewitz, Hubert: vgl. Anmerkung 67
- 78 Stadtarchiv Ettenheim: Urkunden Nr. 9 (Fasz. Kirchenbau), Plan 4
- 79 Es ist nicht immer deutlich, welches Fußmaß die Pläne zugrunde legen. Der „Ettenheimer“ Schuh stimmt mit dem Straßburger Stadtfuß überein (= circa 28,9 cm). Daneben waren gebräuchlich der „französische“ Schuh/Fuß ( *pied de roi* = circa 32,48 cm) sowie der Nürnberger Schuh (circa 30,4 cm)
- 80 Zur Geschichte dieses Gebäudes: Kewitz, Hubert: Vom Adelshof zur „Winterschule“ – Die ältere Geschichte des Hauses. 6–10 sowie Wolfgang Heizmann: Neuere Geschichte der „Winterschule“. 11–18. In: St. Josefshaus-Förderverein e. V. (Hrsg.): Die Winterschule in Ettenheim. Ein Haus und seine wechselnden Aufgaben für die Gemeinde. Festschrift des St. Josefshaus-Fördervereins aus Anlass der Einweihung der Neuen Winterschule am 24. Oktober 1997
- 81 Machleid A 292
- 82 Machleid A 292
- 83 Machleid A 292
- 84 Machleid A 311
- 85 Machleid A 311
- 86 Machleid A 342
- 87 Machleid B 012
- 88 Machleid B 012
- 89 Baumann, Günter: Das Schulwesen Ettenheimmünsters. In: Förderkreis Münstertal e. V. (Hrsg.): Orts-sippenbuch Ettenheimmünster. Bd. 362, Reihe A der Deutschen Ortssippenbücher. Bd. 109 der Badi-schen Ortssippenbücher. 2004, 225–231
- 90 Machleid A 297
- 91 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1774, Schein Nr. 5
- 92 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1774: 23 fl, 8 ß 6 d; Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1775: 22 fl 9 ß.
- 93 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1776, Nr. 6
- 94 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1777, Nr. 15–18
- 95 Machleid B 035
- 96 Pfarrer Joseph Schmautz war seit 1759 Pfarrer in Hofweier. Sein Amtsvorgänger war Dr. Philipp Jakob Schmautz (1683–1763), von 1714 bis 1759 Pfarrer in Hofweier, Protonotarius Apostolicus und Erzprie-ster (Dekan) des Landkapitels Lahr und ein Onkel des jetzigen Pfarrers; er hatte 1758 beim Amtsantritt seines Neffen und Nachfolgers in einem „Manual“ all das zusammengestellt, was in Hofweier auf kirchlichem und schulischem Gebiet wichtig war. In diesem Manual ist von den Pflichten und der Vergütung des Lehrers die Rede. Einzelheiten bei: Bayer, Josef: Die Schule auf dem Land im 18. Jahr-hundert – am Beispiel der Gemeinde Hofweier. Die Ortenau 65 (1985) 309–321
- 97 Hansjakob; Heinrich: Meine Madonna. Kapitel 9. Stuttgart: Adolf Bonz & Comp. 1903
- 98 Quintus Fabius Flaccus eroberte 181 vor Chr. nach offizieller Darstellung die Zentralregion von Spa-nien; in Wirklichkeit wurden das Land und die dortigen Städte 179–178 vor Chr. von Tiberius Sem-pronius Gracchus erobert.
- 99 Johann Nikolaus Blum (1750–1824) stammte aus Oberschwarzach bei Würzburg. Weitere Einzelheiten betreffend den Schulmeister Blum einschließlich eines Bildnisses finden sich bei: Hildebrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal – Geschichte einer alten Marktstadt. Bd. 1. Kapitel IV. Das 17. und 18. Jahrhun-

- dert – das Zeitalter des Absolutismus. Abschnitt 40. Reform des Schulwesens Ende des 18. Jahrhunderts. Haslach: Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach 2009, 178–180
- 100 Stadtarchiv Ettenheim: Statt=Schafney Rechnung 1778. *Ausgab Geldt Ane Dienst Besoldungen*. Quittung Nr. 2 und 3
- 101 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1778
- 102 Machleid B 042
- 103 Machleid B 059
- 104 Machleid A 595
- 105 Machleid B 062
- 106 Machleid A 059
- 107 Weis, Dieter: Spitalkirche vor 210 Jahren eingeweiht. Teil 2. Ettenheimer Stadtanzeiger 4. Juli 1996
- 108 Diözesanarchiv Würzburg. Pfarrmatrikel Schneeberg. Bd. A1. Taufen. 182, Fiche 4
- 109 Die erste urkundliche Erwähnung von Schneeberg stammt aus dem Jahr 1237. In den folgenden Jahrhunderten gehörte der Ort zur „Unteren Zent“ des mainzischen Amtes Amorbach und stand im Lehenbesitz des Klosters Amorbach. Durch die Säkularisation ging der Ort an den Fürsten zu Leiningen und kam 1816 zu Bayern.
- 110 Erste urkundliche Erwähnung 1468 als „Kregen Winkel“. 1766 erstmalige Erwähnung eines Lehrers, des Schulpräzeptors Valentin Gräser. 1808 Bau des ersten Schulhauses. Grünwinkel ist seit 1. Januar 1909 in Karlsruhe eingemeindet.
- 111 Obertsrot ist seit 1. April 1974 ein Stadtteil von Gernsbach.
- 112 Schwarz, Benedikt: Grünwinkel und seine Umgebung. Karlsruhe-Grünwinkel: Sinner AG 1925, 57
- 113 Kunz, Bertold: Aus der Schulgeschichte. 386–402. In: Bürgerverein Grünwinkel (Hrsg.): Grünwinkel. Gutshof-Gemeinde-Stadtteil. Karlsruhe: Info Verlag 2009, 387
- 114 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1780 und 1781
- 115 Machleid B 065
- 116 Einzelheiten bezüglich des Spitalneubaus bei: Hecht, Franz Michael: Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002. Ettenheim: Stückle 2002
- 117 Stadtarchiv Ettenheim. Band 1049: Unterhaltung des baulichen Zustandes des Spitals mit Bauplan 1895. 1780–1900
- 118 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1781, Schein Nr. 59
- 119 Weis, Dieter: Spitalkirche vor 210 Jahren eingeweiht. Teil 2. Ettenheimer Stadtanzeiger 4. Juli 1996
- 120 Machleid B 170
- 121 Machleid B 170
- 122 Machleid B 172
- 123 Machleid B 174
- 124 Machleid B 172
- 125 Machleid B 094
- 126 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. VI Ehen 1747–1781, 233, Nr. 16
- 127 Katholisches Pfarrarchiv Ettenheim, Bd. VII Taufen 1767–1791, 264, Nr. 71
- 128 Machleid B 210
- 129 Machleid B 214
- 130 Machleid B 215
- 131 Rotenfels wurde am 1.1.1970 in die Stadt Gaggenau eingemeindet.
- 132 Freundl. Mitteilung von Frau Karin Hegen-Wagle, Stadtarchiv Gaggenau
- 133 Machleid B 215
- 134 Machleid B 463
- 135 Ferdinand, Johann Baptist: Namen noch bestehender Ettenheimer Geschlechter im Bürgerbuch von 1693 ff. Ettenheimer Heimatbote vom 2. September 1959. I: Neue Miscellen aus Heimat und Landschaft. Teil 2 (1954–1959). Ettenheim 1959, 148–150
- 136 Machleid B 347
- 137 Als Gründer des Gregorifestes gilt Papst Gregor IV. (827–844), der damit Papst Gregor I. den Großen (geboren um 540, Papst 590–604) ehren wollte.
- 138 Kewitz, Hubert: Aus Ettenheim im 17. und 18. Jahrhundert. Geroldsecker Land 26 (1984) 56–71
- 139 Machleid B 387

- 140 Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Französischen Revolution. CD-ROM 2001. [www.joerg-sieger.de/ettenheim](http://www.joerg-sieger.de/ettenheim)
- 141 Scherer, Emil Clemens: Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Straßburg. Forschungen zur Kirchengeschichte des Elsaß, Band 2. Colportage Catholique Saarlouis/Lothringen 1930, 97–111
- 142 Machleid B 389
- 143 Machleid B 401–402
- 144 Die letzten Rechnungen finden sich im Spitalrechnungsbuch 1804, die letzte Quittung ist unterschrieben von Sr. Jacobe Martz am 16. Oktober 1804.
- 145 Stadtarchiv Ettenheim: Stadtschafney Rechnung 1796, Quittung Nr. 66
- 146 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1800, Schein Nr. 12 bis 15: Xaveri Müller quittiert den Betrag von jeweils 15 Gulden am 10. April 1800, 18. Juni 1800, 29. September 1800 und 3. Januar 1801
- 147 Kurfürstlich Badische Landes-Organisation. In 13. Edicten sammt Beylagen, und Anhang: Karlsruhe: Macklot 1803, 1–8 (Einzelpaginierung der Edikte)
- 148 Stiefel, Karl: Baden 1648–1952. Bd. 2. Schul- und Bildungswesen. 1923 ff. Karlsruhe: Verlag des Fördervereins des Generallandesarchivs Karlsruhe e. V. 2001

## Heinrich Ostertag – Scharfrichter der Freien Reichsstadt Gengenbach (1615–1640)

*Klaus G. Kaufmann*

Unser Bild des historischen Scharfrichters ist geprägt durch die Geschichtsschreibung des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, ebenso durch die verklärende Darstellung christlicher Märtyrer, die Beschreibung von Hexenprozessen und in neuerer Zeit von den sogenannten historischen Filmdarstellungen. Der Scharfrichter war und ist eine geheimnisumwobene und dennoch bemerkenswerte Person.

Allgemein nimmt man an, dass eine einmalige, spektakuläre Beschreibung und Erwähnung eines historischen Ereignisses oder einer historischen Person auf alle geschichtlichen Zeiten und Regionen zutrifft. Dies ist in der Regel historisch nicht korrekt. Wir sehen in Filmdarstellungen den Scharfrichter mit Kapuze und Beil. Für das „Römische Reich deutscher Nation“ entspricht auch dies nicht den tatsächlichen Begebenheiten. Der Scharfrichter war allgemein bekannt, benötigte also keine Kapuze zur Anonymisierung und zum Schutz. Das Beil war kein Hinrichtungswerkzeug des „römischen“ Rechts, das mit anderen Einflüssen Grundlage der Gesetzgebung des „Römischen Reichs deutscher Nation“ war. Eine Enthauptung wurde mit dem Schwert vollzogen.

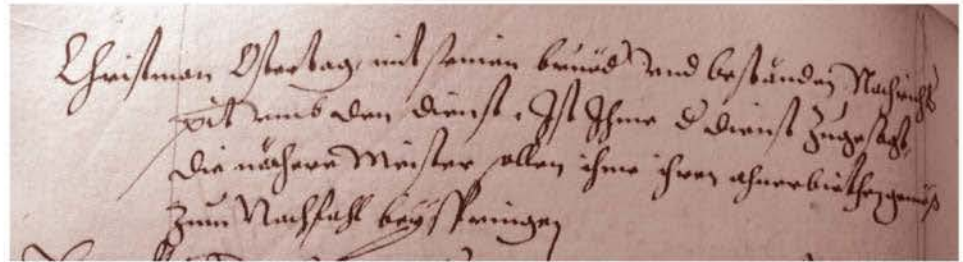
Häufig wird unterstellt, dass der Scharfrichter roh und gefühllos und ein versoffener Rüpel gewesen sei. Diesen Typus gab es bestimmt auch, wie unter allen anderen seiner Zeitgenossen, wenn man den Quellen in den Ratsprotokollen, Kirchenbüchern usw. Glauben schenken kann. Wohlgemerkt, hier wird über die Person eines Scharfrichters berichtet, wie er sich aus den Ratsprotokollen und Kirchenbüchern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herauslesen lässt.

Es ist bekannt, dass der Scharfrichter einen besonderen Nimbus hatte. Dieser lag in seiner Infamie, also dem minderen Maß an Ehre, einem materiell gleichwertigen Gut in der Ständegesellschaft, sowie an seiner Befugnis, Menschen, sogenannte „arme Sünder vom Leben zum Tode“ zu richten. Ebenso führte er die Tortur, also die Folter aus, die „peinliche“ Befragung. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf richterlichen Befehl. Das Ansehen seiner Person war regional verschieden.

Anhand der oben genannten Quellen wird versucht, das Leben und Wirken des Scharfrichters der freien Reichsstadt Gengenbach, Heinrich Ostertag, präsent werden zu lassen. Dazu muss

man allerdings die zeitgenössischen Bürger Gengenbachs in die Recherchen mit einbeziehen. Über zwei Jahrzehnte lebte er in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Originaltexte wurden nur transskribiert und nicht übersetzt, um den geschichtlichen Eindruck zu bewahren.

Unter dem 8. Mai 1615 liest man im Ratsprotokoll der Freien Reichsstadt Gengenbach:



*Christman Ostertag mit seinen Bruöd(er) und beständen Nachricht(ern) pit umb den Dienst. Ist Ihme d(er) dienst zugesagt, die nähern Meister sollen ihme ihrem ahnerbiethen gemäß zum Nachfahl beyspringen.<sup>1</sup>*

Christman, offensichtlich ein Bruder des Heinrich Ostertag bittet für ihn um Anstellung als Nachrichter in der Freien Reichsstadt Gengenbach, wohl in Anwesenheit weiterer Meister aus der Umgebung. Woher die Familie Ostertag kommt und wer die näheren Meister sind, verrät uns das Protokoll leider nicht.

Die Vermutung liegt nahe, dass Christman Ostertag Scharfrichter in Lahr war, nachzuweisen ist es nicht, da die dortigen Quellen erst nach 1680 einsetzen. Wie später noch berichtet wird, kündigt Heinrich Ostertag 1627 seinen Dienst auf und zieht in „seines Bruders, seelig Dienst und Stell“ nach Lahr. Allerdings erwähnt auch das Taufbuch der protestantischen Pfarrei Saint-Pierre-le-Jeune (Jungsanktpeter) in Straßburg am 13. Juli 1596 bei der Taufe des Caspar Immion, Sohn des Wasenmeisters<sup>2</sup> Caspar Immion, den Paten „Hans Ostertag, Meister zu Lohr“. Dass es auch andernorts Kontakte nach Straßburg gab, bezeugt ein Taufeintrag zu „Dominica VIII post Trinitatis 1. Aug.“, also zum 8. Sonntag nach Trinitatis (dem Dreifaltigkeitssonntag), dass Wasenmeister Hans Keck oder Kock mit seiner Frau Catherina eine Tochter Susanne in der gleichen Pfarrei taufen ließ. Die Paten sind der Wasenmeister Hans Laubeck, Susanna, des Nachrichters Jerg Vollmar Frau und Susanna des Meisters Frau von Brumath. Ein Hans Keck oder Koch mit Ehefrau Catherina lässt im Jahre 1604 und 1609 in der Reichsstadt Gengenbach eine Tochter Ursula und einen Sohn Johann Georg taufen<sup>3</sup>. Er ist dort Nachrichter. Paten bei der ersten Taufe sind: Meister Hans Gintner von Straßburg, Casparus (Immion?) Meister in Straßburg und Symon Vollmar, Meister in Haußen (Hausach).



Heinrich erhält die Anstellung zugesagt und wird wohl Nachfolger des Hans Keck. Bei den näheren Meistern könnten die Meister von Offenburg, Hausach und Renchen infrage kommen. In Offenburg war Heinrich später Taufpate beim dortigen Meister Matthias Burckhardt, in Hausach lassen sich keine Bezüge feststellen, da die Kirchenbücher erst später einsetzen. Aber knapp dreißig Jahre später hat der dortige Meister Michel Rein die Anna Catharina Ostertag(in) zur Frau. Auch in Renchen lassen sich wegen des späten Beginns der Kirchenbücher keine direkten Kontakte nachweisen. Auch dort ist etwas über dreißig Jahre später ein Meister Georg Ostertag im Amt. Aus Benfeld im Elsass könnte ein Meister zugegen gewesen sein. Dort heiratete 1610 ein Kleemeister Jacob Ostertag die Witwe seines Amtsvorgängers. Sein Vater könnte der Freiburger Scharfrichter Mathias Ostertag gewesen sein, dessen Tochter Ursula<sup>4</sup> 1633 dann ebenfalls in Benfeld heiratete. – Viele Vermutungen – keine konkreten Beweise!

Vorausgegangen war am 5. Januar A(nno) D(omini) (1)615 folgende Ratssitzung:

*und Malefiz*

*Gepottener Raht gehalten*

*den 5t(en) January Ao<sub>p</sub> 615*

*Lorentz Geringer von Frießenheim ist weg(en) seiner miß Handlung und geübten Diebstahl, mit dem strang vom leben zum Todt khünfftigen Mittwoch hinzurichten einhelliglichen erkhandt worden. Gott (ver)zeyhe der armen Seele. p.<sup>5</sup>*



Am ebenfalls vorausgegangen 30. März 1615 wurde wiederum Rat gehalten:

*Rath und Malefiz gehalten*

*30 ten Martÿ Ao<sub>p</sub> 615*

*Georg GriesßHaber ab dem Schönen waldt Stepha Keißer von Altingen und Hanß Inning von Sultzmatt. Seindt auf Heütig(en) Tag weg(en) Ihrer begangenen Mißethat und Diebstahl, nach außweisung Kay: Caroli 5. wohlverordneter Halßgerichtsordnungs. Durch E: E. Rath mit Einhellig(..) Urthel mit dem strang vom Leben zum Todt: Khünfftig(..)*

Mittwoch zurichten Condamnirt und verordnet word(..). Gott wolle den Armen Seelen gl. und Barmherzig sein p.

Christophel Erdt von Sch..... ist weg(..) seines bekhandten und begangenen Dieb stahls von E. E. Rath dahin erkhandt word(..) ds Er an das Halß Eÿsen gestellt durch den Nachrichter mit Ruth(..) außgestrichen und folgents deß landts uff 4 od(..) 5 meil wegs gewisen werden solle. Exequirt die ut Supra. <sup>6</sup>

Drei Todesurteile wurden verkündet und sind wohl auch vollstreckt worden, ebenso eine Landesverweisung. Wer die Urteile vollstreckt hat, ist jedoch nicht erkennbar. Bemerkenswert ist, dass der Scharfrichter M(eister) Hans Schnel am 4. Februar des gleichen Jahres schon verstorben ist. Am 13. Mai folgt ihm sein Töchterlein Anna Maria. Von der Ehefrau und Mutter erfahren wir aus den Quellen nichts.

Im Totenbucheintrag für 1615 steht kurz und bündig:



Mense

Februaris

4. M. Hanß Schnel, Scharpfrichter alhie gessen. Comm. <sup>7</sup>

Ganz lapidar heißt es unter dem 31. September Anno p 1616:  
Dem Nachrichter sein Ordnung vorgelesen. <sup>8</sup>



In „Weistümer der Ortenau“<sup>9</sup> ist der Scharfrichtereid nachzulesen. Dort steht ebenfalls, dass das Stadtbuch Gengenbachs zwischen 1460 und 1480 entstanden sei, nach Vorlage des Straßburger Stadtbuches von 1386 von Jacob Königshoven. Ein kurzer Abschnitt soll zitiert werden, um die Pflichten des Scharfrichters zu erfahren, also des Nachrichters Ordnung, welche solch ein „Werkvertrag“ festgehalten hat.

Fol. 333.

Nachrichter = Eyd

Ein nachrichter und meister des schwerts soll erstlich schweren unserer stadt getreu und holdt zu sein ihren schaden zu wenden, nutz und fromen zu werben, auch schultheiß meister und rath gehorsam zu sein und ihre gebott zu halten und ob er in der zeit seines diensts zu spenen kheme mit einem raht oder den ihren, daselbig soll er mit recht austragen zue Gengenbach ohne ferner ziehen, er soll auch seines amts

ungevorlich warten und ohne urlaub uß der herrschaft Gengenbach und so weit sich die schelen oder weyd erstreckt nicht kommen, und von seinen vier annen hero macht und recht haben, mit dem schwerth, strang, feür, und sonsten in all ander weg nach vermög der keyserlichen rechten und wie es das malefitz in zeidt seines

Fol. 333b.

Diensts mit sich pringen und ihme zu verrichten befohlen würt zurichten, darzu der tortür, nach herren schultheiß und zwölferen befelch, gehorsamlich zu gewarten.

Er soll auch den wasenmeisters dienst versehen und sich jederzeit befleysen alles abgehenden viech (es seye gleich waß do wölle) von stund ahn, und so bald es ihme kundtbar gemacht, und angezeigt, oder selbsten wüßen würt ahn sein gepüerendt ort uf den wasen, oder jenach gelegenheit der sachen zu füeren, tragen oder zuthun, und ihme davon lassen lohnen.

Item soll er auch schuldig sein gefenknußen uf jedesmahl erforderen, zu seübern, und alles anders zu thun, was einem meister mit richten, der weydt, und all anderer derselbigen anhangenden sachen eigent und gepüert ihme zu lohn wie volgt.

Fol. 334.

Erstlichen gibt man ihme alle wochen im lohn – 6 ß etc.

Fol. 334 b.

Soll er erscheinen dessen gepürt ihme jedes mahl zu lohn ob er schon nicht gebraucht würde 5 ß etc.

Fol. 335.

Item was sonsten für strafen durch ihne exequiert werden soll ihme wie von alters hero und nach gepüer gelondt werden.

Ob sich auch begeben das einer der gericht wehre am Hochgericht abfüele, den soll er bey dem gericht begraben davon gibt man ihme 5 ß s.

Item die leüth die sich (das Gott wend) selbst liblos thundt, die soll er schuldig sein in faß zuschlagen und in Rein zu führen dessen gebüert ihme zu lohn wie von alters hero.

Was dan das abgendig vich anlangt soll ihme gelondt werden wie volgt

Item von einem abgangenen roß ußzuführen und abzuziehen 4 ß.

Und von der hutt ins gerbers hauß zu tragen – 2 s.

Fol. 335b.

Wehre dann sach, das ein burger der selbig haut nit begehren würde, so gepürt dem selben burger ein billicher abtrag.

Deßgleichen ist und soll auch mit dem Rindtviech gehalten werden. Item von einem schwein ußzutragen 6 s.

*Desgleichen von einem kalb, schaf, hundert, geiß od. katz, und dergleichen klein vich von jedem stückh 6 ſ.*

*Item ob etwas von unlust in der stadt lege, als hundert thierlins werkh und der gleichen, das soll er uß der stadt tragen ohne belohnung.*

*Item er soll auch alle monat die gebeiner so hin und wider verstreit auf dem Wasen zusammen lesen, und zu anderen legen und einthun.*

*Item der meister soll auch schuldig sein der burgerschaft uf jedes mahl erfordern*

*Fol. 336.*

*Umb lidenliche und billiche belohnung secreta und heimliche gemacht zu seübern.*

Die Aufgabenbeschreibung des Scharfrichters und Wasenmeisters soll hier enden. Leider ist nicht alles überliefert, was im ursprünglichen Gengenbacher Scharfrichter-Eid aufgezählt worden war. Der Zahn der Zeit, Kriegswirren, Feuer und Wasser haben manche Überlieferung zunichte gemacht.

Da in der vorangegangenen Scharf- oder Nachrichtenordnung alte Währungseinheiten verwendet wurden, soll kurz näher darauf eingegangen werden.<sup>10</sup>

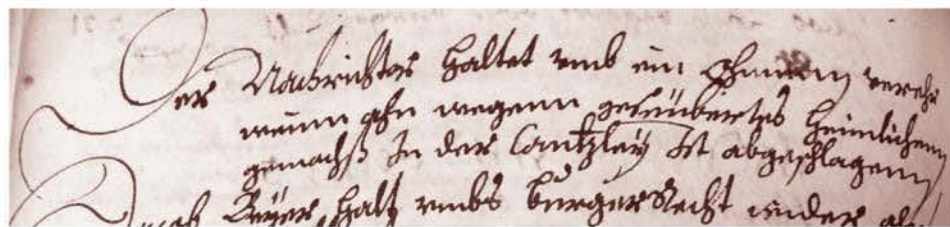
Die Währungseinheiten sind für Nichtfachleute (wozu sich auch der Autor zählt) nur schwer durchschaubar. Dennoch soll der Versuch unternommen werden, die verschiedenen Symbole und Wertigkeiten zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu erläutern.

Die Währungseinheiten fußen auf der Münzordnung Kaiser Karls des Großen um 780. Dort galt ein Pfund Silber 240 Denare (Abkürzung: „lb“ für liber oder libra, für Pfund; die verwendete Ligatur für Pfund ist im Computerprogramm des Autors nicht mehr vorhanden) und wog etwa 400 g. Der Denar ist ein Synonym für Pfennig, wobei seine Abkürzung (ſ) auf das deutsche „d“ der alten Kurrentschrift zurückzuführen ist. Den Schilling (ß) führt man auf den römischen „Solidus“, eigentlich eine Goldmünze, zurück.

Ein Pfund Pfennige, sie wurden also gewogen, war also eine Verrechnungseinheit und entsprach etwa 400 g Silber, wobei ein Pfund „guter“ Pfennige durchaus weniger als 400 g haben konnte und ein Pfund „schlechter“ Pfennige (also mit weniger Silbergehalt) mehr als 400 g auf die Waage bringen musste. 20 Schillinge entsprachen 240 Denaren, also ein Schilling galt 12 Pfennige. Um die Verwirrung noch zu vergrößern, entsprach die Kölner Mark (eine Gewichtsfestlegung unter Kaiser Karl V. im Jahre 1524 in der „Eßlinger Münzordnung“) 234 g Silber, das sind 144 Denare. In hiesiger Region rechnete man mit Straßburger Pfennigen und hier galt die Mark Silber 238 g. Festzuhalten bleibt, dass der Be-

griff „Mark“ vom Markieren einer bestimmten Gewichtseinheit Silber stammt. Zumindest Erwähnung finden sollte der Begriff Gulden, in der Abkürzung „fl“. Im Umlauf waren unter anderen Goldmünzen der Gulden Rheinisch (Rheinischer Goldgulden; eigentlich ein Pleonasmus!) oder die Florene (Florentiner Goldgulden). Daher auch die Abkürzung: „fl“.

Am 31. März 1617 bittet der Nachrichten um einen Verehrwein. Er hatte die „heimlichen Gemach“, also die Abortgruben, geleert. Leider hat sein Durst den Gengenbacher Rat nicht überzeugt. Die Bitte wurde abgeschlagen.



*Der Nachrichten Haltet umb ein ohmmen verehr wein ahn wegen geseübertes heimlichen gemachs in der Cantzley. Ist abgeschlagen.<sup>11</sup>*

Man schreibt den 14. August 1617, als sich vor dem Rat Folgendes zugetragen hat:

*Maria Clausß Pantrions seeligenn wittibinn ist ihres unhausens halbenn mit dem Thurnn abgestrafft, Georg Stengell unndt Barbara die Köchinn seind wied(er) gegenn einander verhört, Stengel durch deß segers meidlin unndt andere Kundtschafftenn dass er die unzucht mit ihro begangen überwisen wordenn, darauf sie ein leiblichen Aÿdt zu Gott unndt allenn Heiligenn Suppletoriae geschworenn dass er der Vatter seÿe, Hierauff erkannt er solle sie und das Kindt mit 2 lb d einmahl für alle mahl außweisen für alle Annsprachen, soll dem würdt bezahlenn Ihrer leibstraff müeßig, die straff gegenn Ihme vorbehalten Sie Immittels des Kirchspiels verwisenn seien undt nit mehr wieder Kommenn oder ins Halß eüßenn gestellt, undt durch denn Meister Hinauß geführt werdenn.<sup>12</sup>*

Zur Verschärfung der Strafandrohung wird mit dem Hinausführen durch den Meister, also dem Scharfrichter gedroht. Geld hat die Strafandrohung dem Scharfrichter keines eingebracht, allerdings auch keine Kosten verursacht. Wenn mit der Begleitung durch den Scharfrichter gedroht wurde, bedeutete dies eine Strafverschärfung, denn die Berührung mit dem Scharfrichter minderte die eigene Ehre erheblich, wenn sie nicht gleich ehrlos machte.

In den Taufbüchern der Pfarrei Hl. Kreuz in der Freien Reichsstadt Offenburg steht unter dem Datum des 19. März 1617 bei der

Taufe des Joannes Heinricus, Sohn des dortigen Scharfrichters Matthias Burckhardt und seiner Ehefrau Elisabeth Vollmarin, als Patrinus, also als Pate: *Heinric(us) Ostertag, Magister justitiae Gêgêbachensis.*<sup>13</sup>

Heinrich Ostertag, Gengenbacher Meister der Gerechtigkeit.



Dies deutet zumindest auf eine freundschaftliche Nähe der beiden Meister hin, zumal sich die Übernahme der Patenschaft am 28. März 1618 wiederholte. Dieses Mal wurde dem Offenburger Scharfrichterpaar ein Knabe namens Matthias geboren.

Im Jahre 1619, am 26. April steht im Ratsprotokoll:

*Rhat gehalten den 26. Aprilis – 619.*

*Jacob Nißhaurern ist aus sonderbarer ursachen ein hitt zu bauen abgeschlag(en)*

*Hr Gißbert Holdtermann ist begerte abforderung bewilliget.*

*M. Heinrich solle Hannß Hornen die abgezogene Haut umb abstattung 4 ß. folg(en) laß(en).*<sup>14</sup>

...

Zwischen Alltagsstreitigkeiten taucht auch M. Heinrich auf, der wohl den Rat bemühen musste, um an seinen Abdeckerlohn von 4 Schillingen, zu kommen. Es ist aber auch zu lesen:

*Die würt In gemein sollen ds umbgelt erlegen, und waß sie zwischen Joannis nit bezahlen, sollen sie darnach für ds selbig brieff lassen uffrichten und fürters verzinsen.*<sup>15</sup>

Beim Ratseintrag vom 13. März 1621 ist es wahrscheinlich, dass Meister Heinrich tätig geworden ist:

*Rhat gehalten den 13. Martÿ 621.*

*Christina Hannß Horen deß Wullenwebers Tochter ist wegen Ihrer großen Hurereÿ deß Kirchspilß dergestalt verwisen, falß sie darinn ohne sonderbare erwisene gnad betreten wurt sie alß ein Urphedbrecherin mit Malefizischer straff solle abgestrafft werd(en). Darüber sie In bey sein eineß ganzen umbstands geschworen.*<sup>16</sup>

Im nächsten Eintrag wird der Dreißigjährige Krieg spürbar. Soldaten lassen sich auch in Gengenbach anwerben.

*Gebottener Rhat*

*gehalten den 30. Martÿ 622*

*verzeichnus so in den Krieg gezog(en).*

*Bernhardt Walther*

*Lorenz Kelblin*

*Hannß Wagner*

*Michel Siber*

*Matthiße Frut<sup>17</sup>*

Im Jahre 1622 führt eine Teuerung, eine Inflation, zur Anhebung von Löhnen, in diesem Falle, denen der Zimmerleute.

*Rhat gehalten den 23. 7bris 622*

*Wegen der theurung ist erkhandt Jedem Zimmermann so der stadt arbeitet solle täglich 5ß für seinen lohn gegeben werden.*

Auch eine gewisse Marktregulierung ist unter dem gleichen Datum zu erkennen. Hans Finck wird mit einer Buße von 5 Pfund Pfennigen belegt.

*Hanß Finckh umb ds Er wider ds gebodt seine erkauffte früchten nicht auff offenem Marckh verkaufft soll verbessern 5 lb ſ.<sup>18</sup>*

Eine Frau braucht einen Sprecher, der ihre Rechte vertritt.

Dass nicht jeder Gesetzesbrecher mit der vollen Härte des Gerichts bestraft werden musste, wenn er nur genügend Fürsprecher fand, ist folgendem Eintrag zu entnehmen.

*Rhat gehalten den 5. Maÿ 623*

*F. Anna Maria Hettingerin begert ein Vogt.*

*Herr Prælat, und gantzes Convent deß Gotts Hauseß alhie pitten Georg dag(en) dem Zimmermann ds leben zu schenckh(en) deßgleichen pitt auch die gemein bürgerschaft und seine befreundter<sup>19</sup>*

*Rhat gehalten den 5.  
Maÿ 623.  
F. Anna Maria Hettingerin begert ein Vogt  
Herr Prælat, und gantzes Convent deß  
Gotts Hauseß alhie pitten Georg dag  
den Zimmermann ds leben zu schenckh(en)  
deßgleichen pitt auch die gemein bürgerschaft  
und seine befreundter*

Vom ganz „normalen“ Leben in einer Stadt berichten die nächsten Einträge:

*Gebottener Rath den 26 t(en).*

*Julÿ Anno 1623 ./.*

*Nachfolgende mit Namen Geörg Syffert, Geörg Höffer, Daniel Wünter, Michel Etle, Geörg Lutzeißen, Martin Braunstein, Jacob Hagennaumer,*

*unnd Veltin Reüter, Seindt wegen bey nächtlicher weyl Im Oberdorff, erweckhten Tumults, steinhauwens, Juchsen, und schlagens mit dem Turm abgestrafft worden, und jeder zue wohlverdieneter straff 31 ß. frävel abrichten.*<sup>20</sup>

Auch schon der bloße Verdacht genügte, seinen guten Ruf und seine Stelle zu verlieren.

*Anna Michel Geißlers Tochter von Wolfach auß(em) langenbach, ist wegen gehabten Argwohns alß sollte sie mit Irem Meister dem Müller Unzucht getrieben haben, durch die gefenknuß abgestrafft, und vorgestellt, worden, sich anderwerts zueverdingen.*<sup>21</sup>

Nicht jede Anschuldigung des „Wettermachens“ wurde als Hexerei angeklagt.

*Hannß Zimmermanns deß holtzhauwerlins wittib c. Jacob Küstenmacher, Beclagt sich er Küstenmacher gebe auß, sie habe wetter gemacht dardurch Ime und seinen benachbarten die Früchte verderbt worden. Ist solches eingestellt.*<sup>22</sup>

Auch ehemalige Amtsträger entgehen einer Bestrafung nicht.

*Geörg Hueber d Alt Heimbürger Im Reichenbach umb dass er Jacob den Holtzknecht mit dem Spieß geschlagen verbessert -5ß 8.*<sup>23</sup>

Bei den Obrigkeiten achtet man sehr darauf, dass die Befugnisse und Rechte nicht geschmälert werden. Stadt und Kloster sind sich selten eins.

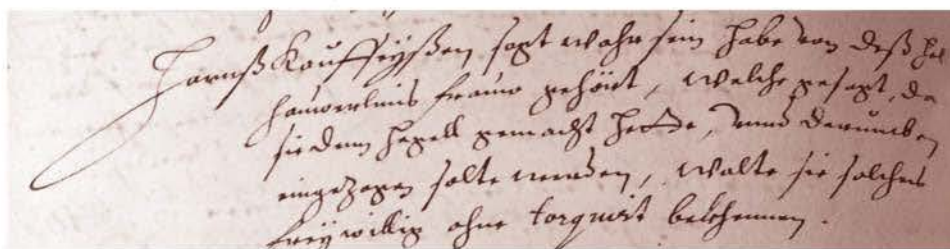
*Herr Prælat alhie Pringt durch Herrn Secretarium vor und ahn H' Hannß Andreß Wurmbßer der Schult Heiß hab sich gegen Iro Gd beclagt, alß sollte Ein Ersamer Rath Ime Schultheißen an seiner Stabs Gerechtigkeit, einen eingriff gethan haben, begert solches zuevernemen, Darauff das Ein Ersamer Rath solches wideruff wachen und wissen sich nit ZuerInnern dass Ime Im wenigsten ein eingriff beschehen sÿe; Wÿll er dann Absolute dass Schultheißen Ampt Ufgekhündt, hat man solches deß Ursachen Vorbekhandt angenommen, Und weill Ein Ersamer Rath gebetten haben, Iro gd wälte Einen Anderen Qualificierter Persohn die Statt biß zue Ußtrag der sachen, Conferieren und Zuestellen ./.*<sup>24</sup>

Von vielem wird berichtet, vom Scharfrichter hören und lesen wir so gut wie nichts! Aber vom Wettermachen ist wiederum die Rede.

*Rath Gehalten den 11 t. Augusti Anno 1623*



Unter weiteren Einträgen:



Hannß Kauffeÿßen sagt wahr sein habe von deß Holzhawerleins frauw gehört, welche gesagt, da sie denn Hagell gemacht Hette, unnd darumben eingezogen solte werden, wolte sie solches freÿwillig ohne torquirt bekennen.<sup>25</sup>

Gestritten wurde in allen Bevölkerungsschichten. Mit allerlei Anlässen befasste sich der Rat der Stadt und welche Macht dieser besaß!

Rath gehalten den 18. t(en) Augusti Anno 1623

Hr. Jacob Syfferten und seiner Haußfrauwen Contra Mathiß Schönlin, wegen Verübter Schmachwort und schlaghendelß, Ist Erkhandt beede Parteyen sollen den fräwel alß 31. ß. Sambtlichen Abrichten die Injurien Sine Jude Verloffen, Uß Crafft Hoher Obrigkeit aufgehoben, und der friden inen Hirmit beÿ straff 5. lb ð gebotten sein.<sup>26</sup>

Auch die Unzucht spielt wiederholt eine Rolle.

Hr. Hannß Bauren dem Holtzharkher Innammen seiner Tochter Clegereiners, Und Stephen Vogten Innammen seines Sohnes Beclagten andernteilß, alß sollte der Beclagte Sohn deß Clegers Tochter geschwengert haben, Ist Erkhandt weÿl gedeuter Sohn vorgibt, es haben andere auch mit Ire solcher gestalt zue thuen, soll er selbige nechsten Rathstag zustellen schuldig sein.<sup>27</sup>

Die Münzsteigerung, also eine Münzentwertung oder „Inflation“ war auch zu damaliger Zeit Gegenstand eines Ratsprotokolleintrags.

Rath gehalten den 10 t(en) Novembris Anno 1623

Ist Erkhandt demnach In Wehrender Müntzsteigerung Unsere Burger nit allein mit lauffenden Schulden sondern auch mit entlöhnung und Ufnemmung Capitalien sich Zimmlicher maßen beladen, dardurch dann täglich Spene und Zwietracht sich Erheben solchem aber vorzukommen und damit die Obrigkeit deß starkhen Überlauffs überhoben bleibe, auch zue verhütung anderer angelegenheiten und darauß entspringenden Rechtskrieg, Ist geschlossen und Erkhandt die Krämer, Würth und Handwerksleuth<sup>28</sup> ...

Der „Gänsteufel“ macht von sich reden, eigentlich der Gänsehirt, aber auch mit anderen Aufgaben betraut.

*Rath gehalten den 17. ten Maÿ Anno 1624*

*Niclauß Krämer der Welp von Ventennauw auß luttringen, Ist wegen Ußgegossener Schmach und Ehrverletzlicher Reden, alß sollte er sich mit Helena der Salmen würtin In Unzucht vermischet haben, welches er doch solcher Reden nit mehr gestehen wollen, auch deß werkh sich nit erfunden, durch den Gensteuffell mit Ruten gestrichen, und des Kürs-pels verwißten worden.<sup>29</sup>*

Die Ehre war in der „Ständegesellschaft“ ein ganz wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeit und damit häufig Streitgrund, weshalb man sich deren Verletzung wiederholt von der „Hohen Obrigkeit“ ausmerzen ließ.

Unter

*Gebottener Rath den 12. Augusti 1624*

finden wir u. a.:

*Hr. Hannß Huebern von Olspach Clegern eines und Michael Wittich von Offenburg beclagten andertheils, wegen geüebter*

(nächste Seite)

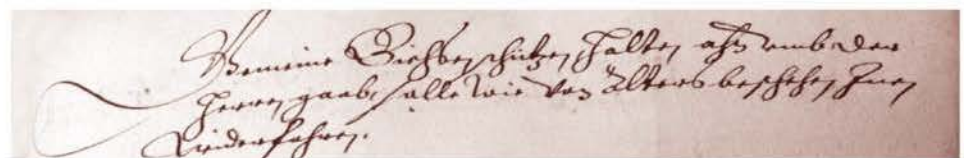
*Scheltworth und deß Wörtlins Salvo Hunds... Ist Erkhandt dem be-clagte Habe nit gebührt den Clegern mit ehrverletzlichen worten Anzu-fahren und zue einem blinden Schelmen wie auch Hunds... zue schel-ten, sondern daran zu viel und Unrecht gethan, und verbessert erstlich den frävel gewaldt alß 31. ß Und wegen deß Unzüchtigen wörtlins .3. lb. Die Scheltworth hirmit Uß Crafft Hoher Obrigkeit Ufgehoben p.<sup>30</sup>*

Unter dem 16. August 1624 ist zu finden.

*Rath gehalten den 16t(en) Augusti 1624.*

*Herr Gißbert Beckh Ist wegen er Herrn St.r Michael Meyern an seinen Ehren Angetastet, mit den Thurn und umb 31. ß. Frävel, gestrafft worden.<sup>31</sup>*

Auch „Gemeine Büchschützen“ haben unter demselben Datum ein Anliegen:



*Gemeine Bichschützen Halten ahn umb der Herrengaab, solle wie von Alters beschehen Inen widerfahren.<sup>32</sup>*

Im Mai 1625 liest man ganz alltägliche Eintragungen. Die Frau „Beklagte“ hatte wohl eine scharfe Zunge gehabt.

*Gebottener Rath den 9t(en) May 1625 ./.*

*Vogtey*

*Hannß Lueckhler Vogt Adam Schlewalders seelig Kindern.*

*Martin Halder Außem Harmerspach begerts burgrecht. Ist Uf Vorweisung seines geburts brieffs Ime bewilliget.*

*Hannß Großer von Edtenheim Ein Spilman begerts burgrecht, Ist bewilliget.*

*... Herrn Wolfgang Gottfriedten ahn Einem und Maria Michael Öttlins Haußfrauw am anderen theil, wegen geübter Scheltworth, fluechens undt Schwehrens, Ist Uf Eingenommenen bericht, und verherte kundtschafften Erkhandt der beclagtin habe nit gebürt den Herrn Clegern mit Errürrigen Worden, Anzuetasten, sondern darahn Unrecht und zueviel gethan, Alß Sollen die Schmachwort auß Crafft Hoher Obrigkeit Ufgehoben und Ihme Herrn Clegern ahn seinen Ehren nicht schädlich, noch Nachtheilig sein, und ist Zue wohlverdienter straff die beclagtinn 8. tag mit der gefenggnuß Abgestrafft worden.<sup>33</sup>*

Dass Kläger und Beklagte eine Buße aufgebrummt erhalten, ist aus dem nächsten Eintrag zu ersehen.

*Rath gehalten den 16t(en) May Anno 1625 ./.*

*Hr. Geörg Bonenbergerß Haußfrauw, contra Caspar Kellern, wegen Scheltwort, Ist Uf verhörte Kuntschafften Erkhandt die Schmachwort Uß Crafft Hoher Obrigkeit ufgehoben, und verbessert Jede Parth. 5 ß Zuer Straff.<sup>34</sup>*

Obwohl nun einige Jahre ins Land gegangen sind, ohne dass vom Scharfrichter irgend etwas zu lesen gewesen wäre, muss er dennoch, dem nächsten Eintrag folgend, sein Amt ausgeübt haben. Ist sie eine der hingerichteten Hexen gewesen?



Rath gehalten den 26. Julÿ 1625 ./.

Die Steuern sollen mit den burgern uf bestimpte Zeit Vermög deß Extracts abgerechnet werden.

Hannß Dafflerß seeligen Erben, sollen wegen uncosten Ihrer Mueter so Justificiert worden erstadten. 15 lb.<sup>35</sup>

Wer lange Finger macht, muss, wenn erwischt, dafür büßen.

Rath gehalten den 14t(en) Novembris Anno 1625 ./.

Anna Maria Meyerin gebürtig von Rotweÿl Ist wegen entwendeten pahr schuehß uf dem Jahrmarkt mit dem Thurn Abgestrafft und deß Kirspels gewiesen worden. ...<sup>36</sup>

Vieles geschieht, ohne dass der Scharfrichter aktenkundig eingreifen muss, denn nicht jeder Diebstahl endet am Galgen.

Rath gehalten den 4t(en) Aprilis Anno 1626.

Adolph Vogten Hausfrau, Ist wegen Ihreß Diebstalß Alß Ulrich Blankhen 9 lb werckh, Zweÿ leiblin brodt, unnd Hannß Bündern 1½ sester Dürr Obs Entfihrt, mit den Thurn 3. tag abgestrafft, und Untersagt worden, da mag daß geringste Künfftig mehr sollte Erfahren, solle sie deß Kürspelß verwiesen werden.<sup>37</sup>

Genau so häufig wie mit den privaten Streitereien muss sich „Ein Ehrsammer Rat“ mit dem Thema der „Unzucht“ befassen.

Natürlich verhandelt der Rat der Stadt auch andere Streitfälle, aber Untersuchungen wegen begangener Unzucht sind recht häufig.

Rath gehalten den 26. Junÿ Anno 1626.

Hannß Bauwein bauren Khnecht Auß Haslacher Herschafft, Ist wegen seiner oftermahls begangener Unzucht Und Bueberei auch dreÿ Persohnenn geschwengert mit dem Thurn Abgestrafft und des Kirspels Zweÿ

Rath gehalten den 26t(en) Junÿ 1626 ./.

Hannß Bauwein bauren Khnecht Auß Haslacher Herschafft, Ist wegen seiner oftermahls begangener Unzucht Und Bueberei auch dreÿ Persohnenn geschwengert mit dem Thurn Abgestrafft und des Kirspels Zweÿ

*Jahr lang Verwießen worden, Ihm fahl Er sich Inn solcher Zeit alhie sollte finden lassen, würt man die gebür gegen Ime Vohrzuenemmen Wissen.*<sup>38</sup>

*Rath gehalten den 28. t(en) Augusti Anno 1626 .*

*Hr. Jacob Kauffeÿsen, Contra Hannß Littersen wegen seiner Tochter seeligen Zuegebrachten guetes, Seint vor Gericht geweißten.*

*Die Lieberin Ist wegen Abtragung deß Obes mit der gefenckhnuß abgestrafft worden.*

*Hannß Bauw ist Aber mahlen wegen begangener Buobereÿ, Mit Hannß Schneiders Tochter Mit dem Thurn abgestrafft worden.*

*Der Khauff Zwischen Hannß Zaltenbach, und Hannß Heffnern, Ist Erkhandt der Khauff soll Caßiert werden.*<sup>39</sup>

...

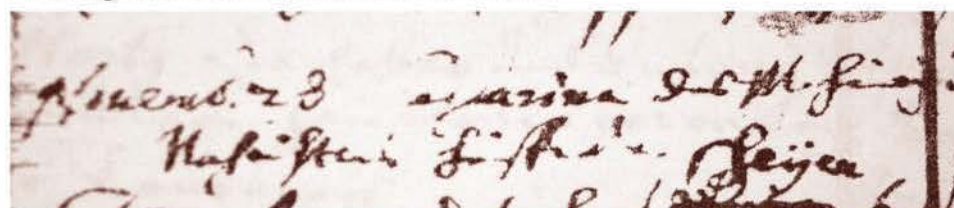
*Jacob Späth Halt Umb Aichen Holtz ahn Zue Einer Trotten, Ist abgeschlagen.*<sup>40</sup>

*Rath Gehalten den 4 t(en) Septembris Anno 1626.*

*Jacob Spinner Ist wägen seiner begangenen Unzucht Mit Lucia der Vischerin Tochter acht tag mit dem Thurn Abgestrafft worden, und soll Zuer Straff dreÿ Sonntag Nach Einander Mit Einer brennendne Körtzen Vor dem Underen Altar, so lang dass ambt der Heÿlig Meß wehret, Khneÿen, auch 31 ß abrichten Zue Einem Exempel.*<sup>41</sup>

Im November desselben Jahres lesen wir erstmals wieder von M. Heinrich, allerdings nicht im Ratsprotokoll, sondern im Totenbuch der Pfarrei. Seine Hausfrau Catharina ist gestorben. Er hatte vermutlich die Witwe seines Amtsvorgängers gehehlicht. Lebende Kinder hatte er mit ihr laut Geburtenbuch der Pfarrei St. Martin in Gengenbach keine gehabt.

Eintrag im Kirchenbuch unter Toten:



1626

*Novemb. 23. Catharina des M. **Heinr(ich)** Nachrichters Husfrauen*<sup>42</sup>

Aber das Leben geht weiter. Vor dem Rat wird sich beklagt und der Rat urteilt wie ehemals.

Aus dem Kirchenbuch in Rottweil erfahren wir, dass Meister Heinrich Ostertag sich wieder verlobt (sponsalia) und verheiratet (nuptia oder matrimonia) hat. Wir schreiben das Jahr 1627 im April.

25 Aprilis celebrarunt sponsalia M. Henric(us) Ostertag de Gengenbach  
 filij et Adelhaidta Bechtoldt ex veteri villa Rottweil adhibitis testi(bus)  
 69 Michael Seyfried et Henrico Helmle. Nuptias d. 24. maij

25 Aprilis celebrarunt sponsalia M. Henric(us) Ostertag de Gengenbach  
 et Adelhaidta Bechtoldt ex veteri villa Rottweil adhibitis testi(bus)  
 Michael Seyfried et Henrico Helmle.  
 Nuptias d. 24. May<sup>43</sup>

Er heiratet die 1611 geborene Tochter des Rottweiler Scharfrichters Adam Bechtold und der Magdalena Ledergerber, mit Namen Adelheid<sup>44</sup>. Im Gengenbacher Kirchenbuch fand sich nichts vermerkt.

Sibi Iohanna Adelhaida filia legitima Joann: Adami Becht  
 oldt et Magdalene Ledergerberin ex patre Joann:  
 Bechtoldt vna cu Margarthe Kemppff Adm 22. Aprilis  
 1627.

Dafür wird Meister Heinrich bereits im Monat Juli 1627 wieder aktiv, aber nicht in dem Sinne, den wir von ihm erwartet hätten.

Meister Heinrich Ostertag der Nachrichten alhie, laßt anbringen wie  
 daß Er sich nacher Lohr Inn seines Brueders  
 sich nachher Lohr Inn seines Brueders

Rath Gehalten den 30 t(en) Julij Anno 1627.

Meister Heinrich Ostertag der Nachrichten alhie, laßt anbringen wie  
 daß Er sich nacher Lohr Inn seines Brueders<sup>45</sup>

Nächste Seite:

seeligen Dienst und Stell Zuebegeben Vorhabens Alß will er sein Dienst  
 Ufgekhindt haben, Ist seines Dienstes erlassen worden.

Martin Bengel der Nachrichten von Erstein Pitt Innammen seines Sohnes  
 Hannß Bengels umb den Nachtrichter Dienst alhie, Ist Eingestellt.<sup>46</sup>

Was den wiederverheirateten Scharfrichter Heinrich Ostertag be-  
 wogen hat, seine Stelle in Gengenbach aufzugeben, ist leider  
 nicht in Erfahrung zu bringen gewesen. In Lahr beginnen Kir-  
 chenbücher und Protokolle erst nach 1680. Auch wie es seinem  
 Nachfolger Hans Bengel in Gengenbach erging, wissen wir nicht.

Von ihm ist weder in den Ratsprotokollen noch in den Kirchenbüchern zu lesen.

Dennoch geht das Leben, wie immer, weiter. Wir lesen von einem Weinkauf, einer illegitimen Leibesfrucht und von einer Ratsbeschimpfung.

*Rath Gehalten den 10 t(en) Decembris Anno 1627.*

*Hr. Bartin Sturmen Contra Paule Bruechern, Christman Schweissen, und hannß Zaltenbach, wegen Eines Weinkhauffs, Ist Erkhandt die Beclagten sollen selbigen Ime gemein abrichten.*

*F. Catharinen Segerin Contra Lorentz Biidern den Kueffer Khnecht, wegen Er Lorentz Sie Catharina Geschwengert Ist Erkhandt der Beclagte solle der Clegerin Zuerhaltung der Kündtbeth 1 lb ʒ abzuestatten schuldig sein.*

*Hans Jacob Khlele der Barber Ist umb seiner außgestoßenen Reden die Herren Haben ein Todt Schwein gefangen, und Verfressen die Statt p mit dem Thurn abgestrafft worden.<sup>47</sup>*

Man ist im Umgang miteinander nicht zimperlich, so dass „Ein Ehrsammer Rat“ immer wieder den Frieden und die Ehre wiederherstellen muss.

*Rath Gehalten den 4. t(en) Augusti Aop 1628 ./.*

*Hannß Syber außem Schönbach Contra Hanß Wahlen wegen abgetragenen Closter holtzes, Ist Erkhandt den B. Wahl solle Clegern .7. ʒ dafür zuegeben schuldig sein.*

*H. Andreß Kleinlawel Contra Martin Singlern den Beckhen, wegen verübter Scheltworth, Ist uf einkommen bericht Erkhandt, den B.Singler habe nit gebürth den Clegern also ahn seinen Ehren anzutasten und Einen Keinnitzigen Man zue schelten, sondern daran zueviel und Unrecht gethan, verbessert deßwegen zur Straff .31. ʒ fräwel Gewaltt, und sollen die ergangenen Schmachworth auß Crafft Hoher Obrigkeit aufgehoben, und Keinen theil ahn seinen Ehren weder verletzlich noch verweißlich sein.*

*Ferner Ist Martin Singler, weyl Er außgeben die alhießigen burger seyen wohl schelmen wan sie mehr ds wochengelt abrichten, acht tag mit dem Turn und umb 10 lb ʒ gestrafft worden.<sup>48</sup>*

Im Jahre 1629 lesen wir von Contribution, von Zauberern und Hexen. Man spürt förmlich aus den Texten den massiven Druck aus Teilen der Bürgerschaft gegen den Ehrsammen Rat, die Hexenverfolgung zu intensivieren.



Rath gehalten denn 12. ten Januarj Anno 629

Herren Adam Dischern für sich selbstenn unnd Innamen seiner Hausfrauen schwigern. Ist

Uff eingelegte Supplication wegen außstendiger Contribution weil er sich dessen beschwehrt, Ist erkhandt unnd ahn der noch schuldigen Contribution 18. lb. Nachgelassen die uberest alsß 9. lb. aber solle erstattet werden unnd Hatt Anstatt deß verbrennten Holtzes Zwehen bäum Zuehauen.

Adam Vischer dass er nechstmahls am Schwörtag vor Einem Ersamen Rath neben Anderen erschienen unnd gleichsam vorschreiben wollen, dass man doch das Ubel auch straffe wegen

...

der Zauberer. Ist dessenwegen zur Straff In den turn Erkhandt worden weil er sich aber ungehorsamb Erzeiget unnd zuem 2. ten mahl mit dem poten nicht gehen wollen, die burgerschafft umb Hülff angeruffen dardurch er seins Eidts vergessen Also dass darauff ein grose Ufruhe entstanden welches nur Einem Ehramen Rath Zuetruz unnd Spott beschehen, Alß Ist er eintag und nacht mit der Gefencknuß abgestrafft, unnd weil er ein Ufrührer der burgerschafft gewesen unnd nach besag der Rechten alsß ein Mein aydiger<sup>49</sup>

...

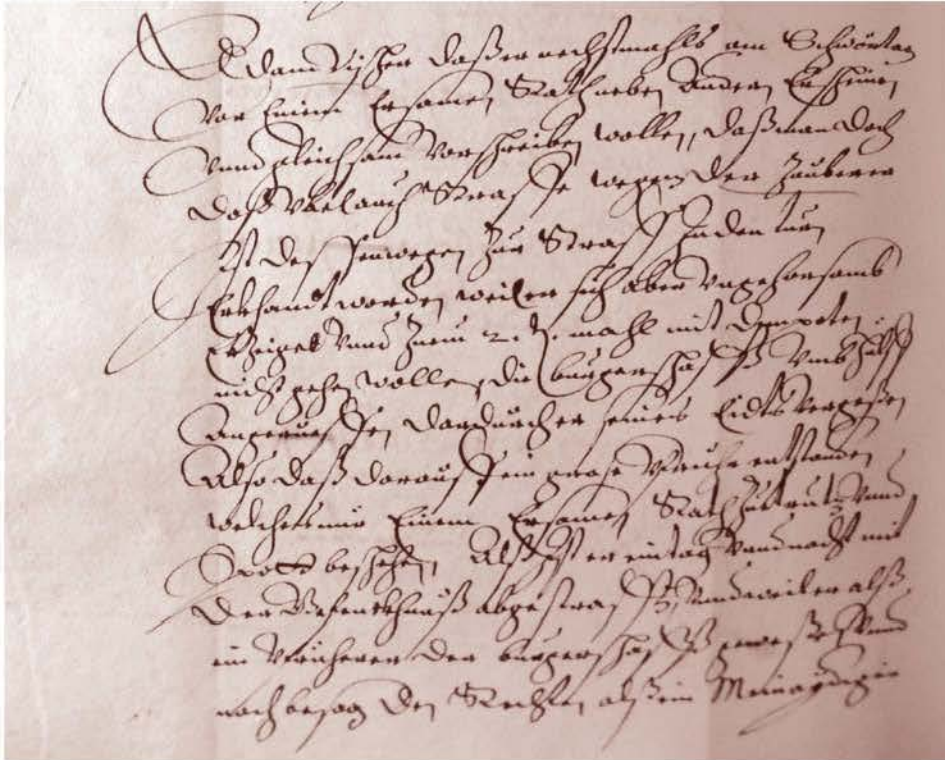
Wohl zuestraffen Ime dass Burgerecht Ufgekhuendt Unnd die geltstraff vorbehalten, welche den 10. ten Aprilis Zue 30. lb. taxirt, unnd widerumb er Zue einem burger Uff pittten Unnd Ahnhalten Angenommen worden.

Adam Beyer der Schmit, dass er sich selbstenn Uffgeworffen vor Rath Zuerscheinen unnd Anzueprüngen die Hexen zuefahen Unnd dass Ubel Abzuestraffen. Ist deßwegen mit dem Turn Abgestrafft, allß er nhun neben Hanß Widen Uff beschehener Vorpit widerumben mit der Gefenckhniuß ledig Erkhandt unnd sie peede durch den poten Haben sollen loß gelassen

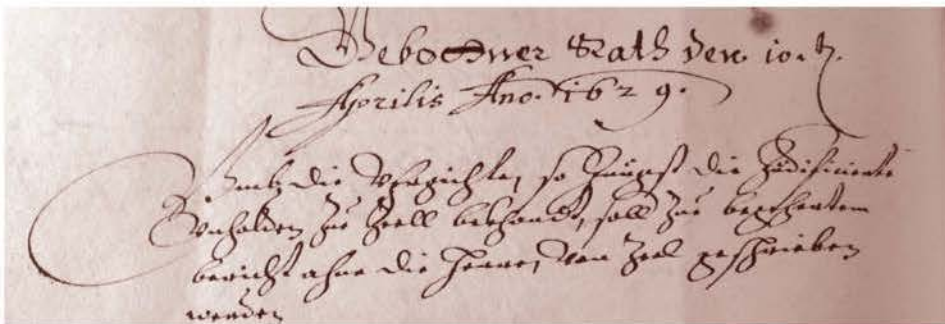
...



werden aber der dritte Adam Vischer lenger In Verhaffung pleiben sollen Haben sie dem Oberpotten Angezeigt dz sie sich Zuesammen Verpünden unnd mit einander Heben Unndt legen auch ohn einander nicht Herausser wöllen unnd solche Zuein trutz Hr Schultheisen erpotten, Alß Ist Erkhandt Er Adam solle Zueferneren wohlverdienter Straff 20. lb. Verbessern unnd Ohne Einige Gaad selbige Abzuerichten.<sup>50</sup>



Unter dem 10. April 1629 findet sich wieder ein Hinweis auf (eine) als Hexe(n) hingerichtete Frau(en). Aber wiederum kein Hinweis auf die Arbeit des Scharfrichters.



Gebottener Rath den 10. t(en) Aprilis Ano. 1629.

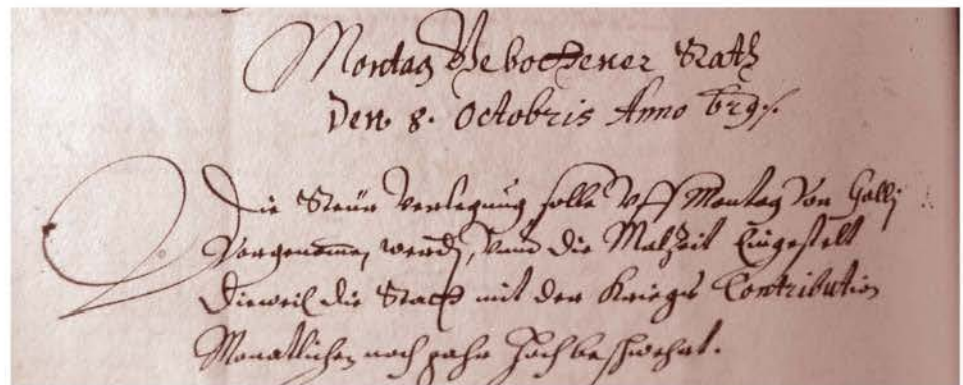
Umb die Urgichten so Jüngst die Judificierte Unholden Zue Zeell bekhandt, soll zue begehertem bericht ahn die Herren von Zeel geschrieben werden.<sup>51</sup>

Der Gengenbacher Scharfrichter war auch für das „Hohe Gericht“ der freien Reichsstadt Zell für ein Wartgeld zuständig.

Die Lasten des Krieges belasten auch die Stadt Gengenbach, noch größere Beschwerden haben die Angehörigen hingerichteter Frauen. So lesen wir im September und Oktober 1629:

*Gebottner Rath gehalten den 21. Septembris Anno 1629.  
Ein Ersamer Rath Hatt der burgerschafft ahngekhundet, dass die Contribution ferner zue Continuiren unnd vom 2. Septembris Ihren Anfang Haben solle.*

*Hanß Conrad der Duochman beschwert sich ab den Uncosten so beÿ Justificierung seiner frauwen Ufgangen, dass solcher auß gemein guet solle genommen worden begehrt und Verhofft gädachter Uncosten, werden auß dem drittentheil deß Guotts gezogen werden, Ist durch Einen Ersamen Rath Erkhandt der Uncosten solle auß gemeinen guott erstatten unnd darauf Hinfürderlichen die Teilung Vorgenommen werden ./.<sup>52</sup>*



*Montag Gebottener Rath den 8. Octobris Anno 629 ./.  
Die Steür Verlegung solle Uff Montag Vor Galli Vorgenommen werden, und die Malzeit Eingestellt dieweil die Statt mit der Kriegs Contribution Monatlichen noch gahr Hochbeschwehrt.<sup>53</sup>*

Am 13. Januar 1631 ist Scharfrichter Heinrich Ostertag spätestens wieder im Gengenbacher Taufbuch nachweisbar. Sein angetrautes Eheweib Adelheid, geborene Bechtold von Rottweil gebiert ihm eine Tochter mit Namen Anna Maria<sup>54</sup>. Es ist anzunehmen, dass er sich nicht erst mit der Geburt der Tochter wieder in Gengenbach aufhält. Vielleicht sind die Kriegswirren schuld? Kindspate ist der Namensvetter des Offenburger Scharfrichters Matthias Burkhardt, jetzt aus Hausach im Kinzigtal kommend.

Anna Maria	13. Jan. 1631	<b>Henricus Ostertag</b> Carnifex <b>Adelhaidis Bechtoldin</b> filia <b>Adami</b> carnificis in Rottweil uxor legitima	Loco <b>Matthiae Burkhardt</b> Carnificis in Hausen vallis Kinsiac. Testibit Jacob Litter ..... Margaretha Zieglerin uxoris Jo: Conradi Peurlins
------------	---------------	--	--

Allerdings weist ein Eintrag im Taufbuch der protestantischen Kirchengemeinde Saint-Piere-le-Jeune in Straßburg ihn schon für das Frühjahr 1630 als in Gengenbach weilend aus.

Dort stehen unter dem 16. März bei der Taufe des Mädchens Anna Barbara als Eltern der Kleemeister Christian Burckhard mit Lucia, seiner Ehefrau, sowie folgende Taufpaten: Matthis Burckhard der Kleemeister zu Husen im Kinziger Thal, Barbara Caspar Immion des Kleemeisters Fr(au) und Agatha (wohl ein Hör- oder Schreibfehler des Pfarrers!) Heinrich Ostertag des Kleemeisters zu Gengenbach Fr(au). Ob ihr Ehemann Heinrich auch auf diesem Tauffest zugegen war?

Jedenfalls taucht Heinrich Ostertag im Jahr 1631 wiederum im Ratsprotokollbuch auf.

*Rath gehaltenen 17. t(en) Octobris Anno 1631 ./.*

*Hanß Rueffen dem Gertner soll zu Underhaltung auß der Spital Schaffneÿ ... ahn gelt gelüffert werden.*

*M<sup>r</sup> Heinrich Ostertag c. Hanß Conrad Emmerlin wegen Eines Verwarlostes pferdts, Ist Uff Einkommenen bericht die sach dahin gerichtlet dass Hanß Conrad ime Heinrichen 12 lb 10 ß dafür Erstatten solle.*

*Jacob Kaufeÿsen Ist Hanß Schneiders Stieff Kündt Zue Einem Vogt geordneth.<sup>55</sup>*

The image shows a close-up of a handwritten document in cursive script. The text is written in dark ink on aged, slightly yellowed paper. The handwriting is dense and characteristic of the 17th century. Legible fragments include 'Hanß Conrad Emmerlin', 'Heinrichen', and '12 lb 10 ß'. The script is highly stylized with many loops and flourishes.

Unter dem 6. Dezember 1631 lesen wir vom Hochgericht, der Arbeitsstätte des Scharfrichters, also dem Galgen. Es ist baufällig und bedarf der Erneuerung. Das letzte Mal war das Hochgericht am 30. Juli 1591 aufgerichtet worden.

*Rath gehalten den 6. Decembris Ao 1631 ./.*

*Herr Lohnherr Hanß Herman referirt ds das Hochgericht gantz Niderfallig, alß Ist durch einen Ers: Rath Erkhandt, dass wiederumb Ein Newes Hochgericht Verfertigt Unndt auffgericht solle werden, welches den Mittwoch den 10 Decembris Ufgesetzt In gegenwarth Volgender Herren, Johan Freÿstetter Stabhalter, Georg Bender, Wolfgang Gottfrid,*

*Jacob Sohler, Hanß Herman, Hannß Jacob Sahl, unndt peter Jüngling  
Stattschreiber, unndt Von der Burgerschaft 24. Muscatierer und uber  
die 30. Man mit Spießsen Unndt Griefshackhen, welchen allen dan Zue  
Verkündt, Nach Verrichtung selbigen; Ist Uff der Herren Rath stuben  
ein Nachjabs gehalten worden.*<sup>56</sup>

Nur noch einmal lesen wir im Ratsprotokoll von Mr. Heinrich im Jahre 1632.

Leider gibt es dann von 1634 bis 1644 eine höchstbedauerliche Lücke in den Ratsprotokollen der Freien Reichsstadt Gengenbach.

*Rath Gehalten den 3. Aprilis Anno 1632.*

*Hanß Conrad Emmelin Ist Uff Anrueffen Mr Heinrichs Angezeigt worden Ime Heinrichen In 14 tagen beÿ Straff Eines pfundts pfennigs Zue Contentiren.*<sup>57</sup>

An Weihnachten 1640 verstirbt Meister Heinrich Ostertag. Einen männlichen Nachfolger hat er offensichtlich nicht hinterlassen. Wie alt mag er geworden sein? Vielleicht 50 Jahre?

Im Totenbucheintrag ist lediglich vermerkt:



*In Decembri Anno 1640*

*Item den 26 Maister Heinrich Scharpfrichter allhie mit dem....., hat ds H. Sacr. der letzten Oelung al... empfang(en).*<sup>58</sup>

Seine Witwe Adelheid heiratet am 12.11.1641 seinen Nachfolger Hans Wernhard Röhrlin, dessen Vater Philipp Röhrlin Scharfrichter von Endingen gewesen sein soll! Unter den Trauzeugen ist ein Namensvetter der gleichen Profession, Jerg Ostertag. Aufzufinden sind die Ostertag und Röhrlin in den Kirchenbüchern Endingens leider nicht.

Im 18. Jahrhundert stellt die Familie Röhrlin die Scharfrichter in Offenburg.

Die Ehe dauert nur knapp fünf Jahre. Am 6. Oktober 1645 verstirbt Hans Wernhardt Röhrlin. Schon am 2. Jänner 1646 heiratet Adelheid Bechtold nochmals, den Scharfrichter Mathiße Rein, Sohn des Scharfrichters von Herrlisheim in der Herrschaft Hanau im Elsass, Michel Rein, ein Namensvetter des Scharfrichters von Hausach im Kinzigtal. Am 6. August 1675 geht das Leben der Adelheid Ledergerberin, verw. Ostertag(in), verw. Röhl(in), verh. Rein(in) zu Ende.

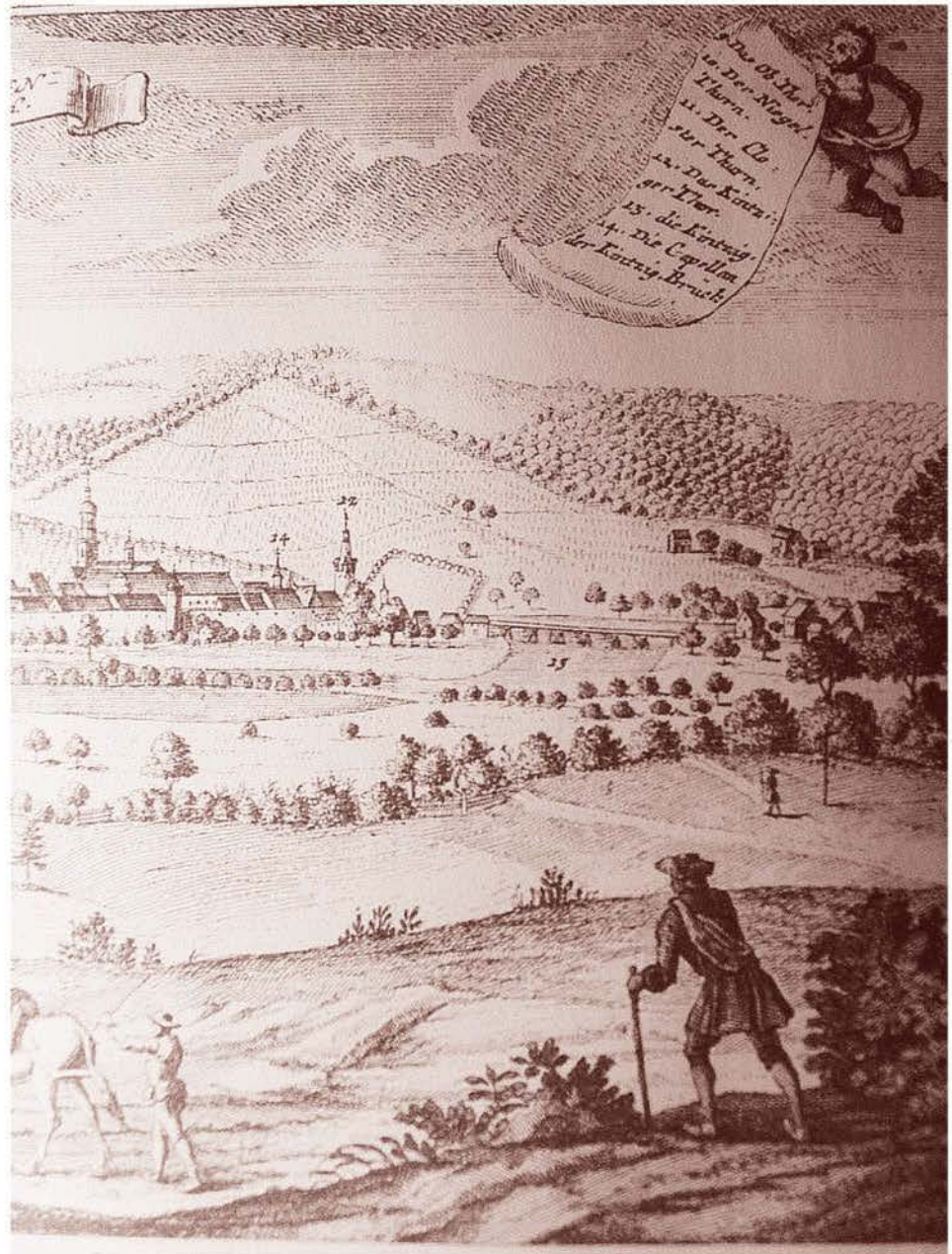
Sie ist 64 Jahre alt geworden.

Im darauffolgenden Jahr am 13. April 1676 heiratet Mathias Rein eine Tochter des ehemaligen Scharfrichters von Zug in der Schweiz, Johann Großholtz, mit Namen Anna Maria.<sup>59</sup>

Wie man sieht, funktioniert das soziale Netz durch Verheiratung auch bei den Scharfrichtern und deren Witwen.<sup>60</sup>

Datum	Brautleute	Kirchenbucheintrag
12.11.1641	<i>Hans Wernhardt Röhrlin/Adelheid Ostertag</i>	Sponsalia celebrarunt <i>Hanß wernhardt Röhrlin</i> fil. rel. <i>Philippi Röhrlin</i> gewester scharpfrichters zu Endingen undt <i>Adelheid</i> vid. rel.M: <i>Heinrich Ostertagß</i> gewester Scharpfrichters alhie Testes: <i>Jerg Mökhle</i> von Und Acheren, <i>Jerg Ostertag</i> von Endingen, <i>Michel Rein</i> von Herlißen Alle scharpfrichter Act: 12 9bris
02.01.1646	<i>Mathiße Rhein/Adelheidt ..... (?)</i>	Ao 1646 Contraxerunt 2. die January Honestus Juvenis <i>Mathiße Rhein Michel Raynen</i> Selig gewöß(ter) scharpfrichters von Hailisen in d(er) grafschafft Hanau hindlaße-ner ehelich(er) sohn undt <i>Adelheidt .... Hans Wernher Röhrlins</i> ... .. scharpfrichters alhie hindlassene wittib. Testes: Hans Huober procurator (?) .. .. et ... ..

Das Leben des Heinrich Ostertag und seiner Vettern (also seiner Verwandtschaft) hat sich nicht im erwarteten Umfang in den Ratsprotokollen und Rechnungsbüchern niedergeschlagen. Offensichtlich war ihr Verhalten wenig spektakulär.



Teilansicht von Gengenbach aus dem Buch „Gengenbach“ Jan Thorbecke Verlag Konstanz 1960.

In der Bildmitte sieht man die Kinzig mit der Kinzigbrücke, die zum Kinzigtorturm führt. Diese Straße führt von den Brückenhäusern zur Stadt. Dort, vor der Stadt, wohnten die Gengenbacher Scharfrichter.

**Amerkungen**

- 1 Ratsprotokoll der Freien Reichsstadt Gengenbach, nachfolgend nur RPRG genannt. Fol 196v
- 2 Verschiedentlich ist der Wasenmeister oder Abdecker, dem Nach- oder Scharfrichter gleichzusetzen.
- 3 KB Taufen, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach
- 4 KB Taufen, Pfarrei Wiehre, ehem. Adelhausen, Freiburg, \* 28. März 1590
- 5 RPRG Fol 181v
- 6 RPRG Fol 193v
- 7 KB Tote, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach, sog. Leutkirch
- 8 RPRG Fol 223r
- 9 Walter, K.: Weistümer der Ortenau, Offenburg, o.D., Selbstverlag
- 10 Literatur: Rittmann, Herbert: Deutsche Münz- und Geldgeschichte der Neuzeit bis 1914; Pies, Eike: Löhne und Preise von 1300 bis 2000; beide Verlag Brockhaus, Wuppertal 2003 u. 2008; Schneider, Karl: Rheingold, die Währung der Rheinischen Kurfürsten, Publikation zur Ausstellung im Historischen Museum am Strom – Hildegard von Bingen 2003; Werner, Wolfgang: Der historische Bergbau im Kinzigtal, Zeitschrift zur Geschichte des Berg- und Hüttenwesens, Sonderdruck 2004
- 11 RPRG Fol 231v
- 12 RPRG Fol 238r/v
- 13 KB Taufen, Pfarrei Hl. Kreuz, Freie Reichsstadt Offenburg
- 14 RPRG Fol 260r
- 15 RPRG Fol 260v
- 16 RPRG Fol 285v
- 17 RPRG Fol 294v
- 18 RPRG Fol 302r
- 19 RPRG Fol 313v
- 20 RPRG Fol 319r
- 21 RPRG Fol 320r
- 22 RPRG Fol 320v
- 23 RPRG Fol 320r
- 24 RPRG Fol 320v
- 25 RPRG Fol 323v
- 26 RPRG Fol 324v
- 27 RPRG Fol 334r, 30.10.1623
- 28 RPRG Fol 336v
- 29 RPRG Fol 356r
- 30 RPRG Fol 360r/361v
- 31 RPRG Fol 361r
- 32 RPRG Fol 384r, 2.5.1625
- 33 RPRG Fol 384r/v
- 34 RPRG Fol 394r, 11.7.1625
- 35 RPRG Fol 394r
- 36 RPRG Fol 403r
- 37 RPRG Fol 418r
- 38 RPRG Fol 424r
- 39 RPRG Fol 429r
- 40 RPRG Fol 429v
- 41 RPRG Fol 429v
- 42 KB Tote, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach
- 43 KB der Freien Reichsstadt Rottweil, Matrimoniae, frdl. Hinweis v. Hans Matschek, Kärnten
- 44 KB der Freien Reichsstadt Rottweil, Baptizatae
- 45 RPRG Fol 463r
- 46 RPRG Fol 463v
- 47 RPRG Fol 476r
- 48 RPRG Fol 490r

- 49 RPRG Fol 509v
- 50 RPRG Fol 509r
- 51 RPRG Fol 512v
- 52 RPRG Fol 521v
- 53 RPRG Fol 521v
- 54 Transskription des Autors, KB Taufen, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach
- 55 RPRG Fol 560v
- 56 RPRG Fol 563v
- 57 RPRG Fol 570v
- 58 KB Tote, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach
- 59 KB Endingen, Gengenbach und Hausach
- 60 Transskription des Autors, KB: Heiraten, Pfarrei St. Martin, Freie Reichsstadt Gengenbach



## Das Naturschutzgebiet „Unterwassermatten“ auf der Gemarkung Niederschopfheim im Volksmund: „s'Unterwässer“

Hermann Löffler

Friedrich von und zu Franckenstein hatte sich 1710 mit Maria Margarethe von Bettendorf verheiratet, deren Mutter eine geborene von Dahlberg war und aus der Herrschaft Binzbürg stammte. Dadurch wurde Friedrich von und zu Franckenstein Miteigentümer der Herrschaft Binzbürg, zu der damals noch die Familie von Bettendorf gehörte.

Die Nachfolger derer von Bettendorf waren die von Erthal, die durch Einheirat in die Familie von Bettendorf Miteigentümer der Herrschaft Binzbürg wurden.

1742, im Zuge einer Erbteilung der Herrschaft Binzbürg zwischen den Herrschaftsfamilien von Erthal und von und zu Franckenstein, wurden Maria Margarethe von und zu Franckenstein geb. von Bettendorf die Ländereien in Niederschopfheim und damit auch die Unterwassermatten zugesprochen. Außerdem ein Viertel der Besitzungen in Allmansweier und Wittenweier. Lothar von Erthal bekam die Ländereien auf der Gemarkung Hofweier und Schutterwald. Nach dieser Teilung gab es dann die Herrschaft Binzbürg-Hofweier und die Herrschaft Binzbürg-Niederschopfheim.

1805 starb Lothar von Erthal, ohne männlichen Erben zu hinterlassen. Sein Anteil Binzbürg-Hofweier, den er 1742 im Zuge der Teilung der Herrschaft Binzbürg bekommen hatte, fiel deshalb 1805 der Herrschaft von und zu Franckenstein zu. Zu dieser Zeit war Johann Friedrich Karl von und zu Franckenstein Grundherr. Nach seinem Sohn und seinem Enkel Georg Karl, der 1845 im Alter von 47 Jahren starb, übernahm dessen Sohn Georg Arbogast die Herrschaft Binzbürg und wurde gleichzeitig auch Patronatsherr für die Kirche in Niederschopfheim.

In seiner Zeit war er eine berühmte Persönlichkeit. Er war Präsident der Bayrischen Reichsrätekammer, Vizepräsident des Deutschen Reichstages und 1872 Präsident des Deutschen Katholikentages in Breslau.<sup>1</sup>

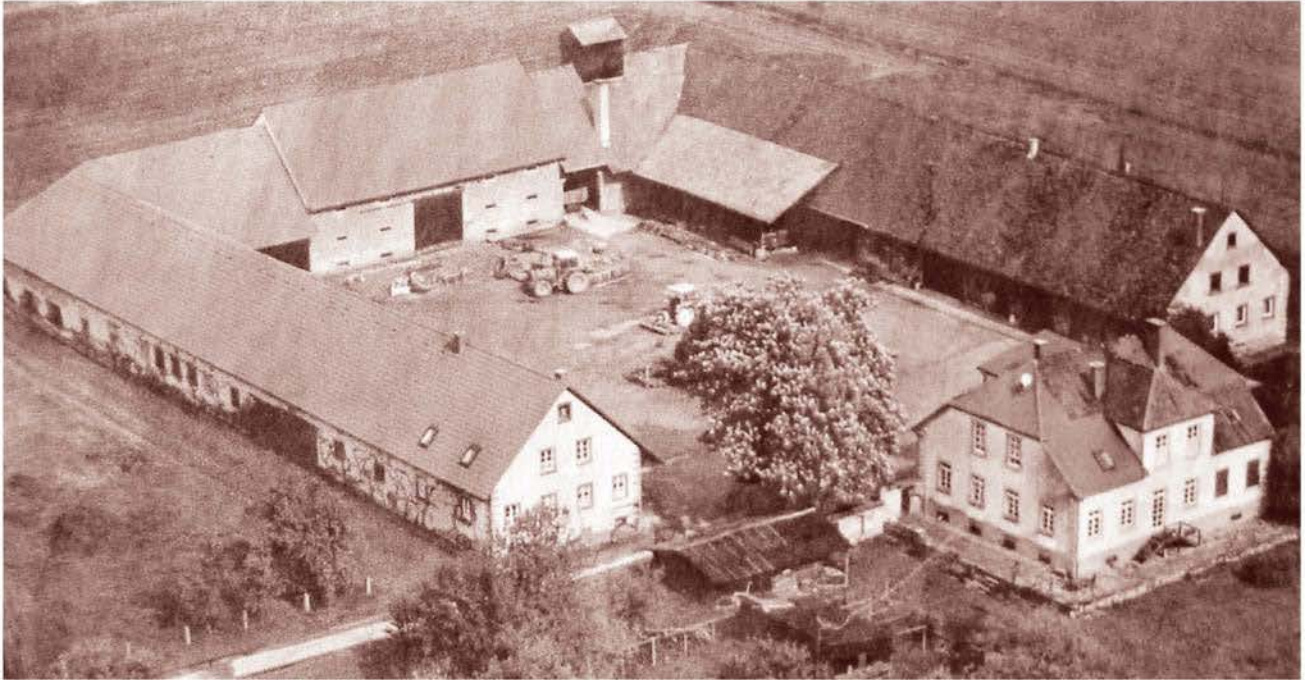
Nach langen Planungen, die schon sein Vater eingeleitet hatte, baute er in den Jahren 1856 bis 1859 den Marienhof, um seine Ländereien, darunter auch die Unterwassermatten und weitere große Flächen in Niederschopfheim, Hofweier und Schutterwald, besser bewirtschaften zu können.



Georg Arbogast  
Freiherr von und zu  
Franckenstein



Marie Freifrau von  
und zu Franckenstein  
geb. Prinzessin von  
Oettingen-Wallerstein



Seit dem 18.5.1857 war Georg Arbogast mit Prinzessin Marie von Oettingen-Wallerstein verheiratet.

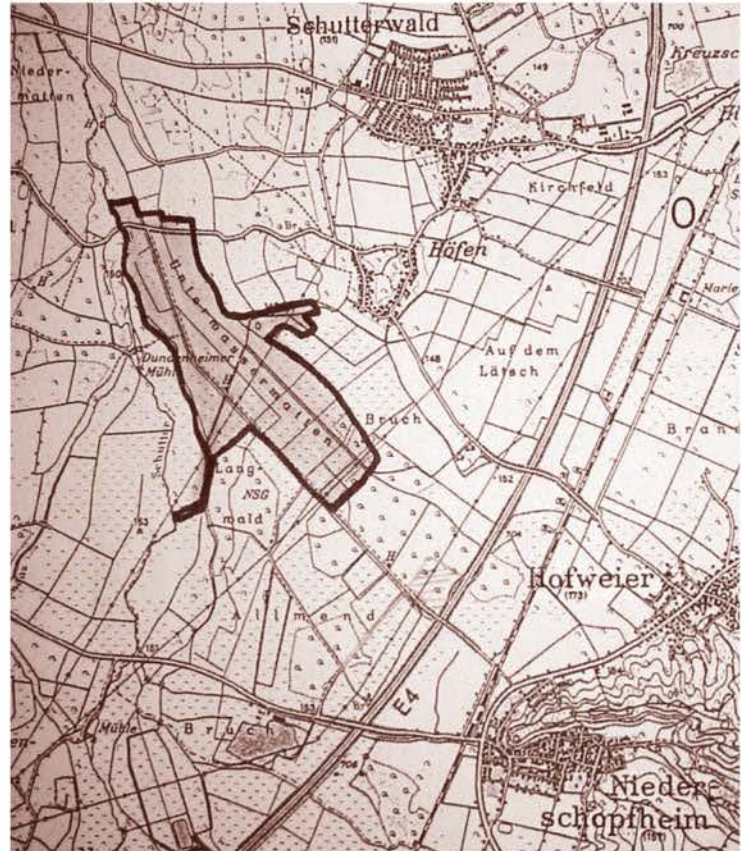
Ab 1862 gab Georg Arbogast seinem neu gebauten Hof, der bisher Rittenenhof hieß, den Namen seiner Frau Marie, daher der Name Marienhof. Die Wappen beider Geschlechter sind über dem Eingang des Herrschaftshauses angebracht.

Links das Wappen von und zu Franckenstein, rechts das Wappen von Oettingen-Wallerstein.<sup>2</sup>

Die Unterwassermatten haben eine Gesamtfläche von 165,72 ha. Mit rund 156 ha liegt der größte Teil der Unterwassermatten auf der Gemarkung Niederschopfheim. Die Restgrundstücke, bis zu einer Gesamtfläche von rund 165 ha, sind die Krummatten entlang vom Langwald auf Gemarkung Dundenheim und Grundstücke um die ehemalige Mörburg, auch Freihof genannt, auf der Gemarkung Schutterwald.

Die Unterwassermatten grenzen im Osten an den Brenntenauwald, im Süden an den Bruchgraben bzw. „Alten Kanal“ mit den dahinter liegenden Orgelmatten und ab dem Langwald an den „Neuen Kanal“ und an die Schutter. Im Norden bildet die Grenze das Schütterle und im Westen liegt die Grenze ca. 100 Meter unterhalb der Verbindungsstraße Schutterwald/Höfen.

Sie werden erschlossen durch den Mattenweg, der von der Autobahn her durch den Wald nach Westen führt bis an die Verbindungsstraße Dundenheim/Höfen, und vom Freihofweg, der von Schutterwald herkommend sich an der Geschirrhütte mit dem



Mattenweg kreuzt und als Grasweg nach Süden weiterführt bis zum „Neuen Kanal“. Ein weiterer Grasweg, der vom Brenntenhauwald bzw. von Hofweier her kommt, erschließt das am Schütterle entlanggehende Gelände bis zum Freihofweg. Die Unterwassermatten waren, wie schon der Name sagt, oft unter Wasser, weil der Grundwasserspiegel dort sehr hoch ist. Die Wiesen waren deshalb beim geringsten Regen überschwemmt, d. h. unter Wasser. Entsprechend war der Boden sumpfig und die Erträge waren sehr gering.<sup>3</sup>

Um diesem Übel abzuhelpen, stellte Baron Georg Arbogast am 13.5.1872 beim Großherzoglichen Bezirksamt den Antrag, die Unterwassermatten zu kultivieren. Gleichzeitig beantragte er, dass er die Matten im Sommer bewässern kann, unter Nutzung des Wassers der Schutter. Das Verfahren wurde auch in der Zeitung „Ortenauer Bote“ bekannt gemacht.

Dem Antrag und den von Baron Georg Arbogast vorgelegten Plänen wurde von den Behörden zugestimmt. Danach ließ Georg Arbogast entlang der Wege und durch die Matten Gräben ausheben und Stellfallen, Schleusen und Kreuzungsbauwerke für die Wasserzuleitung- und Ableitung bauen. Auch kleine Brücken und Wege wurden gebaut, um auf die einzelnen Matten zu kommen.

Für die Bewässerung wurde an der Schutter, direkt an der Gemarkungsgrenze Niederschopfheim/Dundenheim ein Auslassbauwerk gebaut, das heute noch am äußeren Schutterdamm zu

*Abbildung links:  
„Schütterle“ an der  
ehemaligen Mörburg/  
Freihof*

*Abbildung oben:  
Lageplan Unterwasser-  
matten aus TOP-Karte*



*Stellfalle zur Aufstauung und Umleitung des Wassers*



*Mattenweg nach Westen*



*Mörburg/Geschirrhütte (Maddehiesli) gerade aus der Mattenweg nach rechts der Freihofweg*

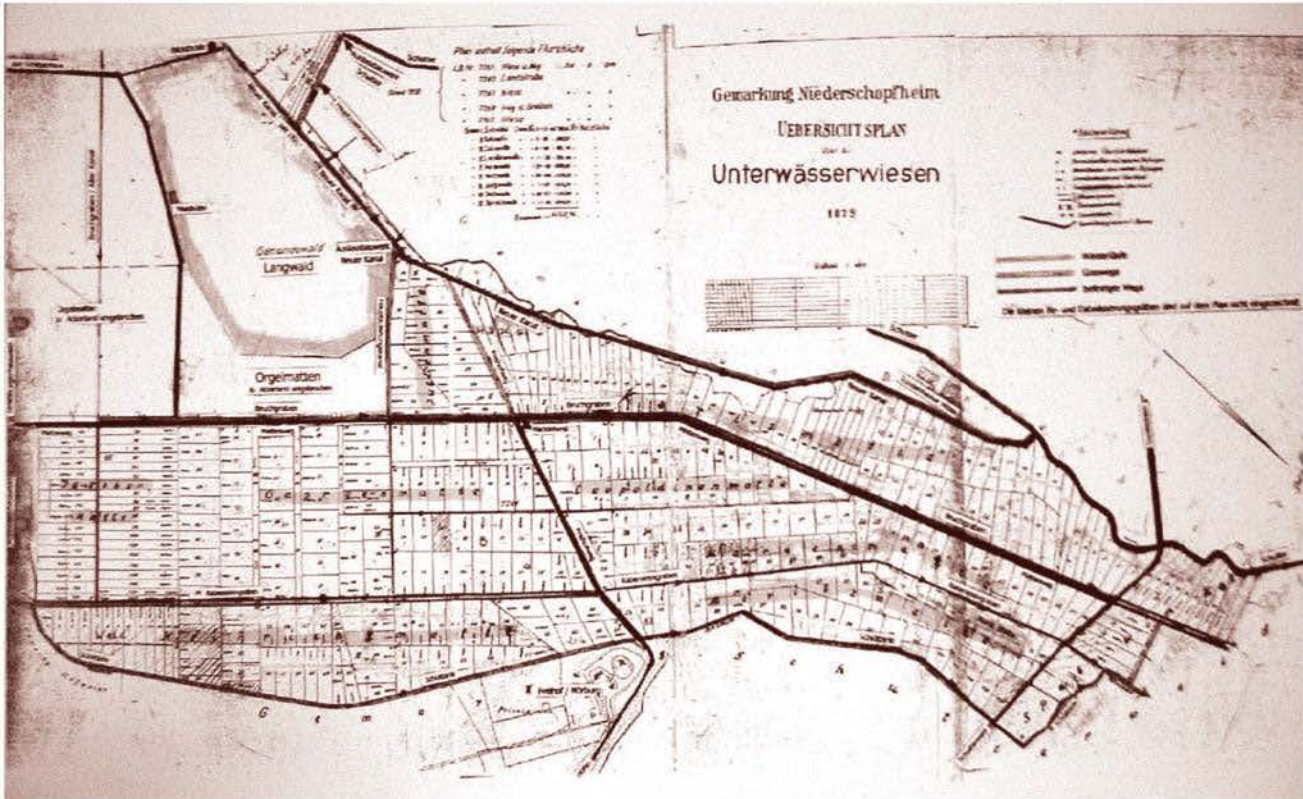
sehen ist. Dazu wurde Richtung Langwald, entlang dieser gemeinsamen Gemarkungsgrenze, ein großer Graben als sogenannter Hauptzuleitungskanal gebaut, der dann am Langwald entlang nach Norden und weiter zwischen der westlichen Grenze der Orgelmatten und der Julienmatte hindurchging bis zum Mattenweg.

Um die Bewässerung am Mattenweg über den Bruchgraben zu bringen, wurde ein Stahltrog über den Bruchgraben gebaut und dann das Wasser unter dem Mattenweg hindurch an das Grabennetz zwischen Mattenweg und Schütterle angeschlossen. Leider ist der Stahltrog zusammengeroftet und auch die Bauwerke und Stellfallen sind überwiegend durch eingewachsene Baumwurzeln zerstört.

An der Kreuzung Freihofweg/Mattenweg wurde 1872 eine Geschirrhütte gebaut, (genannt Maddehiesli) zur Unterbringung von Arbeitsgeschirr.<sup>4</sup> Wahrscheinlich durch Brandstiftung brannte 1983 der Dachstuhl ab. Er wurde aber sofort wieder aufgebaut und die ganze Hütte renoviert.<sup>5</sup>

Nachdem das Grabensystem auf den Matten fertiggestellt war, ließ Baron Georg Arbogast die Unterwassermatten vermessen und in zehn Teile bzw. Gewanne einteilen. Diesen Teilen gab er den Namen seines Vaters Georg, seiner Mutter Leopoldine und die Namen seiner sechs Kinder Karl, Julie, Marie, Moritz, Heinrich und Anna und einem weiteren Teil den Namen Jakob, wahrscheinlich nach seinem 1863 verstorbenen Verwalter Jakob Schuck. Zu diesen neun Teilen kam noch das Gewann „Spatzwinkel“, das unterhalb der Straße Dundenheim/Höfen liegt.<sup>6</sup>

Außerdem benannte er einen der Hauptbewässerungs- und Entwässerungsgräben nach seinem damaligen



Rentamtman Rabenstein. Dieser Graben beginnt am Schütterle oberhalb der Jakobsmatte, führt an dieser und an der Georgenmatte entlang weiter nach Westen, geht dann ab dem Freihofweg zwischen Marienmatte und Moritzmatte hindurch und mündet ca. 100 m unterhalb der Straße Schutterwald-Dundenheim in den Tieflachkanal auf Gemarkung Schutterwald.

Die Gewanne wurden noch in kleinere Lose unterteilt, die dann teilweise an Bauern aus Niederschopfheim, Hofweier, Schutterwald und Dundenheim verpachtet wurden.

Die Gewanne waren überwiegend durch Gräben voneinander abgegrenzt. An den Ecken ließ Georg Arbogast sehr große und auch bei hohem Gras gut sichtbare Grenzsteine aus Sandstein aufstellen, auf denen die Gewinn-Namen, die Größe der Gewanne und auch die Anzahl der Lose eingemeißelt waren.

Gewann I	„Spatzwinkel“	7,8036 ha		
Gewann II	„Karlsmatte“	30,379 ha	Los Nr. 1-80	Sohn
Gewann III	„Julienmatte“	7,824 ha	Los Nr. 81-101	Tochter
Gewann IV	„Leopoldinenmatte“	9,934 ha	Los Nr. 1-26	Mutter
Gewann V	„Marienmatte“	15,986 ha	Los Nr. 27-68	Tochter
Gewann VI	„Moritzmatte“	14,348 ha	Los Nr. 69-104	Sohn
Gewann VII	„Georgenmatte“	33,163 ha	Los Nr. 1-87	Vater
Gewann VIII	„Jakobsmatte“	13,206 ha	Los Nr. 88-123	Verwalter
Gewann IX	„Heinrichsmatte“	23,461 ha	Los Nr. 1-64	Sohn
Gewann X	„Annamatte“	ihre Größe ist nicht bekannt		Tochter



*Grenzsteine mit Gewinn-Namen*

*Die Grenzsteine der Karlsmatte, Julienmatte, Jakobsmatte und Annamatte sind nicht mehr auffindbar.*

Die Annamatte ist auf den heutigen Plänen nicht mehr eingezeichnet. Nach Aussage von Herrn Walter Oehler aus Höfen lag sie zwischen der Marienmatte und der Moritzmatte, im Plan rot gestrichelt. Wegen ihres nicht gerade idealen Zuschnitts hat man sie später wahrscheinlich der Moritzmatte zu geschlagen.<sup>7</sup>

Für die Verwaltung dieser Güter und des Marienhofes war ein Amtmann eingesetzt, der bis 1934 in Offenburg im sogenannten Frankensteinschen Rentamt residierte. Das Rentamt war in dem Gebäudekomplex zwischen Einhornapotheke und Rathaus, der am 28.11.1944 durch Bomben zerstört wurde.

Das Rentamt war bereits 1934 in das Gebäude des heutigen Weingutes Freiherr von und zu Franckenstein in der Weingartenstraße in Offenburg ausgelagert worden und war dort bis 1996.<sup>8</sup>

Im November 1882 beklagte sich der damalige Amtmann des Freiherrn von und zu Franckenstein bei der Gemeinde Niederschopfheim, dass zu wenig Wasser auf die Unterwassermatten



*Reste einer Stellfalle am  
ehemaligen Stahltrog  
über den Bruchgraben*

geleitet wird (der östliche Teil wurde mit dem Wasser des Dorfbaches und des Bruchgrabens bewässert).

Er schreibt u. a. „Das ganze Wasser, das aus dem Dorfbach abgeleitet wird, wird nur zur Bewässerung der Stöckmatt und den Breitmatten verwendet.“

Anscheinend hat der damalige „Wässerer“ Adolf Bürkle, der von der Gemeinde bezahlt wurde und für die Bedienung der Stellfallen und für die Bewässerung der Matten zuständig war, immer wieder geschummelt und das Wasser nur bestimmten Leuten zukommen lassen (Freunde, Bestechung?), obwohl er schon im Januar 1879 genaue Instruktionen hatte, wie das Wasser verteilt werden muss.

Weil der „Wässerer“ weiterhin unehrlich war, musste er sogar vor das Bezirksgericht und wurde dann 1884 von Bürgermeister Kopf entlassen, vom Gemeinderat aber wieder eingestellt.

Nachdem die Streitereien um das Wasser trotzdem weitergingen, wurde im Sommer 1884 von der Gemeinde Niederschopfheim und Dundenheim eine „Schutter- und Unterwässerwiesen Genossenschaft“ gegründet.

Die Genossenschaft gab sich eine Satzung, die am 19.6.1884 im „Ortenauer Boten“ und 22.6.1884 in der „Lahrer Zeitung“ öffentlich bekannt gemacht wurde.

Darin war genau geregelt, wer, wo und wie lange Wasser bekommen darf. Die Überwachung der Wiesenwässerung, die Verteilung des Wassers und die Bedienung der Stellfallen oblag dem „Wässerer- und Wiesenwart“, der auch haftbar gemacht wurde, wenn durch seine Schuld Schäden am Bewässerungssystem oder an den Wiesen entstehen sollten. Dafür wurde in der Satzung unter IV eine „Instruktion“ für den „Wässerer“ aufgenommen.

Für seine Arbeit erhielt er 360 Mark Jahreslohn. Etwa 120 Wiesen-eigentümer haben damals Wasser aus dem Dorfbach bezogen.

Der Genossenschaft gehörte auch die Freiherrlich Franckensteinische Grundherrschaft für ihre Unterwassermatten an, die ein Sechstel der Kosten für den „Wässerer“ zahlen musste. Sie wurde damals vertreten durch ihren Rentamtman Johann Heinrich Theodor Rabenstein.

Trotz der Instruktionen gingen aber anscheinend die Unregelmäßigkeiten weiter, denn am 10.3.1886 wird über „Wässerer“ Adolf Bürkle in einem Schreiben u. a. vermerkt: „Ob er Geschenke angenommen hat oder betrunken war ist nicht bekannt. Auch wird festgestellt, dass er oft willkürlich gehandelt hat.“

Am 26.1.1890 wird Adolf Bürkle aufgrund großer Klagen der Bauern endgültig entlassen. Nachfolger wurde Ludwig Ehret.<sup>9</sup>

Letzter Güteraufseher und „Wässerer“ für die Unterwassermatten war Franz Ritter aus Höfen, der dieses Amt von 1913 bis 1933 innehatte.<sup>10</sup>

Weil danach die Bewässerungs- und Entwässerungsgräben und die dazugehörigen Bauwerke nicht mehr so gepflegt wurden, war der Futterertrag der Matten, im Verhältnis zum Arbeitsaufwand, sehr dürftig, zumal die Gräben mit der Zeit verlandeten und die dazugehörigen Bauwerke mehr und mehr verfielen.

Ein Großteil der Unterwassermatten war bis in die 1950er-Jahre an Landwirte aus Niederschopfheim und Hofweier verpachtet. Als diese aufgrund anderer Verdienstmöglichkeiten insbesondere ihre Viehhaltung aufgaben, übernahmen Landwirte aus Dundenheim und Altenheim die freiwerdenden Flächen.

Auf den östlichen Teilen der Heinrichsmatte und der Jakobsmatte war bereits 1960 und 1961 ein Pappelwald angepflanzt worden, weil gerade diese Teile sehr feucht waren.<sup>11</sup>

Dies war mit ein Grund, dass 1968 die Großviehhaltung auf dem Marienhof aufgegeben wurde. Das Großvieh wurde versteigert. 1973 wurde auch die Schweinehaltung aufgegeben.<sup>12</sup>

Einen erneuten Versuch, den Ertrag der Unterwassermatten zu steigern, unternahm 1988–1990 ein junger Verwalter namens Wolfgang Bauer. Er hat viele Gräben neu ausgehoben und teilweise auch zerstörte Stellfallen wieder instandgesetzt. Leider brachten diese Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg. Weitere Teile im Osten der Heinrichsmatte blieben brach liegen, weil sich in diesem Bereich, aufgrund der Nässe, die Bewirtschaftung nicht mehr lohnte.<sup>13</sup>

Zu bemerken ist noch, dass Ende 1944 Bomberflugzeuge Bomben über den Unterwassermatten abgeworfen haben.

Dazu schreibt Herr Ludwig Schneider aus Dundenheim im OT vom 1.12.2004 Folgendes:



„Als die ersten Flugzeuge am 28. November 1944 ihre Zielzeichen (im Volksmund „Christbäume“ genannt) setzten, war es den zum Himmel blickenden Dundenheimer klar: Ziel der Bombenlasten war Offenburg.“ „... Der Grund dafür, dass die Bombenlasten gerade in diesem Bereich abgeworfen wurden wird wohl immer rätselhaft bleiben. Vermutungen wurden damals laut, dass man auf dem ausgedehnten Wiesengelände einen Flugplatz in Verdacht hatte. Es gab dort auch eine Feldbahn. Andere glaubten an einen planlosen Bombenabwurf. ...“

In einem Schreiben zu diesem Ereignis berichtet das Franckensche Rentamt Folgendes:

„Auf unserem Wiesenareal Gewann ‚Unterwässerwiesen‘ wurden so etwa 50 Sprengbomben abgeworfen. Es wurden riesige Bombentrichter mit einem etwaigen Durchmesser von 12–15 Metern und etwa 6 m Tiefe aufgerissen. Teilweise wurden die Wasserläufe und Wege zerstört. Die Unterwässerwiesen sind u. a. an Landwirte in Dundenheim und Ichenheim verpachtet, das sind über 100 Pächter.

Für diese besteht keine Möglichkeit mehr, auf die Wiesen zu fahren, weil der Hauptweg (Mattenweg), welcher von der Dundenheimer Straße nach Niederschopfheim führt, betroffen ist und große Löcher aufweist.

Der Hauptsträßgraben (Bruchgraben), der neben dem genannten Weg entlang zieht und das Wasser von Niederschopfheim bringt, ist gleichzeitig mit zerstört. Das Wasser kann dadurch nicht mehr abziehen und staut sich. Die Bombentrichter sind voll mit Wasser.

Tausende Zentner Futter würden im kommenden Sommer nicht abgefahren werden können, falls der Weg und der Graben nicht in Ordnung gebracht werden. Jetzt im Winter (Januar 1945) müssen die Instandsetzungsarbeiten sofort in Angriff genommen werden. Die Bürgermeisterämter Niederschopfheim, Dundenheim und Ichenheim sollten sich sofort ins Benehmen setzen, damit diese vordringlichen Arbeiten gemeinsam von den drei Gemeinden ausgeführt werden.“<sup>14</sup>

Die Bombentrichter sind teilweise auch heute noch zu sehen und haben sich im Laufe der Jahre zu Biotopen für Wasserpflanzen und im Wasser lebende Kleintiere entwickelt. Um die Bombentrichter herum wuchsen dann Weidenbäume, Erlen und auch Eichen.

Auch entlang der Be- und Entwässerungsgräben wuchsen teilweise Bäume und Sträucher, so dass sich das Unterwässer immer mehr zu einem großen Biotop entwickelte, in dem sich auch viele Vogelarten, z. B. der Brachvogel, Kiebitze und auch jagdbares Wild ansiedelte.

Dazu wurde von der freiherrlichen Familie 1970 auf der Marienmatte ein 50 ar großer Fichtenwald angepflanzt als Deckung für Rehe und anderes Wild.

Im Herbst 1989 wurde ein weiterer Versuch unternommen, die Unterwassermatten nutzbarer zu machen. Im westlichen Teil, nördlich des Mattenweges, wurde ca. ein Hektar Wiese umgepflügt, um dort Mais anzupflanzen. Weil aber schon längere Zeit Vogelschützer, der Naturschutzbund und andere Tierfreunde sich für die Unterwassermatten interessierten, wurde bei den Naturschutzbehörden Anzeige erstattet. Nach Meinung der Umweltschützer würde dadurch das „Biotop Unterwassermatten“ zerstört und insbesondere der inzwischen seltene, aber im Unterwässer heimisch gewordene Brachvogel vertrieben.

Die Umweltbehörden des Landratsamtes Offenburg ordneten deshalb einen Vororttermin an, an dem auch Vertreter des Umweltministeriums und die Naturschutzbehörden des Regierungspräsidiums Freiburg teilnahmen. Ebenso Moritz Freiherr von und zu Franckenstein, Bürgermeister Löffler von der Gemeinde Hohberg, ein Vertreter vom Naturschutzbund und Rentamtman Otto Mittenzwei.

Nach längerer Diskussion über den Grund des Umpflügens und die Folgen für das wertvolle Biotop Unterwassermatten und damit über das Vertreiben der Tiere und insbesondere des Brachvogels, machte Bürgermeister Löffler Herrn Baron von und zu Franckenstein den Vorschlag, das umgepflügte Grundstück den Naturschutzbehörden zu verkaufen.

Baron von und zu Franckenstein antwortete daraufhin umgehend: „Wenn wir verkaufen, dann nur die Unterwassermatten insgesamt.“ Die Vertreter der Naturschutzbehörden gingen etwas zur Seite und diskutierten über diesen Vorschlag, den sie sehr interessant fanden.

Danach vereinbarten sie mit Herrn Baron von und zu Franckenstein einen Termin für nähere Verhandlungen, wobei das Land Baden-Württemberg als möglicher Käufer genannt wurde.

Das Problem war die Finanzierung, weil so kurz vor Jahresende die Mittel aus dem Umweltministerium für solche Zwecke und in dieser Größenordnung kaum noch vorhanden waren.

Trotzdem wurde, aufgrund der einmaligen Gelegenheit, ein über 165 Hektar großes zusammenhängendes Biotop zu erhalten, versucht, in den verschiedenen Regierungspräsidien noch Geld für den Kauf aufzutreiben, wobei dies, insbesondere auch mit Unterstützung des damaligen BW Umweltministers Harald B. Schäfer, gelang.

Im Dezember 1989 wurde der Kaufvertrag vor dem Notar abgeschlossen. Ab diesem Zeitpunkt übernahm die Naturschutzbe-

hörde beim Regierungspräsidium Freiburg die Verantwortung für die Unterwassermatten. Im Kaufvertrag wurde auch festgelegt, dass Freiherr von und zu Franckenstein noch einige Zeit das Jagdrecht ausüben darf.

Im Frühjahr 1990 wurden dann, auf Veranlassung der Naturschutzstelle Freiburg, auf den Unterwassermatten kleine flache Mulden ausgehoben, in denen sich Regenwasser sammeln konnte, um so wieder Kleintiere, Frösche usw. anzusiedeln und um ihnen neue Lebensräume zu erschließen.<sup>15</sup>

Außerdem wurden mit allen bisherigen Pächtern aus den umliegenden Orten neue Pachtverträge abgeschlossen. In diesen Verträgen wurde vereinbart, dass die Wiesen nicht umgebrochen und nur noch nach Maßgabe der Naturschutzstelle des Regierungspräsidiums bewirtschaftet werden dürfen. Zum Beispiel gibt das Regierungspräsidium jedes Jahr vor, zu welchem Zeitpunkt das Heu geerntet werden darf, mit Rücksicht auf den Nachwuchs der Hasen und Rehe und auf die am Boden brütenden Vögel und andere Kleintiere, z. B. Heuschrecken.

Als Verbindungsmann und Ansprechpartner zwischen Regierungspräsidium und Landwirten konnte, auf Vorschlag von Bürgermeister Löffler, Anton Franz aus Niederschopfheim gewonnen werden. Er selbst und auch schon sein Vater waren jahrzehntelang Jagdhüter im „Unteren Feld“ (von der Bahn bis an die Schutter), sodass er schon seit frühester Jugend Kontakt mit Pflanzen und Tieren hatte und sich auch bestens in diesem Gebiet auskannte.

Als weitere Maßnahme veranlasste das Regierungspräsidium, dass größere Teilflächen mit neuem Gras der verschiedensten Sorten eingesät wurden, um festzustellen, welche Grassorte oder Grasmischung auf den Unterwassermatten am besten gedeiht. Auch wurde auf zwei Teilflächen eine Viehweide zugelassen, um auch hier festzustellen, wie sich Boden und Pflanzen unter einer Viehweide entwickeln und wie viel Vieh man weiden lassen kann, ohne dass größere Schäden am Gras und am Boden entstehen. Außerdem wurde das Fichtenwäldchen abgeholzt, obwohl sich dort auch seltene Tiere, z. B. Waldohreulen angesiedelt hatten. Man war der Meinung, ein Fichtenwald in der Rheinebene sei ein Fremdkörper.<sup>16</sup> Inzwischen wurden die Unterwassermatten auch als Naturschutzgebiet ausgewiesen und stehen daher unter besonderem Schutz.

Ende 1990 kam Herr Dieter Pfefferkorn mit seiner Familie als Verwalter auf den Marienhof.

1991 haben Adolf und Stefan Heitz aus Hofweier, im Auftrag der Bezirkstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Freiburg, eine Bestandserhebung der Heuschrecken-, Tagfalter- und Libel-

lenfauna gemacht. Auch die Schutter, Bäche und dauernd Wasser führende Gräben wurden insbesondere auf Muschel- und Libellenvorkommen untersucht. Eine sehr interessante Arbeit, die viel Aufschluss gibt über die Kleintierwelt auf den Unterwassermatten und in den Flüssen, Bächen und Gräben, die mit den Unterwassermatten in Verbindung stehen.

Nach meiner Pensionierung zum 1. Oktober 1997 habe ich mehrmals die Unterwassermatten begangen, um insbesondere festzustellen, wo noch die Grenzsteine mit den Gewannnamen stehen. Leider waren nur noch sieben Stück vorhanden, die ich dann säuberte, damit man die Schrift lesen konnte.

Im Spätjahr 2003 bekam ich einen anonymen Anruf mit der Nachricht, dass zwei der am besten zugänglichen Steine, die in der Nähe vom Freihof an der Georgen- und Marienmatte standen, nicht mehr da sind. Bei einer anschließenden Besichtigung musste ich leider diesen Sachverhalt auch feststellen. Es waren nur noch die leeren Löcher zu sehen, in denen die Steine einmal standen. Auch Herr Pfefferkorn vom Marienhof wusste nicht, wo die Steine hingekommen sind. Er erklärte sich aber bereit, mit mir zusammen und seinem Schlepper die restlichen Steine zu holen, wenn das Regierungspräsidium damit einverstanden ist.

Aufgrund einer telefonischen Anfrage kam die Zustimmung sofort, sodass wir einige Tage später und bei trockenem Wetter die noch vorhandenen Grenzsteine holen konnten. Glücklicherweise hatte der Schlepper von Herrn Pfefferkorn ein Hebegeschirr. So konnten wir die Steine, die teilweise sehr weit in den Boden eingesunken und sehr schwer waren, mit diesem Hebegeschirr herausziehen und anschließend zum Marienhof fahren. Einige Zeit später hat dann Herr Pfefferkorn die Steine im Marienhof, im Bereich der Kapelle mit der Madonna, aufgestellt.

Zu erwähnen ist noch, dass an Weihnachten 1999 der Sturm „Lothar“ auch große Schäden in den Pappel-Wäldchen im Osten der Heinrichsmatte und der Jakobsmatte angerichtet hat. Die umgestürzten Bäume blieben liegen. Das Wäldchen ist seither sich selbst überlassen.<sup>17</sup>

### **Ergänzung zum Rentamtman**

Letzter Rentamtman war Otto Mittenzwei, der dieses Amt von 1933 bis 1978 inne hatte und dann in den Ruhestand ging. Er stand aber auch danach der Herrschaft von und zu Franckenstein immer mit Rat und Tat zur Seite. Entsprechend dieser langen Zeit kannte Herr Mittenzwei alle Grundstücke und Besitzungen seiner Herrschaft und auch die meisten Pächter auf den Gemarkungen Niederschopfheim, Hofweier, Schutterwald und Offenburg und

auch alles, was zum Marienhof gehörte. In dieser Hinsicht war er ein lebendes Lexikon.

Das Rentamt wurde noch einige Zeit von Frau Reinauer, einer langjährigen Mitarbeiterin von Herrn Mittenzwei, verwaltet, anschließend von Herrn Doll vom Franckenschen Weingut, danach kurze Zeit von Herrn Bauer und ab 1990 von Herrn Pfefferkorn, zunächst von Offenburg aus. 1996 wurde das Rentamt in der Weingartenstraße aufgelöst und die gesamte Verwaltung der Liegenschaften in Offenburg und Umgebung in den Marienhof verlegt, weiter in der Verantwortung von Herrn Pfefferkorn.

Weil die Schäfer die Unterwassermatten gerne als Winterweide für ihre Schafe nutzen, entstanden an den Entwässerungsgräben, die teilweise immer noch ihren Zweck erfüllten, durch das Getrampel der Schafe immer wieder Schäden, die bei Herrn Mittenzwei für dauernden Ärger mit den Schäfern sorgte.<sup>18</sup>



*Herr Mittenzwei und  
Frau Reinauer*

### **Zur Erläuterung noch Einiges zum „Neuen Kanal“ und „Alten Kanal“**

Der „Neue Kanal“ wurde 1921 als Entlastungskanal für die Schutter gebaut. Er ist 2,2 km lang und beginnt unterhalb vom Niederschopfheimer Baggersee bei der kleinen Brücke an der Gemarkungsgrenze Oberschopfheim/Niederschopfheim. Er wird vom Mittelbach und vom Oberschopfheimer Dorfbach gespeist.

Er führt Richtung Norden unter dem Niederschopfheimer Dorfbach und unter der Kreisstraße hindurch, am Langwald entlang, fließt dann von der Nordwestecke in Richtung Dundenheimer Mühle und mündet ca. 200 Meter unterhalb der Mühle in die Schutter. Dadurch wird die Schutter, insbesondere bei Hochwasser, von dem Wasser des Mittelbaches und des Oberschopfheimer Dorfbaches entlastet.

An der Abbiegung des „Neuen Kanals“ am Langwald, Richtung Dundenheimer Mühle, wurde 1921 ein neues Auslaufbauwerk errichtet und an das Bewässerungssystem der Unterwassermatten angeschlossen. Das Auslaufbauwerk an der Schutter und der Hauptzuleitungsgraben auf den Krummatten, entlang vom Langwald, wurden danach überflüssig.

Das Auslaufbauwerk am „Neuen Kanal“ ist heute noch zu sehen, zum großen Teil aber durch eingewachsene Baumwurzeln auch schon zerstört. Zur Unterscheidung vom „Neuen Kanal“ hat

man in Niederschopfheim den Bruchgraben, der früher die Gemeindematten im Bruch entwässert hat, „Alter Kanal“ genannt. Heute ist auf den Gemeindematten im Bruch der Baggersee. Auf diesen Matten wurden früher das Heu und das Öhmd geholt zur Fütterung der Stiere der Gemeinde.

Der „Alte Kanal“ beginnt heute am Baggersee, direkt oberhalb vom Badestrand. Sobald der Grundwasserspiegel nach starken Regenfällen steigt, fließt der Überlauf des Baggersees in den „Alten Kanal“ bzw. Bruchgraben. Er führt zunächst nach Norden bis zum Mattenweg, dann nach Westen am Mattenweg und den Unterwassermatten entlang bis in die Schutter unterhalb der Verbindungsstraße Dundenheim/Höfen.

Dies ist die Geschichte der Unterwassermatten. Ich habe sie nicht nur aufgeschrieben, weil sie interessant ist und ich sie der Nachwelt erhalten möchte, sondern weil mich aus meiner Jugendzeit vieles an das „Unterwässer“ erinnert. Wir hatten gegenüber den Unterwassermatten, auf den sogenannten Orgelmatten, die zwischen Mattenweg und Langwald liegen, zwei Tauen Wiesen (ein Tauen = 36 ar), auf denen wir im „Heiet“ und „Ähmdet“, (Heu- und Öhmd-Ernte) viel gearbeitet haben. Je nach Wetterlage waren die Orgelmatten genauso nass wie das „Unterwässer“, so dass wir oft mit dem beladenen Heuwagen bis auf die Achsen versunken sind. Wir mussten dann immer noch zwei Kühe oder Pferde von anderen Bauern vor unsere Pferde spannen, um den Wagen wieder herauszuziehen. Man hat sich in dieser Situation gegenseitig geholfen.<sup>19</sup>

Zu den „Orgelmatten“ ist noch Folgendes zu sagen: Früher bezog der Pfarrer von Niederschopfheim von den „Orgelmatten“ den Heuzehnten für sein Vieh. Später, als er kein Vieh mehr hatte, hat er sich diesen Zehnten, durch Verpachtung an die Dorfbewohner, in Geld auszahlen lassen.

Im Jahre 1760 wurde für die 1754–1756 neu erbaute Kirche in Niederschopfheim eine neue Kirchenorgel angeschafft. Die Gemeinde schrieb an den Pfarrer, er möchte auf den Zehnten, den er aus diesen Matten bezieht, sechs Jahre verzichten, um so mitzuhelfen, die Kirchenorgel zu finanzieren. Der Pfarrer stimmte dem Vorschlag zu, seither heißen diese Matten „Orgelmatten“.<sup>20</sup>

### **Abschließend noch einige Bemerkungen zur „Binzburg“ und zur „Mörburg/Freihof“**

Die „Binzburg“ wurde um 1438 von Wilhelm Hummel erbaut. Sie stand auf der kleinen Erhebung zwischen der Autobahn und dem Binzburghof Pfefferle. Das Gewann hieß Binzmatte und es

gibt in alten Unterlagen auch den Namen Binzbuckel. Daher kommt der Name Binzburg. 1472 verkaufte Adam Hummel die Binzburg und die halben Dörfer Hofweier und Schutterwald an den Kurpfälzischen Vogt Bernhard von Bach.

Den Rittern von Bach gehörte schon Niederschopfheim als Lehen des Bischofs von Straßburg. Nachdem sie 1530 auch die anderen Hälften von Hofweier und Schutterwald gekauft hatten, gründeten sie die nach ihrem Schloßchen benannte Herrschaft Binzburg, die aus den Dörfern Niederschopfheim, Hofweier und

Schutterwald bestand. Die Herrschaft vererbte sich von Georg von Bach auf die ritterschaftlichen Familien von Cronberg, von Dalberg, von Bettendorf, von Erthal und von und zu Franckenstein.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Burg zerstört, die damals noch von den Rittern von Bach bewohnt wurde. Die Schlossanlage war von einem Wall und Graben umgeben. Offensichtlich wohnte bis zum Dreißigjährigen Krieg der Amtmann auf der Burg. Am 17.3.1653 schrieb der Amtmann Franz Bär: „Binzburg ist in den Boden hinein ruiniert, soll ich fürder da wohnen, ist bauen von Nöten.“ 1677 berichtet der Vogt: „Das Türmlein der Binzburg ist von den Völkern abgehelt worden.“ Die restlichen Steine schenkte Freiherr von Erthal 1763 der Gemeinde Hofweier zum Kirchenbau. Die Herrschaft Binzburg bestand bis zum Jahr 1806.<sup>21</sup>

Die „**Mörburg**“ lag auf einem kleinen Hügel am Schütterle an der im beigegefügteten Plan eingezeichneten Stelle. Die Burg wurde Anfang des 12. Jahrhunderts von den Geroldseckern erstellt, was im alten Stadtrecht von Straßburg erwähnt ist, das zwischen 1129 und 1250 verfasst wurde.

Von der Burg ist nichts mehr erhalten, außer einem Lageplan, aufgrund dessen eine ungefähre Beschreibung möglich ist. Die Burg war mit einem Wassergraben umgeben, über den man über einen Vorhof zum eigentlichen Schloss und einem Meierhof mit landwirtschaftlichen Gebäuden kommen konnte. Die Burg diente auch den Straßburger bischöflichen Fischern auf der Schutter als Grenzmarke.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schloss zerstört und 1704 war es nur noch ein Steinhaufler und diente als Steinbruch. Auch die übrigen Gebäude verfielen. Erhalten blieb nur der Turm, der 1759 abgetragen und von der Gemeinde Altenheim in der Dorfmitte als „Türmel“ wieder aufgebaut wurde.

Nach den Geroldseckern waren die von Böcklin bis 1752 Eigentümer der Mörburg. Weitere Eigentümer folgten, bis die Familie von und zu Franckenstein 1864 die Reste der Mörburg und das dazugehörige Gelände kaufte.

Kaiser Karl V. hatte der Mörburg mehrere Privilegien verliehen, so Steuerfreiheit, Freizugsrecht, Asylrecht und das Recht des Weinausschankes. Die Mörburg war deshalb ein Freihof. Daher kommt der Name Freihof, der sich im Volksmund mehr eingebürgert hat als der Name Mörburg.<sup>22</sup>

1927 errichtete der Schützenverein Höfen an der östlichen Böschung der ehemaligen Mörburg einen Schießstand. Dieser musste 1945 abgebrochen werden.

1938 wurde an der Straße Höfen/Dundenheim zu Kriegszwecken ein Panzergraben ausgehoben. Mit dem Aushub wurde der teilweise noch vorhandene Burggraben aufgefüllt und die Reste der Grundmauern zugeschüttet. Heute ist von der Mörburg nichts mehr zu sehen.<sup>23</sup>

### Quellen

- 1 Buch „Heimatkunde von Niederschopfheim“ von Pfarrer Wilhelm Bartelt
- 2 Buch „Hofweier in Gegenwart und Zukunft“ von Prof. Dr. Otto Kähni
- 3 Eigene Erinnerungen
- 4 Staatsarchiv Freiburg B728/1, Nr. 8982 und 3657
- 5 Mitteilungen von Walter Oehler, Höfen
- 6 Mitteilungen von Rentamtman Otto Mittenzwei
- 7 Mitteilungen von Moritz Heinrich Freiherr von und zu Franckenstein
- 8 Mitteilungen von Rentamtman Otto Mittenzwei
- 9 Staatsarchiv Freiburg B728/1, Nr. 8982 und 3657
- 10 Mitteilungen von Walter Oehler, Höfen
- 11 Mitteilungen von Rentamtman Otto Mittenzwei
- 12 Mitteilungen von Anton Franz und Dieter Pfefferkorn
- 13 Eigene Erinnerungen
- 14 Staatsarchiv Freiburg B728/1, Nr. 8982 und 3657
- 15 Eigene Erinnerungen
- 16 Mitteilungen von Anton Franz und Dieter Pfefferkorn
- 17 Eigene Erinnerungen
- 18 Mitteilungen von Anton Franz und Dieter Pfefferkorn
- 19 Eigene Erinnerungen
- 20 Buch „Heimatkunde von Niederschopfheim“ von Pfarrer Wilhelm Bartelt
- 21 Aus Aufsätzen von Pfarrer Josef Bayer und dem Buch „Burgen und Schlösser in Mittelbaden, von Hugo Schneider
- 22 Zusammenfassung aus einem Aufsatz von Hugo Schneider und Hermann Braunstein aus dem Buch „Burgen und Schlösser in Mittelbaden von Hugo Schneider
- 23 Mitteilungen von Walter Oehler, Höfen



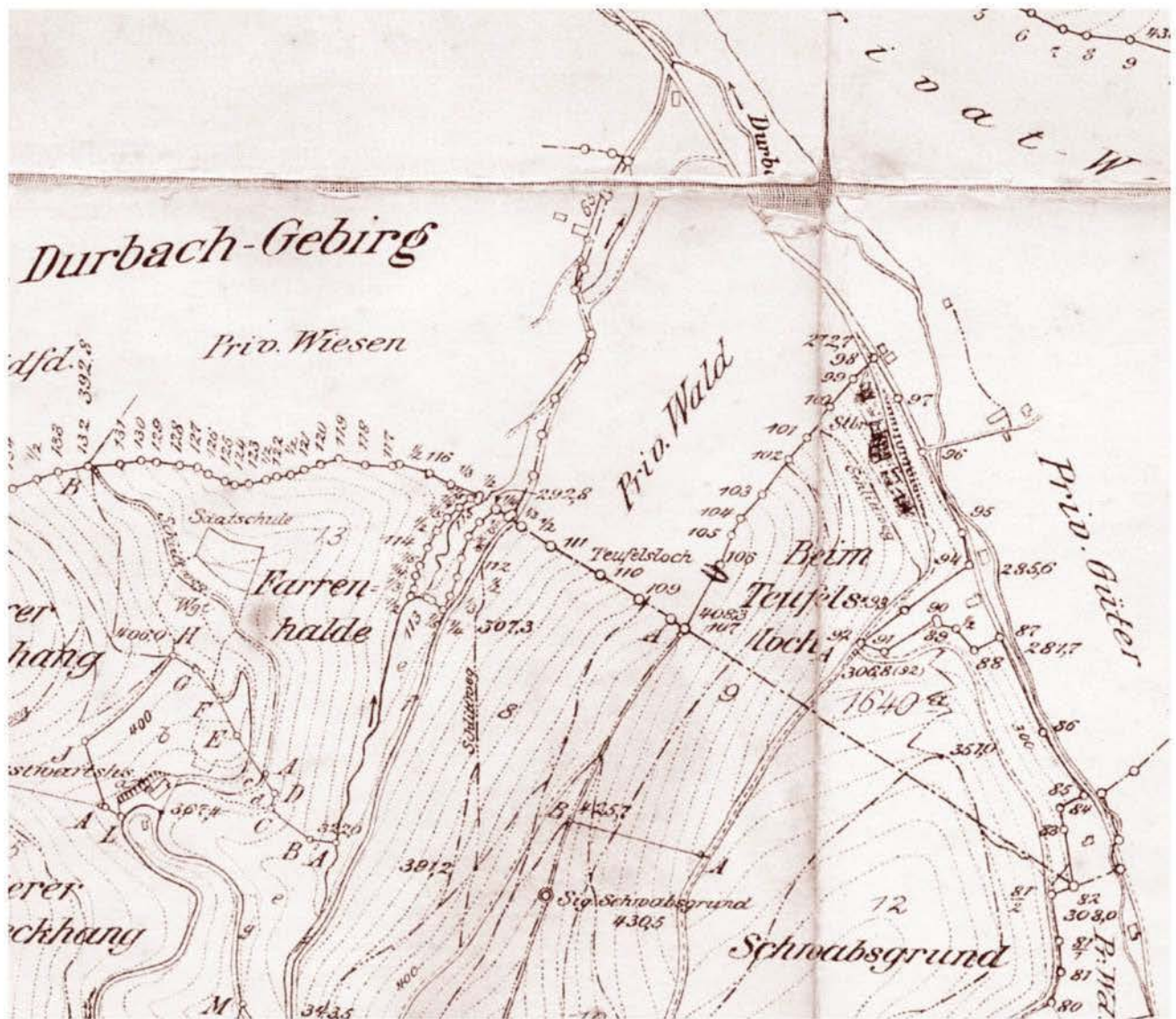
## Das Teufelsloch in Durbach

*Josef Werner*

Das weit verzweigte Durbachtal birgt selbst für viele Einheimische immer wieder unbekannte und überraschende Landschaftsbilder. Von der Gemarkungsgrenze Ebersweier beim Zinken Stöcken zieht sich das Tal von ca. 170 m NN über rund zwölf km bis zum Mooskopf mit der stattlichen Höhe von 873 m NN. Dazwischen liegen über 40 bewohnte Seitentäler oder Wohnplätze, die ein Fremder selbst mit einem modernen Navigationsgerät nur schwer erkunden kann. Die alten Gewinnbezeichnungen sind in dem vom Weinbau geprägten Tal weitgehend den heute wichtigen Weinberglagen-Bezeichnungen gewichen. Im ehemaligen Stab Durbach-Gebirg, der seinen Anfang im Brandeck-Gebiet hat, haben sich noch viele alte Bezeichnungen für Gewanne oder Flurstücke erhalten. Neben den vielen Moospfaff-Sagen erzählt man sich im Gebirg seit vielen Jahrhunderten die Sage vom „Teufelsloch“.

„Einst sollte das Durbacher Schloss (Schloss Staufenberg) auf dem Berg zwischen dem Brandecktal und dem Schwabsgrund errichtet werden. Das Bauholz lag bereits am vorgesehenen Platz und es sollte mit den Bauarbeiten begonnen werden. Als die Handwerker zur Arbeit anrückten, war das Bauholz verschwunden und zu Aller Verwunderung fand man dieses am Platz des heutigen Schloss Staufenberg. Am gleichen Tag verstarb auch der Zimmermeister.“

Soweit die Sagengeschichte, deren Ursprung der Berichtschreiber im August 2010 nachgehen wollte. Anlass für die nähere Erforschung war das Ansinnen von Forstleuten, in dem bis dato nur sehr dürftig mit Wegen erschlossenen Gelände um das Teufelsloch einen für größere Fahrzeuge zugängigen Weg zu errichten. Bereits in der wohl ältesten Gemarkungskarte von Durbach (ohne Datierung, vermutlich Entwurfskarte der Herrschaft Staufenberg um 1780) ist auf dem 408 m hohen schmalen Bergrücken das „Teufelslocher Eck“ eingezeichnet. Vom Brandweiher unterhalb des ehemaligen Forsthauses Brandeck beginnend, führt der Teufelslochweg an der „Schwabshalde“ entlang, um die Bergnase beim „Rineck“ vorbei, in den „Schwabsgrund“, bevor eine scharfe, wieder nach Westen verlaufende Abzweigung als „Oberer Teufelslochweg“ zum Bergrücken führt. Direkt über den teilweise nur ca. 1,50 m breiten Kamm zieht sich die Grenze zwischen Staats- und Privatwald. Ein Plan über die Großherzoglichen Domänenwälder zeigt schließlich die genaue Lage des wenig



Forstkarte Brandeck  
1910

bekanntem Denkmal. Direkt beim Grenzstein 106 öffnet sich auf dem schmalen Grat ein etwa sieben bis acht Meter tiefer und von Kante zu Kante 11,50 m breiter Graben. Das Gestein besteht aus einem meist blau-grauen, äußerst harten Porphy. Durch die Ablagerungen auf beiden Seiten des Bergrückens ergibt sich in der Sohle dieser Grabung eine ebene Fläche von fast 37 m Breite. Der Umfang des Aushubs, bzw. der Abgrabungen, kann mit ca. 700 m<sup>3</sup> Fels geschätzt werden. Auf der südlichen Seite, Richtung Brandeck zulaufend, sind Anhäufungen von jetzt losen Bruchsteinen zu erkennen, welche ursprünglich wohl als Schutzmauer aufgeschichtet waren. Fortführend bis zum Gewinn „Rineck“ an der Abbruchkante des sehr steilen Bergrückens sind beidseitig des Grates im Abstand von ca. acht Metern die Spuren von kleineren Pfaden zu erkennen. Es ist zu vermuten, dass diese ursprünglich mit einem Schutzwall bzw. Palisaden oder anderen Schutzvorrichtungen bestanden waren.



*Abbildung links:  
Grenzstein 106 mit  
Blick über das Teufels-  
loch vor Wegeplanie*

*Abbildung rechts:  
Grenzstein 105 mit dem  
Badischen Wappen und  
der Jahreszahl 1844*

Nach Rücksprache mit der Abteilung Archäologie des Regierungspräsidiums Freiburg konnte zumindest der tiefe Graben vor der Einebnung durch die jetzt durchgeführten Wegebaumaßnahmen geschützt werden. Der Wegeplanie fiel leider der mit dem Badischen Wappen und der Jahreszahl 1844 versehene Grenzstein Nr.105 zum Opfer. Das Teufelsloch steht jetzt noch als „Insel“ auf dem Berg. Die Wegeplanie hat jedoch auf beiden Seiten des Berges lockeres Gestein freigelegt, in welchem vielleicht noch Scherben oder sonstige Zeugnisse aus einer längst vergangenen Zeit herauszulesen sind.

Einhellig ist die Auffassung von Sachkundigen: Die alte Sage ist sicherlich ohne Grundlage. Vermutlich kann Zweck und Entstehung der Anlage wie folgt definiert werden:

Eine Nutzung der vorhandenen Grabung als Steinbruch oder sonstige Bergbautätigkeit kann ausgeschlossen werden.

Es ist sehr stark anzunehmen, dass dieser Graben als Schutz- und Zufluchtsstätte für umliegende Höfe oder auch für die Durbacher Bevölkerung gedient hat.

Die Bewohner des Durbachtales waren insbesondere während des Dreißigjährigen Krieges, aber auch in der Zeit der Erbfolgekriege und in den 1790er-Jahren immer wieder auf der Flucht in das Durbacher Gebirge. Die Entstehung dieser alten Zufluchtsstätte kann deshalb vermutlich in den Zeitraum um 1630–1650 datiert werden. Auch in der Zeit, während der „Türkenluis“ Markgraf Ludwig Wilhelm seine Kraft für das Haus Österreich einsetzte, kamen die Franzosen über den Rhein und hausten mit arger Zerstörung in der Herrschaft Staufenberg. Immer wieder kamen „Marodeure“ des französischen Generals Duras in das Tal und veranlassten die Bewohner zur Flucht.

Die dauernde Gefahr durch marodierende Banden und Truppen dürfte die Bevölkerung des Durbachtales, zumindest der umliegenden Höfe, zur Errichtung dieser Fluchtstätte in unwegsamem Gelände bewogen haben.

Dass das Teufelsloch nicht in wenigen Tagen oder Wochen, sondern im Zeitraum von vielen Monaten geschaffen wurde, das lässt sich bei Kenntnis der damals üblichen Werkzeuge und auch der schweren Zugänglichkeit dieses Waldgebiets gut ermessen.

Die Lage auf einem nach drei Seiten sehr steil abfallenden Bergkamm, je nach Baumbestand eine hervorragende Übersicht über das Durbachtal und die nähere Umgebung, sowie die gute Verteidigungsbereitschaft, lassen die Gestalt dieser ehemaligen „Zufluchtstätte“ gut erkennen.

Eine weitere Verbindung dieses „Fluchtlagers“ ist vorstellbar. Direkt gegenüber liegt in einer Entfernung von einigen hundert Metern gegen Westen im Gewann „Farnhalde“ (manchmal auch „Farrenhalde“ genannt) auf einer signifikanten Höhe „die Schanz“, welche wohl schon in früherer Zeit als Wach- und Aussichtspunkt in Richtung des Durbachtales angelegt war. Heute steht an dieser Stelle eine schöne Hütte mit einem Gedenkkreuz, das auf zwei Seiten den Herrgott aufweisen kann. Der Gekreuzigte richtet seinen Blick einerseits ins Tal und andererseits auch ins Gebirge.

Das Teufelsloch wurde vor der Zerstörung durch die Planiermaschinen gerettet. Es ist jetzt zugänglich für Wanderer und Forscher, die Sagen und Ereignisse aus alter Zeit miteinander verbinden können.

## Der jüdische Friedhof von Mackenheim im Unterelsass

Günter Boll

Der jüdische Friedhof am Schlettstadter *Giessen*,<sup>1</sup> der Mackenheimer *Judengarten*, der 1682 von den Ettenheimer Juden im Schmieheimer Gewann *Steinhalden* angelegte Begräbnisplatz<sup>2</sup> und der jüdische Friedhof auf dem Kuppenheimer *Mergelberg*<sup>3</sup> gehören zu den weit außerhalb ihrer Wohnorte gelegenen Nekropolen der beiderseits des Oberrheins ansässigen Juden. Die um der ungestörten Totenruhe willen gesuchte Abgeschiedenheit dieser nach und nach erweiterten und zum Teil bis heute von mehreren jüdischen Gemeinden gemeinsam benutzten Begräbnisplätze folgt einer rituellen Vorschrift, die der Schreiber der zweitausend Jahre alten *Tempelrolle* vom Toten Meer<sup>4</sup> wie folgt formuliert hat:

„Du sollst nicht handeln wie die anderen Völker: Überall begraben sie ihre Toten, und sie begraben sie sogar in den Häusern. Du aber sollst entfernte Stätten in eurem Lande aussuchen, an denen ihr die Toten begrabt; zwischen vier Städten soll ein Platz ausgesucht werden, wo die Toten begraben werden.“

Einem Rechtsstreit zwischen der *Burgerschaft deß Nidern dorffs Mackhenheim* und dem *Edlen vnd vesten Junker Christof Brosinger von Sternenber*g, in dem es unter anderem um die Nutzung des gemeindeeigenen Waldes in der Umgebung der Mackenheimer Mühle ging, ist die erste Erwähnung des unweit der Mühle im Auwald gelegenen jüdischen Friedhofs in den einschlägigen Quellen des unterelsässischen Bezirksarchivs in Straßburg zu verdanken. Aufschlussreicher als das, was dem zwölf Klagepunkte umfassenden *Memorial* der Beschwerdeführer zufolge am 25. September 1608 *von wegen der Judenn vnd Irer begreptnus* zur Debatte stand,<sup>5</sup> ist indessen ein gleichfalls in Straßburg archivierter Bericht des Marckolsheimer Amtmanns Peter Ernst von Lützelburg an die Zaberner Regierung des Bistums Straßburg vom 4. Juni 1629, der das hohe Alter des auf dem linken Rheinufer gelegenen Friedhofs bezeugt,<sup>6</sup> auf dem bis 1755 auch die Breisacher Juden bestattet wurden:

*E[uer]: G[naden]: vnnd g[unsten]: soll Ich vnnderthenig zuoberichten nicht vnderlaßenn, wie daß die Judenschafft hieoben Nun vor vilen: vnnd vnuerdenckhlichen Jahren In diser Refier Ir begreptnus Im Gemeinen Bann Mackhenheim gehappt, vnd noch Aldort haben, Aber solcher begreptnus*

פה  
נטמן האיש  
הישר וכשר  
יודא בר משה  
הלוי ז"ל ביום  
שני דסכת  
תלו לפ"ק

*halben, der von Herbstheim sich bitz hero Allein Angemast gehapt, Wann aber die Juden mich berichten, daß der Rhein Ihr begreptnus Mehrer theils eingerißenn, vnnnd eben gar wenig blatz mehr am selbigen ort dauon verhanden, vnnnd baldt gar darumb geschehen seye, Alß haben sie bey mir Angesucht Ich solt Inen vonn der Allmendt doch bey derselben Iren begrepttnus Ein Ackher grundt groß werden lassen, sie wolten denselben Bezahlen, waß sonst vngeuorlich Ein Eigner Velt Ackher zuo Mackhenheim wertt sein mechte & p Gelangt vnnnd Ist derohalben hiemit Ahn E: G: vnnnd g: mein vnderthenigs Bitten, die wollen hierüber mir gnedigen bescheidt ertheilen, weßsen Ich mich diß orts verhalten solle.*

Die bischöfliche Regierung teilte ihrem Amtmann zu Marckolsheim am 8. Juni 1629 mit, dass sie sich seinen *Vorschlag der Judenbegrebnus halben zu Mackhenheimb nicht mißfallen lasse, dannenhero Ihr mit Zuthuen dessen von Herbstein (Herbsheim) Ihnen Juden einen platz auszeichnen: vnd vmb ein Summa geltts was sonsten souiel grundt wehrth sein möchte Anschlagen köndet.*<sup>7</sup> Eine weitere Vergrößerung des Friedhofs wurde am 21. April 1685 bewilligt.<sup>8</sup> Aus der Zeit vor dieser zweiten Erweiterung sind nur noch zwei vollständig erhaltene Grabsteine vorhanden; die Inschrift des ältesten, der zu Häupten des Avraham bar Elasar steht, datiert vom „3. Tammus 429 nach der kleinen Zählung“ (2. Juli 1669); die des sechs Jahre jüngeren gedenkt des „am zweiten Tag des Laubhüttenfestes 436 nach der kleinen Zählung“ (6. Oktober 1675) verstorbenen Juda bar Mosche ha-Levi.

Teilweise verheerende Hochwasser des damals noch ungebändigt mäandrierenden Rheins,<sup>9</sup> denen der mehrmals erweiterte Begräbnisplatz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgesetzt war, dürften der Hauptgrund für das Verschwinden vieler Grabsteine des 17. und 18. Jahrhunderts im Erdreich des vom Volksmund als *Judengarten* bezeichneten Friedhofs gewesen sein. Von den teils vollständig, teils fragmentarisch erhaltenen Steinen, die bei den 1982 begonnenen Grabungen auf dem im 18. Jahrhundert belegten Teil des Friedhofs unter einer dichten Grasnarbe entdeckt und wieder aufgestellt wurden, lassen sich etwa fünfzig anhand ihrer Inschriften und anderer Quellen Männern und Frauen zuordnen, die in den linksrheinischen Ortschaften Diebolsheim, Muttersholtz, Mackenheim, Marckolsheim, Grussenheim, Riedwihr und Biesheim gewohnt hatten. Die jüdischen Gemeinden dieser Ortschaften und des kleinen Rieddorfs Bösenbiesen, denen der Mackenheimer Judengarten als Begräbnisstätte diente, zählten um 1785 insgesamt 810 Seelen.

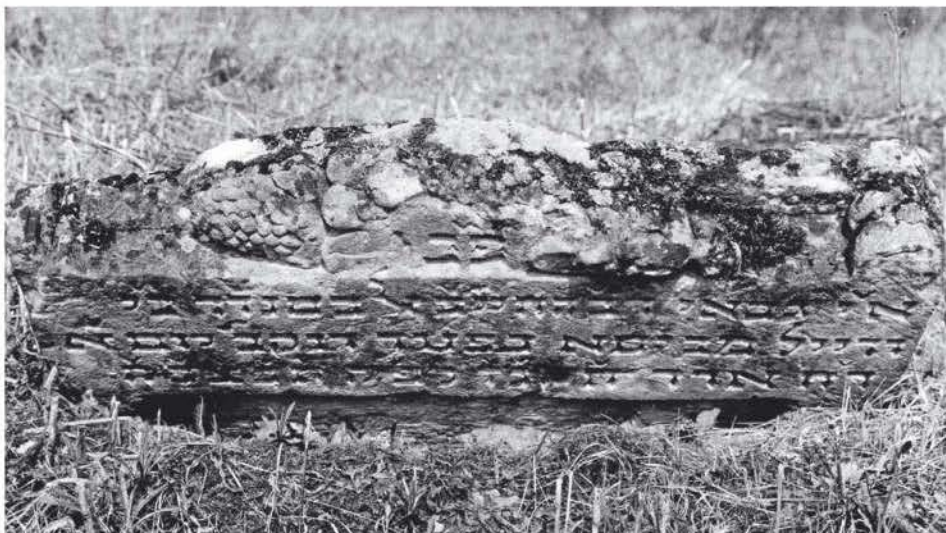
Als von den Gemeinden bevollmächtigte *Gabboim*, denen die Verwaltung des Friedhofs oblag, sind der 1742 verstorbene *Par-nass* der Marckolsheimer Juden, Nöhm Schnerb, der 1788 verstor-



*Grabstein der 1703  
verstorbenen Mindel  
bat Juda Mosche  
Jirmeja*



*Grabstein des 1742  
verstorbenen Nöhm  
Schnerb*



*Grabstein des 1797  
verstorbenen Alexander  
Weyl*



Grabstein des 1685  
verstorbenen Rabbiners  
Jirmeja ben Jehuda

bene Judenschultheiß zu Grussenheim, Jacob Wurmser,<sup>10</sup> und der 1797 verstorbene Alexander Weyl von Biesheim bezeugt, die alle drei im Mackenheimer *Bet ha-Chajim* begraben liegen.

Auch die vorderösterreichische Judenschaft im rechtsrheinischen Altbreisach war bis zur Bewilligung eines eigenen Begräbnisplatzes am 4. Juni 1755 auf die Benutzung des Mackenheimer Friedhofs angewiesen.<sup>11</sup> Der erste von dreißig Breisacher Juden beiderlei Geschlechts, deren Grablegung auf dem 18 km nördlich von Altbreisach gelegenen Friedhof sich für die Zeit vom 13. September 1685 bis zum 14. Februar 1752 anhand der erhalten gebliebenen Epitaphien belegen lässt, war der 1685 verstorbene Rabbiner „Jirmeja, Sohn des Rabbi Jehuda seligen Andenkens“, aus Gunzenhausen in der fränkischen Markgrafschaft Ansbach, der dem Nekrologium des Niederehnheimer Memorabuchs zufolge in seinem letzten Lebensjahr als „Vorsitzender des Gerichts in der heiligen Gemeinde Breisach und im ober[elsässisch]en Bezirk“ gewirkt hatte.<sup>12</sup>

In einer Fußnote seiner 1922 erschienenen „Geschichte des Dorfes Mackenheim“ hält Joseph Lüdaescher die in die Zeit vor der Regulierung des Oberrheins zurückreichende Erinnerung älterer Dorfbewohner an einen in nächster Nähe des jüdischen Friedhofs in der sogenannten *Kreuzkehle* gelegenen *Ladplatz* der Rheinschiffahrt fest.<sup>13</sup> Die Existenz dieser dem Friedhof benachbarten Anlegestelle legt die Vermutung nahe, dass man die in Mackenheim bestatteten Breisacher Juden *per Nachen auf dem Rhein dorthin gebracht* hat.<sup>14</sup>

Nur wenige Grabinschriften enthalten Hinweise auf die Herkunft der Verstorbenen oder ihrer Angehörigen aus anderen





Grabstein des 1727  
verstorbenen Joseph  
Günzburger

„Und Gott war mit Josef, und er war ein erfolgreicher Mann (Genesis 39,2). Hier ruht geborgen und in Seligkeit die Wonne Israels, der Kazin, der Shtadlan, Parnass und Manhig, bekannt in den Toren seiner Zeit. Schutz und Schild war er dem Volk in der Bedrängnis. Wie eine Mauer und ein Wall hat er es beschützt. Sein Haus war weit geöffnet für die Toralernenden, sein Tisch war gedeckt. Er wurde nach oben gebeten, der geehrte Herr Josef Josle, Sohn des Herrn Maharam Günzburg seligen Andenkens, von Breisach am Freitag, dem 13. Nissan 487 nach der kleinen Zählung (4. April 1727). Seine Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens.“



Grabstein  
der 1696 verstorbenen  
Sara Jentele bat Josef

rechtsrheinischen Orten. So wird zum Beispiel die im Januar 1696 verstorbene „Frau Sara Jentele, Tochter des Josef seligen Andenkens“, in der Inschrift ihres Grabsteins als „Gattin des ehrwürdigen Herrn Salman von Grave[n]h[a]usen“ bezeichnet, den wir im Ratsprotokoll der Stadt Offenburg vom 8. Mai 1675 als einen von vier ortsansässigen jüdischen Familienvätern namentlich genannt finden.<sup>15</sup> Wo die jüdischen Einwohner der 1689 von den Franzosen zerstörten Reichsstadt eine neue Bleibe fanden und wo die in Mackenheim bestattete Frau des Salomon von Grafenhausen gestorben ist, wissen wir nicht.

Ebenso unbeantwortet bleibt die Frage, warum die im Juli 1713 verstorbene „Frau Schönlen, Tochter des Naf-tali seligen Andenkens, Gattin des Löb Stollhofen“, nicht auf dem jüdischen Friedhof im badischen Kuppenheim, auf den die Juden von Stollhofen ihre Toten

brachten,<sup>16</sup> sondern im linksrheinischen Mackenheim beigesetzt wurde.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts schieden, indem sie eigene Friedhöfe gründeten, die oberelsässischen Gemeinden Biesheim und Grussenheim aus der Verwaltung des Mackenheimer Friedhofs aus. Der am 25. Mai 1810 verstorbene Joseph Hemen-dinger war der letzte Grussenheimer Jude, der in Mackenheim beerdigt wurde.<sup>17</sup> *Gabai* des fortan nur noch von den Juden in Mackenheim und Marckolsheim benutzten Friedhofs war der Inschrift seines Grabsteins zufolge der aus Westhoffen gebürtige und am 20. Dezember 1828 in Mackenheim verstorbene Benjamin Roos.

Der um 1764 als Sohn des *Préposé* der kleinen jüdischen Gemeinde Bösenbiesen, Hirzel Ach, und der Zippora Schnerb geborene und am 19. Februar 1845 in Mackenheim verstorbene *Reven-deur* Moïse Ach (Mosche bar Naftali) war einer der ersten Juden, die auf dem jüngsten und bis heute benutzten Teil des Friedhofs bestattet wurden. Einem 1998 erstellten Gräberverzeichnis zufolge liegen dort mindestens 250 Männer und Frauen sowie eine unbestimmte Zahl von Kindern begraben.<sup>18</sup> Die Inschrift eines erst 2009 errichteten Gedenksteins hält die Namen jener Mitglieder der ausgelöschten jüdischen Gemeinden Mackenheim und

Marckolsheim fest, die der nationalsozialistischen Judenverfolgung zum Opfer fielen.<sup>19</sup> Die meisten von ihnen wurden in den Jahren 1943–1944 von Drancy nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.



*Grabstein des 1828  
verstorbenen Benjamin  
Roos*

**Madenheim.** Die jetzt nur noch kleine Gemeinde besitzt einen hochinteressanten Friedhof, der vermutlich bis in das 16. Jahrhundert hinaufreicht. Er diente lange Zeit hindurch auch den Juden von Alt-Breisach als Begräbnisstätte, wie mehrere Inschriften beweisen. Einzelne Steine sind von hervorragender Schönheit und verdienen erhalten zu werden. Hoffentlich gelingt es uns, wenigstens photographische Abbildungen für die Gesellschaft zu erlangen.

*Auszug aus dem ersten  
Rapport der 1905  
gegründeten Gesellschaft  
für die Geschichte der  
Israeliten in Elsass-  
Lothringen*



*Der seit der Mitte des  
19. Jahrhunderts belegte  
Teil des Friedhofs*

## Anmerkungen

- 1 Boll, Günter: Die ältesten Epitaphien des Judenfriedhofs bei Schlettstadt. In: Maajan – Die Quelle, Zeitschrift für jüdische Familienkunde, Heft 56, Zürich 2000, 1634–1636
- 2 Boll, Günter: *Accord wegen der Juden-Begräbnus zu Schmieheim de Anno 1682*. In: Geroldsecker Land, Heft 42, Lahr 2000, 22–28
- 3 Hüttenmeister, Gil/Linder, Gerhard Friedrich: „Gewidmet vom unvergesslichen Gatten“ Die Grabinschriften des Jüdischen Friedhofes in Kuppenheim. Ubstadt-Weiher 2010
- 4 Yadin, Yigael: Die Tempelrolle – Die verborgene Thora vom Toten Meer. München & Hamburg 1985, 200
- 5 Archives départementales du Bas-Rhin (ADBR) Strasbourg: G 1353, *Memorial vber Ettlliche Punctenn Contra J[uncke]r Christoff Brosinger von Sternenberg Zuo Mackhenheim zuouerhandlenn*
- 6 ADBR Strasbourg: G 1353, *Mackhenheimb. Juden Begräbnus betr[effend]*
- 7 Wie Anm. 6
- 8 Lüdaescher, Joseph: Geschichte des Dorfes Mackenheim. Straßburg 1922, 118
- 9 Lüdaescher, Joseph: op. cit., 65–71
- 10 Lüdaescher, Joseph: op. cit., 122–123. Jacob Wurmser, der seinen Wohnsitz zwischen 1775 und 1785 nach Ribeauvillé verlegt hatte, ist der Inschrift seines nur noch fragmentarisch erhaltenen Grabsteins zufolge am 18. Februar 1788 gestorben:  
ה"ה כ' יעקב בר מרדכי גרוסא מראפשווייהר נפטר ונקבר יום ב' יוד אדר ראשון תקמ"ה לפ"ק [...]
- 11 Gsell, Protas (1723 – 1810): Ursprung der Stadt Altbreisach. Abschrift (Stadtarchiv Freiburg: B 1/293), 129: *Die Juden waren ohne Begräbnisse Ort, mußten ihre Abgestorbne lange Zeit hinach, bei Friedenzeit, nacher Mackenheim im Elsaß am Rhein zu beerdigen.*  
Stadtarchiv Breisach: Fasz. 1848 *Acta Die Begräbnuß der Hiesigen Juden belangendt* (1754–1756)
- 12 Ginsburger, Moïse: Les Mémoires alsaciens. In: Revue des Études Juives (REJ), tomes 40 (pp. 231–247) et 41 (pp. 118–143), Paris 1900. REJ, tome 41, p. 129:  
... היה אב"ד בק"ק ברייזיך וגליל עליון והיה חסיד ועניו והתמיד בתורה
- 13 Lüdaescher, Joseph: op. cit., 48
- 14 Jüdische Gemeinden einst und jetzt: Mackenheim. In: La Tribune Juive 16, Strasbourg 1934, p. 1015
- 15 Stadtarchiv Offenburg: Ratsprotokoll vom 8.5.1675 (*Die gesambte Schirmbs verwandte Juden, benantlichen Salomon von Grauenhaußen, Samuel von Ruest, Hirsch Leui von Kippenheimb, Jacob von O[r]schweyr ...*). Zum Inhalt der Quelle siehe Günter Boll: Die frühesten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim. In: Geroldsecker Land, Heft 39, Lahr 1997, 24–35; *ibid.*, 33, Anm. 8
- 16 Hüttenmeister, Gil/Linder, Gerhard Friedrich: op. cit., 9
- 17 Auch die kleine jüdische Gemeinde im oberelsässischen Riedwihr legte damals einen eigenen Friedhof an
- 18 Plan et relevé de la nouvelle partie du cimetière juif de Mackenheim, effectués par Micheline Ach née Metzger (Sélestat). Unveröffentlichtes Manuskript vom 15. Februar 1998. Das Grab des 1845 verstorbenen Moïse Ach (משה בר נפתלי) befindet sich in der Nordostecke des Friedhofs
- 19 Gutmann, René: Le Memorbuch – Mémorial de la Déportation et de la Résistance des Juifs du Bas-Rhin. Strasbourg 2005, 130–131

## Der „Ort des Lebens“ in Kuppenheim – steinerne Zeugnisse der jüdischen Lebenswelt im mittleren Baden

*Günther Mohr*

Endlich. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts begruben die jüdischen Einwohner im nördlichen Teil der Markgrafschaft Baden-Baden, zwischen Bühl und Ettlingen, bald auch die in den rechtsrheinischen Orten des Hanauerlandes, einem Teil der früheren Grafschaft Hanau-Lichtenberg, ihre Toten auf dem Friedhof bei Kuppenheim in der Nähe von Baden-Baden und Rastatt. Manche jüdischen Gemeinden richteten sich im 19. Jahrhundert ihre eigenen lokalen Begräbnisstätten ein; dennoch blieb das „Haus des Lebens“ in Kuppenheim für die dortigen jüdischen Einwohner und die in weiteren Orten der Umgebung ihre Begräbnisstätte.

Während die jüdischen Menschen, ihre Gemeinden und ihre Synagogen Opfer der mörderischen Verfolgung und Vernichtung wurden, überdauerte der Friedhof in Kuppenheim wie andere in der mittelbadischen Region, trotz der geplanten Zerstörung. Jetzt endlich, 70 Jahre nach der NS-Zeit, liegt eine Veröffentlichung über diesen Friedhof vor: Gil Hüttenmeister und Gerhard Friedrich Linder: „Gewidmet vom unvergesslichen Gatten“. Die Grabinschriften des Jüdischen Friedhofes in Kuppenheim.<sup>1</sup>

Die Verfasser dieses Buches führen in die Geschichte des Friedhofs in Kuppenheim ein und geben einen Überblick über die Gestaltung der Grabmäler insgesamt und der Grabinschriften. Der Schwerpunkt liegt in der Wiedergabe dieser Inschriften, die den einzelnen Begrabenen gewidmet sind. Den Inschriften sind Übersetzungen aus dem Hebräischen ins Deutsche beigelegt, viele Fotos vermitteln einen intensiven Eindruck der Grabmäler. Wo nötig, sind Erläuterungen beigelegt. Ein Gesamtplan des Friedhofs liegt dem Buch bei. Die Stadt Kuppenheim beauftragte die beiden Autoren mit dieser Dokumentation; sie konnten sich auf Vorarbeiten stützen, die G.F. Linder in „Die jüdische Gemeinde in Kuppenheim“ 1999 vorgelegt hat. Den Autoren, der Stadt Kuppenheim und weiteren Sponsoren gebührt für dieses Buch hohe Anerkennung.

Warum ist diese Veröffentlichung so wichtig für den mittelbadischen Raum? Jüdische Friedhöfe und ihre Gräber sind in der religiösen Perspektive auf die Ewigkeit angelegt, bezeugen die Hoffnung auf die Auferstehung, daher auch die Bezeichnung als „Haus des Lebens“.<sup>2</sup> Mit den Inschriften auf den Grabsteinen sind



*Teilansicht des  
jüdischen Friedhofs in  
Kuppenheim*

die Namen vieler einzelner Menschen aus der jüdischen Bevölkerung und damit die Erinnerung an sie erhalten, und sie eröffnen vor allem Einblicke in die Vorstellungen und Werte, die ihnen und ihren Angehörigen wichtig waren. Bis ins 19. Jahrhundert wurden die Grabinschriften in der hebräischen Sprache gestaltet. Erst deren wort- und zeilengetreue Übertragung durch Gil Hüttenmeister und seine Fotografien der Grabsteine ermöglichen den heutigen Lesern und Leserinnen eine Annäherung an die mentale Welt der Begrabenen und ihrer Zeitgenossen. Für viele heute lebenden Nachfahren dürfte diese Dokumentation eine große Hilfe bieten, sich über ihre Herkunft zu vergewissern, aus Mittelbaden und darüber hinaus – einzelne der Begrabenen stammen aus Berlin, Hamburg, aus Frankreich und Belgien.

In der Geschichte der jüdischen Friedhöfe spiegelt sich die Geschichte der jüdischen Gemeinden und die deutsch-jüdische Geschichte insgesamt. Dass es überhaupt zur Entstehung des Friedhofs in Kuppenheim kam – worüber kaum Informationen überliefert sind – reflektiert die Ausbildung einer Landjudenschaft in der Markgrafschaft Baden-Baden während des 17. und 18. Jahrhunderts. Dieser Zusammenschluss aller Familienvorstände diente den Landesherren vor allem zum Einzug von Abgaben und zur Kontrolle der Judenschaft. Für die „Schutzjuden“ selbst war sie eine Möglichkeit, ihre Existenz zu sichern, religiös-rechtliche Autonomie zu bewahren etwa über die Tätigkeit der Parnosse, der Vorsteher, die in der Markgrafschaft in der staatlichen Terminologie „Schultheißen“ oder „Oberschultheißen“ genannt wurden.<sup>3</sup>



*Teilansicht des  
jüdischen Friedhofs in  
Kuppenheim*

Ein solcher Oberschultheiß war Jizchach ben Mosche, so sein religiös-ritueller Name, wenn er etwa in einer Synagoge, zu seiner Zeit in der Markgrafschaft Baden-Baden Beträume in Häusern einzelner Schutzjuden, zur Lesung eines Toraabschnittes aufgerufen wurde. Er starb 1736 und ist auf seinem Grabstein als „Kazin“ bezeichnet, mit einem Ehrentitel, den reiche und angesehene Männer trugen, und als „Gemeindevorsteher“. In den nichtjüdischen Quellen wird er als Isaac Moyses Bodenheimer genannt; er lebte ungefähr seit 1700 in Bühl als Betreiber eines Kramladens und wurde 1730 durch Markgraf Ludwig Georg, den Sohn von Markgraf Ludwig Georg und der Markgräfin Sibylla Augusta, als „Oberschultheiß“ der Landjudenschaft eingesetzt.

Wie sich das Selbstverständnis der baden-badischen Juden gerade in den Inschriften auf dem Kuppenheimer Friedhof äußert, lässt sich am Grabstein von Gavriel ben Löb erkennen. Gavriel, der Sohn von Löb, wird für sein „Studium der Tora“ gepriesen, für die Unterstützung von Toraschülern und dafür, dass in seinem Haus die Tür offen stand für alle, die vorbeikamen. Die religiöse Bildung und die Wohltätigkeit, die „Zedaka“, sind als Werte sichtbar, welche die badischen Schutzjuden als Verpflichtung anerkannten und hier im Lobpreis für Gavriel ben Löb bekräftigen.

Auch ihre organisatorische Struktur wird sichtbar: Gavriel wird als „der berühmte Gemeindevorsteher der hiesigen Gemeinde“ bezeichnet. Was bedeutet das? Für eine Antwort auf diese Frage ist es nötig, den Namen Gavriels zu suchen, der für ihn im nichtreligiösen Bereich verwendet wurde. Im September



*Teilansicht des  
jüdischen Friedhofs in  
Kuppenheim*

1711 wurde im Protokollbuch der baden-badischen Hofkammer verzeichnet, dass Israel von Gernsbach gestorben war. (Als Todesdatum ist auf dem Grabstein der 16. August 1711 angegeben.) Die Speyrer Regierung in Bruchsal hatte sich nach dem „Sterbfall“ erkundigt, einer Abgabe, die beim Tod von unfreien Untertanen und, so wohl die Hoffnung in Bruchsal, auch bei Juden erhoben wurde. Die Witwe Israels namens Eva sei zu dieser Abgabe nicht verpflichtet, entschied die markgräfliche Hofkammer, jedoch zu einer Begräbnisgebühr von drei Gulden, weil Israel auf dem Friedhof in Kuppenheim begraben wurde. Diese Abgabe erhob die Regierung wie von fremden Juden auch bei Israel – deshalb, weil er in Gernsbach lebte, auf dem Gebiet des baden-badischen und speyrischen Kondominats und daher rechtlich anders behandelt wurde als die Schutzjuden auf dem übrigen baden-badischen Territorium. (Die Regierung forderte deshalb von Israel auch eine besondere Gebühr, wenn er auf diesem Territorium Handel trieb.) Dass Israel und Gavriel die Namen ein und derselben Person waren, lässt sich daraus schließen, dass sonst keine Schutzjuden in Gernsbach lebten.

Für die markgräflichen Schutzjuden gehörte er jedoch zu ihnen. Er war „Gemeindevorsteher“ – nicht etwa in Gernsbach, wo es zu dieser Zeit nur ihn als den Inhaber des „Schutzes“, die rechtliche Grundlage seines Aufenthalts gab; andere Schutzjuden durften sich erst später dort niederlassen. Gemeindevorsteher war er in der Landjudenschaft, die in den Jahren um 1710 bis zu drei „Schultheißen“ hatte. „Gemeinde“, die Kehilla, das war für die baden-badischen Juden ihre organisatorische Einheit, die Land-





*Einzelgrabstein:  
Grabstein von Mirjam,  
der Frau von Koppel,  
gestorben 1798 in  
Bühl. Gerühmt wird in  
der Inschrift ihre  
Wohltätigkeit. In  
ihrem Testament  
bestimmte sie Legate  
für die jüdischen und  
christlichen Armen in  
Bühl*

judenschaft, die im Gebiet um die Residenz Benjamin Wolf Hochfelder aus Hagenau im Elsass als ihren Rabbiner anerkannte. Im Vergleich zu der Landjudenschaft scheinen dann im Verlauf des 18. Jahrhunderts die lokalen Gemeinden an Bedeutung gewonnen zu haben, eine Entwicklung, die sich wohl auf den Grabsteinen in der Nennung dieser lokalen Gemeinden der Verstorbenen erkennen lässt, wenn zum Beispiel oft Kuppenheim als die (jüdische) „Gemeinde Kuppenheim“ oder als „Heilige Gemeinde Kuppenheim“ angegeben wird.

Einblicke in die Vorstellungswelt und in die Lebensverhältnisse einer Frau ermöglicht der Grabstein von Mirjam, eschet Koppel, von Miriam, der Frau von Koppel in Bühl. Sie, zu dieser Zeit Witwe, starb am 11. Oktober 1798 in Bühl. Auf ihrem Grabstein wird vor allem ihre Wohltätigkeit gerühmt.

Ihr Mann, der Bühler Schutzjude Koppel Kaufmann (auch Koppel Schweitzer genannt), hatte eine Zeitlang in Bühl die jüdische Herberge geführt,<sup>4</sup> auch mit Wein gehandelt und wohl auch Geld verliehen.<sup>5</sup> Sie selbst stammte aus einer Familie, die aus Polen gekommen war. Da das Paar keine Kinder hatte, setzte Miriam Koppel (oder Maria Anna Koppel in den amtlichen Quellen) in ihrem Testament Erben ein – eine Möglichkeit, einige ihrer Vorstellungen und Verhaltensweisen zu rekonstruieren und zu erkunden, worauf das Lob ihrer Wohltätigkeit Bezug nahm.

Ausdrücklich gab sie an, dass ein „Buch Moises“ und das dazugehörige „Silbergeschirr“, die Torarolle und der Toraschild aus dem Besitz ihres Mannes und ihrem eigenen stammten. Diese wertvollen Kultgegenstände bestimmte sie für die Synagoge in Bühl, Synagogenräume in einem Haus, das zwei Generationen zuvor Isaac Moyses Bodenheimer und einem weiteren jüdischen Einwohner in Bühl gehört hatte.<sup>6</sup> In dieser Synagoge sollte am „Jahrtag“, bei der Wiederkehr ihres Todestages, eine Kerze brennen und durch einen jüdischen „Gelehrten“ ein Gebet gehalten werden. Dem Vorsänger Moises, der in der Zeit der Revolutionskriege aus dem Elsass nach Bühl gekommen war, vermachte sie 200 Gulden, damit er für sie bete.

Frömmigkeit und die Erfüllung der religiös geforderten Wohltätigkeit zeigen sich in diesen und in anderen Bestimmungen überaus deutlich. Bei der Verpflichtung zur Wohltätigkeit erweist sich Miriam Koppel jedoch als Frau, die neben dem tradierten Verhalten gegenüber Armen ihren eigenen Weg einschlug. Noch 1770 hatte Salomon Meyer, der Hoflieferant in Rastatt und Karlsruhe und „Fürsprecher“ der Judenschaft bei den dortigen Regierungen, sich dahin geäußert, dass es Hilfe in Not nur von Juden für Juden und von Christen für Christen gebe; Wohltätigkeit endete also jeweils an der Grenze der eigenen Gesellschaft.

Miriam Koppel setzte für die jüdischen Armen mehrere Legate fest, darunter die Zinsen von 1000 Gulden für ihre ärmsten Verwandten, aber es gab noch eine weitere Bestimmung: An die „christlichen Haus- und andere Armen“ sollten 30 Gulden verteilt werden. Miriam Koppel hob damit die Grenze auf, deren Gültigkeit Salomon Meyers eine Generation zuvor noch festgestellt hatte: Wohltätigkeit sollte nun nicht mehr an der Trennlinie zwischen der Minderheit und ihrer nichtjüdischen Umwelt Halt machen. So erweist es sich, dass das Lob auf Miriam Koppel seinen realen Bezug hat, dass sie die traditionelle Verpflichtung der „Zedaka“, der Wohltätigkeit, erfüllte, zugleich aber über die tradierte Vorstellung von einer Trennlinie zwischen Juden und Christen bei der Erfüllung dieser religiösen Verpflichtung hinausging.

Für jeden Leser, für jede Leserin ihres Buches haben Gil Hüttenmeister und Gerhard F. Linderer die Möglichkeit geschaffen, sich über die Grabinschriften und über die Fotografien der Grabsteine in die Gedankenwelt und formale Gestaltung eines wesentlichen Teils jüdischer Kultur in unserer Region „einzusehen“. Mit der überaus schwierigen Entzifferung und Dokumentation der Grabmale auf dem jüdischen Friedhof in Kuppenheim haben Gil Hüttenmeister und Gerhard F. Linderer eine für die weitere Erforschung jüdischen Lebens im Bereich des mittleren Baden wichtige Grundlage gelegt. Für die Zukunft wäre es wünschenswert, dass auf dieser Grundlage die Namen der Verstorbenen mit anderen Zeugnissen ihres Lebens in Verbindung gebracht werden. Dann könnten wir heute uns mit noch größerer Anschaulichkeit mit ihren Vorstellungen und Verhaltensweisen auseinandersetzen und damit unser heutiges Denken, etwa in der Frage der Solidarität mit Notleidenden, prüfen.<sup>7</sup>

## Anmerkungen

- 1 Hüttenmeister, Gil/Linder, Gerhard Friedrich: „Gewidmet vom unvergesslichen Gatten“. Die Grabsteine des Jüdischen Friedhofes in Kuppenheim, herausgegeben von der Stadt Kuppenheim, Heidelberg 2010
- 2 Brocke, Michael/Müller, Christiane E.: Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe in Deutschland, Leipzig 2001, 18
- 3 Hierzu und zum Folgenden mit den dazugehörigen Nachweisen Mohr, Günther: „Neben, mit Undtbey Catholischen“. Jüdische Lebenswelten in der Markgrafschaft Baden-Baden 1648–1771, Köln u. a., 2011
- 4 Rumpf, Michael: Die „Juden-Wirtschaft“ zum „König David“. In: Jüdisches Leben. Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl, Bühler Heimatgeschichte Nr. 15, 2001, 217–224, hierzu 217 f.
- 5 Geldverleih und Weinhandel lassen sich aus dem Verzeichnis der Hinterlassenschaft von Miriam Koppel erschließen, das Schuldverschreibungen einschließlich Zinsforderungen und Weinfässer aufführt, GLA Karlsruhe 236/10713, 7.11.1798
- 6 Peter, Bettina: Die Synagoge in Bühl. In: Jüdisches Leben. Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl, Bühler Heimatgeschichte Nr. 15, 2001, 186, mit der Nennung Bodenheimers als Isak Bodemer
- 7 Zur Auseinandersetzung mit Akteuren der Vergangenheit unter der Perspektive auf die Bestimmung der eigenen Position Haumann, Heiko: Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den Jüdischen Studien: Das Basler Beispiel. In: Hödl, Klaus (Hrsg): Jüdische Studien. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes, Innsbruck 2003, 105–122, hierzu 117 f.

**Literatur**

- Brocke, Michael/Müller, Christiane E.: Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe in Deutschland, Leipzig 2001
- Haumann, Heiko: Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den Jüdischen Studien: Das Basler Beispiel. In: Hödl, Klaus (Hrsg): Jüdische Studien. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes, Innsbruck 2003
- Hüttenmeister, Gil/Linder, Gerhard Friedrich: „Gewidmet vom unvergesslichen Gatten“. Die Grabsteine des Jüdischen Friedhofes in Kuppenheim, herausgegeben von der Stadt Kuppenheim, Heidelberg 2010
- Mohr, Günther: „Neben, Mit und Bey Catholischen“. Jüdische Lebenswelten in der Markgrafschaft Baden-Baden 1648–1771, Köln u. a., 2011
- Peter, Bettina: Die Synagoge in Bühl. In: Jüdisches Leben. Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl, Bühler Heimatgeschichte Nr. 15, 2001, 185–196
- Rumpf, Michael: Die „Juden-Wirtschaft“ zum „König David“. In: Jüdisches Leben. Auf den Spuren der israelitischen Gemeinde in Bühl, Bühler Heimatgeschichte Nr. 15, 2001, 217–224

## Vergangenheit und Gegenwart zusammenbringen

Wie junge Amerikaner ihre Ahnen auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim finden können

*Georges M. Teitler*

In Mittelbaden lebten im 19. Jahrhundert sehr viele Juden, oft mit zahlreichen Kindern, wobei allerdings ein großer Teil schon im ersten Jahr verstarb. Früh vielen Restriktionen ausgesetzt in Bezug auf Lebensbedingungen, wie auch Berufsausbildung etc., lebten sie in unterdurchschnittlich ärmlichen Verhältnissen. Schon Mitte des 18. Jahrhunderts sahen sich deshalb viele veranlasst, auszuwandern, wobei die USA das Ziel der meisten war. Aber nicht nur an die Ost- oder Westküste begaben sie sich, sondern z. B. nach Kansas, wo sie Vieh- oder Pelzhändler und dergleichen wurden, und es zu Reichtum und Ehren brachten. Mit Beginn der 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts wurde vielen klar, dass für sie keine Zukunft in Deutschland bestand, und es setzte eine große Auswanderungswelle ein – nach Nord- und Südamerika, nach Australien, nach Israel und dergleichen. Im Frühjahr 1939 wurden 10000 deutsche Kinder in mehreren Kindertransportzügen nach England gerettet,<sup>1</sup> die später ihre Eltern nie mehr sahen und somit keine Kenntnisse ihrer Vorfahren hatten. Schließlich wurden alle in Baden wohnenden Juden am 22. Oktober 1940 „eingesammelt“ und in 3. Klass-Waggons der alten Reichsbahn, ausgestattet mit Holzbänken und Fenstern, in ein Lager im französischen Gurs transportiert,<sup>2</sup> das nahe der spanischen Grenze liegt. Nur wenige schafften es, freizukommen; die große Mehrheit wurde dann auf unmenschlichste Weise nach dem KZ Auschwitz verbracht, wo sie schnell vergast wurden.

Die Nachkommen all jener badischen Juden, die entweder schon Mitte des 18. Jahrhunderts oder danach aus wirtschaftlichen Gründen auswanderten, jener, die wegen der Gefahren der aufkommenden Nazi-Zeit ein neues Zuhause suchten, wie auch der nach England transportierten Kinder hatten keine Kenntnisse über ihre früher in Deutschland lebenden Vorfahren. Entweder wurden Kinder von den Eltern getrennt, die dann umkamen und so ihre Familiengeschichte nicht weitergeben konnten; oder selbst Ausgewanderte brachten es nicht über sich, ihren Kindern von den früheren Verhältnissen zu erzählen. Aber vielleicht war das Interesse der Nachkommen auch gar nicht so groß, sich mit der Vergangenheit ihrer Eltern, Großeltern etc. zu beschäftigen.

Dazu kommt noch, dass die „Forschungsmittel“ bis vor ein bis zwei Jahrzehnten äußerst schwierig waren. So war es z. B. einem Mitglied der Familie meiner Gattin im Jahre 1967 fast nicht möglich, einen Familienstammbaum der aus Ettenheim stammenden Familie Lion zu errichten und dazu die in alle Erdteile verteilten Angehörigen zu kontaktieren. Es gab noch kein Internet, keine E-Mails, die Post brauchte sehr lange und war unzuverlässig, oder Kontakte waren verloren gegangen. Aber es gab eben auch noch sehr wenig Literatur, wie z. B. das 1999 von der Gemeinde Kippenheim herausgegebene zweibändige Buch „Der jüdische Friedhof in Schmieheim“ von Naftali Bar-Giora Bamberger<sup>3</sup>, das ein Bild jedes der mehreren Tausenden von Grabsteinen zusammen mit einer Übersetzung ins Deutsche zeigt und für den heutigen Familienforscher eine wahre Fundgrube darstellt. Oder das vom Historischen Verein Ettenheim herausgegebene Buch „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier“<sup>4</sup>, das 1988 erschien. Dieses enthält zahlreiche Artikel und Forschungsarbeiten, teilweise von ausgewanderten Juden, aber auch von zurückgebliebenen Nicht-Juden, die sich der Schicksale ihrer Freunde angenommen haben. Inzwischen gibt es natürlich eine sehr umfangreiche Literatur.

So sind eigentlich erst in den letzten zehn Jahren die Verbindungs- und Forschungsmittel verbessert und die vorhandene Literatur ausgebaut worden – wobei z. B. auch an die Internet-Ausgabe des Deutschen Bundesarchivs in Form des „Gedenkbuches der Holocaust-Opfer“<sup>5</sup> gedacht werden sollte, das die Einzelheiten von Hunderttausenden von Umgekommen enthält und leicht abgerufen werden kann. Aber gleichzeitig einher ging ein Erwachen des Interesses der nun in den USA und allen anderen zivilisierten Ländern wohnhaften Nachkommen an ihrer Vergangenheit. Genealogie ist in die Mode gekommen!

Diesem Bedürfnis, den in aller Welt lebenden jüdischen Menschen Kenntnis über ihre seinerzeit in Deutschland und speziell in Baden wohnenden Vorfahren zu vermitteln, kommt der Autor jetzt mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern mit einem privaten und ehrenamtlichen Projekt entgegen. Als Grundlage gelten hier in erster Linie die vorhandenen und zugänglichen „Ortssippenbücher“ (OSB), in welchen die Juden von jeder Gemeinde von ca. 1750 bis nahe an den Zweiten Weltkrieg aufgeführt sind. Diese Angaben werden mit jenen des erwähnten Buches „Der jüdische Friedhof in Schmieheim“ verglichen und erweitert, denn in den Listen sind die Geburts- und Todesdaten nicht immer angegeben, ja selbst nicht alle Kinder. Allerdings ist das Friedhof-Buch auch nicht vollständig. Und es enthält natür-

lich nur jene, die im Umkreis von Ettenheim, Schmieheim, Kippenheim und Altdorf lebten. Es gibt viele andere jüdische Friedhöfe in Mittelbaden, die allerdings nicht so gut dokumentiert sind. Diese Angaben werden zusammen mit den uns zur Verfügung gestellten Original-Aufnahmen der Grabsteine dann auf eine spezielle Webseite ins Internet gesetzt, wozu aber nur registrierte Personen mit einem Passwort Zugang haben. So soll eventueller Unfug vermieden werden.<sup>6</sup>

Wenn diese Eintragungen im Internet gemacht werden, dann achten wir darauf, ob es dort schon Familien-Eintragungen gibt, die unsere ergänzen würden. Wenn jemand über seine Familie oder in Übersee inzwischen verstorbene Eltern oder über in Deutschland verstorbene Groß- oder Urgroßeltern auch nur ganz wenige Angaben gemacht hat, dann kontaktieren wir diese Personen und weisen sie darauf hin, dass wir jetzt noch bis zu fünf weitere Generationen zurück, inkl. deren Grabsteine, ins Internet gesetzt haben und ihnen damit Informationen über eine Vergangenheit zeigen können, die sie sonst kaum je erlangt hätten.

Es kommt aber auch immer wieder vor, dass wir Mitteilungen von Personen aus Übersee bekommen, die schreiben, sie hätten im Internet Namen gefunden, wobei es sich um Großeltern oder weiter zurückliegende Vorfahren handeln könnte. Nicht jedermann hat Zugang zu allen Daten. Wohl zu Namen, aber keine weiteren Angaben, es sei denn die Person, die die Eintragung veranlasst hat, stelle dies frei. Wir bemühen uns natürlich darum, dass die Anfragenden soweit als möglich informiert werden können. In allen Fällen ermöglichen wir, dass unsere Eintragungen mit jenen der Nachkommen verschmolzen werden.

Es ist eine sehr arbeitsintensive Forschung. Aber die vielen positiven Rückmeldungen in E-Mails, Briefen und Mitteilungen von Menschen, denen wir ihre Familien-Vergangenheit zurückgegeben haben, sind für uns ausreichend Dank und Anerkennung für unsere Arbeit.

## Anmerkungen

- 1 Beck-Braach, Heidi/Dienst Demuth, Rosita: „98 Briefe ins englische Exil“, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz
- 2 Eindrücklich dargestellt in der Ausstellung „Deportation nach Gurs 1940“ in Freiburg i. B. im Herbst 2010. Literatur dazu erscheint noch. Kontaktstelle: rokrais@web.de
- 3 Weiterhin erhältlich vom Historischen Verein für Mittelbaden e.V. Mitgliedergruppe Ettenheim; Kontaktstelle: Bernhard.uttweiler@t-online.de Im Internet auch kostenlos zugänglich in der Ettenheimer Datenbank von Dr. Jörg Sieger unter [www.joerg-sieger.de/ettenheim/probe/juden/juden.htm](http://www.joerg-sieger.de/ettenheim/probe/juden/juden.htm).

- 4 Ergänzte Ausgabe 1997, erhältlich wie Anm. 3
- 5 Siehe [www.bundesarchiv.de/gedenkbuch](http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch) (auf deutsch und jetzt auch englisch)
- 6 Interessierte Forscher kontaktieren den Autor unter [georges.teitler@bigpond.com](mailto:georges.teitler@bigpond.com) zwecks weiteren Angaben



## Das Schapbacher Schlössle

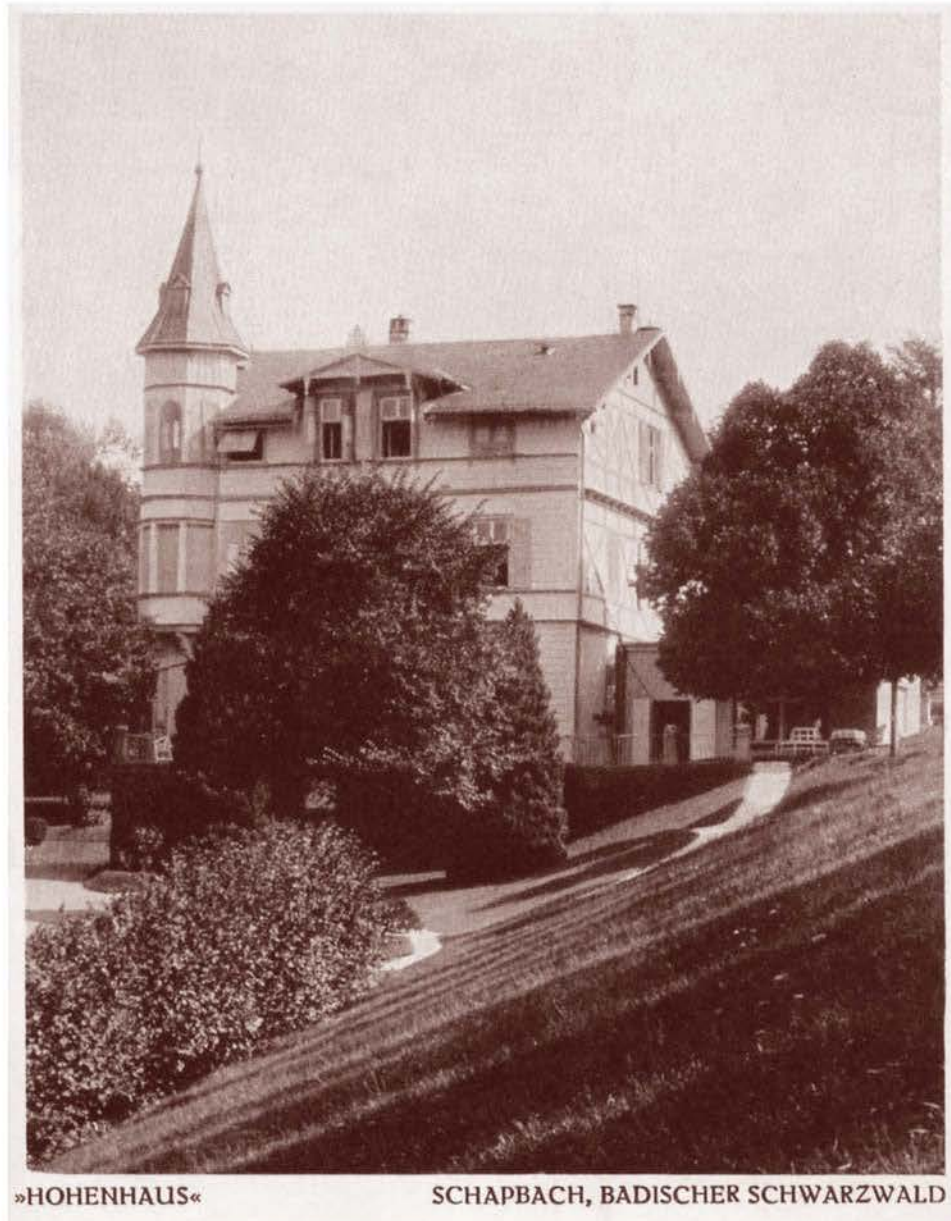
Ein herrschaftlicher Landsitz mit reicher und wechselvoller Geschichte

Heinz Nienhaus

Das sogenannte Schapbacher Schlössle steht hinter großen Bäumen versteckt etwa 2 km oberhalb des Schapbacher Ortskerns in Richtung Bad Rippoldsau auf dem Schmidtsberg. Zur Geschichte dieses repräsentativen Landsitzes wird in der Schapbacher Ortschronik<sup>1</sup> aus einer von Dr. Siegfried Aram verfassten Darstellung zitiert: „Alois Harter, der wie sein Vater, der ‚Vogtsbuer‘, das Bürgermeisteramt im benachbarten Kaltbrunn inne hatte, verkaufte nach seines Schwiegervaters Tod das Erbgut seiner Frau, den Schmidtsberg, um 1860 an einen Rippoldsauer Badegast, den Frankfurter Handelsherrn und Senator Johann Georg Schöffner, dem der weite Blick ins Tal und das Gebirgs Panorama bei einer Wanderung so wohl gefallen hatte, daß er beschloß, den Rest seiner Tage hier zu verleben. Der neue Besitzer baute unter den alten Edelkastanien und Pappeln des Schmidtsbergs ein Schlößlein ‚Hohenhaus‘ im Stile der Spätromantik mit einem schlanken Eckturm, des weiteren ein Verwaltungshaus in der Nähe des Schmidtsberger Hofes und betrauerte hier, wie Hansjakob schreibt, den Untergang der Republik seiner Vaterstadt.“<sup>2</sup> Dieser Sachverhalt entspricht jedoch nicht der geschichtlichen Wirklichkeit. Tatsächlich erbaute der am 18. Juli 1795 in Alpirsbach geborene Johann Christoph Weißer, Inhaber einer Seidenhandlung in Frankfurt a. M., diesen Landsitz (Abb. 1) in den 1864/65er-Jahren – so belegt es die handschriftliche, in Leder gebundene „Haus-Chronik des Schmidtsberger Bauern Johann Christoph Weißer“<sup>3</sup>. Genau genommen sind es zwei unterschiedliche Schlössle, die nacheinander am gleichen Ort errichtet wurden und je eine eigenständige, reiche und wechselvolle Geschichte aufzuweisen haben. Nachdem der 1864/65 erbaute Landsitz im Jahre 1915 bis auf die Grundmauern niederbrannte, wurde in den 1920er-Jahren eine neue Villa errichtet, die auch heute noch, zwar nicht mehr wie ursprünglich als herrschaftlicher Landsitz, sondern als Teil eines Kinderferienhauses, genutzt wird.

Bereits im Jahre 1429 wird der Schmidtsberg als „Schmideßberge bei Rumberg“ und 1493 als „Schmitzberg“ erwähnt.<sup>4</sup> Im Jahre 1429 gaben die Geroldsecker diesen Besitz den Fürstenbergern zurück.<sup>5</sup> Vermutlich handelte es sich um ein Hofgut, denn schon 1552 wird von einem „Säßgut“ des Bauern Friedolin Harter am „Schmidtsberg“ berichtet. Es war eines der größten Güter „der Vogtei Romberg in der Schapbach“.<sup>6</sup>

Abb. 1: Nachdem dieses 1864/65 von J. Chr. Weißer erbaute, ursprüngliche Schapbacher Schlössle im Jahre 1915 durch Brandstiftung bis auf die Grundmauern niederbrannte, wurde es in den 1920er Jahren durch einen Neubau (Abb. 7) ersetzt.



Um 1840 zerfiel der 1200 Morgen umfassende Schmidberger Hof; das Haupterbe fiel durch Heirat an den „Bur“ in Holdersbach. Hansjakob berichtet hierzu: *„Die Magdalena war die letzte Prinzessin, die vom Schmidberg herabstieg, um Bäuerin im Tal zu werden. Ihre Geschwister starben ledig und der Riesenhof kam in fremde Hände.“*<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang erwarb u. a. die Gemeinde Schapbach große Teile des Waldes.<sup>8</sup>

### **Johann Christoph Weißer erwirbt Grundbesitz auf dem Schmidberg und erbaut das Schlössle**

Nachdem auch der 1795 in Alpirsbach geborene, inzwischen in Frankfurt a. M. lebende selbstständige Seidenhändler Johann Christoph Weißer – Meister vom Stuhl der Loge Carl zum Lindenberg – in den endenden 1840er Jahren Grundbesitz auf dem

Schmidsberg erworben hatte, bat er 1855 seine Freunde Fritz Winter, Fritz Geisow und Jacob Simon, ihn zur Besichtigung seines „neuen Dominiums“ in den Schwarzwald zu begleiten. Mit den gleichen Freunden reiste Weißer im Jahre 1857 erneut in den Schwarzwald, um nach nahezu 50 Jahren erstmalig wieder seine Vaterstadt Alpirsbach zu besuchen.<sup>9</sup> Der gleiche Freundeskreis, erweitert um „Pfarrer Wagner und Staatsanwalt Dr. Leykam, ersterer Incognito eines Professors der Naturwissenschaften, letzterer als geadelter Geheimrath, zog 1861 wieder in die gastlichen Räume des Adlers in Schapbach ein“.<sup>10</sup> Bei diesen Schwarzwaldfahrten feierte man jeweils Weißers Geburtstag „in einfacher, aber herzlicher Weise“.<sup>11</sup>

Bedingt durch den Tod des Schapbacher Adlerwirts Severin Armbruster, fiel die schon zur Tradition gewordene „Schapbacher Geburtstagsfeier“ Weißers im Jahre 1863 aus, woraufhin Weißer im Frühjahr 1864 den Grundstein zum „Schmidsberger Schloß“ (Abb. 2) legen ließ. Im Juli des gleichen Jahres besichtigte er „in Begleitung seiner Schwiegertochter, einigen weiteren Familienmitgliedern, sowie von den durch die Loge verbrüdereten Freunden Dr. Geisow, Dr. Eckstein und Pfarrer Wagner die Baustelle und feierte bei dieser Gelegenheit in dem durch die Familie Trick aus Alpirsbach und deren Schwiegersöhne Dr. Kaup und Scholder erweiterten Kreis, unterstützt von der Mitwirkung der Honoratioren des Dorfes und an deren Spitze des Schulmeisters Schneider, abermals in heiterer Weise sein Geburtstagsfest. Im Frühjahr 1865 wurde das Schlößli bezogen. Am 18. Juli, dem Geburtstag des Erbauers, ... fand die feierliche Einweihung statt“.<sup>12</sup> Ob für die Grundmauern des Schlössles tatsächlich Steine aus den Trümmern der am Eingang des Wildschapbachtals gelegenen ehe-

Im Juli dieses Jahres wurde der Grundstein zum Schmidsberger Schloß gelegt. Begleitet von seiner Schwiegertochter, Frau Susanne Weißer und von den durch die Loge verbrüdereten Freunden Dr. Geisow, Dr. Eckstein, Pfarrer Wagner, Scholder sowie mit Simon beauftragte im Juli dieses Jahres der Bauherr hat begonnen. Auch im Sommer bei dieser Gelegenheit in dem durch die Familie Trick von Alpirsbach und deren Schwiegersöhne Dr. Kaup und Scholder erweiterten Kreis, unterstützt von der Mitwirkung der Honoratioren des Dorfes und an deren Spitze des Schulmeisters Schneider, abermals in feierlicher Weise sein Geburtstagsfest.

Abb. 2: Auszug aus Seite 6 der „Hauschronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer“. Er belegt eindeutig, dass Weißer Erbauer des ursprünglichen Schapbacher Schlössle (Abb. 1 und 3) war und nicht – wie in der Schapbacher Ortschronik und weiteren Veröffentlichungen nachzulesen – sein Schwiegersohn Senator Schöffler, der erst nach Weißers Tod für nur etwa 3 Jahre Schlösslebesitzer war.

maligen Schlossveste Romberg verwendet wurden – wie der spätere Mitbesitzer des Schlössles Dr. S. Aram in der von ihm verfassten Darstellung zum Schapbacher Schlössle schreibt<sup>13</sup> –, ist bisher nicht bewiesen.

### Glanzvolle Geburtstagsfeste für „Papa Weißer“

Ab 1865 wurden alle Geburtstage Weißers in besonders festlicher Weise auf seinem Schlössle gefeiert. Hierzu waren neben den Familienangehörigen viele weitere prominente Bekannte, Freunde und Brüder der Loge eingeladen. Speziell für diese Festtage, die grundsätzlich schon am Vorabend des Geburtstags begannen, wurden von den Gästen Gedichte und Lieder, ja ganze Musikspiele verfasst, vertont und am Geburtstag mit instrumentaler Begleitung vorgetragen.

Wegen seiner Eigenschaften, insbesondere seiner menschlichen Güte und Wärme, war Weißer in seiner Familie, bei seinen Freunden und Logenbrüdern sehr beliebt. Sicher wurde er deshalb und wohl auch wegen seines nicht mehr ganz jugendlichen Alters – erst mit 69 Jahren erbaute er sein Schlössle – bei den Schapbacher Geburtstagsfeiern von seinen Gästen grundsätzlich mit „Papa Weißer“ angeredet, und auch in den zu diesen Feiern verfassten Gedichten und Liedern ist durchgängig diese liebevolle Formulierung zu finden.<sup>14</sup>

Wie in allen Jahren zuvor, begann auch Weißers letzte Geburtstagsfeier im Jahre 1869 schon am Vorabend des 18. Juli. Mit beginnender Dämmerung zogen der Schapbacher Musikverein und der Gesangverein mit Fackeln ausgestattet in den Schlosshof. „*Sie begrüßten das Geburtstagskind aufs Herzlichste*“ und unterhielten die Festgesellschaft mit abwechselnden Darbietungen. Das ergriff „Papa Weißer“ dermaßen, dass er sich außerstande sah, den Akteuren zu danken, weshalb sein Schwiegersohn Senator Schöffner in seinem Namen den Dank abstattete.<sup>15</sup>

Unter den zahlreichen Gästen, die sich schon einige Tage vor dem Geburtstag auf dem Schlössle (Abb. 3) einfanden, waren – wie in den Jahren zuvor – auch Herr Professor Mulder und seine Ehefrau, die Sängerin Tabbrri-Mulder. Leider waren sie gezwungen, durch „*nicht zu beseitigende Umstände*“ schon vor der Geburtstagsfeier wieder abzureisen, weshalb man auf ihre Mitwirkung bei dem eingeplanten Festspiel verzichten musste. Da sie einen wesentlichen Anteil an der Inszenierung übernehmen sollten und zudem auch noch weitere Freunde, die aktiv an der Festveranstaltung mitwirken sollten, nicht rechtzeitig auf dem Schlössle eintrafen, musste auf die vorgesehene „*dramatische Darstellung während des Festmahls*“ verzichtet werden.<sup>16</sup>



Abb. 3: Titelbild der „Hauschronik des Schmidberger Bauern Johann Christoph Weißer“: Oben das Porträt des Schlössleerbauers und Meisters vom Stuhl der Loge Carl zum Lindenberg Johann Christoph Weißer und im Bildzentrum das 1864/65 erbaute ursprüngliche Schlössle (vgl. Abb. 1).

Am Morgen des Geburtstags versammelten sich sämtliche Kinder, Enkel und Freunde des Jubilars und empfingen ihn in der „der Bedeutung des Tages angemessenen freundlich-ernsten Stimmung“. Im Namen aller Festgäste hielt Pfarrer Wagner die im Folgenden wiedergegebene, recht tief sinnige und nachdenklich stimmende Ansprache:

#### „Lieber Papa Weißer!

Nach einer langen Unterbrechung wird mir heute wieder die Ehre und die Freude zu Theil, an der Spitze aller, die um dich versammelt sind, das Wort zu nehmen, um den Gefühlen Ausdruck zu geben, welche an diesem festlichen Morgen unser aller und gewiß auch dein Herz bewe-

*gen. Auf der Stufe des Alters, die du mit dem heutigen Tage betrittst, pflegen an solchen Festen die tieferen und unteren Saiten des Gemüths in Schwingung zu kommen, die Saiten, die vor dem Heiligthum des inwändigen Menschen aufgezogen sind, wo der Mensch gern allein ist mit seinem Gott! –*

*Wenn es auch sonst mein Beruf ist, diese Saiten in Schwingung zu setzen, so will ich doch für heute dies unterlassen, weil ich gewiß bin, daß sie in deinem eigenen Herzen heute schon laut und voll geklungen haben. Ich will nur an das Wort erinnern, in dem unser großer Landsmann Goethe die Gänge seines Lebens zusammenfaßt, wenn er sagt: ‚Was man in der Jugend sich wünscht, daß hat man im Alter in Fülle‘. – Freilich, nicht jedem Sterblichen wird es so gut, daß er in seinem Alter solches von seinem Leben bekommen kann! Aber wenn wir heute, an der Schwelle deines 74sten Wiegenfestes, auf den Gang deines Lebens zurücksehen, so möchte ich sagen, daß jenes Wort darin seine volle Geltung gewinnt!*

*Drei Güter sind es zumeist, deren Besitz dem Menschenleben den höchsten Werth und schönsten Schmuck verleiht, und es zu einem wahrhaft beglückenden macht. Das ist zuerst die ungeschwächte Kraft und Frische der Gesundheit; – sodann im Äußeren eine Lebenslage, die uns über saure Mühe und ängstliche Sorge emporhebt, und zuletzt der Besitz der treuen Liebe und Anhänglichkeit derer welche uns Gott zu Gefährten auf unseren Lebenswegen gegeben hat. Die letzte ist dir im reichen und vollsten Maße zu Theil geworden, von denen, sowohl die durch die Bande des Blutes an dein Herz geknüpft sind, wie von denen, welche die edlen und schönen Eigenschaften deines Gemüths die innigste, langbewährte Zuneigung abgewonnen hat, – und sie wird dich treu und ungeschwächt geleiten bis an die ferne Gränze des Lebens und bis weit über diesselbe hinaus! –*

*Auch deine äußerliche Lage hat Gottes Güte so segensvoll gestaltet, daß nicht nur du selbst über des Lebens Mühen und Sorgen hinaufgehoben bist, sondern auch deinen Freunden Erholung von solchen Mühen und Sorgen und freigebiger Hand bereiten kannst! Und so erübrigt uns denn für dich nur der eine Wunsch, daß auch das erste Gut, die Kraft und Frische der Gesundheit dir erhalten bleibe. Er steigert sich zu der frommen Bitte, daß der Allmächtige, der dich gehoben und getragen bis in die Tage des späten Alters, auch ferner dir dies hohe Gut erhalten und dich den deinen und allen, deren Herzen an dir hängen noch manche Jahre bewahren möge. Dies sind die Wünsche, die wir zu deinem heutigen Wiegenfeste aus treuen Herzen dir entgegenbringen. Erlaube mir, daß ich – den näheren Rechten deiner Familie vorgreifend – sie mit dem Bruderkuß besiegle.<sup>17</sup>*

### Das Schlössle und „Papa Weißer“ stehen im Mittelpunkt der von Freunden verfassten und vorgetragenen Lieder

Nach dieser, das Fest einleitenden, ergreifenden Ansprache „sang Frau Susanna Großmann unter Klavierbegleitung von Fräulein Heimberger das von Logenbruder Dr. Heinrich Weismann verfasste und Professor Mulder vertonte Lied:

*Schwebe nieder, Geist der Freude,  
auf das Haus, das Er gebaut,  
wo Er treu, in Lust und Friede,  
Gott geliebt und ihm vertraut.  
Fest in Sonnenschein und Stürmen  
wall' beglückend Er noch weit;  
Geist der Freude, woll' Ihn schirmen,  
dem Er all sein Thun geweiht.  
Ja, in Freude, Lieb' und Frieden  
hat Er einst das Haus gebaut.  
Jeder Tag, der Ihm beschieden,  
zeuge von den Dreien laut.*

*Geist des Friedens, streue Palmen  
auf das Haus, das Er gebaut,  
wo Er unter Dankespsalmen  
Gott geliebt und ihm vertraut.  
Und du heil'ger Geist der Liebe,  
Walte still am Hausaltar,  
wo Er seine reinsten Triebe  
stets der Menschheit brachte dar.  
Ja, in Freude, Lieb' und Frieden  
hat Er einst das Haus gebaut.  
Jeder Tag, der Ihm beschieden,  
zeuge von den Dreien laut.“<sup>18</sup>*

Anschließend beglückwünschten die Familienmitglieder und Gäste den Jubilar persönlich. In einem Nebenzimmer des mit Fahnen und Blumenkränzen geschmückten Schlössles lagen die zahlreichen „Liebesgaben, die man dem Vater, Großvater und Freund gewidmet hatte“.<sup>19</sup>

Nach dem Festmahl hielt Logenbruder Dr. Eckstein aus Gießen einen Festvortrag, den er mit folgenden Worten schloss: „... Wir kommen zu deinem großen Herzen, dem Mittelpunkt unseres geistigen Lebens, der Sonne, um welche wir uns bewegen, und wir verneigen uns in dem lauten Rufe: Unser guter treuer geliebter Papa Weißer lebe hoch!“<sup>20</sup>

Im Anschluss daran sang die Festgesellschaft das von Professor Richard Mulder schon am 9. Juli 1869 verfasste und vertonte „*Schmidsberger Lied*“ (Abb. 4) mit folgendem Wortlaut:

### „Schmidsberger Lied

*Auf hohem Berg, im schwarzen Wald,  
entstand durch Gottes Allgewalt  
ein leicht gethürmtes schönes Haus,  
das freundlich schaut in's Blau hinaus.  
Und wer dort wandert tief im Thal,  
der sagt: Das wäre meine Wahl!  
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,  
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.*

*Besteigt der Wanderer diesen Berg,  
fühlt er sich froh wie eine Lerch'.  
Er möchte singen voller Lust,  
das Lob des Herrn, aus voller Brust.  
Tritt er nun gar in's Schössli ein,  
so stimmt gewiss er fröhlich ein,  
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,  
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.*

*Schmidsberger Bur nennt sich der Mann,  
den mancher Fürst beneiden kann.  
Auch er ist Herr an diesem Ort  
und alle folgen auf sein Wort.  
Doch ist sein Scepter Liebesmacht,  
die Freundschaft hier entgegenlacht.  
Auf Schmidsberg's Höh, auf Schmidsberg's Höh,  
vergisst sich Leiden, Schmerz und Weh.“<sup>21</sup>*

Es folgten noch viele Trinksprüche an diesem Tag, u. a. auch auf „*Fräulein Dauphin, der treuen Pflegerin der alten Tage Papa Weißers*“.<sup>22</sup>

Obwohl „*Papa Weißer*“ sehr viele Gäste um sich versammelt hatte, trafen im Laufe des 18. Juli 1869 noch zahlreiche Gratulationstelegramme bzw. Glückwunschschriften auf dem Schössle ein, z. B. von: „*Herrn und Frau Mulder-Tabbri, Bruder Dr. Weismann, Dr. Feyerlin in Rippoldsau, Trick in Alpirsbach, Dr. Caspar Leykam in Frankfurt, Elise Weißer, Julie und Marie Harnischfeger, Eduard Teitsch, Georg Müller in Frankfurt, Schöffler in Gelnhausen, Familie Simon in Frankfurt, Kobig u. C. Leykam in Frankfurt, der Loge Ludwig zur Irmin in Gießen, J. C. Weißer Comptoir Personal in Frankfurt, Christoph Großmann und Frau J. Großmann, Scholder und Trick in Alpirsbach, Bruder Wusetzki in Badenweiler*“.<sup>23</sup>



*Schmidsberger Lied.*

*moderato.*

auf ho-hem Berg, im schwarzen Wald, ent-  
 Be steigt der Wandrer die- sen Berg, fñhlt  
 Schmidsberger Bur nennt sich der man- sa-  
 stand durch Got-tes All-gewalt ein licht ge-thürm-tes  
 er sieht froh wie ei-ne Lerch! Er mñcht-er ein-ger  
 mancher sagt be-weißen kann. such er ist Harr un-  
 schñner stur der freund-lich schaut in's Blau hinaus. Und  
 vol-ler Lust, der Lob der Herrn, aus fñlli-er Brust, mñtt  
 die- sen Ort und se- la- fol- gen auf sein Post. Doch  
 wer dort wandert tief im Thal, der sagt: der wñ- re  
 er nun gar in's Schlñ- li ein, so stimmt gewiss er  
 ist sein Sep-ter Liebes-macht, die Freund-schaft hier ent-  
 wei-ne Wahl } auf Schmidsberg's Höhe, auf Schmidsberg's Höhe ver-  
 fñh-lich ein, } ge- gen Licht.  
 = gñst die Li- den, Schmerz und Weh. Richard Mulder.  
 9.7.69.

*Tabbris's Signal auf Schmidsberg.*

Ines Tabbris  
9.7.69.

Abb. 4: Seite 3 der „Hauschronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer“ mit dem „Schmidberger Lied“ und „Tabbris Signal auf Schmidsberg“, geschrieben am 9. Juli 1869 von Prof. Mulder und seiner Ehefrau, der Sängerin Ines Tabbris-Mulder

### Senator Schöffler nur kurzzeitig Schlösslebesitzer

Die handschriftlichen Aufzeichnungen in der „Haus-Chronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer“ enden mit folgenden Sätzen: „Großpapa Weißer starb im selben Jahr“ (1869, d. Verf.) am 2. September in Schapbach in seinem geliebten Schlössli. ... (Nach Großpapa's Tod ging das Gut in Schapbach an meinen Vater, dessen Schwiegersohn – Joh. Georg Schöffler über, dem es aber nur kurze Zeit vergönnt war, sich des herrlichen Besitzes zu erfreuen; er starb am 1. März 1873 in Meran, – nun ist der ganze Besitz durch Verkauf in fremde Hände übergegangen. –)“<sup>24</sup>

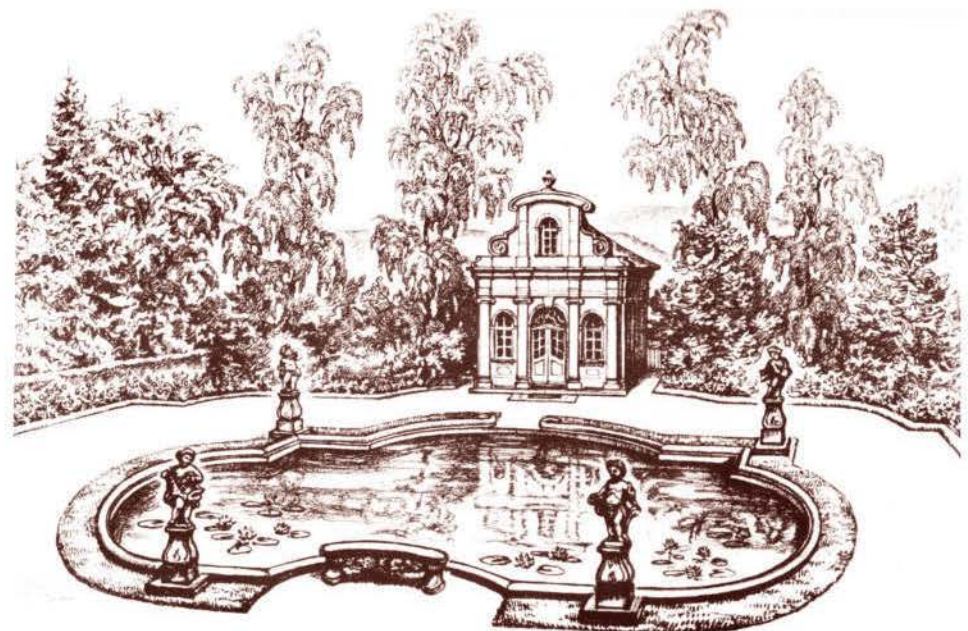
Obwohl Senator Schöffler nicht Erbauer des Schlössles war, so ließ er doch ein stattliches Nebengebäude beim Schlössle errichten: das bis heute erhaltene Wohnhaus des Schlossverwalters. Es entstand im Jahre 1871 – wie die gut lesbare Inschrift oberhalb des Kellerzugangs belegt.

Schöffers entstammte einer alten Buchdrucker- und Verlegerfamilie, die an mehreren Verlagsanstalten beteiligt war. Insofern verwundert es nicht, dass er mit einigen, besonders süddeutschen Intellektuellen, Dichtern und Schriftstellern verkehrte und diese auch auf seinen Landsitz einlud. So waren beispielsweise auch Victor von Scheffel und Berthold Auerbach Gäste im Schloßle. Zu Ehren Victor von Scheffels pflanzte man eine Scheffellinde im Park.

Nach dem Tod des alten Patriziers im Jahre 1873 führte sein Sohn Konsul Heinrich Schöffers im Auftrag der Erben die Verhandlungen zum Verkauf des Schloßles mit dem damals 70-jährigen Kriegsminister und Feldmarschall Albrecht von Roon, der 1873 wohl der prominenteste Rippoldsauer Kurgast war und sich gern auf dem Schmidsberg ansiedeln wollte,<sup>25</sup> aber auch mit dem aus einem alten österreichisch-polnischen Adelsgeschlecht stammenden Frankfurter Baron Carl Josef Chodkiewicz. Sieger blieb Chodkiewicz, der fortan im Schloßle residierte. Im Jahre 1886 erwarb ein Gerichtsrat Gößmann das Schloßle, nachdem es zuvor einige Zeit im Besitz eines Immobilienhändlers war.<sup>26</sup>

### **Eine neue, ereignisreiche Ära – Professor Rosenberg wird Schloßlebesitzer**

Rund acht Jahre später – 1894 – kaufte der an der Technischen Hochschule Karlsruhe lehrende Geheimrat Prof. Dr. Marc Rosenberg, ein sehr kunstsinniger und kunstsachverständiger Gelehrter, die Villa, der er den Namen „Hohenhaus“<sup>27</sup> gab. Er blieb bis in den 1920er-Jahren auf dem Schmidsberg und ließ u. a. um das



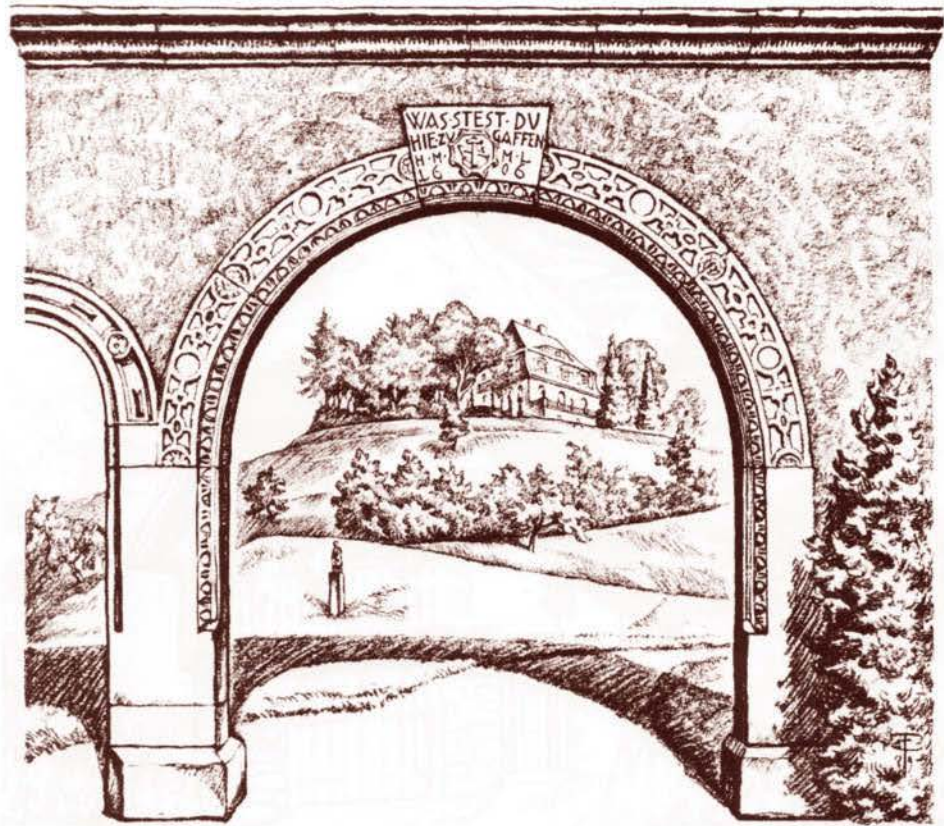
*Abb. 5a: Der von Professor Rosenberg hierher versetzte und bis heute erhaltene barocke, sogenannte „Wachenheimer Pavillon“ im Schloßlepark, Zeichnung um 1929.*

Schlössle herum einen großen Barockpark anlegen, wovon die Abbildungen 5a und b einen Eindruck vermitteln. Die allegorischen Statuen und barocken Kleingebäude, Springbrunnen usw. aus der Zeit um 1750 ließ Rosenberg zwischen 1902 und 1910 aus alten Gärten an Rhein und Main auf den Schmidsberg transportieren.<sup>28</sup> In seinem Buch „Steindenkmale“ stellte er sie der Öffentlichkeit vor.<sup>29</sup> Und auch das in Abbildung 5c zu sehende Bauwerk mit den beiden Rundbogentoren und dem interessanten Schlussstein im großen Torbogen mit der Jahreszahl 1606 am Fuße des Schmidsbergs ließ Rosenberg 1902 hierher versetzen.<sup>30</sup> Nach Recherchen des Schiltacher Heimatforschers Hermann Fautz stammt es vermutlich vom Anwesen eines Wolfacher Floßherren.<sup>31</sup> Auch ein kleines Häuschen, rechts neben der Wand mit den beiden Toren, ließ Rosenberg um 1900 hierher versetzen. Es



*Abb. 5b: Auch der bis heute erhaltene, sogenannte „Astrologenbrunnen“ mit drei barocken Steinskulpturen aus der Zeit um 1750 wurde von Professor Marc Rosenberg aus alten Gärten an Rhein und Main in den Schlösslepark versetzt, Zeichnung um 1929.*

Abb. 5c: Blick durch den historischen, bis heute erhaltenen Torbogen an der Landstraße L96 auf das Schapbacher Schlössle, Zeichnung um 1929. Der Schlussstein im Torbogen zeigt im Zentrum ein Hochrelief mit einem Anker und quer dazu eine Wolfsangel – das Wappen der Stadt Wolfach. Die Umschrift lautet: WAS • STEST • DV • HIE • ZV • GAFFEN • H • M • M • L. Hinzugefügt ist die Jahreszahl 1606. Auch dieses Bauwerk ließ Prof. Marc Rosenberg hierher versetzen.



ist der in Teilbereichen umgebaute Speicher des ehemaligen Hofbauernhofs in Oberwolfach (heute Mineralien- und Mathematikmuseum), in dem Rosenbergs Kutscher wohnte.<sup>32</sup>

Wohl etwas voreilig und nicht völlig frei von Vorurteilen schrieb Heinrich Hansjakob im Sommer des Jahres 1898: „... Die Villa aber ging in den Besitz eines Karlsruher Professors über, der Geld genug hat, um Leben zu können ohne Vorlesungen, und in der schönen Jahreszeit die Welt vom Schmidberg aus betrachtet. Oft hab ich im Frühjahr 1897 die Residenz dieses Professors auf einsamer, waldiger Höhe mit den Augen des Enterbten angeschaut und den reichen Mann beneidet um seine Villa im grünen Waldfrieden des Wolfstals.“<sup>33</sup> Welche tragischen Ereignisse Rosenberg und das Schlössle noch trafen, konnte der Dichterpfarrer freilich nicht ahnen. Dem Tod seiner Frau und seiner Kinder folgte ein Brand, dem das „Hohenhaus“ einschließlich des gesamten Inventars und ein großer Teil der umfangreichen Bibliothek Rosenbergs zum Opfer fiel. Wie kam es zu dem Brand?

Geheimrat Rosenberg hatte einen Jagdhüter angestellt, der – wie sich später herausstellte – offenbar ein sehr verwegener Zeitgenosse war. Im Sommer des Jahres 1894 ermordete er den Sohn des Sulzerbauern, seinen Nebenbuhler bei einer Dorfschönen, indem er ihn aus einem Versteck in Nähe des Sulzerhofs vom Fuhrwerk herunterschoss. An diesen Mord erinnert das am Ort des Geschehens errichtete Wegkreuz (Abb. 6) mit der Inschrift:

„Hier wurde am 20. Juli 1894 der ehrsame Jüngling Johannes Bühler aus der Sulz im Alter von 31 Jahren meuchlings erschossen. Gewidmet von seinen Eltern Franz Sales Bühler, Hofbauer in der Sulz, Amalie, geb. Schillinger und seine vier Schwestern, geweiht, den 7. Juli 1895, C.F. Fehrenbach, Pfarrer.“

Obwohl der Mörder zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, erwirkte Rosenberg nach einiger Zeit eine Begnadigung und nahm ihn wieder in seinen Dienst. Das war – wie wir heute wissen – ein großer Fehler. Offenbar war der Mörder ein sehr undankbarer, streitsüchtiger und brutaler Mensch, der sich oftmals auch den Anweisungen seines Arbeitgebers widersetzte. Als der Streit zwischen den beiden im Jahre 1915 einmal eskalierte und der Geheimrat mit Entlassung drohte, zündete der Jagdhüter die Villa an und fand in den Flammen den Tod.<sup>34</sup>

Nach dem Brand beauftragte Rosenberg den Offenburger Bau- rat Vögele mit dem Wiederaufbau der Villa.<sup>35</sup> Es entstand der Neubau, den Abb. 7 zeigt; ein – gemessen an dem Vorgängerbau – relativ schlichtes, aber wohlproportioniertes Gebäude. Angelehnt an das Walmdach der Schwarzwälder Bauernhäuser erhielt die neuerbaute Villa „Hohenhaus“ einen Mansardenabschluss, der in der Form dem Walmdach ähnlich ist. Die Inneneinrichtung war dem Zeitgeschmack entsprechend herrschaftlich.

Rosenberg war nicht nur ein feingeistiger, kunstsinniger und kunstsachverständiger, sondern auch ein recht freigebiger Mensch. So wird beispielsweise berichtet, dass er um 1897 anlässlich des Geburtstags von Großherzog Friedrich jedem Schapbacher Kind der ersten Schulklasse ein Sparbuch mit einer Einlage von zehn oder sechs Mark schenkte – je nach Vermögensverhältnissen der Eltern. Wer von den Beschenkten beim nächsten Geburtstagsfest sein Sparbuch noch mit voller Einlage vorweisen konnte, bekam nochmals die Hälfte des Betrags, den Rosenberg in dem betreffenden Jahr an die Erstklässler verschenkte.<sup>36</sup> Da wundert es nicht, dass der Geheimrat bei der Schapbacher Bevölkerung sehr beliebt war.



Abb. 6: Dieses Wegkreuz erinnert an einen Mord: Hier schoss Professor Rosenbergs Jagdhüter – der später durch Brandstiftung das Schlössle in Schutt und Asche legte – aus Eifersucht seinen Nebenbuhler Johannes Bühler am 20. Juli 1894 vom Pferdefuhrwerk herunter.

Abb. 7: Nachdem das 1864/65 von J. Chr. Weißer erbaute Schlössle (Abb. 1 und 3) im Jahre 1915 durch Brandstiftung bis auf die Grundmauern niederbrannte, wurde in den 1920er Jahren dieses „neue“ Schlössle erbaut, dessen Äußeres bis heute kaum verändert wurde.



### Jüdische Schlösslebesitzer flüchten vor den Nationalsozialisten

Der mühevoll Wiederaufbau des Schlössle während der inflationären Zeit belastete den inzwischen greisen Professor offenbar dermaßen, dass er seinen Besitz mit dem noch unvollendeten Neubau an einen „Altertumshändler“ verkaufte.<sup>37</sup> Unter der Regie dieses Händlers muss das Schlössle und der Park offenbar sehr gelitten haben, denn der nachfolgende Mitbesitzer – ab Ende der 1920er-Jahre – Dr. Siegfried Aram, ein Kunsthändler und Schriftsteller, schreibt in seiner 1930 erschienenen Kurzchronik<sup>38</sup>, dass besagter Altertumshändler *„den Geist seines Vorgängers gründlich missverstand. ... Doch sind die Spuren dieser verballhornenden Tätigkeit (des Altertumshändlers, d. Verf.) bereits verschwunden, und der Ausbau der Gebäude und des Parks wird im Sinne des früheren Besitzers mit Hilfe einheimischer Künstler und Handwerker in sorgfältiger Anlehnung an die Gebirgslandschaft von den jetzigen, unweit beheimateten Eigentümern, dem Senator (der Technischen Hochschule in Stuttgart, d. Verf.) Heinrich Grünwald und dem Unterzeichneten (Dr. Siegfried Aram, d. Verf.) fortgeführt.“*<sup>39</sup> Dass das von Dr. Aram Geschriebene auch in die Tat umgesetzt wurde, ist dem Schlössle einschließlich dem umgebenden Park auch heute noch anzusehen.

Senator Heinrich Grünwald war ein Onkel Dr. Siegfried Arams. Gebildet und künstlerisch hochbegabt, gründete er in Baden-Baden eine Kunstgalerie mit einer Filiale in Berlin. Es gelang ihm, längst verschollen geglaubte Kunstwerke wiederzufinden, so beispielsweise die „Judith“ von Tizian und den „schlafenden Knaben“ von Andrea del Verrochio. Schließlich gründete er zusammen mit Kommerzienrat Martin Erhardt die weltbekannte Berliner Kunstgalerie Erhardt. Grünwald engagierte sich im Verband

zur Bekämpfung des Antisemitismus, weshalb er von den Nationalsozialisten verfolgt wurde. Er flüchtete zunächst in die Tschechoslowakei, anschließend nach Südfrankreich, wo er mittellos verstarb.<sup>40</sup>

Der Neffe Grünwalds, Dr. Siegfried Aram (eigentlich Abraham), wurde am 28. Mai 1891 in Heilbronn geboren. Seine Mutter Thekla war eine Schwester Heinrich Grünwalds. Zunächst als Jurist in Stuttgart tätig, wandte er sich schon in jungen Jahren literarischen und künstlerischen Dingen zu. Er war Mitbegründer und Herausgeber der Zeitschrift „Das Gelbe Blatt“, in dem er sich insbesondere mit kulturpolitischen Sachverhalten auseinandersetzte. So z. B. regte er gleich nach dem Ersten Weltkrieg an, Volkshochschulen zu gründen. Später verlegte Aram seine Aktivitäten primär auf den Kunsthandel, den er auch auf dem Schlössle betrieb.<sup>41</sup>

Wie Grünwald wurde auch Aram zum Ziel rechtsradikaler Verfolgung, die bis nach Amerika reichte, wohin er später auswanderte. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg deckte er eine „*Waffenschiebung rechtsradikaler Verbände*“ auf, weshalb diese Kreise beschlossen, ihn als „*Waffenverräter umzulegen*“.<sup>42</sup> Noch rechtzeitig von der Polizei gewarnt, ließ er sich ständig bewachen und floh schließlich in die Schweiz, später nach Österreich und Oberitalien. Anschließend zog er nach Berlin in die Gentinerstraße, wo er gemeinsam mit seinem Onkel Grünwald ein Haus besaß. Er schreibt in diesem Zusammenhang: „*Ich wäre sicher damals ermordet worden, wenn diese Vorsichtsmaßnahmen nicht getroffen worden wären, denn der Landtagsabgeordnete Gareis und einige andere wurden wegen dieser Sachen tatsächlich erschossen.*“<sup>43</sup>

Im Jahre 1928 ging Aram in die USA, primär um sich dort im Kunsthandel zu betätigen. Aber auch hier war die diplomatische Vertretung der Rechtsradikalen über die „*Aufdeckung der Oberschefflenzer Waffenschiebung*“ bestens informiert. Über einen Vertrauten, den ausgewanderten AEG-Direktor Hirschberg, der seinerseits enge Kontakte zum Reichskanzler von Schleicher hatte, erfuhr Aram von einer „*Geheimliste der Nazis für Verhaftungen*“. Darin war sein Name in Verbindung mit dem Stichwort „*Waffenverrat*“ als einer der ersten verzeichnet. Mithilfe der „*Anti-Nazi-League*“, die der deutsch-jüdische Rechtsanwalt Samuel Untermyer gegründet hatte und der auch Thomas Mann, Fritz Unruh, George Gross u. a. angehörten, gelang es Aram, sich vor den Nazis zu verstecken. Da sein Besuchervisum 1929 ablief, kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich fortan häufig in seinem Schapbacher Schlössle auf. Hier hatte er u. a. eine umfangreiche Maskensammlung angelegt: afrikanische, indische, indonesische, malaysische, japanische No-Masken und solche der nordamerikanischen Indianer, aber auch Schwarzwälder Narromasken.<sup>44</sup>

### Dr. Arams Erfahrungen in Schapbach und später in den USA

Über die folgenden Jahre und seine Erfahrungen mit den Nazis berichtet Aram in seinem ausführlichen Brief an Franke: *„Dann wollte ich auch etwas für die Kunst in dem idyllischen Schwarzwald-dorf tun: Die Kirche war durch Blitz ausgebrannt und der Pfarrer Hefter war mein Freund geworden. Ich stiftete einige lebensgroße spätgotische Heiligenfiguren aus der Sammlung meines Großvaters Adolf Grünwald (von Antiquar Dauer in Heilbronn erstanden) und ließ durch den Kunstmaler und Restaurator C. B. Lucki (jetzt Stuttgart) die 14 Stationen im Stil zu den barocken Kartuschen in der Kirche malen. Ich habe weder einen Vorteil hierfür geheischt noch erhalten. (Dies, weil man mir sagte, ein Jud schmeiße eine Wurst, um einen Schinken zu kriegen). Eine kurze Notiz im ‚Schwarzwälder Boten‘ war alles. [ ... ]*

*Im Jahre 1931 fuhr ich mit einem Gast, dem Dr. Rudenberg, aus Krefeld, zu einer Bauernhochzeit in der Umgebung von Schapbach. Man wird dort eingeladen, und jeder Gast zahlt für sich selber, aber man sieht die Volkstrachten. Die Nazis aber waren wieder selbstbewußt: Ein ganzer Tisch voll junger Krakeeler saß dort und stieß an: Sieg Heil! Zu meinem Entsetzen sah ich, daß sie von einem früheren Studenten namens Lanz aus Stuttgart (von Freudenstadt herübergekommen) geführt wurden, den mir Polizeiwahrdirektor Hahn ein Jahrzehnt zuvor in Stuttgart als den bezeichnet hatte, der meine ‚Umlegung‘ befürwortete.*

*Es dauerte nicht lange, bis einer der Rüpel an meinen Tisch kam und mir eine Zigarette Marke ‚Trommler‘ anbot. Ich wollte zugreifen, aber er schlug mir auf die Hand und schrie ‚Ein Jude raucht diese Sorte nicht!‘ (Es waren, wie ich hörte, nationalsozialistische Zigaretten). Ich wollte ihm eine Ohrfeige verabreichen, als Rudenberg und der Chauffeur mich wegrissen. Der Nazi-Tisch war aufgestanden, z. T. mit Messern in der Hand. Aber ein Tisch mit Schapbacher Bauern stand auch auf, um mich zu beschützen. Rudenberg drängte, wegzufahren, was ich auch tat. Aber nach kurzer Zeit erhielt ich aus Wolfach einen Brief, unterzeichnet ‚Teut‘, in welchem man mich beschuldigt, ich habe eine christliche Kirche in deutschem Land mißbraucht, um ‚Alljudas‘ Propaganda zu treiben. Ich habe den nordischen Arier Jesus als Juden kennzeichnen wollen (und anderen Wahnsinn mehr). Auch habe ich Wolfacher Fastnachtmasken mit den Masken minderwertiger Rassen zusammengehängt, um meine Mißachtung ‚echter, alter, deutscher Volkskunst‘ zu zeigen. Man riet mir, von Schapbach fernzubleiben. (Judenschwein Du hast Ortsverbot!)*

*(Ich hörte später, irgend ein junger Schullehrer sei der Verfasser gewesen, aber 1932 schon schrieb mir jemand, das Dorf, insbesondere die Dorfjugend, sei nun voll von Judenhass. Ein Streicherbuch wurde dort vertrieben, und der ‚Stürmer‘ etc.) 1932 war ich nur ein paar Tage*



dort. Aber man spannte mir ein Drahtseil über den Weg, das der Chauffeur noch rechtzeitig bemerkte. Ich erstattete keine Anzeige.“<sup>45</sup>

Die Aram'sche Stiftung für die katholische Schapbacher Kirche brachte auch dem damaligen Pfarrer Hefter einen Tadel des Erzbischöflichen Oberkirchenrats in Karlsruhe ein: Er habe es versäumt, sich die bauliche Maßnahme durch das Ordinariat in Freiburg genehmigen zu lassen. Hefter entgegnete verständnislos, dass er eine solche Genehmigung nicht für erforderlich gehalten habe, da der Kirche durch die Stiftung doch keine Kosten entstanden seien. Es erzürnte ihn geradezu, dass es, in Anbetracht der sich seinerzeit abzeichnenden politischen Entwicklung, Zeitgenossen gab, die es für anstößig hielten, dass ein Jude einen Kreuzweg und Heiligenfiguren für eine katholische Kirche stiftete.<sup>46</sup>

Im Jahre 1934 reiste Aram mit einem Einwanderungsvisum endgültig in die USA. Kaum in New York angekommen, geriet er in die Hände deutscher Geheimpolizisten, die ihn mit nicht nachvollziehbaren Begründungen verhaften wollten. Er entzog sich dieser Verhaftung, indem er sich nicht, wie zunächst geplant, in New York, sondern in San Francisco als Kunsthändler niederließ. Aber auch hier geriet er schnell mit einer rechtsradikalen „Feme-Mordorganisation Consul“ in Konflikt. Durch eine undichte Stelle im deutschen Generalkonsulat war durchgesickert, dass er mit List oder Gewalt auf einen japanischen Dampfer gebracht und über Yokohama nach Deutschland verschleppt werden sollte. Um dem zu entgehen, verbreitete Aram die Nachricht, er verzöge nach Chicago, ging tatsächlich aber nach Los Angeles. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem Universitätsprofessor Dr. Rolf Josef Hoffmann. Relativ schnell entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen Aram und der Familie des Professors. Unter anderem schuf Frau Hoffmann, eine Bildhauerin, eine Bronze-Büste von Aram.

Es war kein geringerer als der Berliner Regisseur Professor Max Reinhardt, der Aram vor seinem neuen Freund warnte. Eine Freundin Reinhardts, Frau Marlene Dietrich, hatte in Erfahrung gebracht, dass Hoffmann ein Naziagent sei, der die deutsche Exil-Intelligenz in Hollywood bespitzelte. Aram konnte das zunächst nicht glauben, da Hoffmann seiner Meinung nach „zu ehrlich aussah“. Schnell wurde er jedoch eines Besseren belehrt: Schon kurz nach der Reinhardt'schen Warnung machte Hoffmann Aram betrunken und versuchte ihn an Bord eines deutschen Schiffes im Hafen von San Pedro – angeblich zu einer Rheinweinparty – zu bringen. Erst im letzten Moment durchschaute Aram die Aktion und konnte das drohende Unheil abwenden.

Da Aram sich nun auch in Los Angeles nicht mehr sicher fühlte, verzog er nach Michigan, wo er sich wiederum im Kunst-

handel betätigte. Aber auch hier bedrohten ihn die Nazis, sodass er schließlich nach New York zurückkehrte und in 71 East 579 Street eine Kunstgalerie eröffnete. Als er hier eines Nachts mit den Worten „*Da haste eene, Judenschwein!*“ bewusstlos geschlagen wurde und mit einem Schädelbruch und einer schweren Augenverletzung – fortan war er auf einem Auge fast blind – aus dem Koma erwachte, brachte er sich vor den Nazis dadurch in Sicherheit, dass er jeweils in kurzen Abständen seinen Wohnsitz wechselte.

Erst mit Beginn des Zweiten Weltkriegs kam wieder ein wenig mehr Ruhe in Arams Leben. Er hat die vielen Jahre der ständigen Verfolgung überstanden und lebte 1963 in Detroit und New York. Nach wie vor engagierte er sich auf dem Sektor Kunst, Kunstgeschichte und Kunsthandel.<sup>47</sup>

### **Letzter privater Besitzer Dr. Hammerbacher – seit 1956 Kinderferienhaus**

Am 5. August 1933, kurz bevor Dr. Aram endgültig nach Amerika auswanderte, verkaufte er das repräsentative Landhaus an den Trierer Vizepräsident Oskar Sommer, und nicht einmal ganze fünf Jahre später – am 18. Juli 1938 – erwarb es der BBC-Direktor Dr. Hans Leonhard Hammerbacher – von 1945 bis 1958 Vorstandsvorsitzender der BBC. Er war der letzte private Besitzer des Schlössle.<sup>48</sup> Lange Freude hatte er jedoch nicht daran. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Villa einige Jahre Sitz eines französischen Kommandostabs, anschließend wurde sie als Kinderheim genutzt. Schließlich verkaufte Dr. Hammerbacher das gesamte Anwesen im Jahre 1953 an die BBC bzw. deren Tochtergesellschaft Kindererholungswerk. Und so entstand aus dem herrschaftlichen Landsitz 1955/56 das BBC- und später das ABB-Kinderferienhaus, dessen Leitung von 1973 bis 2001 in Händen von Erika und Karl Armbruster lag. Anschließend beauftragte die ABB deren Tochter Heike mit der Leitung des Ferienhauses.<sup>49</sup> Hieran hat sich bis heute nichts geändert.

Erika und Karl Armbruster wohnen nach wie vor in dem vom Senator Johann Georg Schöffler 1871 erbauten Haus für den Schlösslewalter. Aus mündlicher Überlieferung wussten sie zu berichten, dass es, trotz bestem Einvernehmen, zwischen der Schapbacher Bevölkerung und den Schlossbewohnern kaum engere persönliche Kontakte oder gegenseitige Besuche gab. Erika Armbruster hierzu: „... *Im Schlössle wohnten die Herrschaften, da ging man nicht hin, um zu ‚gaffen‘*“. Mit dieser Aussage, die gleichsam zurückführt auf die nachdenklich stimmende Inschrift des Schlusssteins im Eingangstor zum Schlössle (Abb. 5c):

WAS • STEST • DV • HIE • ZV • GAFFEN, endet diese kurze Rückschau in die reiche und wechselvolle Geschichte des einstmals herrschaftlichen Schapbacher Landsitzes.

### Anmerkungen:

- 1 Schmid, Adolf [Hg.]: Schapbach im Wolftal – Chronik einer Schwarzwaldgemeinde, Freiburg 1989, 398–401, hier 399
- 2 Aram, Dr. Siegfried: Das Schapbacher Schlössle / Ein Landsitz im Schwarzwald, Berlin 1930, o. S.
- 3 Handschriftliche „*Haus-Chronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer*“ mit Einträgen aus der Zeit zwischen 1843 und 1873. Dieses Unikat belegt eindeutig, dass J. Chr. Weißer das ursprüngliche Schlössle erbaute und nicht – wie u. a. in der Schapbacher Ortschronik (Anm. 1) nachzulesen – Johann Georg Schöffler. Die Haus-Chronik umfasst insgesamt 74 Seiten und ein Titelaquarell (Abb. 3 in diesem Beitrag). Leider wurde die von Dr. S. Aram schon 1930 vermutete irriige Version, dass Schöffler Erbauer des Schlössle sei, immer wieder publiziert. Sie ist nicht nur in der Schapbacher Ortschronik nachzulesen, sondern auch in vielen regionalen Zeitungsberichten, auch noch aus jüngster Zeit, so beispielsweise im Offenburger Tageblatt, Ausgabe: 10. Januar 2009, in dem von Erich Bächle verfassten Beitrag: Vom Herrnsitz zum Kinderheim. Über die Haus-Chronik aus dem Nachlass des Elzacher Heimatforschers Hubert Mäntele verfügt seine Witwe Frau Emma Mäntele. Auch Hansjakob (wie Anm. 7, 174) schreibt, ähnlich der Darstellung von Dr. Aram, die in der Schapbacher Ortschronik (Anm. 1) nachzulesen ist, „... ein Senator von Frankfurt baute auf dem Schmidsberg eine Villa,“ womit wahrscheinlich Senator Schöffler gemeint ist, was nicht der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht. Erbaut wurde die Villa von dem Seidenhändler J. Chr. Weißer. Im Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M. ist in der Nachlassakte des Amtsgerichts, Signatur NA 1869/637 zu Johann Christoph Weißer kein konkreter Hinweis auf das von ihm ausgeübte Gewerbe zu finden. Das Adressbuch von 1868 enthält jedoch den Eintrag: Weißer, Joh. Christoph, Zeil 9, rohe und gefärbte Seide en gros et en détail; Inh.: Joh. Christoph Weißer und Johann Georg Schöffler, Proc. Christoph August Koch.
- 4 Fautz, Hermann: Das Schlössle auf dem Schmiedsberg, in: Die Ortenau (50) 1970, 330–332
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Hansjakob, Heinrich: Erzbauern, Haslach i. K., 11. Auflage 1985, 174
- 8 Fautz, wie Anm. 4
- 9 Handschriftliche „*Haus-Chronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer*“, wie Anm. 3, 5 und 6
- 10 Ebd., 6
- 11 Ebd., 6 und 7
- 12 Ebd., 6–8
- 13 Aram, wie Anm. 2, o. S.
- 14 Handschriftliche „*Haus-Chronik des Schmidsberger Bauern Johann Christoph Weißer*“, wie Anm. 3, 2–66
- 15 Ebd., 23–25
- 16 Ebd., 25
- 17 Ebd., 26–28
- 18 Ebd., 15
- 19 Ebd., 28
- 20 Ebd., 29–31
- 21 Ebd., 3
- 22 Ebd., 29
- 23 Ebd., 32 und 33
- 24 Ebd., 33. Auch dieser Eintrag in der Haus-Chronik (Anm. 3) belegt eindeutig, dass Senator Schöffler erst nach J. Ch. Weißer in den Besitz des Schlössle kam, d. h., er war nicht – wie u. a. in der Schapbacher Ortschronik und vielen weiteren Veröffentlichungen nachzulesen – Erbauer des Schlössle. Offenbar wurde die von Dr. Aram bereits 1930 publizierte irriige Darstellung von vielen Autoren ungeprüft übernommen.

- 25 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau, Hg.: Gemeinde Bad Rippoldsau, Karlsruhe 1966, 59
- 26 Aram, wie Anm. 2, o.S.
- 27 Unter anderem ließ Professor Dr. M. Rosenberg Postkarten mit dem Bild des Schlössle und der Unterschrift: »HOHENHAUS« SCHAPBACH, BADISCHER SCHWARZWALD drucken (Abb. 1 in diesem Beitrag).
- 28 Fautz, wie Anm. 4, 333
- 29 Aram, wie Anm. 2, o.S.
- 30 Fautz, wie Anm. 4, 330 und 331
- 31 Ebd., 331
- 32 Mündliche Information des Schapbacher Börsigbauern Hans-Jürgen Schmid, unmittelbarer Nachbar des Schlössle
- 33 Hansjakob, wie Anm. 7, 174
- 34 Aram, wie Anm. 2, o.S.
- 35 Ebd.
- 36 Klein, Kurt: Was vor 100 Jahren in der Zeitung stand – Ein Sparbuch für die Schapbacher Erstkläßler, in: Zeitungsbericht vom 4. September 1997 (Zeitung unbekannt, Artikel im Besitz des Verfassers)
- 37 Aram, wie Anm. 2, o.S.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd.
- 40 Franke, Hans: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Vom Mittelalter bis zur Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1050–1945), in: Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 11, Heilbronn 1963, 208 und 209
- 41 Ebd.
- 42 Stadtarchiv Heilbronn (SAH), Sign. D9/14 (Nachlass Franke): Handschriftlicher Brief vom 20. August 1962 in New York von Dr. Siegfried Aram geschrieben an Herrn Franke (siehe Anm. 40). In diesem sehr ausführlichen Brief (in Maschinenschrift übertragen = 17 Seiten) beschreibt Aram in groben Zügen sein ganzes bisheriges Leben ab dem Abitur im Jahre 1908 am Realgymnasium in Heilbronn. Bei der „Waffenschiebung rechtsradikaler Verbände“ handelte es sich um den heimlichen Transport illegaler Waffen aus dem Heilbronner Raum nach Oberschefflenz im Odenwald, wo sie auf einem Gutshof versteckt werden sollten.
- 43 Ebd., 3
- 44 Ebd., 5–7
- 45 Ebd., 7 und 8
- 46 Pfarrarchiv der Schapbacher Kirche St. Cyriakus
- 47 SAH, wie Anm. 42, 9–13
- 48 Schmid, Adolf [Hg.], wie Anm. 1, 400 und 401
- 49 Festschrift: 50 Jahre ABB-Kinderferienhaus Schapbach, Hg.: ABB AG Unternehmenskommunikation, Mannheim (o.J., 2006?), o.S.

Mein Dank gilt posthum Hubert Mäntele für seine Recherchearbeit zur Geschichte des Schapbacher Schlössle und seiner Witwe Emma Mäntele, die mir die von ihrem Ehemann zusammengestellten Unterlagen bereitwillig zur Verfügung stellte. Ebenso danken möchte ich den Schapbachern Erika und Karl Armbruster, Hans-Jürgen Schmid und dem Ortenauer Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka. Sie alle haben mich bei der Suche nach historischen Quellen sehr unterstützt.

#### Abbildungsnachweis:

Abbildungen 1, 6 und 7: H. Nienhaus; Abbildungen 2 bis 4 aus: Haus-Chronik des Schmidberger Bauern Johann Christoph Weißer, 1869 (handschriftliches Unikat); Abbildungen 5a bis 5c aus: Aram, Dr. Siegfried: Das Schapbacher Schlössle/Ein Landsitz im Schwarzwald, Berlin 1930 (Zeichnungen des Wolfacher Kunstmalers Eduard Trautwein aus dem Jahr 1929).

## Der Großorient von Baden, seine Zeit und die Freimaurerverbote

*Ralf Bernd Herden*

Die Geschichte der badischen Freimaurerlogen bietet einen reichen Überblick nicht nur über freimaurerische Entwicklungen, sondern auch über die Entwicklung des badischen Staates und seine wechselhaften Bindungen und Beziehungen in der europäischen Politik insgesamt.

Im mittelbadischen Raum, sowie im angrenzenden Straßburg, bestanden bzw. bestehen folgende Freimaurerlogen:

**Baden-Baden** (Loge „Badenia zum Fortschritt“, gegründet 1871, zwangsaufgelöst 1933, reaktiviert 1949; „Zur Perle im Schwarzwald“, gegründet 1927, zwangsaufgelöst 1935, reaktiviert 1955, ruhend seit 1966, erloschen 1969)

**Kehl am Rhein** (Loge „Eifel“, gegründet 1958 in Spangdahlem, später verlegt nach Bitburg-Mötsch, danach nach Kehl, zugehörig zur „American Canadian Grandlodge within the United Grand Lodges of Germany; „Erwin“, gegründet als „Kränzchen“ der Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“ im Jahre 1871, ab 1873 als selbstständige Loge, ruhend von 1885–1923, erloschen 1935)

**Offenburg** („Offene Burg zur Erkenntnis“, 1866 als freimaurerische Vereinigung gegründet, bald darauf ruhend. 1877 als Loge aktiviert, ruhend ab 1887, reaktiviert 1901, später wieder ruhend, ab 1915 wieder als freimaurerische Vereinigung aktiv, ruhend ab 1935, 1950 Deputationsloge, später wieder freimaurerische Vereinigung, heute ruhend)

**Lahr** („Allvater zum freien Gedanken“, gegründet 1868, zwangsaufgelöst 1933, wieder aktiviert 1952, nachdem erste freimaurerische Zusammenkünfte sofort nach Kriegsende und Befreiung wieder stattfanden; „Black Forest“, gegründet 1968, zugehörig zur „American Canadian Grandlodge within the United Grand Lodges of Germany)

**Straßburg** („Zur Bruderliebe im Wasgau“, gegründet 1913, musste 1919 auf französischen Befehl hin die Lichter für immer löschen; „Zum treuen Herzen“, gegründet 1873 als Nachfolgeloge für eine ursprünglich französische Loge „St. Jean d'Ecosse“, war ab 1919 in Karlsruhe im Exil und musste 1935 dank der Nationalsozialisten für immer die Lichter löschen; „An Erwins Dom“, gegründet

1881/82, welche 1919 nach Frankfurt am Main geflohen, 1921 nach Hanau verlegt, 1933 von den Nazis zwangsaufgelöst und 1950 reaktiviert, erlosch 1968)

Eine Freimaurerloge gilt als ruhend, sofern sie nicht mehr freimaurerisch arbeiten kann, jedoch als Vereinigung weiter besteht. Sie gilt als erloschen, wenn sie sich freiwillig aufgelöst hat. Jahre der Zwangsauflösung, wie unter der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten, werden von den Freimaurerlogen als Jahre des Ruhens einer Loge bewertet: Die freimaurerische Arbeit war unmöglich, die Loge jedoch nicht rechtmäßig und unfreiwillig aufgelöst.

Eine Freimaurerloge gilt als „gerecht und vollkommen“, wenn sie eine Stiftungsurkunde („Charter“) von einer regulären Großloge empfangen hat, und zugleich die feierliche Einsetzung und Einrichtung der Loge nach den Regeln der Großloge erfolgt ist. Hiervon gibt es weltweit lediglich drei Ausnahmen: Jene drei englischen Logen, welche bereits vor der Gründung der „United Grand Lodge of England“ bestanden, und daher als „lodges form times immemorial“ gelten.

Eine Großloge kann auf zwei Wegen freimaurerische Regularität erlangen: Zum einen können sich mehrere, reguläre Logen zu einer Großloge zusammenschließen. Hierfür ist eine Mindestanzahl erforderlich, über deren Größe jedoch unterschiedliche Ansichten bestehen. In jedem Fall kommt eine Großloge regulär zustande, wenn eine Vereinigung regulärer Logen von einer anderen, regulären Großloge als Großloge anerkannt wird. So ist dies beispielsweise bei den deutschen Großlogen der Fall, welche die Anerkennung der „United Grand Lodge of England“ besitzen, die weltweit als höchste, freimaurerische Körperschaft anerkannt wird. Sie hat einen geschichtlich begründeten Ehreuvorrang, der darin seinen Ursprung hat, dass von England aus die moderne Freimaurerei ihren Ursprung nahm.

Unabhängig vom Bestand der Logenorganisationen gilt: Auch bereits sehr früh bestanden freimaurerische Verbindungen einzelner Persönlichkeiten auch aus unserer Raumschaft. Hier sei nur auf zwei Personen hingewiesen:

**Franz Friedrich Sigmund August Freiherr Böcklin von Böcklinsau**, geboren 1745, verstorben 1813, war Mitglied der Freimaurerloge „Zur Edlen Aussicht“ in Freiburg. Er soll bereits 1783 Mitglied der Loge „Zur Unschuld“ in Wien gewesen sein. Von dem Reichsritter und späteren Grundherren zu Rust, dem Schlossherren des Balthasarschlösschens, wird berichtet, er habe sich jeden Monat einen Tag lang in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, „um vor einem Totenkopf zu meditieren oder in seiner Sammlung von

Bibelsprüchen zu lesen.“ Er muss in einem inneren Frieden gelebt haben, dessen Geheimnis schon seinen Zeitgenossen undurchdringlich erschienen ist. Im Jahre 1808 schrieb der rege Autor ein Buch unter dem Titel „Briefe zum Nachdenken über den Allvater“, ein – dem Geiste seiner Zeit entsprechendes – für heutige Leser doch etwas schwülstiges Werk, jedoch durchaus nicht ohne Geist und Tiefgang.

J. W. C. von Lahr wurde am 24. April 1805 in die „Pilger Loge“ in London aufgenommen. Das Diplom seiner Aufnahme befindet sich heute im Besitz einer Freiburger Freimaurerloge. Er ist im Mitgliederverzeichnis der „Pilger Loge“ (1779–1879) mit der Mitglieder-Nummer 281 von insgesamt 708 Mitgliedern aufgeführt. Die Pilger-Loge, welche die englische Matrikel-Nummer 238 trägt, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, vor allem für beruflich oder zur Ausbildung vorübergehend in London weilende Freimaurer eine Heimstätte zu bieten. Sie besteht übrigens bis heute noch.

### **Badens älteste Loge: Mannheim**

Die älteste, noch heute aktive Loge Badens ist die Loge „Carl zur Einigkeit“ in Mannheim, welche am 28. November 1778 gegründet worden ist und der Großloge „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin angehörte. Mannheim gehörte damals zur bayerischen Pfalz, sodass die Loge nach dem Logenverbot in Bayern 1785 ihre freimaurerische Tätigkeit einstellen musste. Es war dies aber nicht das erste, landesherrliche Verbot, das die Freimaurerei in Mannheim traf: Bereits aus dem Oktober des Jahres 1737 stammt ein landesherrliches Dekret, das die Freimaurerei in der Kurpfalz untersagte.

Unterstellt man, dass dieses Dekret einen Grund gehabt haben muss – nämlich vermutlich eine Loge unter französischer Jurisdiktion in Mannheim –, dann wäre zwar die Hamburger Loge „Absalom zu den drei Nesseln“ mit ihrem Gründungsjahr 1737 die älteste, noch heute bestehende Freimaurerloge in Deutschland. Nachdem die Loge „Absalom zu den drei Nesseln“ aber erst im Dezember 1737 mit der Lichteinbringung eröffnet wurde, könnte man durchaus unterstellen, die erste Freimaurerloge Deutschlands habe vor dem kurfürstlichen Reskript in Mannheim in der Kurpfalz, und damit heute in Baden, bestanden.

Mannheim fiel im Jahre 1803 an Baden, daher konnte die Loge im Jahre 1805 wieder eröffnet werden. 1806 wurde der Namen in „Carl zur Eintracht“ geändert, eine deutliche Reminiscenz an das neue Herrscherhaus der Zähringer, hieß der Regent doch Karl Friedrich, und der als präsumtiver Nachfolger zu erwar-

tende Erbprinz Karl (nachdem dessen Vater Karl Ludwig bereits im Dezember 1801 im schwedischen Arboga einem Unfall zum Opfer gefallen war).

### Der „Große Orient von Baden“

Das Kapitel der Mannheimer Loge konstituierte sich im Jahre 1806 zum „Großen Orient von Baden“, welcher am 25. Juni 1807 vom Großorient von Frankreich anerkannt wurde. Am 10. August 1807 wurde ein Angehöriger des hohen Adels zum Großmeister gewählt. Noch nicht eindeutig geklärt ist dabei, ob es sich um einen Rheinbundfürsten selbst oder aber einen seiner Brüder handelte, welcher in badischen Diensten als hoher Offizier stand. Sollte es der betreffende Rheinbundfürst persönlich gewesen sein, so muss man eindeutig betonen, dass er mehr als frankophil war, nämlich von Napoleon völlig überzeugt. Hauptursache für die Gründung war der Wunsch, allen badischen Freimaurern eine gemeinsame „Oberbehörde“ zu geben, und zugleich nicht länger unter der Aufsicht einer auswärtigen, maurerischen Oberbehörde zu stehen.

Man entschloss sich aus diesem Grund auch zur Einführung der „reinen, lateinischen Observanz“, des Ritus, welcher auch im (die Politik Badens dominierenden) Nachbarland Frankreich herrschte.

Auf einem in Wiblingen abgehaltenen Kongress einigte man sich über den Beitritt der Loge „Karl zur guten Hoffnung“ in Heidelberg, welche 1807 wieder gegründet worden war.

Der Beitritt der Heidelberger Loge erfolgte am 10. April 1808 in Mannheim. Die Heidelberger Loge löste jedoch bald ihren Bund wieder, vor allem auf Wunsch der Regensburger Loge, von welcher sie ihre Konstitution erhalten hatte. Trotzdem erweiterte sich der Bund des „Großorient von Baden“ recht bald, und zwar durch die Errichtung der Loge „Zum Tempel des vaterländischen Lichts“ in Bruchsal und der Loge „Karl und Stephanie zur Harmonie“ in Mannheim, welche beide im Jahre 1809 gegründet wurden.

An der Spitze des Großorient von Baden standen im Jahr 1809 ausschließlich Angehörige des hohen Adels, hohe Offiziere und Beamte, Professoren und angesehene Vertreter des Bürgertums. Der Großorient von Baden hatte freimaurerische Verbindung zu folgenden Großlogen:

- Großorient von Frankreich: In Frankreich wurde bereits 1737 massiv gegen die Freimaurerei vorgegangen. Einem Wirt, der den Freimaurern Unterkunft gewährt hatte, wurde schlicht für ein halbes Jahr die Tür der Gaststätte zugemauert.



- Großorient von Italien
- Großorient von Westphalen
- Großer Landeslogenverein von Baden

### Der „Große Landeslogenverein von Baden“

Der „Große Landeslogenverein von Baden“ war am 23. Mai 1809 von den Logen „Karl zur Einigkeit“ (gegründet 1786) in Karlsruhe, „Zur edlen Aussicht“ (gegründet 1784) in Freiburg und der Loge „Karl zur guten Hoffnung“ in Heidelberg gegründet worden. Die Karlsruher und die Freiburger Loge hatten ihre Tätigkeit allerdings während der französischen Revolution einstellen müssen, und konnten ihre Tempel erst im Jahre 1808 wieder öffnen. 1809 trat auch die Heidelberger Loge „Karl zur deutschen Biederkeit“ bei, später wohl auch die Bruchsaler Loge und die Loge „Minerva“ in Mannheim.

An der Spitze dieser Großloge stand ein Geheimrat aus dem badischen Freiherrenstand, welcher seine Abstammung bis auf Carolina Luisa von Wangen, leibliche Tochter des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, zurückführen kann. Der „Große Landeslogenverein von Baden“ ließ alle Systeme zu, ausgenommen der des französischen Rituals, welches ja in Mannheim seinen eigenen Orient hatte.

Nach den Statuten des Großlogenvereins sollte das Direktorium alle drei Jahre wechseln, jedoch lag die tatsächliche Führung bei der Loge „Karl zur Einigkeit“ in Karlsruhe, welche von Mai 1809 bis Juli 1812 insgesamt 17 Directorialsitzungen ausgerichtet hat. Die turnusgemäß folgende Freiburger Loge „Zur edlen Aussicht“ richtete lediglich im Januar 1813 eine Directorialsitzung aus.

### Die Entwicklung des Großorient von Baden

Der „Großorient von Baden“ bestand aus den beiden genannten Mannheimer Logen, sowie der Loge von Bruchsal. Laut seiner aus dem Jahre 1812 stammenden Statuten bekannte und anerkannte er alle Riten, ohne einem ausdrücklich anzugehören, damit sich ihm jede Loge anschließen konnte, sofern sie nicht durch anderweitige Vereinbarungen gebunden war. Der „Großorient von Baden“ erklärte ausdrücklich, dass er nur Eintracht bewirken und den Orden gegen Missbrauch schützen wolle, weshalb man sich weder in die Riten, noch die innere Verwaltung der Logen einmischen wolle.

Zum Großorient gehörte ferner die Feldloge Nr. 1, „Mars, Minerva und Karl zur Treue“, deren Gründungsbeschluss am

02. Februar 1812 erging und deren Patent und Installation vom 17. Februar 1812 datiert. Die Feldloge hatte ihren Standort in Kassel, wo noch heute die Kasseler Loge „Goethe zur Bruderliebe“ aktiv ist. Diese Loge war bereits 1773 als „Frédéric de l’amitié“ unter der Großloge „Royal York de l’amitié“ gegründet worden, trat 1807 zum Grand Orient de France unter dem Namen „König Hieronymus Napoleon zur Treue“ über und wurde 1814 als „Wilhelm zur Standhaftigkeit“ die Loge Nr. 1 der „Großen Provinzialloge von Kurhessen“. Über die badische Feldloge Nr. 1 finden sich bisher leider keine weiteren Unterlagen, ihre Entwicklung und Auflösung zu unbekanntem Zeitpunkt wäre jedoch von größtem Interesse.

### Die Zähringer und die Freimaurerei

An dieser Stelle ist es angebracht, auf das badische Herrscherhaus der Zähringer und ihr Verhältnis zur Freimaurerei einzugehen.

**Karl Friedrich von Baden** (\* 22. November 1728 in Karlsruhe; † 10. Juni 1811 ebenda) war Markgraf von Baden-Durlach (1746–1771), Markgraf von Baden (1771–1803), Kurfürst des Heiligen römischen Reiches (1803–1806); offiziell „Markgraf zu Baden und Hochberg, Herzog zu Zähringen, des hl. Römischen Reichs souveräner Kurfürst, Pfalzgraf bei Rhein, Landgraf im Breisgau, zu Sausenberg und in der Ortenau usw.“, erster Großherzog von Baden (1806–1811); offiziell „Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen“. Er war 1747 nach England gereist, und hatte dort an der Parlamentseröffnung teilgenommen. Wohl anlässlich dieser Reise war der damalige Markgraf von Baden-Durlach in England in den Freimaurerbund aufgenommen worden. Karl Friedrich von Baden stand der Freimaurerei positiv gegenüber.

Allerdings hatte bereits Großherzog Karl Friedrich am 09. Juni 1810 alle studentischen Verbindungen an den beiden badischen Landesuniversitäten Heidelberg und Freiburg verboten:

„Alle geheimen Studenten-Orden, nämlich solche Gesellschaften, welche sich durch Privat-Eide, Vergelübungen, oder sonstige Verpflichtungen zu gewissen Endzwecken verbinden, sind durchaus untersagt. Sollten gegen unser Erwarten dennoch solche Verbindungen bestehen, so haben sich dieselben unverzüglich nach Verkündigung dieses aufzulösen. Geschieht dieses nicht, oder sollten in der Zukunft dergleichen geheime Verbindungen unter Studenten errichtet werden, so sollen bei solchen Orden und Verbindungen, wenn sich auch gleich außerdem keinen nachteiligen Zweck haben, oder sonst in keinen bedenklichen Verbindungen stehen, die Oberen, Senioren, Werber ... bestraft werden. ... Die Hausbesitzer und andere Personen sollen einer solchen Gesell-

schaft, bei Vermeidung strenger ... Strafe keine Unterkunft gestatten“. Gegengezeichnet war das Verbot durch den Freiherrn von Reitzenstein, der selbst Illuminat gewesen sein soll. Ein Albin von Reitzenstein (1852–1927) sollte später Großarchivar der Großloge „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin werden.

Sein ihm auf dem badischen Thron folgender Enkel, **Großherzog Karl von Baden**, vermählt mit Großherzogin Stephanie geborene de Beauharnais, Fille de France, Kaiserliche Hoheit, Adoptivtochter Napoleons I., trat 1811 in die Fußstapfen seines 73-jährig verstorbenen Großvaters. Am 14. September 1812 war sein Schwiegervater Napoleon kampflos in Moskau eingezogen, am gleichen Tag brach in der Stadt der „Große Brand von Moskau“ aus. Am 19. Oktober reist Kaiser Napoleon von Moskau ab, seine „Grande Armee“ erleidet am 03. November in der Schlacht bei Wjasma die erste, empfindliche Niederlage auf dem Rückmarsch. Am 26. November erleidet Napoleon mit seinen Verbündeten die kriegsentscheidende Niederlage an der Beresina. Am 16. Dezember erreichen die vernichtend geschlagenen Reste der „Großen Armee“ Ostpreußen und überqueren die Memel. Von über 500 000 Soldaten haben nur rund 5000 den Feldzug überlebt. Unter den Gefallenen befinden sich auch zahlreiche Badener.

### Und die „Grande Armee“

Bereits am 3. Dezember hatte Napoleon das 29. Bulletin der Grande Armee verkünden lassen. Darin legt er erstmals das ganze Desaster seiner Niederlage offen. Für die Öffentlichkeit war dies ein Schock. Das Bulletin schuf und befestigte die Legende, dass die Grande Armée einzig am Winter gescheitert wäre. Es beginnt mit den Worten *Jusqu'au 6 novembre, le temps a été parfait* (Bis zum 6. November ist das Wetter bestens gewesen) und schließt mit der berühmten Wendung *La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure* (Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals besser gewesen). Das Bulletin erschien am 17. Dezember, einen Tag vor der Ankunft des Kaisers der Franzosen in Paris im „Moniteur“, dem offiziellen, kaiserlichen Verkündungsorgan. Großherzog Carl von Baden stiftete am 26. Dezember 1812, dem Namenstag seiner Gattin Stephanie, den „Orden vom Zähringer Löwen“, mit der Ordensdevise „Für Ehre und Wahrheit“.

### Das Verbot von 1813

Am 25. Februar 1813 erließ Großherzog Karl nochmals ein ausdrückliches Verbot aller geheimen Verbindungen. Es richtete sich vor allem gegen die Studentenverbindungen, wurde aber auch

gegen die Freimaurer angewandt. Auch aus dem Jahre 1824 soll es ferner ein großherzogliches Reskript von Großherzog Ludwig geben, das ich bisher jedoch noch nicht auffinden konnte.

Das Verbot von 1813 hatte folgenden Wortlaut:

*„Wir, Carl von Gottes Gnaden Großherzog zu Baden, Herzog zu Zährigen, Landgraf zu Neuenbürg, Graf zu Hanau etc. Haben uns bewogen gefunden, alle auf denen in unseren Landen bestehenden Universitäten und Licaen etwa noch befindlichen Ordensverbindungen und Landsmannschaften, wes Namens sie seien, andurch strengstens zu verbieten, um zu verhüten, dass, nach davon gemachten, traurigen Erfahrungen, die auf denselben befindliche Jugend, deren Zweck wissenschaftliche und moralische Bildung sein sollte, nicht davon abgeführt, und zu unnützen Ausgaben und Zeit vergeudenden Zusammenkünften verleidet mögen werde, die auf Geist und Vermögen gleich nachteilige Wirkungen haben. Aus diesem nämlichen Grund verbieten Wir gleichfalls alle in unseren Staaten etwa existierende geheime Verbindungen und Orden, welcher Art und wes Namens sie sein mögen. Wir befehlen ihnen nadruch, sich binnen acht Tagen aufzulösen und dem betreffenden Kresidirectorio solches anzuzeigen; diesem erteilen wir den Befehl, hierüber pünktlich zu wachen, und zur Befolgung desselben die nötigen Maßregeln zu ergreifen, dermaßen zwar, dass, falls dasselbe Gesellschaften dieser Art in Erfahrung bringen sollte, die sich nicht selbst aufheben, es solche schliesse und den Erfolg dieser Verordnung anzeige.*

*Alle Diener, die bisher in einer solchen Gesellschaft waren, sollen einen Lossagungsrevers in gleicher Frist einreichen. Unser Ministerium des Inneren ist mit der Verkündung und dem Vollzug beauftragt.“<sup>1</sup>*

Auffällig ist, dass die badischen Verbote von den preußischen Regelungen abweichen. Bereits am 20. Oktober 1798 hatte König Friedrich Wilhelm ein „Edikt wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen, welche der allgemeinen Sicherheit nachteilig werden können“, erlassen. Allerdings wurden folgende Großlogen ausdrücklich von dem Verbot ausgenommen:

1. Die „Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln“
2. Die „Große Landesloge“
3. Die Großloge „Royal York de l’Amitié“

Sie alle hatten ihren Sitz in Berlin und waren dem Haus Hohenzollern in ganz besonderer Weise verbunden. In Preußen gab es sogar ein sog. „Sprengelecht“, ähnlich dem Parochialrecht der Kirchen: Wo eine reguläre Loge bestand, hat diese ganz besonderen Schutz genossen.

Das hat übrigens später dann, bei der Frage der deutschen Freimaurerlogen in Elsass-Lothringen nach der Wiedereingliederung

1870 große Probleme bereitet. Während der Nichtfreimaurer Bismarck eine Großloge für das Elsass anstrebte, kämpften die drei altpreußischen Logen für ihr Sprengelrecht. Sie sind aber letztendlich gescheitert.

Mit dem Verbot aus dem Jahre 1813 endete die offizielle, badische Freimaurerei.

Die Völkerschlacht von Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) war die Entscheidungsschlacht der Befreiungskriege: Wir alle kennen die Devise „Der König rief, und alle, alle kamen“. Verballhornt auch: „Der König schlief, doch alle, alle kamen“ oder „Alle, alle riefen, bis der König kam“. Preußen, Schöpfer dieses Ausspruches, hat zum Hundertjährigen der Völkerschlacht ein Zweimarkstück und ein Dreimarkstück mit diesem Motiv herausgegeben. Bei der Völkerschlacht kämpften die Truppen der Verbündeten Österreich, Preußen, Russlands und Schwedens gegen die Truppen Kaiser Napoleon Bonapartes. Damals waren auf französischer Seite auch noch badische Truppen dabei, denn Großherzog Carl „hat erst nach der Völkerschlacht die Kurve gekratzt“ und seinem Schweigervater den politischen Rücken zgedreht. Gerade noch rechtzeitig, dass die Verwandtschaft in Gestalt von Zar Alexander Baden noch retten konnte. Gut, eine Schwester zu haben, die badische Prinzessin Luise, welche unter dem Namen Elisabeth als Gattin von Alexander Romanow russische Zarin ist. Die Badener verstanden sich gut auf Heiratspolitik, auch später mit der preußischen Prinzessin Luise und Großherzog Friedrich I., wobei gesagt werden muss, dass dieser Ehe ein geradezu vorbildlicher Ruf zukam.

Mit bis zu 600 000 beteiligten Soldaten aus über einem Dutzend Völkern war die Völkerschlacht von Leipzig übrigens bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts die größte Feldschlacht der Geschichte. In dieser wichtigsten Schlacht des Befreiungskrieges gegen die napoleonische Fremdherrschaft brachten die zahlenmäßig überlegenen verbündeten Heere der Österreicher, Preußen, Russen und Schweden Napoleon Bonaparte die entscheidende Niederlage bei, die ihn dazu zwang, sich mit der verbliebenen Restarmee und ohne Verbündete aus Deutschland zurückzuziehen.

In der Schlacht wurden von den rund 600 000 beteiligten Soldaten etwa 90 000 getötet oder verletzt – darunter auf beiden Seiten zahlreiche Deutsche.

Im Jahre 1913 – genau 100 Jahre später – wurde in Leipzig das 91 Meter hohe Völkerschlachtendenkmal fertiggestellt. Dieses Wahrzeichen wurde an der Stelle errichtet, an der die heftigsten Kämpfe stattfanden und die meisten Soldaten fielen. Es birgt auch eine lebhafteste, freimaurerische Symbolik, worüber durchaus ein eigener Artikel verfasst werden könnte.

Die badische Freimaurerei war aber nicht tot. Sie trat allerdings erst wieder nach dem Erwinsfest in Steinbach 1845 an die Öffentlichkeit. Auch hier waren es übrigens französische Brüder, welche, genauso wie nach dem II. Weltkrieg, der Freimaurerei in Baden wieder den Weg öffneten.

### Anmerkung

- 1 Großherzoglich Badisches Regierungsblatt, Jahrgang 1813, 25f.

### Literaturverzeichnis

- Beim vorstehenden Beitrag handelt es sich um einen Abschnitt aus einem geplanten Buch über „Baden und die Weltgeschichte“, das in einem eigenen Kapitel „Badens Söhne des Lichts“ ausführlich über die badische Freimaurerei berichten wird. Das Erscheinen des umfangreichen Werkes im Buchhandel ist für das Jahr 2012/2013 vorgesehen.
- Badens Diener: Handbuch für Baden und seine Diener, Verzeichnis aller badischen Diener vom Jahr 1790 bis 1840, nebst Nachtrag bis 1845, Heidelberg 1846
- Becke-Klüchtzner, E. von der: Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden, Baden-Baden 1886
- Bergmann, Karl: Festgabe für die erste Säcular-Feier der gerechten und vollkommenen St. Johannis-Loge „Der Pilger“ Nr. 238, London 1879, Handschrift für Brüder Freimaurer
- Cast, Fr.: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Großherzogtums Baden, Stuttgart 1845
- Francke, Karl-Heinz/Dr. Geppert, Ernst-Günther: Die Freimaurer-Logen Deutschlands und deren Großlogen 1737–1985. Matrikel und Stammbuch. Nachschlagewerk über 248 Jahre Freimaurerei in Deutschland. Bayreuth 1988, im Selbstverlag der freimaurerischen Forschungsgesellschaft Quatuor Coronati e. V., Bayreuth
- Jahrbuch der Vereinigten Großlogen von Deutschland 2006 – Bruderschaft der Freimaurer: Handschrift für Brüder Freimaurer, herausgegeben vom Großmeisteramt der Vereinigten Großlogen von Deutschland, Berlin
- Kageneck, Alfred Graf von: Friedrich Freiherr Böcklin von Böcklinsau. Die Ortenau 57 (1977), S. 272ff.
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar: Internationales Freimaurer-Lexikon. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1932, Amalthea-Verlag, Wien und München 1980
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar/Binder, Dieter A.: Internationales Freimaurer-Lexikon, überarbeitete und erweiterte Neuauflage, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 2000
- Maurerisches Archiv, Handschrift für Brüder Freimaurer, herausgegeben von I. H. B., Mannheim 1809, Druck von F. W. C., von dieser Zeitschrift ist nur dieser eine Jahrgang erschienen.
- Runkel, Ferdinand: Geschichte der Freimaurerei, Reprint von 1932, Edition Lempertz o. O. 2006

## Der Westwall – vom Unerfreulichen zum Denkmalwert

### Spuren am Oberrhein

*Frank Armbruster*

Der aufmerksame Wanderer kann im Rheinauewald Überreste von Bunkern entdecken, die meistens völlig unter Gestrüpp und Ranken versteckt und kaum noch zu erkennen sind. Es sind die letzten Zeugen des Westwalls, eines Verteidigungssystems, das in den Jahren von 1936 bis 1940 erbaut, zum größten Teil nach 1945 gesprengt wurde, aus über 11000 Bunkern sowie weiteren Anlagen wie Stollen, Panzergräben, Panzerhöckern und Flakstellungen bestand und sich von Kleve bis vor die Tore Basels 630 km lang erstreckte. Schon 1936, vor der Besetzung der durch den Versailler Vertrag entmilitarisierten Rheinlande, erkundeten deutsche Offiziere in Zivil unter strengster Geheimhaltung den künftigen Verlauf der im Westen geplanten Befestigungsanlagen. Und nur fünf Tage nach dem Einmarsch deutscher Truppen in diese Zone erhielt die „Inspektion der Westbefestigungen vom Oberkommando des Heeres (OKH)“ den Befehl, mit dem Bau von Sperrbefestigungen an den Saarübergängen im Saarland und dem Bau von Befestigungen am Oberrhein zu beginnen.

### Der Westwall in der Propaganda

1938 wurde die Geheimniskrämerei durch laute Propaganda ersetzt. Fanden die beiden ersten Inspektionsreisen Hitlers zu den Westbefestigungen noch unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, erfolgte Hitlers dritte Reise vom 14. bis 19. Mai 1939 von Stolberg bis nach Efringen im Markgräfler Land unter dem Jubel der Bevölkerung. In einem Tagesbefehl sagte Hitler: „Die Inspektion des Westwalls hat mich von seiner Unbezwinglichkeit überzeugt. Das deutsche Volk vereinigt sich mit mir im Dank an alle, die durch ihre unbegrenzten Bemühungen in der kürzestmöglichen Zeit diese Grundlagen für die deutsche Sicherheit in Beton und Stahl geschaffen haben“<sup>1</sup>. Hitler widmete dem Westwall sogar im Sommer 1938 eine eigene Denkschrift.<sup>2</sup> Darin führte er aus, dass der Zweck einer Festungsanlage sei, mit geringsten Mitteln ein Maximum an Abwehrwirkung zu erzielen. Die Festungen sollten Stützpunkte für den heroischen Kämpfer sein, ihn vor Artilleriebeschuss schützen und für den Augenblick des Infanterieangriffs erhalten. Ein „Volksbuch vom Ringen um Deutschlands Westmark“ lieferte die Begleitmusik:<sup>3</sup> „Der Westwall ist mehr als

eine Befestigungslinie. Er ist ein Stück Weltgeschichte. Geschaffen durch den Geist des Führers und die Fäuste deutscher Arbeitskameraden. Dies kleine Volksbuch, das einen Begriff von der historischen Größe des gewaltigsten Verteidigungswerkes aller Zeiten vermittelt, gehört in jedes deutsche Haus.“<sup>4</sup> Werner Flack schrieb pathetisch: „... die Gemeinschaft des Volkes erfasst uns wie nie in unserem Leben, ihr haben wir die Hand gereicht, und sie hat unsere ganze Persönlichkeit genommen ...“<sup>5</sup> Fritz Hippler, Reichsfilmintendant, produzierte im Juli 1939 eigens den Film „Der Westwall“, der das Urbild der Volksgemeinschaft und die Synthese von Arbeiter und Soldat beim Bau des Westwalls zeigen sollte.<sup>6</sup>

Da allerdings dem Feind nichts preisgegeben werden durfte, bestand „Bildernot“, d. h. man durfte nur zeigen, was nichts verriet. Deshalb wurde nicht am Westwall, sondern im Panzerwerk eines Artillerieübungsplatzes bei Magdeburg gedreht.<sup>7</sup> Die Propaganda malte wirkungsvoll das Bild von der unbezwingbaren „größte(n) Verteidigungsanlage der Erde“<sup>8</sup> dem „gigantischste(n) Befestigungswerk aller Zeiten“ (Hitler)<sup>9</sup> und konnte darüber hinwegtäuschen, dass bei Kriegsausbruch der Westwall in weiten Teilen noch Baustelle war und nur wenige Bunker voll einsatzbereit waren.<sup>10</sup> Horst Rohde behauptet deshalb zu Recht, dass der Westwall einer der größten Propagandacoups des Dritten Reiches war<sup>11</sup>. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg, wagten aber nicht anzugreifen. Neben der mangelnden Bereitschaft<sup>12</sup>, wirklich einen Krieg zu führen, hatte sie sicher auch diese Propaganda das Fürchten gelehrt.

### Politische Begründungen

Stellte die Propaganda die Unbezwingbarkeit des Westwalls heraus, betonten politische Kommentare seinen defensiven, ja geradezu friedenserhaltenden Charakter. „Wie gieriges Meer Land um Land verschlingt, so hat Frankreich Jahrhunderte hindurch in andringender Brandung ein Stück deutschen Bodens nach dem anderen an sich gerissen. Jetzt aber hat unser Führer den Schutzdeich errichtet, an dem diese gefährliche Flut für alle Zeit abprallen wird: Das ist der deutsche Westwall.“<sup>13</sup> Als Kronzeuge wurde der englische Schriftsteller Thomas Carlyle bemüht, der nach der Schlacht von Sedan geschrieben hatte: „Keine Nation hat einen so schlimmen Nachbar gehabt wie Deutschland in den letzten 400 Jahren an Frankreich – schlimm auf jegliche Art, frech, räuberisch, unersättlich und immer angriffslustig. Deutschland hatte Frankreich meines Wissens keine Kränkung zugefügt, außer daß



es neben ihm auf der Welt war.“<sup>14</sup> Aber dennoch ist der Westwall „der überzeugendste Beweis, daß Deutschland Frankreich nicht angreifen will. Um so sinnloser wird damit der Angriff Frankreichs gegen Deutschland.“<sup>15</sup> Doch auch die wahren Motive wurden nach vollbrachter Tat nicht mehr verheimlicht. „Die Lösung der Ostprobleme war nur möglich, wenn Deutschland den Rücken frei hatte.“<sup>16</sup> Originalton Hitler: „Arbeitskameraden! Rund 500 000 Mann haben an den Grenzen des Reiches gearbeitet. Rund 3½ Millionen Sudetendeutsche sind zum Reich zurückgekehrt. Auf jeden von euch kommen also 7 Sudetendeutsche, denen ihr durch eure Arbeit die Freiheit geschenkt habt.“<sup>17</sup> Und weitere Belege: „In der Tat übte auch der Westwall diese abstoßende politische Wirkung aus bei dem Anschluß Deutsch-Österreichs, bei der Lösung des sudetendeutschen Problems und bei der Regelung der böhmisch-mährischen Frage. Die Westgegner sahen, auch gerade mit Rücksicht auf den deutschen Westwall, in diesen drei Krisen von einem kriegerischen Eingriff ab ...“<sup>18</sup> „Der Westwall bringt riesige Kräfteersparnis, so daß man an anderer Stelle mit Überlegenheit operieren kann, wie es im polnischen Feldzug 1939 der Fall war.“<sup>19</sup>



*Feindbeobachtung*



*Bunker der ersten Linie direkt am Rheinufer mit sieben Mann Besatzung (infanteristische Gruppe)*

*(Fotos: Privatbesitz des Autors)*

### Planung und Organisation

Nach der Besetzung der entmilitarisierten Zone stellte die Wehrmacht zur Erkundung von geeigneten Orten für Bunkeranlagen am 1. August 1936 in Homburg/Saar den Festungspionierstab 17 auf.<sup>20</sup> 1937 wurde zu dessen Entlastung in Offenburg der Festungspionierstab 18 errichtet.<sup>21</sup> Im Verlauf der Arbeiten wurden weitere Festungspionierstäbe im Norden errichtet. Nachdem es am 20.5.1938 zur sog. Wochenendkrise gekommen war, in der die tschechische Regierung eine Teilmobilmachung verfügt hatte, weil sie über angebliche deutsche Militäroperationen informiert worden war, war Hitler entschlossen, die sudetendeutsche Frage in Kürze gewaltsam zu lösen. Um einen möglichen Angriff durch Frankreich und England im Westen abwehren zu können, befahl er am 28.5.1938 den Bau von 1800 Scharnsteinen und 10000 Unterständen am Westwall bis zum Oktober dieses Jahres. Er wollte den Fortgang der Arbeiten dadurch beschleunigen, dass er

am 14. Juni 1938 den Generalinspekteur für das Deutsche Straßenwesen Dr.-Ing. Fritz Todt zum Generalbevollmächtigten für die Bauarbeiten am Westwall ernannte. Die Festungspioniere hatten in das zweite Glied zu treten und waren nur noch für die taktische Festlegung der Stände im Gelände zuständig.<sup>22</sup> Aber da Hitlers Vorgaben völlig unrealistisch waren, konnte auch ein Todt diese nicht erfüllen. Die Anlagen sollten nach sogenannten Regelbauzeichnungen errichtet werden. Das betraf MG-Schartenstände, Pakbunker und Unterstellräume, Stände mit Drei- und Sechsschartenkuppeln, Stände für Artilleriebeobachter und Gefechtsstände. Die Wandstärken und die Aufteilung der Grundrisse waren von 1938 bis zur Einstellung der Arbeiten im Sommer 1940 allerdings einem steten Wandel unterworfen. Mangel an Baumaterial zwang zur Änderung der Planung. Jetzt sollten nur noch Unterstände für den Schutz von ein oder zwei Infanteriegruppen gebaut werden, die hier das vorbereitende Artilleriefeuer des Feindes abwarten und dann in den Schützengräben der Umgebung eingesetzt werden sollten.<sup>23</sup> Die ganze Westgrenze wurde in 22 Abschnitte eingeteilt und in jedem Abschnitt eine Oberbauleitung errichtet. Die führenden deutschen Bauunternehmer wurden den Oberbauleitungen als Generalunternehmer zugeteilt. Aus dem ganzen Reichsgebiet wurden weitere Baufirmen herangezogen und den Generalunternehmern als Nachunternehmer zugeteilt. Insgesamt waren rund 1000 Bauunternehmen beim Westwall beteiligt. Von den einzelnen obersten Reichsbehörden und Ministerien wurden unmittelbar Sonderbeauftragte der Abteilung für den Westwall beigegeben. Für die Geheimhaltung und Abwehr feindlicher Spionage sorgte ein besonderer Sicherungsstab.<sup>24</sup>

### **Baumaßnahmen am Oberrhein**

Die Anlagen sollten nach den Prinzipien „Verstreutheit, Vielheit, Kleinheit und Tarnung“ errichtet werden. Oberirdische Hindernisse wurden gegen feindliche Panzer- und Infanterieangriffe erbaut: Stacheldrahtverhaue, breite Wasserflächen, tiefe und breite trockene Gräben mit natürlichen und künstlichen Steilwänden und Höcker. Das Befestigungswerk sollte nicht nur aus einer Festungslinie bestehen, sondern aus drei in großer Tiefe gestaffelten Bunkerreihen, und im rückwärtigen Gebiet eine Luftverteidigungszone erhalten. Jeder Bunker sollte dabei eine in sich geschlossene selbstständige Kampfeinheit bilden. In wichtigen Abschnitten gab es zu Werkgruppen zusammengefasste Panzerwerke, die durch Hohlgänge miteinander verbunden waren, durch die der Nachschub und die Mannschaften herangeführt

wurden. Elektrisch betriebene Aufzüge verbanden die einzelnen Stockwerke der Befestigungsanlagen. In gesicherter Tiefe liegende Maschinenanlagen versorgten das gesamte Befestigungssystem mit Frischluft, Wasser und Strom für die Beleuchtung und Heizung sowie für den Antrieb von Hilfsmaschinen aller Art. Ein Fernsprechkabelnetz verband die einzelnen Panzerwerke untereinander. Die größeren Bunker besaßen modern eingerichtete Wasch- und Duschräume sowie tiefgelegene warme und trockene Ruheräume.<sup>25</sup>

Von der Pfalz her traf der Westwall bei Karlsruhe auf den Rhein, ging im Norden bis Germersheim, im Osten bis an den Schwarzwaldrand und im Süden bis Lörrach. Die Arbeit an diesem Festungswerk wurde nach zeitgenössischen Darstellungen begeistert aufgenommen. „Sofort mit dem Eintreffen der Arbeitskräfte entwickelte sich ein riesenhafter Betrieb auf den Baustellen. Schon rollten die ersten Baumaschinen und Baugeräte an, schon wurden die Bau- und Materialbuden aufgestellt, der Antransport der Baustoffe setzte ein und überall wurde mit dem Aushub der tiefgegründeten Festungsbauwerke begonnen. In Tag- und Nachtbetrieb wurden Tausende von Festungsbauwerken zu gleicher Zeit durchgeführt. Während der Nacht hoben sich weithin sichtbar die hell erleuchteten Baustellen gegen den dunklen Himmel ab. Endlose Kolonnen von Lastkraftwagen schafften in unermüdlichem Pendelverkehr vom Bahnhof zur Baustelle die Baustoffe heran, und ununterbrochen hämmernten die Kompressoren und schlugen die Rammen schwere Eisenpfähle in den Boden.“<sup>26</sup>

Die erste abgeschlossene Baumaßnahme war der „Ettlinger Riegel“ südlich Karlsruhe, der einen aus der Weißenburger Senke vorgetragenen Angriff abwehren und die Nord-Süd-Achse des Rheintals sperren sollte. 1937 waren im Raum Karlsruhe-Basel 17 Übergangsstellen über den Rhein mit MG-Schartenständen, PAK (Panzerabwehrkanonen)-Ständen und Unterstellräumen gesichert. Im Isteiner Klotz waren die ersten vier Kampf Räume eingerichtet.<sup>27</sup> Östlich Kehl wurde der „Korker Riegel“ (Korker Waldstellung) errichtet, der das Kinzigtal sperrte. Der Riegel erstreckte sich nahezu parallel zum Rhein, der nördliche und südliche Teil waren an ausgedehnte Wälder angelehnt, der mittlere besonders gefährdete Teil zwischen Kork und Eckartsweier wurde durch



*Tarn- und Sicherungsarbeiten*



*Bunker mit unmittelbarer Vorfeldsicherung durch Drahthindernisse*

Panzergräben gesichert. Er verlief von der Kinzig zur Schutter. Südlich von Eckartsweier schloss ein kurzer Panzergraben den Korker Riegel von der Schutter wieder an die Wälder an. Vor dem Panzergraben war das Gelände künstlich modelliert worden. In einer Versenkung befand sich ein Flächendrahthindernis für die Infanterie. Die Panzergräben waren durch MG-Bunker und Unterstände gesichert. Der Korker Riegel wurde noch durch zwei Sechsschartentürme gesichert. Diese Bauwerke ermöglichten ein nahezu lückenloses Infanteriefeuer auf der gesamten Länge des Riegels. Die Ortsränder von Kork und Riegel waren zur Verteidigung eingerichtet. Nördlich der Kinzig bei Kork befanden sich zwei weitere Panzergräben. Einer von ihnen ist sogar mit dem Straßenschild „Tankgraben“ ausgewiesen.<sup>28</sup> Der Ausbau am Oberrhein wurde als weniger dringlich angesehen, da der Rhein und der Schwarzwald starke natürliche Hindernisse darstellten. So wurden hier 1936 zunächst die schwachen Sperrlinien, aus insgesamt 106 Anlagen bestehend, gebaut.<sup>29</sup>

Der flächendeckende Ausbau im Rheintal begann dann 1938. Die massiven Eingriffe in die Landschaft beschreibt Werner Flack ohne Bedenken: „Bäume fallen, Waldsäume weichen der Axt. Die Betonklötze brauchen freies Schussfeld. Wo Kornfelder wogten und Vieh weidete, zieht sich die unendliche Front des Flächendrahthindernisses hindurch. Eisen, Stahl, Zement und Kies schließen in den Bunkern einen mächtigen Bund. Die Baustellen beherrschen das Landschaftsbild.“<sup>30</sup>

Die Hauptkampflinie wurde am Ufer erstellt und stark befestigt, z. B. mit Sechsschartentürmen. Die ersten Brückenkopfsicherungen waren zur Rundumverteidigung ausgebaut. Diese Linie ist beseitigt. Entlang des Hochwasserdammes verlief die zweite Linie, die vorwiegend aus Gruppenunterständen bestand. Diese Bauwerke sind teilweise noch gesprengt erhalten. Eine dritte Linie verlief im Bereich des Hochgestades und bestand aus Gruppenunterständen und einzelnen Kampfständen. Sie sind teilweise auch noch gesprengt vorhanden. Die vierte Linie bestand vorwiegend aus Gefechtsständen und Artilleriestellungen. Bekannteste Vertreter waren die verbunkerten Artilleriestellungen für Batterien mit schweren Marinekanonen, die an wichtigen Punkten entlang des Oberrheins aufgestellt waren. 1939 folgten dann weitere Anlagen zur Verstärkung erkannter Schwachpunkte. Dadurch entstand im Abschnitt des Generalkommandos Oberrhein entlang des gesamten Stromes mit geringer Tiefe bis zum Rheindamm eine lückenlose Feuerlinie, die vor allem an den Übergangsstellen Rastatt und Kehl verstärkt ausgebaut war. In den Schwarzwaldtälern verstärkten Riegelstellungen und Sperrstellen diese Befestigungslinie.<sup>31</sup>



*Links: Die Bunkerbesatzung. Zusammenleben auf engstem Raum*



*Rechts: Ein Maschinengewehr zur Abwehr von Tieffliegern wird in Stellung gebracht*

Ende 1938 betrug die Zahl der Arbeiter in der „Organisation Todt“ 342000 Mann, hinzu kamen 90000 im Bereich der Pionierstäbe und 300 Abteilungen des Arbeitsdienstes. Das gigantische Unternehmen hatte Auswirkungen auf die gesamte Volkswirtschaft und das gesamte Reichsgebiet. Die Zementindustrie lieferte bis zu 51 % ihrer Gesamtproduktion für den Westwallbau. Kies musste sogar aus Gegenden östlich von Berlin angeliefert werden. Baumaschinen wurden aus dem ganzen Reichsgebiet zusammengezogen.

Die Reichsbahn hatte täglich bis zu 9000 Waggons für den Westwall in Betrieb. Aus dem ganzen Reich wurden 16000 Lkw zusammengezogen. Zeitweise war etwa ein Drittel der gesamten Rheinflotte für den Westwall tätig. Für die Beförderung der Arbeiter benötigte die Reichspost 4200 Omnibusse.<sup>32</sup>

Unterirdisch waren die Unterkunftsräume, Küche, Wirtschafts- und Vorratsräume, Lazarett, Munitions- und Gerätelager. Oberirdisch waren die Kampfanlagen einschließlich Beobachtungs- und Postenständen und die Hindernisse. Gegen Artilleriebeschuss, Minenwerfer und Luftangriffe sollten Eisenbetonwände und -decken schützen oder eine entsprechende Panzerung. Ein künstlicher Überdruck von Frischluft in den Räumen sollte das Eindringen der Kampfgase von außen verhindern.<sup>33</sup>

Ernst Jünger beschreibt seine ersten Eindrücke von dieser Bunkerwelt: „Die Architektur ist schwer und niedrig, wie für Schildkröten berechnet, auch erwecken die schweren Stahltüren, die luftdicht zuschnappen, ein Gefühl, als zwängte man sich in Kassenschränke ein. Der Stil ist finster, unterirdisch, eine Durchdringung von vulkanischem Schmiede- und rohem Zyklopele-

ment. Gleich neben dem Eingang steht ein Topf mit einer kalkigen Flüssigkeit, wohl gegen Kampfstoffverätzungen. Die Luft ist warm, ölig, schlägt sich feucht an den Wänden nieder; sie riecht nach Gummi, Steinkohlenfeuer und Eisenrost. Da sie sich schnell verschlechtert, muß jeder abgelöste Posten noch eine Viertelstunde an der Kurbel eines großen Entlüfters drehen, der Frischluft durch einen Filter preßt.“ (Bei Greffern, 11. November 1939)<sup>34</sup>. Er zog daraus seine Konsequenz und ließ sich eine Hütte neben den Bunkern errichten.

Die Bunker waren ausgezeichnet getarnt, z. B. als Bauernhäuser, waren mit Erde bedeckt oder von Vegetation überwachsen. Nur 25 bis 30 Prozent der Bunker konnten vor dem Angriff ausgemacht werden, wie eine Beschreibung der „Siegfriedlinie“ (so die amerikanische Bezeichnung des Westwalls) für das Hauptquartier der 7. amerikanischen Armee feststellte.<sup>35</sup>

Auf dem Schwarzwaldkamm erstand 1939 die Vorzone der Luftverteidigungszone (LVZ) West. Ihr Schwerpunkte waren die Bereiche Freudenstadt und Hornberg.

Die nationalsozialistische Propaganda versuchte den Eindruck zu erwecken, dass die Westwallarbeiter begeistert ihr Werk, das „über das Zeitgeschehen hinaus in die Ewigkeit“<sup>36</sup> ragt, errichten würden. Aber die harte Arbeit bis zu zwölf und mehr Stunden am Tag, auch sonn- und feiertags, die kargen Massenlager, die fehlende Abwechslung führten zu Alkoholmissbrauch, Bummelantentum und unerlaubter Entfernung vom Arbeitsplatz. Zur Disziplinierung der Westwallarbeiter wurden Straflager wie das SS-Sonderlager Hinzert eingerichtet. Auch die betroffenen Gemeinden und Landwirte begrüßten den Westwall nicht so einhellig, wie die Propaganda glauben machen wollte. Sie hatten unter dem Transportverkehr und Landverlust sowie Nutzungseinschränkung zu leiden.

### Der Westwall im Krieg

Zu Beginn des Krieges wurde der Westwall von Wehrmachtstruppen besetzt. Sie hatten sich jeglicher eigenen Kampfhandlung zu enthalten. Da auch die Gegenseite nicht angriff, kam es zur kuriosen Situation der *Drôle de guerre*: „Man bekriegte sich, von reger Spähtruppentätigkeit abgesehen, hauptsächlich mit Lautsprechern und Flugblättern.“<sup>37</sup> Ernst Jünger, der bei Greffern Abschnittskommandant war, beschrieb diese Phase des Krieges so: „Die Franzosen zeigen sich, ohne daß wir auf sie schießen, und umgekehrt. Zwischen den Werken und Gräben pflügen die Bauern und bringen die Rübenernte ein. Auf der Straße nach Rastatt, die dicht an meinem Bunker vorüberführt, rollen die Autos – vielleicht mit

Geschäftsreisenden oder auch einem Liebespärchen darin.“<sup>38</sup> Nach dem siegreichen Feldzug gegen Polen plante Hitler die Offensive gegen Frankreich bald zu beginnen. Am Westwall wurden nur noch wenige Projekte fortgesetzt oder fertiggestellt. Bevorzugt wurden jetzt diejenigen Objekte, die als Ausgangsstellungen für eine Offensive dienen konnten. Die meisten der Bunker, die noch nicht fertig betoniert waren, wurden zurückgebaut; Inneneinrichtungen der bereits fertigen Bunker wurden, soweit machbar, herausgenommen; Waffen, Munition und Verpflegung wurden entfernt. Die Überwachung und Wartung der Bunker oblag in der Folgezeit speziell ausgebildeten Wallmeistern. Immer mehr Anlagen wurden zur vorübergehenden Nutzung an Personen und Institutionen aus dem nichtmilitärischen Bereich übergeben.<sup>39</sup>

Seit dem Frühjahr 1942 mehrten sich die Luftangriffe auf das Reichsgebiet, sodass es schließlich der Bevölkerung gestattet wurde, die Bunker zum Schutz aufzusuchen. Im Hochsommer 1944 befand sich der Westwall in einem desolaten Zustand, seiner Einrichtung beraubt, voll Wasser, zu Möbellagern und Rübenmieten zweckentfremdet, seiner Waffen beraubt.<sup>40</sup> Als die Front 1944 näherrückte, sollten die Westwallanlagen in fieberhafter Eile mit unzureichenden Mitteln wieder in einen verteidigungsfähigen Zustand versetzt werden. Aber: „In den Vogesen und am Oberrhein steht der Arbeitskräfteeinsatz im umgekehrten Verhältnis zu den Anforderungen des Führers“ und die Luftangriffe und Treibstoffmangel drosseln den Ausbau des Westwalls, klagte der General der Pioniere und Festungen Jacob am 15.9.1944.<sup>41</sup> Auch die Durchhalteparolen des Oberbefehlshabers West, von Rundstedt, konnten die Niederlage nur verzögern: „Ich befehle: Der Westwall ist mit jeder seiner einzelnen Anlagen bis zur letzten Patrone und bis zur völligen Vernichtung zu halten.“<sup>42</sup> Im November 1944 standen die Alliierten dann am linken Rheinufer bei Mühlhausen und Straßburg. Der Rhein war wieder Hauptkampflinie geworden. Den deutschen Elsass-Brückenkopf im Raum Colmar konnten die Alliierten jedoch erst im Februar 1945 endgültig eindringen. Die Möglichkeit, durch eine rasche Beseitigung dieses Brückenkopfes im Elsass eine Defensivfront aufzubauen, wurde durch sie nicht genutzt.



*Landeinwärts gelegener Bunker*



*Lese- und Zigarettenpause*

Zuvor war der Westwall im Januar 1945 im Raum Freistett noch einmal Ausgangspunkt eines deutschen Rheinübergangs, als versucht wurde, von Norden her Straßburg zurückzuerobern. Dabei kam es auf dem linken Rheinufer zu schweren Panzergefechten. Im März 1945 wurde der Rhein bei Philippsburg durch französische Streitkräfte überschritten, die den Westwall nun von Norden her aufrollten. Ein weiterer Angriffsweg ging direkt Richtung Osten auf die Neckar-Enz-Stellung zu, in deren Bereich teilweise erbittert gekämpft wurde.

Bis Mitte April konnte sich jedoch eine verbunkerte Batterie im Bereich Oberkirch halten, die bis zu ihrer Einnahme Straßburg beschoss.<sup>43</sup> Das Vorgehen der deutschen und amerikanischen Truppen gegen Bunkeranlagen ähnelt sich. Ein Oberst Bulowius machte sich im April 1941 nach der Niederlage Frankreichs, das sich hinter seiner Maginot-Linie sicher fühlte, „Gedanken über die Landbefestigung auf Grund bisheriger Erfahrungen dieses Krieges“ und kam zum Ergebnis, dass die Befestigungen meist an taktisch schwachen Stellen durchstoßen und danach im Angriff gegen Flügel, Flanken und Rücken des Feindes zu Fall gebracht worden seien. Festungspanzer seien durch Pioniersprengmittel in Stoßtrupp- und Nächstkampf zerstört worden. Durch die überlegene deutsche Waffenwirkung sei der Eisenbeton der Feindbefestigungen durchschossen worden.<sup>44</sup> 1944 wurden diese Erfahrungen gewissermaßen am „eigenen Leib“ gemacht, als die feindlichen Truppen den Westwall überrollten und „Erfahrungen in der Verteidigung von Festungsanlagen bei Aachen“ gemacht werden konnten, die in einem Fernschreiben an das OKW/WF mitgeteilt wurden: Die Bunker hätten als Kampfanlagen nur bedingten Wert. Ihr Hauptvorteil liege in der schussicheren Unterbringung und Lagerung zusätzlicher Waffen und Munition. So sei der Kampf hauptsächlich aus Feldstellungen zwischen den Festungsanlagen geführt worden.<sup>45</sup>

Dieser „bedingte Wert“ wurde durch das amerikanische Vorgehen verursacht.

Durch Artillerie-Trommelfeuer wurden die PAK- und Granatwerferbedienungen gezwungen, in den Bunkern Deckung zu suchen. Leichte und automatische Waffen eröffneten das Feuer auf Schießscharten, um die Besatzungen zu zwingen, diese zu schließen, während Infanteristen durch die Höckerlinie durchstießen und die einzelnen Bunker angriffen. Panzer, Panzerzerstörer und Artillerie auf Selbstfahrlafetten wurden im Schutz der Dunkelheit vor dem Angriff dicht an die vordere Linie herangebracht und gut getarnt aufgestellt. 40-Pfund-Sprengladungen wurden in die Scharten geschoben. Nach Herstellung eines Brückenkopfes brachen die Pioniere eine Gasse durch das Höckerhin-



dernis und die Panzer fuhren durch, um den Durchbruch zu erweitern. Räumungspanzer ebneten Krater und Gräben ein und schoben die Schießscharten zu. Die Türen wurden aufgeschweißt oder mit kleinen Sprengladungen aufgesprengt.<sup>46</sup>

### Der Westwall nach dem Krieg

Nach der Kapitulation Deutschlands wurden alle Befestigungsanlagen und militärischen Bauten systematisch zerstört nach der vom Alliierten Kontrollrat herausgegebenen Direktive 22 vom 6.12.1945.<sup>47</sup> Bis zum 1. September hatten die Franzosen in ihrem südbadischen Besatzungsgebiet und im Saarland von 4100 Bunkern 3228 gesprengt. Dabei hatte die französische Armee 120 Todesfälle in den ersten eineinhalb Nachkriegsjahren zu beklagen. Nach Protesten im Saarland wegen der „Kollateralschäden“ der Sprengungen stellten die Franzosen diese dort ein, da sie die Bevölkerung des Gebietes, das sie sich einverleiben wollten, nicht gegen sich aufbringen wollten. In Baden und Württemberg wurden die Sprengarbeiten bis 1950 fortgesetzt.<sup>48</sup>

Der Bund als Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches ist verpflichtet, die Westwallanlagen in einen solchen Zustand zu bringen, dass von ihnen keine Gefahr für Leben oder Gesundheit ausgeht. Bis zum 1. Januar 1975 gab er für die Beseitigung der Westbefestigungen rund 35 Millionen DM aus. Die Zeugnisse einer schlimmen Zeit sollten möglichst spurlos verschwinden. Doch allmählich wandelte sich die Einstellung, und man sah in den Überresten des Westwalls steinerne Zeugen einer Epoche deutscher Geschichte, die man mit Sprengung nicht ungeschehen machen konnte. Deshalb entschloss man sich im August 2005, den Westwall in Baden-Württemberg unter Denkmalschutz zu stellen.<sup>50</sup> Schon 1992 war die erste Anlage als Kulturdenkmal ausgewiesen worden: die gut erhaltene Stollenanlage im Baden-Badener Ortsteil Neuweier 49. Dieses Bauwerk war erhalten geblieben, weil die französischen Besatzungstruppen hier eine militärische Weiterverwendung fanden. Wenige Jahre später konnte der Abbruch eines sehr vollständig erhaltenen Bunkers an der südlichen Ausfallstraße der Stadt Rastatt verhindert werden. In Rheinland-Pfalz in Steinfeld bei Bad Bergzabern wurde 2007 das erste Teilstück eines Westwall-Wanderweges in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Beck eröffnet.<sup>51</sup>

In Baden-Württemberg sollten zunächst besonders gut erhaltene Einzelanlagen des Westwalls als Kulturdenkmale ausgewie-



*Gesprengter Bunker  
beim „Schlössle“,  
Waltersweier*

sen werden. Von etwa 3500 Anlagen existieren heute nur noch ca. 1200. Von der ersten, unmittelbar am östlichen Ufergestade des Rheinstroms gelegenen Bunkerkette ist nur noch jedes hundertste Bauwerk, in der Regel als Ruine, erhalten. Bedingt durch die Verwaltungsreform und den Zwang zu Einsparungen wurde die Einzelfallprüfung jedoch zunächst ausgesetzt und alle Anlagen des Westwalls wurden unbesehen als Kulturdenkmale behandelt.<sup>52</sup> Ein rechtliches Problem ergibt sich dadurch, dass diese Anlagen zwar Bundeseigentum sind, in der Regel aber auf privaten Grundstücken liegen, wodurch deren Nutzung beeinträchtigt wird. Daraus resultiert der rechtliche Beseitigungsanspruch des Grundstückseigentümers nach § 1004 BGB. Dieser Anspruch ist allerdings eingeschränkt durch §§ 1,2 und 19 des Allgemeinen Kriegsfolgengesetzes (AKG), wodurch der Bund ausschließlich zur Beseitigung der von den Anlagen ausgehenden Gefahren für Menschenleben verpflichtet ist.<sup>53</sup>

Ein überraschender Aspekt zum Schluss: Ausgerechnet diese Beton-Ungeheuer erregen das Wohlgefallen von Naturschützern, denn die Natur hat sich die Westwallbunker weitgehend zurückerobert, und sie wurden so zu einem Refugium für Pflanzen und Tiere.

Dachssippen errichteten in ihnen ihre „Dachsburgen“; Füchse, Vögel, Amphibien, Fische und Fledermäuse sind weitere bunkerbewohnende Tiere. Im Bienwald bei Karlsruhe wurden Bunkeranlagen sogar zu Artenschutz Zwecken, speziell für die Wildkatze, umgebaut. So lässt sich mit Fug und Recht sagen: „Aus Sicht des Arten- und Biotopschutzes sind nicht nur einzelne Bunkeranlagen zu bewahren. Bunkeranlagen und Panzersperren des Westwalls – von der Natur im Sturm erobert – sind insbesondere auch in ihrer Gesamtheit bedeutsam. Sie stellen ein Biotopverbundsystem im Westen Deutschlands dar, das vergleichbar ist mit dem ‚Grünen Band‘ entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Die ‚stummen Zeugen einer unbewältigten Vergangenheit‘ müssen endlich ihrer Bedeutung als Lebensraum und Biotopverbundsystem entsprechend betrachtet werden.“<sup>54</sup>

## Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Bettinger, Dieter-Robert/Hansen, Hans-Josef/Lois, Daniel: Der Westwall von Kleve bis Basel. Auf den Spuren deutscher Geschichte. Ein Tourenplaner. Wölfersheim-Berstadt 2002. 23
- 2 BArch.Abt. Militärarchiv: RH 11-III/169, 35–66
- 3 Deutsche Arbeitsfront u. a. (Hrsg.): Unbezwinglicher Westwall. Ein Volksbuch vom Ringen um Deutschlands Westmark. Wiesbaden 1940
- 4 Ebd., 3
- 5 Siehe Flack, Werner: Wir bauen am Westwall. Ein Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden. Oldenburg/Berlin o.J. 104

- 6 Siehe Gruber, Eckard: „Mystisch, barbarisch, gelangweilt.“ Die Propaganda um den Westwall 1938–1945. In: Neue Gesellschaft für bildende Kunst e. V. (Hrsg.): Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938–1945. Berlin 1992. 42–86, 58
- 7 Siehe Gruber, Eckard: „Eine unsichtbare Mauer aus Stahl und Beton“. Die visuelle Vermittlung des Westwalls durch Photo und Film: (wie Anmerkung 6). 144–152, 147 ff.
- 8 Siehe Pöchlinger, Josef: Das Buch vom Westwall. Berlin u. a. 1940. 9
- 9 Ebd., 67
- 10 Vgl. Fuhrmeister, Jörg: Der Westwall. Geschichte und Gegenwart. Stuttgart 2004. 86
- 11 Siehe Rohde, Horst: Vom Westwall zur Siegfried-Linie. In: Willems, Willem (Hrsg.): Der Westwall: vom Denkmalwert des Unerfreulichen / Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege. Manfred Groß, Horst Rohde ... – Köln 1997. (Führer zu archäologischen Denkmälern des Rheinlandes; Bd. 2) 41–70, 43
- 12 „Mourir pour Dantzig?“ (sic!) (Für Danzig sterben?), hatte 1939 der französische Rechtsextremist Marcel Deat in seinem Blatt „l'Œuvre“ ablehnend gefragt, und die französische KP, dem Hitler-Stalin-Pakt verpflichtet, fühlte gewiss ebenso: „Nein, danke.“
- 13 Siehe Deutsche Arbeitsfront: (wie Anmerkung 3). 17
- 14 Siehe ebd., S. 16. Im Originaltext: „No nation ever had so bad a neighbour as Germany has had in France for the last 400 years; bad in all manner of ways; insolent, rapacious, insatiable, unappeasable, continually aggressive“. In: Carlyle, Thomas u. a.: Letters on the war between Germany and France. London 1871. 119
- 15 Siehe Pöchlinger, Josef: (wie Anmerkung 8). 15
- 16 Ebd., 54
- 17 Zitiert nach Pöchlinger, Josef: ebd., 68
- 18 Siehe Deutsche Arbeitsfront: (wie Anmerkung 8). 85
- 19 Siehe ebd., 17
- 20 Vgl. Fuhrmeister, Jörg: (wie Anmerkung 10). 22
- 21 Vgl. ebd., 38
- 22 Vgl. ebd., 40
- 23 Vgl. Groß, Manfred: Westwall-Luftverteidigungszone West-Weststellung im Rheinland. In: Willems, Willem: (wie Anmerkung 11). 71–117, 92
- 24 Vgl. Pöchlinger, Josef: (wie Anmerkung 8). 58
- 25 Vgl. Hauptmann R..Th. Kühne, Der Westwall. München o.J. Zitiert nach Pöchlinger, Josef: (wie Anmerkung 8). 65 ff.
- 26 Siehe Deutsche Arbeitsfront: (wie Anmerkung 3). 54
- 27 siehe Bettinger: (wie Anmerkung 1). 13
- 28 Vgl. Wein, Friedrich: Der Westwall in Baden-Württemberg. In Bettinger: ebd., 155 ff.
- 29 siehe Bettinger ebd., 12
- 30 Flack, Werner: (wie Anmerkung 5). 100 f.
- 31 Vgl. Wein, Friedrich: (wie Anmerkung 28). 155 ff.
- 32 Vgl. Pöchlinger, Josef: (wie Anmerkung 8). 60 ff.
- 33 Vgl. Deutsche Arbeitsfront u. a.: (wie Anmerkung 3). 28
- 34 Vgl. Jünger, Ernst: Strahlungen I. Gärten und Straßen. München 1988. 80 f.
- 35 BArch.Abt. Militärarchiv RH 11- III/101. 8
- 36 Siehe Pöchlinger, Josef: (wie Anmerkung 8). 72
- 37 Vgl. Fuhrmeister, Jörg: (wie Anmerkung 10). 86
- 38 Siehe Jünger, Ernst: (wie Anmerkung 34). 81 (Bei Greffern, 15. November 1939)
- 39 Vgl. Rohde, Horst: (wie Anmerkung 11). 58 f.
- 40 Vgl. Fuhrmeister, Jörg: (wie Anmerkung 10). 93 ff.
- 41 Siehe: BArch.Abt. Militärarchiv 15.9.44 RH/11/III/185+a, 42 f.
- 42 Zitiert nach: Groß, Manfred: (wie Anmerkung 23). 106
- 43 Vgl. Wein, Friedrich: (wie Anmerkung 28). 155
- 44 BArch.Abt. Militärarchiv RH-11/III.87. 35–53
- 45 BArch.Abt. Militärarchiv: Fernschreiben an OKW/WF st/Op.(H)/West. RH 11-III/ 99. 136
- 46 BArch.Abt. Militärarchiv RH 11- III/101 fol. 1–11 vom 5.12.44. 9 f.

- 47 Vgl. Groß, Manfred: (wie Anmerkung 23). 107
- 48 Vgl. Jörg Fuhrmeister, Jörg: (wie Anmerkung 10). 112
- 49 Ebd.
- 50 Vgl. Threuter, Christina: Westwall. Bild und Mythos. (=Imhof-Zeitgeschichte). Petersberg 2009. 114
- 51 Spurensuche an der Siegfriedlinie. In: Junge Freiheit. 14. September 2007
- 52 Vgl. Kieser, Clemens: Die Erhaltungswürdigkeit des Westwalls aus Sicht der baden-württembergischen Bodendenkmalspflege. In: Eberle, Ingo/Reichert, Anja (Hrsg.): Beiträge zur angewandten Festungsforschung. Bd. 1. Norderstedt 2006. 98–102
- 53 Vgl. Diller, Karl: Vom Umgang mit dem Westwall nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Eberle/Reichert: (wie Anmerkung 52). 72 ff.
- 54 Büttner, Ingrid/Trinzen, Manfred: Lebensraum Westwall – Neue Heimat für Tiere. In: Eberle/Reichert: (wie Anmerkung 52). 169–175

## Einmal und nie wieder – Emil Sutor und sein Meisterstück

Johannes Werner

*Wem der große Wurf gelungen ...*

Friedrich Schiller, An die Freude

Emil Sutor wurde am 19. Juni 1888 in Offenburg geboren. Dort erhielt er auch seine erste – und zwar gründliche, handwerkliche – Ausbildung als Holzbildhauer in der Werkstatt von Simmler und Venator, die viele Kirchen belieferte.<sup>1</sup> Von 1907 bis 1909 studierte er an der Karlsruher Kunstakademie bei dem bekannten, ja berühmten Hermann Volz; von 1910 bis 1911 arbeitete er unter Bruno Wollstädter in Leipzig und bildete sich anschließend in Dresden, München, Stuttgart und Paris weiter. Danach, 1913, kehrte er nach Offenburg zurück, wo er eine „Werkstatt für Friedhofskunst“ gründete. Dann kam der Krieg, der ihn an verschiedene Fronten führte. Im Jahre 1919 fand er sich wieder bei Volz in Karlsruhe ein, nun, und bis 1921, als dessen Meisterschüler. In Karlsruhe lebte er, vielbeschäftigt, bis ihm der Tod am 13. August 1974 den Meißel aus der Hand nahm.<sup>2</sup>

Im Laufe seines langen Lebens hat Sutor rund 60 Kirchen, vor allem in Baden, mit Kreuzwegen und Kreuzigungen, Marien- und Heiligenfiguren, auch ganzen Krippen ausgestattet (um von seinen rund 35 profanen Werken noch ganz zu schweigen). Dass er „über lange Zeit eine herausragende Stellung in der Erzdiözese Freiburg genoss“<sup>3</sup>, lässt sich nicht leugnen; aber ebenso wenig, dass dieser Ruhm „auch Schattenseiten“<sup>4</sup> hatte, insofern sich Sutors Werke glichen, oft bis aufs Haar. Er produzierte, ja fabrizierte nach beliebten und bewährten Mustern; eine eigentliche Auseinandersetzung, gar ein Ringen mit den Themen, wie es den wahren Künstler kennzeichnet, fand nicht statt. Im Grunde sank er in das Werkstattwesen zurück, aus dem er einst gekommen war.

### Das Bauwerk

Doch ein einziges Mal, einmal und nie wieder, trat er in die erste Reihe vor, als in Frankfurt die Frauenfriedenskirche gebaut und, im Jahre 1927, zu diesem Zweck ein Wettbewerb ausgeschrieben wurde, der, nach den Worten des großen Rudolf Schwarz, „in Deutschland den neuen Kirchenbau überhaupt einleitete“<sup>5</sup>. Insgesamt gingen 157 (nach anderen Angaben sogar 650) Entwürfe<sup>6</sup>



*Frauenfriedenskirche  
(Quelle: wikipedia)*

ein, darunter fünf, die Schwarz zusammen mit dem ebenso großen Dominikus Böhm<sup>7</sup> erarbeitet hatte. Einer von ihnen, „Opfergang“ genannt, wurde auch einstimmig mit dem 1. Preis ausgezeichnet – aber dann doch nicht ausgeführt; die Auftraggeber fanden ihn noch zu modern. Stattdessen wählten sie den von Hans Herkommer, einem aufstrebenden Architekten, vorgelegten Plan. Im Jahre 1929 war der Bau vollendet.<sup>8</sup>

### Das Bildwerk

Drei hohe, schmale, rundbogige Portalnischen öffnen die Fassade nach Nordosten hin. Sie sind mit farbigen Mosaiken ausgekleidet; die mittlere birgt überdies eine eindrucksvolle Madonna, die, in ihrer ganzen Höhe von zwölf Metern, ebenfalls von farbigem Mosaik überzogen ist. Über sie schrieb der Baumeister selber: „Maria, die Friedenskönigin, schaut majestätisch mahnend in die Welt, geschmückt mit der Palme des Friedens und mit der Krone der Friedensliebe. Nicht weich und furchtsam ist ihr Blick, sondern voll eherner und mahnender Erhabenheit: es geht in einer Zeitenwende um Güter höherer Ordnung, nicht um niedrigen, neidischen Streit. Der Friedenskönigin zur Seite stehen große symbolische Gestaltungen des Krieges und des Friedens: Nacht und Trauer und Schwert – oder Sonne und Freude und Blumen!“<sup>9</sup> Die Mosaiken schuf der Karlsruher Maler Friedrich Stichs, die Madonnenfigur aber: Emil Sutor.

Doch nicht nur an Sutor, sondern auch an Stichs ist hier zu erinnern, dem das Werk so vieles, ja fast das meiste verdankt. Er wurde am 17. Mai 1896 in Neckarzimmern geboren und von 1911 bis 1914 in Karlsruhe als Glas- und Dekorationsmaler ausgebildet. Dann griff auch nach ihm der Krieg, den er als Sanitätssoldat durchlebte und durchlitt. Danach, von 1919 bis 1922, studierte er, u. a. als Meisterschüler von August Babberger, an der Landeskunstschule in Karlsruhe, an die er 1923 als Lehrer für Wandmalerei zurückkehrte; einige Jahre später, 1930, wurde er als Leiter der Abteilung für angewandte Malerei und Wandmalerei und der Grundlehre an die Werkkunstschule in Hannover berufen. Doch 1936 verboten ihm die Machthaber, seine Werke auszustellen, und 1943 zerstörten Bomben sein Atelier und alles, was es enthielt. Von 1953 bis 1960 amtierte er noch als kommissarischer Leiter bzw. stellvertretender Direktor der Werkkunstschule in Hannover. Von 1967 an lebte er wieder in Karlsruhe, wo er am 28. Mai 1979 starb.<sup>10</sup>

Ungewohnt und ungewöhnlich ist diese Madonna, auch weil in ihr sehr verschiedene Traditionen verschmelzen. Zunächst erinnert sie an eine andere große, acht Meter hohe Statue, die

Maria mit dem Kind darstellte und sich in der Außennische am östlichen Abschluss der Kapelle auf der Marienburg befand. Sie war um 1340 entstanden und etwa vierzig Jahre später, wohl durch italienische Meister, mit einem vielfarbigen Überzug aus Glasmosaik versehen worden. (1945 wurde sie zerstört.)<sup>11</sup> Auch erinnert sie an altkirchliche, byzantinische Bilder, an Ikonen, vor allem aber an die Werke, die aus der sogenannten „Beuroner Kunstschule“ hervorgegangen waren und die sich durch etwas Enthobenes und Erhabenes auszeichneten, durch etwas Hieratisches, Stilisiertes, Statuarisches, Starres und Steifes; auf Sutor übten sie einen großen Einfluss aus.<sup>12</sup> Ganz von fern spielen auch die magischen Masken und exotischen Idole mit, für die sich die Expressionisten begeistert hatten.

### Wirkungen

Die Bedeutung dieser Figur erwies sich nicht zuletzt darin, dass sich andere, größere Künstler von ihr inspirieren ließen. Ewald Mataré, der sie gewiss kannte, schuf 1932 einen Heiligen Thomas von Aquin, der ebenfalls ganz mit Mosaik überkleidet war und mit großen Augen in die Welt hinaussah. An seinem ersten Standort, an der Fassade einer Kirche in Berlin-Charlottenburg, musste er schon am Tag nach der Einweihung verhüllt werden; dann wurde er entfernt, und an seinem zweiten Standort, einer Kirche in Düsseldorf-Wittlaer, ebenfalls; man mauerte ihn freilich in eine Nische ein, wo er im Weltkrieg unterging.<sup>13</sup> Eine andere, aber wiederum ganz ähnliche (mosaizierte, großäugige) Skulptur schuf Ludwig Gies, zwar früher, aber zweifellos im Zusammenhang mit und unter dem Eindruck von Frankfurt.<sup>14</sup> Beide, Mataré und Gies, waren übrigens 1887 geboren worden, waren also ein Jahr älter als Sutor, dem sie gleichwohl folgten.

### Auf dem absteigenden Ast

Doch bald trennten sich die Wege. Die Werke von Mataré und Gies wurden teils zerstört, teils eingezogen und 1937 in der Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt; ebenfalls seit 1937, und ebenfalls in München, fand, unter der sehr persönlichen Schirmherrschaft Adolf Hitlers, die „Große Deutsche Kunstausstellung“ statt, die Sutor, Parteigenosse seit 1937, in den Jahren 1939, 1940, 1941, 1942 und 1944 mit Erfolg beschickte.<sup>15</sup> Schon 1933 hatte er sich, was die Themen und auch den nunmehr sehr naturalistischen Stil seiner Werke betrifft, den neuen Machthabern angeeignet, hatte Kämpfer und immer wieder Mütter geschaffen. (Eine von ihnen erwarb Heinrich Himmler, der Reichsführer der SS.)



Über diesen allzu kriegerischen, allzu irdischen Gestalten hatte er „Maria, die Friedenskönigin“<sup>16</sup>, die „mit der Palme des Friedens und mit der Krone der Friedensliebe“<sup>17</sup> geschmückt war, wohl vergessen. Und zu den zahllosen Madonnen, die er schuf, nachdem er nach 1945 wieder in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war, als ob nichts geschehen wäre, ist ohnehin nicht viel zu sagen.<sup>18</sup>

## Anmerkungen

- 1 Zum Werkstattwesen jener Zeit vgl. Wolf-Holzäpfel, Werner: Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis in die Gegenwart. In: Smolinsky, Heribert (Hrsg.): Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Bd. 1 (=Von der Gründung bis 1918). Freiburg/Basel/Wien 2008, 493–598; hier 518–521
- 2 Vgl. u. a. Thieme/Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 32. Leipzig 1938, 320; Getzeny, Heinrich: Emil Sutor, ein badischer Bildhauer. In: Die christliche Kunst 29 (1932/33), 241–250 (257); Wilkendorf, Fritz: Der Bildhauer Sutor. O. O. 1940; Gemeinschaft christlicher Künstler der Erzdiözese Freiburg: Aus unserem Schaffen 4 (1960), 54; Brandenburger, Gerlinde u. a.: Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe. 1715–1945 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 7). 2. Aufl. Karlsruhe 1989, 28–29, 693–694 u. passim; Werner, Johannes: Der badische Bildhauer Emil Sutor. In: Badische Heimat 2/2010, 526–534
- 3 Kremer, Bernd Mathias: Einzigartiges Stadtbild. Mosbach ist eine kunsthistorische Perle in Nordbaden. In: Konradsblatt 51–52/2009, 26–29; hier 28
- 4 Wolf-Holzäpfel: a. a. O., 535
- 5 Schwarz, Rudolf: Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg 1960, S.12
- 6 Vgl. Zahner, Walter: Rudolf Schwarz. Baumeister der Neuen Gemeinde. Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Liturgietheologie und Architektur in der Liturgischen Bewegung (= Münsteraner Theologische Abhandlungen Bd. 15). Altenberge 1992, 189; bzw. Hoff, August/Muck, Herbert/Thoma, Raimund: Dominikus Böhm. München/Zürich 1962, 504
- 7 Vgl. Pehnt, Wolfgang: Die ganz große Raumform. Dominikus Böhm und Rudolf Schwarz, ein Doppelporträt. In: Voigt, Wolfgang/Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Dominikus Böhm. 1880–1955 (=Ausstellungskatalog). Tübingen/Berlin 2005, 29–43; hier 32–35. – Böhm brachte außerdem noch einen eigenen Entwurf ein, so wie u. a. auch Hans Schwippert und Hans Döllgast.
- 8 Hans Herkommer (Einl.: Werner Hegemann). Berlin/Leipzig/Wien 1929, 16; Herkommer; Hans (Hrsg.): Kirchliche Kunst der Gegenwart. Stuttgart 1930, 18; Schnell, Hugo: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Dokumentation, Darstellung, Deutung. München/Zürich 1973, 44, 50. – Im selben Jahr 1929 legte Herkommer einen kühnen Entwurf für St. Cäcilia in Mosbach vor, der aber durchweg verändert und vereinfacht und erst 1935, recht konventionell, verwirklicht wurde (vgl. Wolf-Holzäpfel: a. a. O. 528–530); die Ausstattung stammte wieder von Sutor. – Über ein weiteres Werk, mit dem Herkommer in der Erzdiözese auffiel, nämlich über die 1921 erbaute Kapelle des Paulusheims in Bruchsal, wäre noch manches zu sagen.
- 9 Herkommer, Hans: Architektonische und liturgische Gestaltung. In: Krabbel, Gerta (Hrsg.): Frauenfriedenskirche. Düsseldorf 1935, 14–16; hier 15
- 10 Frdl. Mitteilung der Tochter des Malers, Uta Gautel, Karlsruhe (05.07.2010). Die Angaben bei Thieme/Becker (a. a. O. 37) sind unzulänglich oder, wie die des Geburtsjahrs, falsch. – Dank auch an Gunter Sauter, Karlsruhe („Galerie 10“).
- 11 Vgl. Simson, Otto von: Das Mittelalter II (= Das hohe Mittelalter). Berlin 1990, 295 (Abb. 305a)
- 12 Vgl. u. a. Werner, Johannes: Zwischen Bauhütte und Bauhaus. Die Beuroner Kunstschule als Wille und Vorstellung. In: Freiburger Diözesan-Archiv 125 (2005), 265–275. – Dass Sutors Figuren, vor allem die frühen, so überaus lang und schmal erscheinen, geht wohl auch auf Beuroner Vorbilder zurück, etwa auf die bekannte „Madonna mit dem Apfel“ (vgl. u. a. Kreitmaier, Josef: Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. 3. Aufl. Freiburg 1921, T. 31b)

- 13 Schilling, Sabine Maja: Biographische Dokumentation. In: Ewald Mataré, Retrospektive. Das plastische Werk (= Ausstellungskatalog). Köln 1987, 21–55; hier 32f. – Dazu: Mataré, Ewald: Tagebücher. Hrsg. von Hanna Mataré und Franz Müller. Köln 1973, 119f., 122f., 125, 132, 182
- 14 Springer, Peter: Ludwig Gies als Glasmaler und Mosaizist. In: Ludwig Gies. 1887–1966. (= Ausstellungskatalog). Leverkusen/Berlin/Niebuß 1990, 35–44; hier 40–42. – Eines der Bindeglieder stellten auch die „Vereinigten Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff“ in Berlin-Treptow dar; sie zeigten die Figur von Gies in einer ihrer Werbeschriften, führten die Mosaiken für Frankfurt, und zwar sowohl für die Fassade als auch für die Altarwand, aus und hatten früher schon die Figur an der Marienburg ausgebessert. Auch das Chormosaik im evangelischen Teil der Stiftskirche in Neustadt an der Weinstraße, das August Babberger, der Lehrer Sticks, entwarf, ging aus diesen Werkstätten hervor. – Vgl. auch Springer, Peter: Modernisierung einer alten Kunst. Anmerkungen zum Verhältnis von Mosaik, Zeit und Avantgarde. In: Wände aus farbigem Glas. Das Archiv der Firma Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff, Mosaik und Glasmalerei (=Ausstellungskatalog). Berlin 1989, 95–113; frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Peter Springer, Berlin (27.06.2010)
- 15 Vgl. die gedruckten Kataloge der jeweiligen Jahre und: Heck, Thomas Leon: Index der Künstlernamen und Abbildungen der Kataloge der Großen (Deutschen) Kunstausstellungen im Haus der Kunst in München von 1937 bis 1999. Tübingen 1999, 221. – Vgl. Schlenker, Ines: Hitler's Salon. The ‚Große Deutsche Kunstausstellung‘ at the Haus der Deutschen Kunst in Munich 1937–1944 (=German Linguistic and Cultural Studies Bd.20). Oxford/Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Wien 2007
- 16 Vgl. Anm. 9
- 17 Vgl. ebd.
- 18 In St. Stephan in Karlsruhe befindet sich noch eine undatierte „Madonna mit Kind“, deren Gewand aus Glasmosaik besteht; vgl. Dewald, Josef: St. Stephan Karlsruhe (= Kleiner Kunstführer Nr. 372). 3. Aufl. Regensburg 1999, Abb. S. 13. – Übrigens hatte Sutor, nach dem für ihn peinlichen politischen Zwischenspiel, einen mächtigen Helfer in Franz Burda, der ihm den ersten Auftrag verschaffte: das Relief für das Grimmelshausen-Gymnasium in seiner Heimatstadt Offenburg (1948). Auf Burdas Betreiben folgten dann noch die Ursula-Säule am selben Ort (1961) und, nicht zu vergessen, das „Bambi“, das seit 1958 alljährlich als Filmpreis verliehen wird.

## „Bei nächster Gelegenheit hinauszuwerfen“

### Wilhelm Hausenstein und seine Pariser Mission in neuem Licht

Johannes Werner

*Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen.*

Friedrich Schiller, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua (III,4)

Eigentlich hatte man ja gedacht, es sei alles schon gesagt: zumindest über die Jahre, die Wilhelm Hausenstein als erster konsularischer und diplomatischer Vertreter Deutschlands in Paris verbrachte und in denen er versuchte, das Eis zu brechen, ja zum Schmelzen zu bringen.<sup>1</sup> Und war nicht auch schon alles über die Schwierigkeiten gesagt, die man ihm, wie nicht anders zu erwarten, in Frankreich machte, aber ebenfalls in Deutschland? Offenbar nicht.

Man wusste wohl, dass das Auswärtige Amt ihn und die anderen sogenannten „Seiteneinsteiger“ (Hans Schlange-Schöningh in London, Heinz Krekeler in New York) mit scheelen Augen betrachtete; sie waren, nach den Worten eines Laufbahnbeamten, „von hinten durch die kalte Küche in den Salon geschmuggelt“<sup>2</sup> worden. Was man nicht wusste, war, in welchem Umfang sich dieses Auswärtige Amt an den Untaten des Dritten Reichs beteiligt hatte. Fast alle Diplomaten in seinem Dienst waren nicht nur Mitwisser, sondern sogar Mittäter gewesen; und fast allen gelang es, indem sie die Fakten kaltblütig leugneten und fälschten, in das neue Auswärtige Amt übernommen zu werden. Erst die „Unabhängige Historikerkommission“, die der damalige Außenminister 2005 berief, hat nun Licht in das so sorgsam gewährte Dunkel gebracht<sup>3</sup> – und dabei auch ein Licht auf die geworfen, die hinter den Kulissen gegen Hausenstein, „die interessanteste und schillerndste Persönlichkeit unter den Generalkonsuln der ersten Stunde“<sup>4</sup>, agierten und intrigierten.

Angeblich hatte sich Adenauer, so sein Biograph, „von seiner Nachbarin Frau Schlüter-Hermkes den ziemlich unpolitischen Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein aufschwätzen lassen“<sup>5</sup>; was in keiner Weise stimmt. Denn da hatte sich der Biograph selber etwas aufschwätzen lassen, und zwar von Herbert Blankenhorn, einem einst aktiven Nationalsozialisten und „aggressiven Propagandisten“<sup>6</sup>, der sich aber geschickt zum Widerständler stilisierte und 1949 zum persönlichen Referenten Adenauers, 1951 zum Leiter der politischen Abteilung des



Herbert Blankenhorn,  
(Quelle: Deutsches  
Bundesarchiv)

Walter Hallstein  
(Quelle: Deutsches  
Bundesarchiv)



Auswärtigen Amtes aufstieg. Aber lieber wäre er als erster deutscher Generalkonsul in die USA gegangen, wozu er allerdings „als ehemaliger Mitarbeiter seines Onkels Hans Heinrich Dieckhoff, des umstrittensten aller deutschen Botschafter in Washington, denkbar ungeeignet war“<sup>7</sup>. Blankenhorn, der sich selbst nicht weiter nützen konnte, schadete wenigstens dem ungeliebten Kollegen, indem er dem Biographen weiterhin weismachte, die „eigentliche Arbeit“ in Paris sei nicht von Hausenstein, sondern von

Gebhardt von Walther, „einer reinrassigen Züchtung aus dem Gestüt der alten Wilhelmstraße“, erledigt worden.<sup>8</sup> Was wiederum nicht stimmt; denn Hausenstein arbeitete viel, sehr viel, und wurde, jedenfalls im ersten Jahr, dabei unterstützt von Albrecht von Kessel, der ein echter Widerständler gewesen war, der aber dennoch, wie es scheint, hinter Hausensteins Rücken mit Blankenhorn konspirierte. (Und die Rede von der „reinrassigen Züchtung“ erledigt sich wohl von selbst.)

Hausenstein hatte viele Feinde. Zu ihnen zählte, vor allen anderen, Walter Hallstein, „der es 1941 immerhin zum Direktor beim Institut für Rechtsvergleichung der Universität Frankfurt a.M.“<sup>9</sup> gebracht hatte und Mitglied in vier NS-Verbänden gewesen war; nach dem Krieg, 1950, wurde er Staatssekretär im Bundeskanzleramt, 1951 im Auswärtigen Amt. Hausenstein wusste, dass Hallstein – der ihn für eine „Fehlbesetzung“<sup>10</sup> hielt – sein „ebenso entschiedener wie verborgener Gegner“<sup>11</sup> war, und durchschaute die von ihm „mit einer gewissen Freundlichkeit, ja Herzlichkeit geübte Kunst der Täuschung“<sup>12</sup> nur zu gut. Auch Rolf Lahr, der ebenfalls als „Seiteneinsteiger“ ins Auswärtige Amt gekommen, aber vorher Mitglied der NSDAP und der SA und

Offizier gewesen war, machte aus seiner „Abneigung gegen den präziösen Ästheten“<sup>13</sup> kein Geheimnis.

Eigentlich hatte Hausenstein das ganze Amt zum Feind. Man begegnete ihm, wie er selber schrieb, mit „kühl-konventioneller Artigkeit, die schon an Abweisung grenzte“; er fühlte sich „wie angesichts einer grauen Mauer ohne Fenster, ohne Tür“.<sup>14</sup> So blieb ihm die Erfahrung nicht erspart, „daß das Auswärtige Amt ihn immer wieder links liegen ließ“<sup>15</sup>. André François-Poncet, der französische Botschafter in Deutschland, kannte sich auch aus. „Herr Hallstein, haben Sie gehört? Frau Hausenstein erzählte mir, daß es au bord du Rhin eine Farm mit Giftschlangen gibt. Sollte es das Auswärtige Amt sein?“<sup>16</sup> (So, gesprächsweise, im Jahre 1955, bei der Ernennung Hausensteins zum „Grand Officier de la Légion d’Honneur“.)

Was ein anderer Außenseiter, der am deutschen Generalkonsulat in London arbeitete, zu Protokoll gab, galt nicht nur für ihn selbst, sondern gerade auch für Hausenstein. Die Berufsdiplomaten, so sagte er, betrachteten diese Außenseiter als „höchst unbefriedigende Lückenbüsser, die gut genug waren, während einer kurzen und vorübergehenden Periode offene Stellen auszufüllen, die aber bei nächster Gelegenheit hinauszuwerfen seien ... Der Kasten-Geist sei unter den Beschäftigten des alten Auswärtigen Amtes der Wilhelmstraße ausnehmend stark und feindlich eingestellt gegenüber den Nicht-Mitgliedern dieser Kaste.“<sup>17</sup> Und so wurden Hausenstein und die anderen Außenseiter (Schlange-Schöningen in London, Krekeler in New York) hinausgeworfen, „nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, international um Vertrauen für den neuen Staat zu werben“; sie wurden „abserviert“.<sup>18</sup>

Darauf hatte das Amt schon dadurch hingearbeitet, dass es die Außenseiter systematisch madig machte. Krekeler war betroffen, auch Schlange-Schöningen, dem Blankenhorn nachsagte, er habe „einfach keine Ahnung von seinem Job“<sup>19</sup>. Hausenstein musste im Herbst 1954 eine Betriebsprüfung über sich ergehen lassen, deren Ergebnis nicht erfreulich war: „Obgleich die Verwaltung überbesetzt ist, läuft sie nicht in geordneten Bahnen und weist schwere Mängel auf, wie sie den Prüfern bisher noch nicht begegnet sind.“<sup>20</sup> Dagegen hielt Hausenstein selber, noch im selben Monat, die Botschaft für eine „harmonische und sehr gut arbeitende Behörde“<sup>21</sup>, und auch von anderen war nichts anderes zu hören.

Dass Hausenstein seine Aufgabe in der Tat erfüllt hatte, wurde spätestens bei seinem Abschied offenbar. Zu seinem abschließenden Empfang erschienen die hohen und höchsten Repräsentanten des Landes, und auch die zuvor so skeptische und kritische Presse

rief ihm noch Dankesworte nach; so der französische „Combat“ sogar auf seiner Titelseite, und die schweizerische „Tribune de Genève“, die ihn grüßte als „einen treuen Freund Frankreichs und des Friedens, einen freien und überaus kultivierten Geist, einen geschickten, großzügigen und wohlwollenden Diplomaten“<sup>22</sup>. Was die Franzosen über ihn (und seine Frau Margot) dachten, hatte Annette Kolb schon bald nach seiner Ankunft bezeugt: „On n’aurait pas pu mieux choisir.“<sup>23</sup>

Hausenstein hat die unwürdigen Umstände, unter denen er aus dem Amt gedrängt wurde, nie verstanden und nie verwunden; er schrieb sie, aus gutem Grund, der „Kombination Hallstein-Blankenhorn“<sup>24</sup> zu. Er hatte ja noch ein paar Wochen in Paris bleiben wollen, um die Aufwertung der deutschen Vertretung zur vollgültigen Botschaft mitfeiern und mitgenießen zu können; aber Hallstein und Blankenhorn sorgten, wohl auch unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, dafür, dass es nicht dazu kam. Und dann, dank Hallstein, verweigerte man ihm nicht nur den Vorsitz in einer deutsch-französischen Kulturkommission, für den er vorgesehen, sondern auch die Altersversorgung, die ihm versprochen worden war. Zwar schrieb ihm Adenauer, er könne verstehen, dass er „nicht mehr mit dem Auswärtigen Amt zusammenarbeiten“<sup>25</sup> wolle, tat aber selber nichts. Und noch lange nach seinem Abschied schickte man ihm Rechnungen über Glühbirnen, die er gekauft, und Geschenke, die er der Concierge des Botschaftsgebäudes zum Neujahrsfest gemacht hatte, und die er aus eigener Tasche bezahlen sollte. Sogar das Recht, sich „Botschafter a. D.“ zu nennen, wollte man ihm streitig machen.

Nachdem man die ungeliebten Außenseiter hinausgeworfen hatte und hoffen konnte, dass das Vergangene vergessen war, war der Weg wieder frei – auch für Blankenhorn, der, in der Nachfolge von Hausenstein, von 1960 bis 1963 als Botschafter in Paris amtierte. (Dort stand ihm, als Botschaftsrat, Ernst Kutscher bei, der in der Berliner Zentrale des alten Auswärtigen Amtes mit der „antijüdischen Auslandsaktion“ befasst gewesen war und 1944 an einer Arbeitstagung teilgenommen hatte, auf der es u. a. um die „physische Beseitigung des Ostjudentums“ ging.<sup>26</sup>) Auf Blankenhorn, der 1965 als Botschafter nach London ging und dort bis 1970 blieb, folgte bis 1968 Manfred Klaiber, vorher erst Chef des Bundespräsidialamts, dann Botschafter in Rom; auch er stammte aus dem Auswärtigen Amt, war 1934 der NSDAP beigetreten und trug die Mitverantwortung dafür, dass, 1942 im Bosphorus, ein mit 769 Flüchtlingen, vor allem Frauen und Kindern, besetztes Schiff von einem deutschen Schnellboot versenkt wurde.<sup>27</sup> Auf Klaiber folgte Sigismund von Braun, seit 1936 im Auswärtigen Amt, seit 1939 in der NSDAP. Die alten

Kameraden hatten überwintert und stiegen wieder ein und weiter auf, als ob nichts geschehen wäre.<sup>28</sup>

Und dabei hatte es Hausenstein, als er antrat, als seine Aufgabe betrachtet, „nun überhaupt erst einmal, und zwar in Frankreich selbst, zu beweisen, daß aus dem Deutschland des Hitlerismus ein anderes Deutschland übriggeblieben war, das keinen Augenblick aufgehört hatte, ein anderes Deutschland zu sein“<sup>29</sup>. Was aber – nicht nur im diplomatischen Dienst – die Oberhand behielt, war kein anderes Deutschland, sondern das alte.

## Anmerkungen

- 1 Lappenküper, Ulrich: Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), 635–678; Reuss, Peter Matthias: Die Mission Hausenstein (1950–1955). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sinzheim 1995; Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005; ders., „Ich als geborener Badener“. Wilhelm Hausenstein und die Freundschaft mit Frankreich. In: Die Ortenau 85 (2005), 401–416
- 2 Zit. n. Conze, Eckart/Frei, Norbert/Hayes, Peter/Zimmermann, Moshe: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik. 3. Aufl. München 2010, 512
- 3 Conze usw.: a. a. O. – Über die Hindernisse, die das Amt der Kommission gegen geltendes Recht in den Weg legte, vgl. 718f.
- 4 Ebd. 459
- 5 Schwarz, Hans-Peter: Adenauer. Der Aufstieg: 1876–1952. Stuttgart 1986, 703
- 6 Conze usw.: a. a. O., 337
- 7 Ebd. 459. – Eine diesbezügliche Äußerung von Charles Lucet hat auch Alfred Grosser überliefert, und zwar in seiner Rede „Wilhelm Hausenstein et les débuts du nouveau dialogue franco-allemande“, die er am 6. Juni 2007 im 2Maison Heinrich Heine“ in Paris, anlässlich der „Hommage à Wilhelm Hausenstein“, hielt. Die Rede wurde, französisch und deutsch, von der Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft zu ihrem 10-jährigen Gründungsjubiläum 2011 als Mitgliedergabe veröffentlicht.
- 8 Schwarz: a. a. O.
- 9 Conze usw.: a. a. O., 458
- 10 Ebd. 461
- 11 Hausenstein, Wilhelm: Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950–1955. 2. Aufl. München 1961, 85
- 12 Ebd. 88
- 13 Lahr, Rolf: Zeuge von Fall und Aufstieg. Private Briefe. 1934–1974. Hamburg 1981, 221
- 14 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 23
- 15 Lappenküper: a. a. O., 677
- 16 Hausenstein, Wilhelm: Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen. Hrsg. von W. E. Süskind. München 1969, 77f.
- 17 Zit. n. Conze usw.: a. a. O., 514
- 18 Ebd., 513
- 19 Zit. n. ebd., 515
- 20 Zit. n. Reuss: a. a. O., 208
- 21 Hausenstein, Wilhelm: Brief an Renée-Marie Hausenstein, 06.09.1954; Archiv Hornberg
- 22 Tribune de Genève, 23.05.1955 (Übers. v. Verf.)

- 23 Kolb, Annette: Gruß aus Paris. In: Süskind, W. E. (Hrsg.): Festgabe für Wilhelm Hausenstein. Zum 70. Geburtstag, 17. Juni 1952. München 1952, 148
- 24 Hausenstein: Impressionen, 74
- 25 Zit. n. Reuss: a. a. O., 234
- 26 Conze usw.: a. a. O., 197–199
- 27 Aly, Götz/Chroust, Peter/Heilmann, H. D./Langbein, Hermann: Biedermann und die Schreibtischtäter. Materialien zur deutschen Täter-Biographie (= Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 4). Berlin 1987, 165
- 28 Auch der schon erwähnte Rolf Lahr machte Karriere: seit 1961 als Staatssekretär im Auswärtigen Amt und von 1969 bis 1974 als Botschafter in Rom. Als Botschafter in London wirkte von 1961 bis 1965 Hasso von Etdorf, im Auswärtigen Amt seit 1928, NSDAP- und SA-Mitglied seit 1933, SA-Sturmbannführer usw.
- 29 Hausenstein: Pariser Erinnerungen, 35



# Der Ausbau des gewerblichen Schulwesens in Offenburg

## 175 Jahre Gewerblich-Technische Schulen in Offenburg (Teil 2)

Karl Ebert

### Der Aufbruch in der Weimarer Republik

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs ergaben sich auch für die Gewerbeschule Offenburg einschneidende Veränderungen. Neben der Aufarbeitung der menschlichen und materiellen Schäden eröffnete sich Chance eines demokratischen Aufbruchs. Der neue Staat führte eine Vielzahl an *Reformen* durch, die tief in das Gefüge der Schule eingriffen. Ein Gesetz vom 24. März 1924 reihte die Gewerbe- und Handelsschulen in die Gruppe der *Fachschulen* ein, beließ es aber für die gewerblichen Fortbildungsschulen beim Alten. Diese Trennung der Gewerbeschulen von den Fortbildungsschulen war auch die Folge einer *höheren Qualifikation der Lehrer* der Gewerbeschulen, die seit 1922 an der TH Karlsruhe zum Dipl.-Ing., Abteilung „Gewerbelehrfach“, ausgebildet wurden. Beide Maßnahmen führten zu einer deutlichen Aufwertung der Gewerbeschulen.

Mit der Überwindung der Kriegsfolgen und den neuen Aufgaben stellte sich auch die Raumfrage aufs Neue. Bereits 1920 wurden erste Umbaupläne für die frei gewordene *ehemalige Kaserne in der Weingartenstraße* vorgelegt. Nach längeren Auseinandersetzungen fasste schließlich der Stadtrat Offenburg am 3. Juni 1925 den Beschluss, den Bau 14 der ehemaligen Kaserne zur Gewerbeschule und das Stabsgebäude zu Wohnungen umzubauen. Zu Ostern 1927 konnte der Umzug in das neue Gebäude vollzogen werden. Der *Ausbau der Gewerbeschule* ging nunmehr leichter vonstatten. Mit der Einrichtung von Schülerwerkstätten konnte auch ein ministerieller Erlass vom 12. Juni 1925 ausgeführt werden: Die von der Friseurinnung unterhaltene *Friseurfachschule* wurde der Gewerbeschule 1926 angegliedert.<sup>1</sup>

Ein *neuer Lehrplan* vom 21. März 1925 setzte für die badischen Gewerbeschulen neue Rahmenbedingungen: Die *Fächer Religion, Deutsch und Staatskunde* wurden in die Stundentafel eingeführt. Damit sollte der Aspekt der allgemeinen Bildung betont und eine zu einseitig wirtschaftliche Ausbildung verhindert werden. Jetzt hatten die Schüler allerdings 14 Pflichtfächer zu bewältigen:



Die Kaserne in der Weingartenstraße

„Religion, Deutsch mit Schriftverkehr, Staatskunde, Werkstofflehre mit technischer Chemie, Werkzeug- und Maschinenlehre, Naturlehre, Geometrie, Projektionslehre, Freihandzeichnen, Technisches Skizzieren und Zeichnen, Modellieren, Werkstattunterricht (soweit hierfür ein Bedürfnis und die Möglichkeit seiner Einrichtung besteht), Rechnen mit Preisbildung, Buchhaltung.“ Da aber viele Fächer nicht durchgehend unterrichtet wurden, gelang es, die Zahl der Unterrichtsstunden auf zehn zu begrenzen.

Der neue demokratische Staat schuf auch politische und gesellschaftliche Freiräume, die an die Gewerbeschulen neue Anforderungen stellten. Mit der Einführung des Frauenwahlrechts und einem neuen Rollenverständnis der Frau waren plötzlich auch viele kleine Zöpfe nicht mehr zu retten. Eine neue Generation weiblicher Lehrlinge und die Abschaffung der Befreiungen einzelner Berufe von der Gewerbeschulpflicht ließen die *Schülerzahlen* bereits im Jahr 1920 auf das Doppelte emporschnellen. Der Jahresbericht vom 1. März 1929 spiegelt den enormen Aufschwung der Schule wider: Das *Kollegium* war auf 31 Lehrkräfte angewachsen. Auch für die Lehrer hatte sich einiges geändert. Auf Grund der neuen Ausbildung an der TH Karlsruhe trugen sie jetzt Berufsbezeichnungen wie Studienrat und Gewerbeschulassessor neben den bisherigen Bezeichnungen Gewerbelehrer, Gewerbeschulkandidat oder Fortbildungsschulhauptlehrer. *Meisterprüfungen* konnten in diesem Schuljahr in folgenden Berufen abgelegt werden: Schreiner, Wagner, Küfer, Metzger, Schlosser, Blechner und Bäcker.

Die *Schülerzahl* war auf 692 in 55 Berufen angestiegen. Neben den bisherigen männlichen Klassen gab es jetzt auch gemischte Klassen (Friseure und Metzger) und rein weibliche Klassen (Schneiderinnen, Werkzeugnäherinnen und Putzmacherinnen). Auch die Statistik der *Schülerberufe* ist endlich als einigermaßen repräsentativ zu betrachten, da die vielen Ausnahmen einzelner Berufe nicht mehr geduldet wurden:

### Schülerberufe März 1929

1. Automechaniker	32	28. Lackierer	4
2. Bäcker	48	29. Lithographen	15
3. Bauschlosser	21	30. Maschinenschlosser	30
4. Blechner	28	31. Maurer	43
5. Buchdrucker	5	32. Metzger	32
6. Bleiglasler	2	33. Mechaniker	17
7. Buchbinder	2	34. Maler	44
8. Blumenbinderin	1	35. Müller	1
9. Dreher	6	36. Ofensetzer	1
10. Elektromonteur	12	37. Polsterer und Tapezier	19
11. Elektromechaniker	4	38. Putzmacherinnen	8
12. Friseure	21	39. Photographen	2
13. Friseurinnen	7	40. Sattler	5
14. Fahrradmechaniker	8	41. Schriftsetzer	4
15. Gärtner	16	42. Schreiner	40
16. Gipser	1	43. Schuhmacher	9
17. Glaser	5	44. Schmied	16
18. Glasschleifer	9	45. Schneider	17
19. Glasmaler	4	46. Schneiderinnen	45
20. Heizungsmonteur	1	47. Steindrucker	5
21. Holzbildhauer	5	48. Steinhauer	2
22. Konditoren	9	49. Vermessungslehrlinge	2
23. Koch	2	50. Weißzeugnäherinnen	10
24. Kürschner	1	51. Wagner	12
25. Klavierbauer	2	52. Zeichner	3
26. Korbmacher	2	53. Zimmerer	36
27. Küfer	12	54. Zementer	4



Postkarte der  
Gewerbeschule in der  
Weingartenstraße 1933  
(Gesamtansicht/  
Unterer Gang  
Physiksaal/Großer  
Malsaal)

Laboratorium der  
Dentistenfachschule  
1933



Laboratorium der Dentistenfachschule

Die Wirtschaftskrise ab 1929 machte sich auch in der Schülerzahl bemerkbar: Statt der 714 Schüler im Jahr 1928 waren es 1931 nur noch 493 und 1933 sogar nur noch 380 Schüler (einschließlich 30 Dentisten). Manche Fachklasse zählte nur noch 12 Schüler. Um auch die Lehrerzahl zu verringern, wurden kaum noch Neueinstellungen vorgenommen und die Pensionierung auf das vollendete 58. Lebensjahr vorgezogen. Mit dem Schuljahr 1930/31 wurde der Aufbau der *Dentistenfachschule* begonnen. Nachdem die ersten Lehrlinge noch in die Elektrikerfachschule aufgenommen werden mussten, konnte die Dentistenausbildung

bald von der neu errichteten Fachschule durchgeführt werden.

Die Massenarbeitslosigkeit im Gefolge der Weltwirtschaftskrise stellte auch der Gewerbeschule eine neue Aufgabe: Auf Beschluss des Stadtrats vom 26. November 1930 wurden „*Beschäftigungskurse für jugendliche Arbeitslose*“ eingerichtet, um eine Fortbildungs- und Beschäftigungsmöglichkeit zu bieten. Diese Kurse wurden auch in den folgenden Jahren beibehalten.

### Der Rückschlag durch den Nationalsozialismus

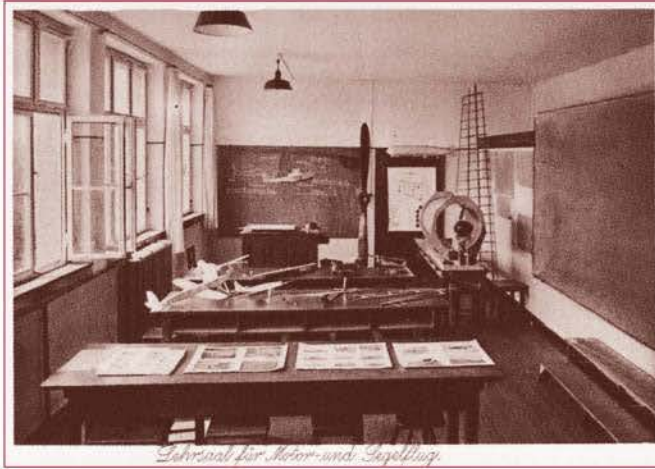
Die *Machtergreifung* der Nationalsozialisten bedeutete erneut einen tiefen Einschnitt in den Ablauf des Schulbetriebs. Im Protokollbuch der Schule spiegelt sich zunächst Sprachlosigkeit wider: Während für den 18. Januar 1933 noch die damals übliche Reichsgründungsfeier vermerkt ist, datiert der nächste Eintrag vom 9. Februar 1933 über einen Besuch des Ausbesserungswerks Offenburg durch Arbeitslose. Erst für den 14. März 1933 findet sich ein distanzierter Vermerk, dass auf Grund eines Erlasses „*die Bedeutung der nationalen Erhebung zu würdigen*“ sei.

Nach der Gleichschaltung der Länder und der Vernichtung der Parteien, Gewerkschaften und Verbände waren auch die beruflichen Schulen an der Reihe. Im September 1933 wurde erstmals eine Konferenz der Lehrer an Handelsschulen, Gewerbeschulen und gewerblichen Fortbildungsschulen zum Zweck der „*Gleichschaltung sämtlicher ... Lehrkräfte unter einheitlicher nationalsozialistischer Führung*“ im Bezirk Offenburg einberufen. Der Unterricht sollte die *Ideologie des Nationalsozialismus* auf allen Ebenen verbreiten: „*Neben der beruflichen Erziehung wird ... die volkshafte Erziehung betont. So treten neben die Fächer Deutsch, Geschichte und Staatsbürgerkunde Familien-, Rassen-, Volkskunde, Heimatkunde, Turnen, Wandern, Singen, Spielen und Volkssport. ... Die Erziehung zum Rassebewußtsein ist die wichtigste Erziehung.*“ Der junge Mensch solle „*nach dem Verlassen der Schule ein ganzer Deutscher sein.*“<sup>2</sup>

Damit waren auch die beruflichen Schulen in das totalitäre System einbezogen. Verschiedene Änderungen im Schulbetrieb unterstrichen diese Zielrichtung: Appelle mit Hissen der Flagge



Das Lehrerkollegium  
1933



Lehrsaal für Motor- und Segelflug 1933

Schulbericht zeigt: „Sonnenwendfeier der Hitler Jugend, die Schüler(innen), welche nicht in den Organisationen marschierten: HJ, BdM und Jungvolk, versammelten sich in der Gewerbeschule abends ½9 Uhr und gingen geschlossen mit den Klassenlehrern zur Feier.“

Ausgerechnet in diese Zeit fiel das 100-jährige Jubiläum der Schule. Der Festakt fand am 30. September 1933 im Saalbau „Dreikönige“ statt. In der Festrede betonte Studienrat Dr. August Schneider, die Gewerbeschule habe „nicht nur in enger Zusammenarbeit mit der Praxis die Fundamente späterer technischer und wirtschaftlicher Entfaltungsmöglichkeiten zu legen“, sondern sie müsse auch „Lebensschule sein nach dem Programm der nationalen Regierung“. Bemerkenswert ist jedoch die Ergänzung des Redners, dass dies „in gläubiger Erfüllung der christlichen Ideale“ geschehen müsse. Anschließend kam ein Festspiel zur Aufführung, das von Direktor Schmider speziell für diesen Anlass verfasst worden war. Es hieß „Die Gewerbeschule Offenburg im Wandel eines Jahrhunderts – 1833 bis 1933“ und wurde von Schülern gespielt. Es bestand aus acht „Bildern“ und gab in lehrhafter Form einen Einblick in die Geschichte der Schule, den aktuellen Unterrichtsbetrieb und das Leben des Handwerkers.<sup>3</sup> (Heute ist das Stück nicht mehr auffindbar.)

Bereits im Juni 1933 wurden die Gewerbeschulen mit der Vorbildung zum Segelflugunterricht betraut, der an der Schule bereits im Oktober 1933 für „Jungflieger“ eingeführt wurde. Das Protokollbuch vermerkt bereits zwei Segelflurkurse. Angegliedert wurde im Jahr 1935 noch eine Luftschutzschule, die Kurse des Reichsluftschutzbundes über die „Gefahren aus der Luft und die Schutzmethoden“ für Blockwarte und die Bevölkerung abhielt. Der Krieg warf seine ersten Schatten voraus.

Von politischer oder rassischer Verfolgung ist in den spärlich erhaltenen Unterlagen nichts erwähnt. Jüdische Schüler waren in den gewerblich-technischen Berufen kaum vertreten. Allerdings belegt die Erinnerung des jüdischen Überlebenden Erich

Schwarz-Weiß-Rot und der Parteifahne mit Hakenkreuz, Maibaumstellen nachts zwischen 24 und 1 Uhr, Einführung des Hitlergrußes, die Feier von Hitlers Geburtstag, Propagandafilme, Anhörungen von Rundfunkreden oder Kundgebungen mit feierlichem Absingen des Horst-Wessel-Liedes und des Deutschlandliedes usw. Eine Distanz zum System war für keinen Schüler mehr möglich, wie das Beispiel der Organisation der Sonnenwendfeier am 23. Juni 1934 im



Die Friseurmeisterschule  
um 1938

*Epstein*, der im April 1935 das dritte Lehrjahr als Elektromaschinenbauer beendete, einen beschämenden Vorfall: „*Meine Mitschüler waren meist Absolventen der Volksschule, so dass es mir nicht allzu schwer fiel, während meiner ganzen dreijährigen Schulzeit als Klassenbester abzuschließen. Da es natürlich nicht anging, dass man einem Juden den ersten Preis zuerkannte, erhielt ich nur eine Belobigung, obwohl mein Zeugnis besser war als das des Preisträgers. Auf höheren Befehl teilte mir dann mein Klassenlehrer ... mit, dass meine weitere Teilnahme unerwünscht sei.*“<sup>4</sup> Immerhin gab die Schule diese Belobigung noch am 6. April 1935 in der Offenburger Presse bekannt.

Aufgrund des Gesetzes über die vorläufige Neuregelung des gewerblichen Unterrichtswesens vom 10. Dezember 1934 wurden die gewerblichen Fortbildungsschulen aufgelöst oder in Gewerbeschulen umgewandelt. Außerdem wurde ein *Gewerbeschulverband Offenburg* gebildet, dem diejenigen Gemeinden zugeteilt wurden, die ihre Lehrlinge nach Offenburg schickten. Somit war eine *Bezirksgewerbeschule* entstanden. Diese Zentralisierung setzte sich in den folgenden Jahren weiter fort, indem 1937 die Gewerbeschule Ichenheim und 1938 die Gewerbeschule Gengenbach aufgehoben wurden, deren Schüler teilweise bzw. ganz nach Offenburg überwechselten. Die Gewerbeschule Offenburg wandelte sich dadurch von einer städtischen Bildungseinrichtung in eine regionale Schule.

Am 28. September 1937 berichtete das NS-Blatt „Führer“, dass die Offenburger Gewerbeschule eine *Meisterschule für das Friseurhandwerk* erhalte, die „gleichzeitig *Gauschule*“ sei. Die Schule, die „als führend im Gau Baden“ bezeichnet werden dürfe, wurde besonders gelobt für die erstmalige Aufnahme des Faches Schön-



Haselwander  
(Foto: Dt. Museum  
München)

heitspflege. Die feierliche Eröffnung fand am 8. November 1937 statt. Die Unterrichtsräume befanden sich in der Langstraße, in der ehemaligen Herberge zum „Schützen“.

Aufgrund des Erlasses des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 29. Oktober 1937 wurden einheitliche Benennungen im Berufs- und Fachschulwesen vorgeschrieben. Vor diesem Hintergrund ist der Antrag der Schule zu sehen, den Namen Friedrich August Haselwanders (1887–1932) zu führen. Als Begründung führte die Schulleitung an: *„Die Bedeutung Haselwanders liegt auf technischem Gebiet. Die Zuneigung Haselwanders zu unserer Schulart geht daraus hervor, daß er der Gewerbeschule Offenburg seine ganze technische Bibliothek vermachte (jetzt im Generallandesarchiv Karlsruhe).“* Mit Schreiben vom 30. Dezember 1937 genehmigte das badische Kultusministerium die Bezeichnung *„Friedrich-August-Haselwander-Gewerbeschule (Gewerbliche Berufsschule) Offenburg“*. Da mit dem Erfinder des Drehstroms und des Haselwandermotors eine weltweit bedeutsame und vom Nationalsozialismus nicht kompromittierte Persönlichkeit gewählt worden war, gab es auch nach dem Krieg keine Probleme, diesen Namen beizubehalten.

Mit dem Reichsschulpflichtgesetz vom 1. November 1938 wurde der *Gleichschaltungsprozess* im Bereich der beruflichen Schulen abgeschlossen. Die Übertragung des preußischen Modells auf das ganze Reichsgebiet kam einem krassen Niveauverlust gleich: Statt bisher 10 Wochenstunden betrug der Unterricht nur noch 6 (in Klassen mit Fachzeichnen 8) Stunden. Viele weitere Eingriffe in den Unterrichtsbetrieb (z. B. Werbungsvorträge der Wehrmacht, Filmvorführungen, Schießübungen) ließen die normale Unterrichtszeit noch weiter schrumpfen, sodass schließlich nur noch eine Rumpfausbildung zustande kam.

Zum 1. April 1939 wurde die Gewerbeschule von der städtischen in die *Trägerschaft des Landkreises* Offenburg überführt. Damit waren auch die rechtlichen Konsequenzen aus der Ausdehnung des Einzugsgebiets der Schule gezogen.

Der Beginn des 2. Weltkriegs stellte besonders die Gewerbeschulen vor extreme Belastungen: Einberufungen und Abordnungen von Lehrern und Schülern führten zu einer starken personellen Ausdünnung der Schule. (Wegen fehlender Unterlagen können leider nur Berichte aus der Presse herangezogen werden.) Unter dem Titel *„Lehrlingsausbildung im Kriege“* vermerkt das Offenburger Tageblatt vom 25. Januar 1940, dass es darum gehe, *„fachlichen Nachwuchs heranzu-*





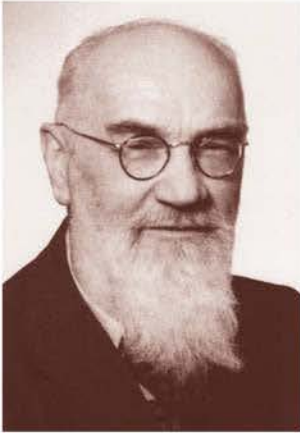
Bombenschäden am  
Bahnhof Offenburg  
1944

ziehen, der ... den weitgesteckten Aufgaben der Kriegswirtschaft wirklich nützt.“

Noch zu Beginn des Schuljahrs 1944/45 erschienen die üblichen Anzeigen der Gewerbeschule für die Neuaufnahme der Schüler. Jahresberichte über Schülerzahlen und Preisträger wurden dagegen nicht mehr veröffentlicht. Die Zahlen waren wohl nicht mehr vorzeigbar. Immerhin konnte ein Rest des Schulbetriebs bis *Kriegsende* aufrechterhalten werden. Das Kollegium war jedoch bis zum Juni 1945 auf ganze drei Lehrkräfte geschrumpft. Alle Schulgebäude überstanden die Kriegereignisse unbeschädigt, was angesichts der schweren Bombenangriffe auf Offenburg keine Selbstverständlichkeit war. Noch am 31. Oktober 1944 kündigte die Friseurmeisterschule „unter der Leitung eines erfahrenen Fachmanns Übungen in allen Arten der Damenbedienung“ an. Die Übungen waren allerdings bald beendet: Am 17. April 1945 marschierten die Alliierten in Offenburg ein.

### Der Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg

Als in den Wirren des Zusammenbruchs „Zeitzünderminen der Nationalsozialisten russische und polnische Zwangsarbeiter in der Weingartenstraße töten (zwei Gebäude werden vollbelegt in die Luft gesprengt)“, wurden das Gewerbeschulgebäude und andere gegenüber liegende Häuser beschlagnahmt.<sup>5</sup> Durch *Einquartierungen* erlitt die Schule im Verlauf der Besatzung schwere Sachschäden, da „die Einrichtungen beider Gebäude ... bis auf kümmerliche Reste geplündert und vernichtet“ wurden.<sup>6</sup>



Direktor Emil Härdle

Bereits am 4. Juni 1945 wurde durch den französischen Kommandanten Oberleutnant Desjardins der Leiter der Handelsschule Dr. Vogt als Verbindungsmann der Besatzungsmacht zu den Schulen bestellt, der sich um Fragebögen zum Lehrpersonal und Bücherlisten zu kümmern hatte. Am 7. Juni 1945 erschienen auf seine Initiative hin die verbliebenen drei ortsanwesenden Lehrkräfte und besichtigten gemeinsam mit dem Hausmeister die Schulräume.

Die *Bestandsaufnahme* fiel verheerend aus: „Die Gewerbeschule ist bis auf wenige Räume von den Russen bewohnt, die Büchereien zerstreut, die Werkstätten teils ausgeplündert teils verwüstet, das in die Kellerräume geflüchtete Gut ebenfalls zum größten Teil geplündert oder im wüstem Durcheinander.“ Lediglich „drei große Gespannwagen voll Bücher, Karten, Lehrmitteln und Modellen“ konnten in die Räume der Friseurmeisterschule in der Langestraße transportiert werden.<sup>7</sup> Auch nach Abzug der russischen Zwangsarbeiter wurde die Freigabe der Räume abgelehnt. Einmal sollten „1500 Jugoslawen kommen“, später eine „Schwadron Spahis“ (nordafrikanische Kavallerie). Da am 17. November 1945 das französische Militär endgültig die Gewerbeschule belegte, mussten neue Unterrichtsräume gesucht werden.

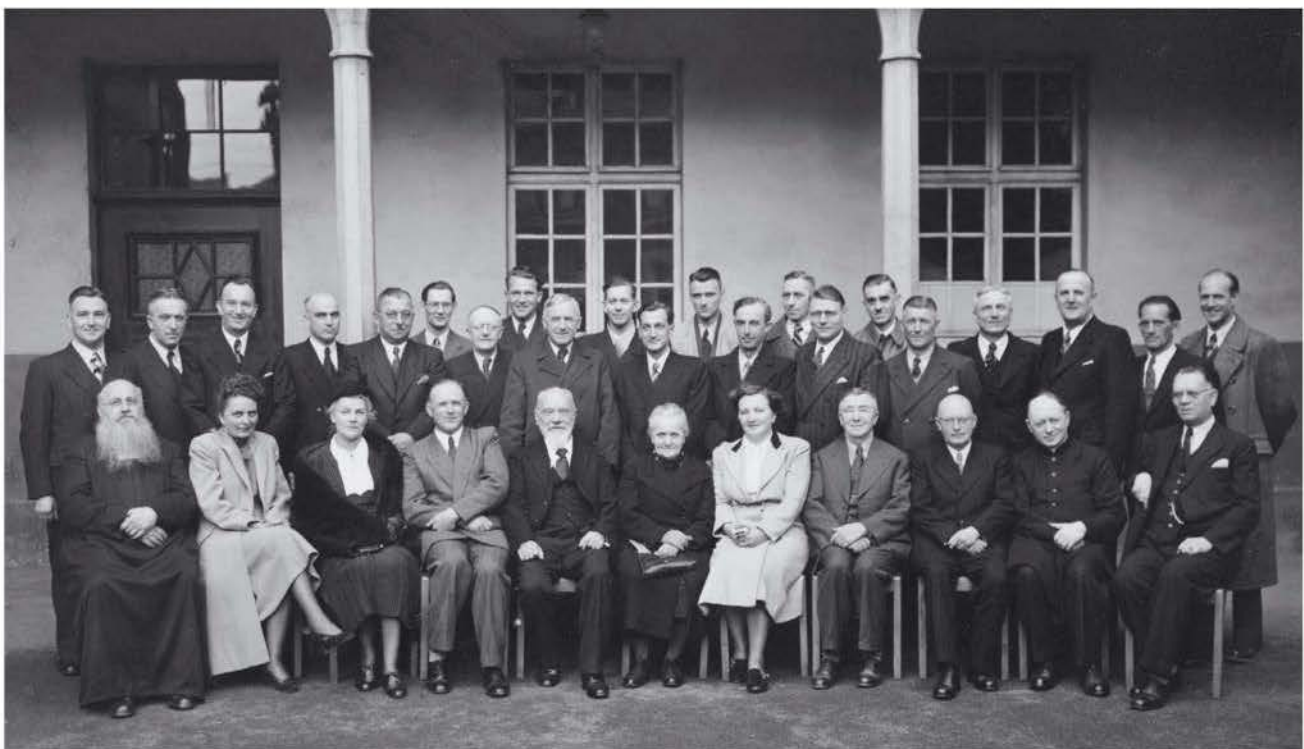
Die Stadt Offenburg stellte wieder die *Ölbergschule* in der Pfarrstraße und die alte *Handelsschule* (Goldgasse 1) zur Verfügung. Daraufhin konnte der Gewerbeschulunterricht am 7. Januar 1946 wieder aufgenommen werden, zunächst allerdings nur für wenige Fachklassen. Der übrige Unterricht musste noch ausfallen. Die *Anfangsbedingungen* waren katastrophal: „Der Anfang ist einfach erklärt: PUNKT NULL! 7 Lehrer, keine Hilfsmittel, keine Lernmittel, aber eine Werkstatt, deren Ausrüstung bezahlt wird mit dem Privatgeld des technischen Lehrers Schmieder – er hat eine Hypothek auf's Häusle genommen, denn der Kreis hatte kein Geld.“<sup>8</sup>

Erschienen waren anfangs „rund 800 Schüler“. Zum Schuljahrsende, das durch ministerielle Verfügung auf Ende Juli gelegt wurde, waren es bereits 1187. Elf Lehrer erhielten eine vorläufige Unterrichtsgenehmigung der französischen Militärregierung. Im Laufe der anschließenden *politischen Säuberung* kam es zur Absetzung des Direktors Schmieder, einer Pensionierung und einer Versetzung. Gleichzeitig wurden drei Lehrkräfte neu eingestellt. Zum neuen Direktor wurde Emil Härdle von St. Georgen/Schwarzwald berufen, der seinen Dienst am 13. März 1946 antrat. Das *neue demokratische Selbstverständnis* der Gewerbeschulen brauchte allerdings nicht am Nullpunkt zu beginnen, sondern konnte an die Tradition des badischen Gewerbeschulwesens anknüpfen. Grundlage für die Neuorganisation waren die badische Fachschulverordnung und der Lehrplan von 1925.

Schwieriger gestaltete sich der Neuanfang für die Schüler. So war beim größeren Teil des 3. Jahrgangs *„durch den Wehrdienst die Ausbildung in Werkstatt und Schule mehr oder weniger lange unterbrochen“*. Sie sollten ihre Wissensmängel in kurzer Zeit aufholen und erhielten soweit möglich im Sommer 1946 und im Sommer 1947 acht Stunden Unterricht. Eine schwierige *Unterrichtssituation* ergab sich zwangsläufig durch die großen Wissenslücken der Schüler: *„Viele Schüler beherrschen nicht den Unterrichtsstoff der Volksschule. Es muß in den betreffenden Klassen mit dem beruflichen Lehrstoff auch der elementare dargeboten und eingeprägt werden. Nur Nötigstes in Fachrechnen, Fachkunde, Techn. Zeichen und Schriftverkehr kann z. Zt. geboten werden.“*<sup>9</sup> Weitere zeitbedingte Umstände erschwerten den Unterrichtsablauf, z. B. *„rasch zu erledigende Aufträge seitens der Besatzungsmacht, Unregelmäßigkeiten im Bahnverkehr, Mangel an Fußbekleidung, Mangel an Ordnungssinn und Pflichtbewußtsein, ... Mangel an Heizmaterial, ... Mangel an Schreib- und Zeichenpapier, auch an Geräten“*. Der anhaltende Strom der Rückkehrer aus der Gefangenschaft und häufige Berufswechsel brachten zusätzlich immer wieder neue Probleme.

Auch außerhalb des Schulbetriebs beteiligte sich die Gewerbeschule tatkräftig am *Wiederaufbau*: Auf Bitte der Stadtverwaltung Offenburg halfen die Männer im Juli 1946 ein Woche lang bei der *„Enttrümmerung der Stadt im Ehrendienst“*, und im Juli 1947 kam *„der schlagfähige männliche Teil des Lehrkörpers“* im Rahmen einer Holzaktion *„in Privatwäldern des Dorfes Nordrach“* zum Einsatz.

Kollegium und Personal  
1951



Auch in den *Schülerberufen der Nachkriegszeit* spiegeln sich viele Veränderungen wider. So waren am 1. Juli 1947 die 1172 Berufsschüler/innen auf folgende Berufe verteilt:

### Schülerberufe am 1. Juli 1947

#### **Metall und Elektriker**

1. Autoblechner	2
2. Autoelektriker	2
3. Bauschlosser	44
4. Betriebselektriker	6
5. Betriebsschlosser	3
6. Blechner und Installateur	21
7. Dreher	4
8. Elektro-Installateur	56
9. Elektro-Mechaniker	21
10. Elektro-Monteur	2
11. Former	3
12. Goldschmied	1
13. Heizungsmonteur	1
14. Kraftfahrzeughandwerk	104
15. Kunstschlosser	1
16. Kupferschmied	3
17. Maschinenschlosser	132
18. Mechaniker	29
19. Rundfunkmechaniker	6
20. Schmied	21
21. Stahlbauschlosser	3
22. Techn. Zeichner	4
23. Vulkaniseur	1
24. Werkzeugmacher	9

#### **Bau und Holz**

25. Baujunghelfer (Bahn, B-Praktikanten)	2
26. Bauzeichner	2

27. Drechsler	3
28. Gipser	4
29. Glaser	3
30. Holzbildhauer	3
31. Korbmacher	8
32. Küfer	11
33. Marketeur	1
34. Maurer	22
35. Modellschreiner	1
36. Ofenbauer, Ofensetzer	2
37. Schreiner	72
38. Vermessungstechniker	3
39. Wagner	28
40. Zementer	2
41. Zimmerer	37

#### **Ausstattung und Bekleidung**

42. Autosattler	1
43. Damenschneiderinnen	103
44. Herrenschneider	18
45. Maschinenstickerin	2
46. Maschinenstrickerin	5
47. Modistin	19
48. Polsterer und Tapezier	6
49. Sattler	8
50. Schuhmacher	42
51. Seiler	2
52. Weber	1
53. Weißzeugnäherin	15

<b>Lebensmittelgewerbe und Gärtner</b>		62. Buchbinder	5
54. Bäcker	36	63. Buchdrucker	8
55. Brauer	3	64. Friseure und Friseurinnen	119
56. Gärtner	12	65. Glasmaler	1
57. Koch	1	66. Graph. Zeichner	5
58. Metzger	32	67. Lithograph	4
59. Müller	5	68. Maler	21
<b>Dekoration, Graphik, Papier und sonstige Berufe</b>		69. Offsetdrucker	1
60. Bandagist	1	70. Photolaborant	1
61. Blumenbinderin	3	71. Reproduktionsphotograph	1
		72. Schriftsetzer	10

Die Zahl der *kleinen angegliederten Schulen* erweiterte sich zusehends: Am 15. April 1947 wurde die Allgemeine Berufsschule für Hilfsarbeiter an die Gewerbeschule angegliedert. Am 6. Februar 1948 wurde die Graphische Schule Offenburg eröffnet und ebenfalls angegliedert. Die Versuche, die Friseurmeisterschule in der Langestraße wieder zu eröffnen, hatten dagegen keinen Erfolg. In ihren Räumen wurde 1948 die Berufsfachschule für das Kraftfahrzeughandwerk wieder neu eingerichtet; die Berufsfachschule für Maschinenschlosser und Mechaniker folgte zwei Jahre später. Die Werkstätte wurde in zeitlichem Wechsel mit der Berufsfachschule für das Kfz-Handwerk benutzt. Im Schuljahr 1952/53 kam schließlich noch eine Uhrmacherfachschule hinzu.

Die *Gründung der Bundesrepublik Deutschland* am 23. Mai 1949 erweiterte den Spielraum der badischen Kultusverwaltung und förderte die Normalisierung des Schulbetriebs. An der Beschlagnahme des vorherigen Schulgebäudes durch das französische Militär änderte dies jedoch nichts. Mit dem stetigen Wachstum der Schule wurde das Gebäude allerdings auch von seiner Kapazität her zunehmend uninteressant.

### Der neue Standort in der Moltkestraße

Die Planungen eines Neubaus wurden nunmehr zielstrebig vorangetrieben. Nach einigen Fehlschlägen kam man schließlich auf das Gelände zwischen Frieden- und Zeller Straße, dem heutigen Standort. Am 31. Januar 1951 beschloss der Kreisrat den *Neubau*, der am 27. Juni 1951 schließlich unter Leitung des Offenburger Architekturbüros Müller-Wacker begonnen wurde. Die Badische



*Der Neubau in der  
Moltkestraße 1953*

Zeitung in Freiburg notierte beeindruckt unter der Überschrift „Eine Musterschule für Süddeutschland“, schon ein einziger Blick auf die „großzügige Planung“ zeige, dass „hier einmal eine der modernsten Schulen in ganz Südwestdeutschland erstehen“ werde.<sup>10</sup>

Mit der feierlichen Einweihung des *neuen Schulgebäudes* in der Moltkestraße 23 am 19. September 1953 war die Raumnot zunächst einmal behoben. Gleichzeitig verbesserten sich auch die Arbeitsbedingungen für Lehrer und Schüler enorm: Der Gebäudekomplex bot auf 12 700 m<sup>2</sup> Nutzfläche in drei Stockwerken Platz für 20 Lehrsäle, je einen Physik- und Chemiesaal, Laborräume, Werkstätten für alle Berufsgruppen und die anderen erforderlichen Räume einer Schule. Neben der Gewerbeschule fanden auch die Graphische Schule und die Berufsfachschulen Aufnahme. In den neuen Räumen konnte die Umorganisation in Fachklassen besser vorangetrieben werden.

Am 14. März 1955 kam das *Vorsemester des Staatstechnikums* wieder hinzu, dessen Teilnehmer durch das Staatstechnikum Karlsruhe ausgewählt wurden. Im Schuljahr 1957/58 wurden sogenannte Förderklassen zur Vorbereitung auf das spätere Studium an einem Technikum eingerichtet. Sie boten die Möglichkeit, sich neben der Lehre und Berufsarbeit durch Abendkurse auf das spätere technische Studium vorzubereiten. Im Herbst 1968 wurde auch die *Gewerbeschule Oberkirch* an Offenburg angegliedert. Gleichzeitig hatte die Schule aber auch Abgänge zu verzeichnen: Die *Dentistenfachschule* mit nur noch sieben Schülern wurde im

Laufe des Schuljahres 1951/52 eingestellt. Seit Ostern 1956 war auch die *Allgemeine Berufsschule* nicht mehr angegliedert.

Seit Kriegsende waren die *Schülerzahlen* Jahr für Jahr gestiegen und hatten im Schuljahr 1954/55 die Rekordzahl 3021 erreicht. In den folgenden Jahren fielen sie jedoch wieder auf Grund der geburtenschwachen Jahrgänge stetig ab und erreichten 1960/61 mit 1953 Schülern einen Tiefpunkt. Damit hatte die Schule mehr als ein Drittel ihrer Schüler verloren. Der daraus erfolgende *Lehrlingsmangel* hatte die Auswirkung, dass jetzt auch schwächere Schüler aus den 6. und 7. Klassen der Volksschule bereits Lehrstellen erhielten. Im Jahresbericht 1957/58 beklagt sich Schulleiter Krum, dass wegen dieses Mangels Schüler auftauchten, die „auf Grund ihres Wissens und ihrer Begabung nie einer handwerklichen und industriellen Ausbildung würdig“ seien und die Lehrtätigkeit erschwerten. Erst ab 1961/62 wird der Wissensstand der Schüler wieder als „im grossen und ganzen zufrieden stellend“ vermerkt. Allerdings gebe es „noch viele Schüler, die, da sie Flüchtlinge sind, die deutsche Sprache kaum beherrschen“.

Positiv wirkte sich der Mangel an männlichen Auszubildenden dagegen auf den *Anteil der weiblichen Lehrlinge* in gewerblich-technischen Berufen aus: Hatten sie 1951 noch 6,3% aller Lehrlinge gestellt, so waren es 1956 bereits 11,8% und 1960 schon 17% Mädchen. Den Grund sah der Jahresbericht 1959/60 darin, dass „manche offene Stelle nunmehr von Mädchen besetzt“ wurde.

Neu eingerichtet wurde jetzt auch eine *Meisterschule für das Kfz-Handwerk*, die am 7. Oktober 1957 eröffnet wurde. Die Kurse dauerten damals ein halbes Jahr: Das Einzugsgebiet, das sich anfangs über ganz Süddeutschland erstreckte, schrumpfte schließlich auf den Raum Mittelbaden.<sup>11</sup>



Modenschau der  
Damenschneiderinnen  
1958

KFZ-Meisterkurs 1958





Bild 14: Französische Soldaten vor der symbolischen Mauer 1962

Der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 und die Verschärfung des Kalten Krieges hinterließen auch im Schulalltag Spuren. Schüler mauerten eine *symbolische Mauer* mit Stacheldrahtaufbau vor dem Schulgebäude und montierten die Inschrift: „dennoch: UNTEILBARES DEUTSCHLAND“. In den Folgejahren wurde zu Weihnachten Geld gesammelt und davon Pakete nach Ostdeutschland verschickt, deren Wert z. B. 1962 2300 DM betrug.

Zum Schuljahr 1959/60 wurde erstmals in Baden-Württemberg eine Unterstufe der Technischen Oberschule im Rahmen des 2. Bildungswegs eingerichtet. Aufgenommen wurden Schüler mit Gesellen- oder Facharbeiterprüfung. Dieser Schultyp, inzwischen in *Berufsaufbauschule* umbenannt, erfuhr einen starken Aufschwung, nachdem am 1. April 1964 die Staatliche Ingenieurschule in Offenburg ihren Unterrichtsbetrieb aufgenommen hatte.

### Das Technische Gymnasium und mittlere Bildungsabschlüsse

Ende der 1960er Jahre zeichnete sich ein grundlegender *Wandel in der Bildungspolitik* ab. Das deutsche „Wirtschaftswunder“ benötigte mehr und besser qualifizierte Schulabgänger. Im Rahmen dieser Situation setzte sich das Land Baden-Württemberg in seiner Bildungsplanung bis 1980 zwei zentrale Zielvorstellungen: Die Zahl der Abiturienten sollte auf 15 % des Altersjahrgangs verdoppelt werden und die Zahl der Absolventen mit mittlerem Bildungsabschluss sollte auf 40 % des Altersjahrgangs gesteigert werden. Im Rahmen des Schulentwicklungsplans II wurden diese





TG-Gebäude  
Okenstraße 4

Ziele umgesetzt durch die Errichtung verschiedener neuer Schultypen für das berufliche Schulwesen und Änderungen innerhalb der Berufsschule.

Am 26. März 1969 meldete das „Badische Tagblatt“ die geplante Errichtung eines *Technischen Gymnasiums* für Mittelbaden in Offenburg, das zunächst in der Moltkestraße 23 untergebracht war und bald darauf in die Okenstraße 4 umzog. Der Einzugsbereich umfasste zunächst das „Testgebiet Rastatt–Bühl–Kehl–Offenburg–Lahr.“ Damit sollten „die Bildungsmöglichkeiten in Mittelbaden erweitert und einem dringenden Bildungsbedürfnis abgeholfen“ werden.

Durch Erlass des Kultusministeriums vom 10. Juni 1969 wurde das Technische Gymnasium (TG) errichtet und der Gewerbeschule angegliedert. Als *Gymnasium in Aufbauform* baut es auf der mittleren Reife auf und dauert drei Jahre, vom 11. bis 13. Schuljahr. Der Unterricht wurde zum Schuljahr 1969/70 aufgenommen und von den Lehrkräften der Schule erteilt. Neben dem wissenschaftlich-technischen Unterricht der herkömmlichen Gymnasien wies der neue Bildungsweg des TG drei charakteristische Merkmale auf: „1. *Demonstrationsunterricht an technischen Objekten in den verschiedenen Schulwerkstätten und Labors*; 2. *ausgewählte Betriebsstudien*; 3. *fachpraktische Grundausbildung*“.<sup>12</sup> Die damit eingeleitete Differenzierung des beruflichen Schulwesens eröffnete den Schülern einen neuen Bildungsweg, der dem allgemeinen Gymnasium gleichwertig ist. Dies war ein wichtiger Schritt zur Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit auf diesem Sektor und bedeutete die gezielte Förderung von Begabungen, die bisher brach lagen.

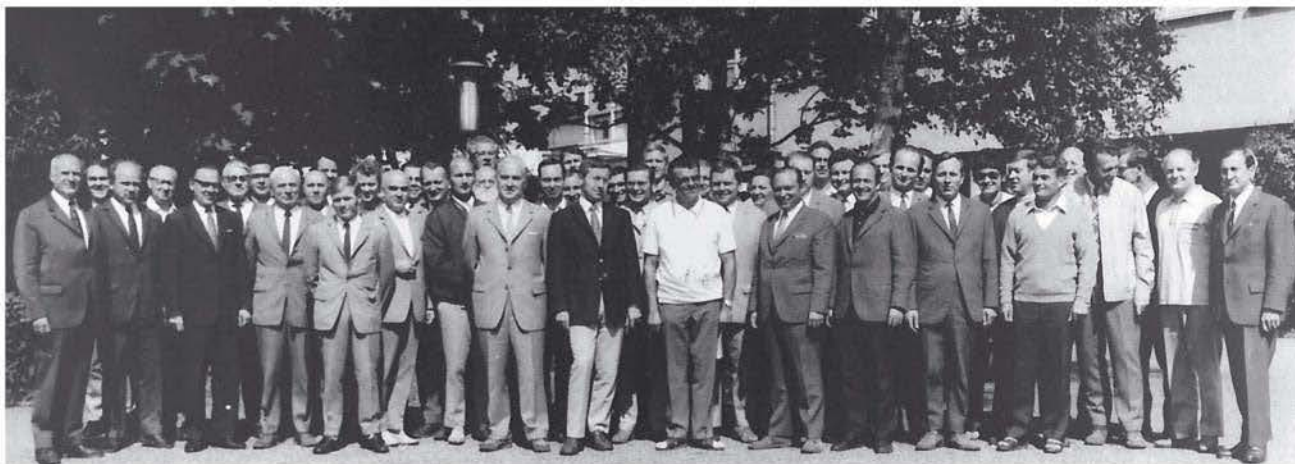


*Die ersten Absolventen  
des TG 1972*

Die Reform betraf nicht nur die neuen Vollzeitschulen, sondern auch die bisherigen Teilzeitschulen (Berufsschulen). Als Reaktion auf die für die Berufs- und Arbeitswelt erforderliche höhere Mobilität wurde die Bildung in Stufen eingeführt, d. h. eine breit angelegte Grundbildung in der Grundstufe und eine zunehmende Spezialisierung in der Fachstufe. Hierzu wurden die Einzelberufe in 17 Berufsfelder zusammengefasst. Durch die weitere *Konzentrierung von Fachklassen* an zentralen Orten im Gefolge der Reform verlor die Gewerbeschule Offenburg verschiedene Fachklassen, z. B. Drucker, Maler, Schaufenstergestalter, Vermessungstechniker, Photographen, Metzger, Bäcker usw., später auch noch die Abteilung der Zahnarzthelferinnen.

Bald kamen *weitere Bildungsgänge* hinzu: Zu Beginn des Schuljahrs 1977/78 wurde eine einjährige Berufsfachschule für Holztechnik eröffnet. Ein Jahr später kam eine zweijährige Berufsfachschule für Metall zur bereits bestehenden für Elektrotechnik hinzu. Auch eine Oberstufe des Berufsoberschullehrgangs wurde zu der bereits bestehenden Mittelstufe hinzugefügt. Damit konnten Berufsschüler mit mittlerem Abschluss in einem Zusatzprogramm während ihrer Berufsausbildung die Oberstufenreife erlangen und direkt in die Klasse 12 eines beruflichen Gymnasiums überwechseln. Die Einrichtung eines einjährigen Berufskollegs zum Erwerb der Fachhochschulreife zum Schuljahr 1981/82 rundete die Angebotspalette zunächst einmal ab.

Im *Jubiläumsjahr 1983* präsentierte sich die Gewerbeschule Offenburg in einer beeindruckenden Größe und Vielfalt: 3813 Schülerinnen und Schüler in 170 Klassen, 124 Lehrkräfte und neun Verwaltungsangestellte und Hausmeister. Elf verschiedene Voll-



Das Lehrerkollegium  
1970

zeitschulen neben einer Berufsschule, die nochmals in neun Berufsfelder unterteilt war, bedeuteten einen „pädagogischen Großbetrieb“, in dem viele Entscheidungen auf die Ebene der einzelnen Abteilung verlagert werden mussten.

Eine besondere Herausforderung stellten *Jugendliche ohne Ausbildungsplatz* dar. Sie mussten nach der Hauptschule ihrer Schulpflicht bis zum 18. Lebensjahr an der Gewerbeschule nachkommen, waren aber in den normalen Berufsschulklassen nur schwer unterzubringen. Die Schule richtete daher in den 1970er Jahren eine Jungarbeiterklasse ein. Schließlich wurde landesweit das *Berufsvorbereitungsjahr (BVJ)* ab dem Schuljahr 1986/87 verpflichtend eingeführt. Die Schüler ohne Lehrstelle hatten nunmehr nach einem Jahr ihre Berufsschulpflicht erfüllt.

Nach dem Mauerfall und dem folgenden Zusammenbruch der Sowjetunion wurde aus einer einzigen Klasse eine ganze neue Abteilung, die das Auffangbecken für viele *Aussiedler und Asylanten* stellte, die häufig kein Deutsch beherrschten. Vom Deutschsprachkurs für Anfänger bis zum nachgeholtten Hauptschulabschluss reichte das Angebot. Auf diese Weise erhielten neben den einheimischen Schülern ohne Ausbildungsplatz auch viele junge Menschen, die durch die Ausreise ihrer Eltern häufig aus ihren Ausbildungsgängen gerissen worden waren, in Deutschland wieder eine neue Perspektive.

Eine ähnliche gesellschaftliche Aufgabe übernahm die Abteilung Metall mit der Ausbildung von *Umschülern* zu Industriemechanikern. Hierbei handelt es sich in der Regel um *Erwachsene* im Alter zwischen 25 und 40 Jahren, die einen einmal erlernten Beruf nicht mehr ausüben können. Vom Bäcker, der wegen einer Mehl-Allergie nicht mehr in die Backstube kann, über den Förster, der wegen einer Zeckenkrankheit nicht mehr in den Wald darf, bis hin zum MIG-Piloten aus Russland, dessen Flugkenntnisse bei der Luftwaffe nicht gebraucht werden, finden sich hier

regelmäßig höchst interessante Persönlichkeiten auf der Schulbank wieder. Sie alle werden in einer verkürzten Ausbildung von zwei Jahren zu Industriemechanikern ausgebildet.

### Neue Technologien und Medien

Die Anfänge des *Computer-Zeitalters* begannen bereits im Jahr 1972 mit einer Arbeitsgemeinschaft Computertechnik des Technischen Gymnasiums. Da die damaligen Tischrechner sehr teuer waren und aus finanziellen Gründen an die Ausstattung eines eigenen Computerraums nicht zu denken war, wurden gute Kontakte aktiviert: „An der Fachhochschule Offenburg durften wir montagnachmittags (bei den Baracken in der Rheinstraße) kostenlos unsere selbst entwickelten Programme testen und lauffähig machen ... Es war ein Rechner ... mit Time Sharing Basic-Betriebssystem, etwa 10 Fernschreiber mit Lochstreifenstanzer und -leser als Ein- und Ausgabegeräte, 32 kB Arbeitsspeicher 5 MB-Wechselplatte, Modembetrieb.“<sup>13</sup> Die Kooperation mit der Fachhochschule dauerte bis 1983, als die Schule über genügend eigene Geräte verfügte.

Mit der Oberstufenreform wurde 1977 *Informatik* im Rahmen des Fachs Technik für alle Schüler des TG verbindlich vorgegeben. Die Ausrüstung der Schule mit eigenen Geräten war angesichts der rasanten Entwicklung der neuen Technologie unvermeidlich: Mit dem Trend zum Personal Computer wurde im Jahr 1978 der erste „Commodore PET 2001“ mit eingebautem Commodore Basic für 3000 DM angeschafft. Er verfügte über ganze 4 kB Arbeitsspeicher und ein eingebautes Bandgerät für Musikkassetten als externes Speichermedium für Programme und Daten. Im Jahr 1987 wurde *Computertechnik im TG* als eigenständiges Fach eingeführt. Ein Vergleich aller Gymnasien in Offenburg aus dem Jahr 1984 zeigt, dass das Technische Gymnasium mit 10 IT-Arbeitsplätzen eindeutig Vorreiter der Entwicklung war.<sup>14</sup>

Zu Beginn des Schuljahrs 1984/85 stand das bisherige Landratsamtsgebäude in der Okenstr. 29 mit 11 Unterrichtsräumen und den erforderlichen Nebenräumen zur Verfügung, in das die Abteilungen Bau und Gesundheit einzogen. Die Schule konnte dadurch die dringend benötigten Spezialräume für das Fach Computertechnik einrichten.

Immer mehr *Computerräume* mussten auch für die Berufsschule zur Verfügung gestellt werden, da die Entwicklung fortlaufend weitere Berufe erfasste: Von zwei Räumen im Jahr 1981 wuchs die Zahl auf neun im Jahr 1993. Parallel zum TG konnte den Elektronikberufen bereits im Jahr 1984 der Kurs „*Mikrocomputertechnik*“ angeboten werden. Damit konnte die Gewerbe-



Computerraum 1983



Das Schulgebäude  
Okenstraße 29

schule „einen Beitrag leisten zur Bewältigung des sich durch die Einführung neuer Technologien zwangsläufig ergebenden Bedarfs an Weiterbildung für die Fachkräfte in Handwerk und Industrie.“<sup>15</sup>

Die Auswirkung der Computertechnologie auf die einzelnen Berufe war im Umfang und im Zeitpunkt sehr unterschiedlich. Während manche Berufe nur am Rande berührt wurden (z. B. Maurer), wurde in anderen die Kenntnis der neuen Fertigkeiten schlicht eine Frage des Verbleibens am Arbeitsplatz (z. B. Bauzeichner).

Wie grundlegend die neue Computertechnologie einen Beruf durcheinanderwirbeln konnte, sei am Beispiel des *Zimmerer-*

*Handwerks* aufgezeigt. In diesem Beruf fand um das Jahr 1995 herum die Umstellung von manuellen Fertigungsverfahren auf computergestützte Verfahren statt. Die Kollegen der Bauabteilung begaben sich in einer abteilungsinternen Fortbildungsveranstaltung im Sommer 1995 in eine Firma, die eine neue Abbundanlage eingeführt hatte. Ihr Ergebnis im Jahresbericht 1995/96 war beeindruckend: „Die Zeit für das Bearbeiten der Hölzer und das Aufrichten eines normalen Satteldaches für ein Einfamilienhaus beträgt in der Regel zwei Wochen. Davon entfallen auf die Holzbearbeitung ungefähr 1,5 Wochen. Mit Hilfe eines Computers und entsprechender Software sowie einer computergesteuerten Abbundanlage... wird der gesamte Holzschnitt an einem einzigen Tag vorgenommen: Das Aufrichten des Dachstuhls mit Verlegen der Dachlatten wird dann noch etwa drei Tage dauern. Wenn man bedenkt, dass für die Erstellung eines Daches ca. 75 % Arbeitskosten und nur 25 % Baustoffkosten anfallen, wird jedem klar, dass der Einsatz dieser neuen Technologie zwingend ist, wenn man der Konkurrenz nicht binnen kurzer Zeit hoffnungslos unterlegen sein will.“ Die Kollegen merkten zufrieden an, dass sie „schon seit Jahren das Abbundprogramm Holz“ eingesetzt hätten.

Im Zuge dieser allgemeinen Entwicklung erfolgte die Gründung weiterer neuer Schultypen als Reaktion auf die rasanten Veränderungen in der Wirtschaft: Im Jahr 1990 wurde die *Fachschule für Datentechnik (Technikerschule)* gegründet, die als Vollzeitschule den Abschluss zum „Staatlich geprüften Techniker“ einschließlich mittlerer Reife anbot. Mit einem Erweiterungsprogramm konnte in der 2-jährigen Ausbildung auch die Fachhochschulreife erlangt werden. Aufgenommen wurden Gesellen oder Facharbeiter aus elektrotechnischen Berufen. Im Schuljahr 1997/98 wurde mit dem einjährigen *Berufskolleg Technik I* ein weiterer Ausbildungsgang eingeführt, der Schülern mit einem mittleren Bildungsabschluss den Einstieg in die Welt der Technik und der neuen Medien bietet. Das darauf aufbauende einjährige *Berufskolleg Technik II* konnte mit Beginn des Schuljahres 1999/2000 eingerichtet werden. Damit konnten der berufliche Ausbildungsabschluss „Technischer Kommunikationsassistent“ erreicht und mit einer Zusatzprüfung auch die Fachhochschulreife erworben werden. Auch für Schüler mit Hauptschulabschluss setzten sich die Bemühungen fort, genügend Fachkräfte für die IT-Berufe auszubilden: Zu Beginn des Schuljahres 2003/04 wurde die einjährige Berufsfachschule Elektrotechnik zur *Berufsfachschule für Nachrichtentechnik und Informationstechnik* weiterentwickelt. Mit Unterstützung der Ortenauer Betriebe wurde 2006 die *Fachschule für Automatisierungstechnik (Mechatronik)* als Wochenendschule eingerichtet.

Auch der rasante Vormarsch des *Internet* konnte ohne Schwierigkeiten begleitet werden. Das schuleigene Datennetz wurde im Schuljahr 1996/97 von den eigenen Lehrkräften selbstständig entworfen und außerdem ohne externe Hilfe aufgebaut und gewartet. Es ermöglichte von mehreren Rechnerräumen und Lehrerzimmern den gleichzeitigen Zugriff sowohl auf schuleigene Novell- und Unix-Server, als auch direkt auf das weltweite Internet. Denn das Rechnernetz war seit Herbst 1996 an die Datenauto-bahn des Deutschen Forschungsvereins DFN angeschlossen, an dem auch die Hochschulen und Fachhochschulen arbeiteten.

### Der Weg ins neue Jahrtausend

Die langjährige Freundschaft, die über die Hilfsorganisation „Brücke“ mit der polnischen Stadt **Allenstein** (dem heutigen Olsztyn) aufgebaut wurde, mündete 1999 in eine Städtepartnerschaft mit der Stadt Offenburg. Vor diesem Hintergrund ergab sich auch die erste Partnerschaft mit einer ausländischen Schule, als die dortige „*Fachschule für Elektronik und Telekommunikation*“ nach einer Partnerschule suchte. Die Elektroabteilung passte vom Profil und so waren auch Schulvertreter Mitglied in der offiziellen Delegation der Stadt Offenburg, die zur feierlichen Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde im März 1999 nach Allenstein reiste. „*Unsere Herzen sind offen für eure Stadt*“, begrüßte der Vorsitzende des Stadtrats die Offenburger.

Die *Partnerschaft mit Polen* wurde am 5. Oktober 1999 unterzeichnet und durch einen jährlichen gegenseitigen Austausch

*Deutsch-polnische  
Begegnung auf dem  
Bahnhof Offenburg  
2010*





*Deutsch-französische  
Lehrerwanderung 2006*

von Schülern und Lehrern auf eine solide Grundlage gelegt. Zehn Jahre später war die Partnerschaft bereits zu „*einem festen Bestandteil*“ zwischen beiden Schulen geworden, der weit über gegenseitige Besuche hinausging. So entwickelten z. B. im Jahr 2008 „*deutsche und polnische Schüler ... einen mobilen Roboter*“, bei dem „*Hardware, Antrieb und Elektronik mit Mikrocontroller und Sensoren montiert*“ wurden. Das Ziel der Projektarbeit war so leichter umsetzbar, nämlich die Beziehungen zwischen den Jugendlichen beider Schulen zu intensivieren. Auch die Sprachbarriere konnte überwunden werden: Das Projekt wurde in den Muttersprachen sowie in Englisch präsentiert. Einige der polnischen Schüler hatten Deutsch in der Schule gelernt und waren jetzt „*begeistert, ihre Sprachkenntnisse anwenden zu können*“<sup>16</sup>.

Bereits ein Jahr später kam auch eine *Partnerschaft mit Frankreich* durch das *Lycée Gutenberg in Straßburg* hinzu, die sich aus einem gemeinsamen Medienprojekt der Robert-Bosch-Stiftung entwickelt hatte. Stolz auf das politische Gewicht dieser Kontakte erklärte die Schulleitung: „*Die Partnerschaft mit Polen ... hat sicher eine genauso große historische Bedeutung wie die Freundschaft mit Frankreich. Herr Dr. Schäuble hat das Dreieck Warschau, Paris, Berlin angesprochen, das die Zukunft Europas weiter antreiben müsse. Wir wollen von unserer Schule aus daran teilnehmen, und unser Dreieck wird Straßburg, Allenstein, Offenburg heißen, denn seit Kurzem wissen wir, dass das französische Lycée Gutenberg mit einsteigen möchte in dieses kleine Modell Europas.*“ Auch diese Partnerschaft wurde durch jährliche Kontakte ausgebaut, sowohl auf Schülerebene als auch in Form von gemeinsamen Lehrerwanderungen.



Im November 2005 kam auf Initiative der Europäischen Union eine dritte Schulpartnerschaft mit der *Berufsschule von Turgutlu* in der Türkei hinzu, die allerdings bisher nur aus Kontakten auf Lehrerebene besteht.

Bundesweites Aufsehen bis in die „Tagesschau“ hinein erregte die Schule, als am 6. Dezember 2006 die Polizei einen angeblichen Amoklauf am Technischen Gymnasium zu verhindern suchte. Die ganze Aktion in Offenburg stellte sich im Nachhinein allerdings als großes Missverständnis heraus, da die private Tragödie eines Schülers durch Zufall zeitgleich mit einer allgemeinen Amokwarnung zusammentraf.

Im Juli 2001 kam auch die Planung der *Erweiterung der Gewerbeschule* in die konkrete Phase. Der Neubau war immer dringlicher geworden. Während etliche auswärtige Schulen um den Bestand kämpften, waren in Offenburg insbesondere die Abteilungen der verschiedenen Vollzeitschulen kräftig gewachsen. Im Schuljahr 2004/05 war die Friedrich-August-Haselwanderschule erstmals die *größte Schule in ganz Südbaden* geworden: 2738 Schüler erhielten von 150 Lehrern an 2860 Wochenstunden Unterricht.



*Der irrtümliche Amokverdacht in der ARD vom 6.12.06*

*Das Kollegium 2009*



Nach fast zweijähriger Bauzeit konnte im September 2007 das *neue Hauptgebäude* zum Schuljahresbeginn als erster Bauabschnitt in Betrieb genommen werden. Damit konnte die Schule nach Jahrzehnten wieder auf zwei Standorte konzentriert werden. Als zweiter Bauabschnitt wurde am 8. November 2008 der Querbau in Angriff genommen. Neben dem bereits fertig gestellten Neubau entstand auf dem Platz der abgerissenen Aula ein weiteres Gebäude, das schließlich im Herbst 2010 in Betrieb genommen werden konnte. Erst jetzt wurde das *175-jährige Jubiläum* nachgefeiert, das ursprünglich im Jahr 2008 geplant war.

Im Schuljahr 2010/11 befanden sich in der Berufsschule Auszubildende aus folgenden Berufen:

### Schülerberufe im Schuljahr 2010/11

#### Bautechnik

1. Bauzeichner/-in	47
2. Beton- und Stahlbetonbauer/-in	21
3. Dachdecker/-in	1
4. Gleisbauer/-in	4
5. Hochbaufacharbeiter/-in	11
6. Maurer/-in	76
7. Straßenbauer/-in	11
8. Tiefbaufacharbeiter/-in	2
9. Fliesen-, Platten-, Mosaikleger/-in	4
10. Stuckateur/-in	2
11. Zimmerer/-in	138

#### Elektrotechnik

12. Elektroniker/-in	387
13. Fachinformatiker/-in	113
14. IT-Systemelektroniker/-in	26
15. Mechatroniker/-in	237

#### Körperpflege

16. Friseur/-in	109
-----------------	-----

#### Metalltechnik

17. Industriemechaniker/-in	103
18. Teilezurichter/-in	38
19. Zerspanungsmechaniker/-in	8
20. Behälter- und Apparatebauer/-in	1
21. Konstruktionsmechaniker/-in	189
22. Metallbauer/-in	111
23. Anlagenmechaniker/-in	172
24. Maschinen- und Anlagenführer/-in	33

#### Fahrzeugtechnik

25. Kfz-Mechatroniker/-in	94
---------------------------	----

#### Holztechnik

26. Holzmechaniker/-in	23
27. Technischer Zeichner/-in Holztechnik	1
28. Tischler/-in	71

Mit dem *Tag der Offenen Tür* am 22. Januar 2011 wurden alle neuen Räumlichkeiten erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Der dabei vom Schulleiter Hans-Joachim Vogel vorgetragene Wunsch nach einer Sporthalle zeigte jedoch, dass an der größten Schule Südbadens durchaus noch Wünsche offen stehen.



*Das neue Schulgebäude  
in der Moltkestraße 23*

## Anmerkungen

**Bemerkung zu den Quellenhinweisen:** Leider sind viele Originalakten nicht mehr auffindbar. Sie dürften teilweise bei der Beschlagnahme der Schulgebäude 1945 verloren gegangen sein. Die jährlichen Schulberichte sind nicht speziell zitiert. Außerdem ist der Aufsatz „Chronik der Gewerbeschule Offenburg (1833-1983)“ aus der Festschrift von 1983, der vom Autor unter Mitarbeit der Kollegen Walter Bläsi und Robert Herzog erarbeitet wurde, mit eingeflossen.

- 1 D'r alt Offeburger vom 04.04.1926
- 2 Offenburger Tageblatt vom 27.09.1933
- 3 Offenburger Zeitung vom 02.10.1933
- 4 Sendung des SWF 2 vom 23.01.1983 „Juden in Offenburg“
- 5 Bericht zur Verabschiedung von Erwin Obrecht am 01.07.1989
- 6 Bericht des Direktors Härdle vom 26.09.1947
- 7 Bericht des Kreisbeauftragten Vogt vom 14. Juni 1945

- 8 Bericht zur Verabschiedung von Erwin Obrecht am 01.07.1989
- 9 Bericht des Direktors Härdle vom 26.09.1947
- 10 Badische Zeitung vom 17./18.05.1952
- 11 Heuberger, Hans/Steinhauer, Dietrich: Vom Gesellen zum Meister, in: Festschrift 1983
- 12 Badisches Tageblatt vom 26.03.1969
- 13 Wolfgang Merk im Gespräch mit Hans-Peter Schemitz, abgedruckt in: Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Technischen Gymnasiums Offenburg 1994
- 14 Offenburger Tageblatt vom 06.02.1984
- 15 Offenburger Tageblatt vom 20.02.1984
- 16 Offenburger Tageblatt vom 30.09.08

## Mühlenbachs unbekannte Burgen

Michael Kolinski

„Die Burg Mühlenbach“, so lautet der Titel mehrerer Artikel in der „Ortenau“, in denen die vermeintlichen Fakten über eine Burg in Mühlenbach zusammengetragen wurden.<sup>1</sup> Sie soll eine der vielen kleinen Adelsburgen gewesen sein, die im Mittelalter im Kinzigtal errichtet wurden.

Handfeste Fakten sind freilich rar. Direkt erwähnt wurde die Burg nie, bekannt waren bisher nur die Erwähnung eines *Guts zum Burgstall* von 1493 und eines *Burgstalls* 1620 sowie die Flurnamen *Burggraben* und *Burgwald* im oberen Bücherntal. Außerdem berichtet eine alte Sage<sup>2</sup> von einer Burg auf dem *Birkle*, eine Anhöhe direkt über dem Dorf, auf der zudem noch zwei Gräben erhalten sind. Herren der Burg sollen, da war man sich bisher weitgehend einig, die Herren von Büchern (Buchhorn, Buechorn) gewesen sein, eines von zwei kleinen Adelsgeschlechtern, die sich nach Zinken der Gemeinde Mühlenbach benannten.

Als Standort der Burg wurde neben dem *Birkle* aber auch der *Burggraben* selbst in Betracht gezogen. Selbst im Bärenbach, nachdem sich das andere der beiden Mühlenbacher Geschlechter nannte, vermutet man mitunter eine Burg,<sup>3</sup> allein aus der Annahme, jedes noch so geringe Geschlecht müsse eine Burg gehabt haben.

Was aber verbirgt sich tatsächlich hinter den kargen Hinweisen?

### Das Gut zum Burgstall

Der erste Hinweis auf eine Burg in Mühlenbach, das *Gut zum Burgstall*, wird erstmals 1493 im Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg<sup>4</sup> erwähnt. Während dieses älteste aller Urbare der Herrschaft Kinzigtal noch etwas wirr gestaltet ist, weisen spätere Urbare<sup>5</sup> dagegen alle denselben Aufbau auf. Die Güter bzw. die jeweiligen Bauern und ihre Abgaben werden der Reihe nach aufgelistet, immer nach demselben Muster: Hagsbach, Flachenberg, *Gut zum Burgstall*, Pfauß, Dietental, Gürtenau, Stein, Fannis, Dorf, Büchern, Bärenbach, *Burggraben*, Windenbach, Grub und zuletzt der Schulersberg.

Wie der Blick auf eine Landkarte zeigt, handelt es sich hierbei keineswegs um eine zufällige Aufreihung, sondern eine Art Rundweg. Wider Erwarten wird hier aber das *Gut zum Burgstall* weder im *Burggraben* noch in der Nähe des *Birkles* verzeichnet, sondern



Abbildung 1: Das ehemalige Gut zum Burgstall (rechts) zu Füßen des Rotebühls (ganz links).

am entgegengesetzten Ende der Gemarkung. Dass das Gut zum Burgstall tatsächlich hier lag, beweist die *Renovation über den Staab Mühlenbach*<sup>6</sup> von 1630.

Diese nennt neben den bis dato drei Gütern auf dem Flachenberg ein weiteres, zu dem auch „Güter zum Burgstall genandt“ gehören. Mit Hilfe späterer Zinserneuerungen<sup>7</sup> ist die eindeutige Zuordnung dieses Gutes möglich. Es handelt sich um Kettererhansen- und Schmiedershof auf der Pfauß, die durch Teilung aus einem einzigen Gut hervorgegangen sind. In der Mühlenbacher Bevölkerung sind diese Höfe besser bekannt als *Ketterers auf der Pfauß* und *Grieffbaums auf der Pfauß*. Sie liegen auf der *vorderen Pfauß* an der Passhöhe Heidburg zu Füßen des Rotebühls.

### Gab es eine Burg auf der Pfauß?

Da nun der Standort des *Guts zum Burgstall* geklärt ist, fragt sich, wie es diesen Namen erhalten hat. Es muss in der Nähe eines Burgstalls, also einer Ruine oder gar einer vollständig in Abgang geratenen Burg gestanden haben.

Auffällig ist die Nähe zur Ruine Heidburg. Hierbei handelt es sich um eine Befestigung, die zum Schutz der nahe verlaufenden Landstraße, der Hofstetter Steigstraße, erbaut wurde, die vor dem Bau der B 294 in den 1870er Jahren die Verbindungsstraße zwischen Breisgau und Kinzigtal darstellte. In früherer Zeit hieß das *Gut zum Burgstall* sogar *Gut zu Burgstall bei Heidburg*, wie aus einigen bisher unveröffentlichten Lehns- und Verkaufsurkunden<sup>8</sup> hervorgeht.

Dass aber das *Gut zum Burgstall* seinen Namen von der Heideburg hat, ist äußerst unwahrscheinlich. Die Ruine der Heideburg liegt anderthalb Kilometer Luftlinie entfernt vom *Gut zum Burgstall*. Nicht nur der Schlosshof, der seinen Namen definitiv nach ihr trägt, sondern auch die Höfe des Flachenbergs liegen näher an ihr als das *Gut zum Burgstall*.

Woher rührt der Name *Gut zum Burgstall* aber dann? Von einer Burg auf der Pfauß wusste bisher niemand zu berichten und doch ist eine solche die einzige logische Erklärung für diese Benennung. Sie wird jedoch schon früh abgegangen sein. Die älteste Karte der Gegend, der *Mathematische Grundriß der Gräffl. Fürstenbergischen Herrschaft im Kintzgerthal*<sup>9</sup> von 1655, der sonst alle damals zumindest noch in Ruinen erhaltenen Burgen verzeichnet, kennt keine solche Burg. Aber schon die Renovation von 1630 spricht schließlich nur noch von Gütern, die „zum Burgstall genannt“ werden. Von dieser Burg wird also damals schon nichts mehr vorhanden gewesen sein.

### Welche Aufgabe hatte die Burg auf der Pfauß?

Wenn es eine Burg auf der Pfauß gegeben hat, muss sie eine bestimmte Aufgabe erfüllt haben. Ein Adelsitz scheidet in Ermangelung eines passenden Adelsgeschlechts aus. Es muss also ein strategischer Grund gewesen sein. Von Bergbau, wie er andernorts als Grund für die Errichtung einer Burg angegeben wird, ist auf der Pfauß nichts bekannt.<sup>10</sup> Bemerkenswert dagegen ist die Nähe der heutigen Bundesstraße. Zwar verlief die Straße, wie erwähnt, nicht immer hier, doch wurde schon mehrfach vermutet, dass schon zur Zeit der Römer eine Straße den Breisgau über Elz- und Mühlenbachtal mit dem Kinzigtal verband.<sup>11</sup> Zwar wird die Hofstetter Straße im Volksmund auch *alte Römerstraße* genannt, doch wohnt solchen Volksbezeichnungen keine Aussagekraft inne. Ein Argument, wenn auch kein Beweis für eine Römerstraße durch Mühlenbach ist beispielsweise der 1778 in Mühlenbach gefundene römische Altarstein. Auch der Verlauf der Straßen ist recht aussagekräftig. An der Hofstetter Steigstraße liegen erstaunlicherweise keine Höfe. Sie führt in einem typisch mittelalterlichen Verlauf nicht durchs Tal, sondern über den Berg, wie man es auch bei der Schiltacher Steigstraße beobachten kann, die nach derzeitigem Wissen erst seit dem Mittelalter diesen Verlauf nimmt.<sup>12</sup>

Denkbar wäre, dass die ursprüngliche Verbindungsstraße, gleich ob römischen Ursprungs oder nicht, ihren Weg über Mühlenbach, nicht über Hoffstetten nahm. Es wäre also denkbar, dass der Burgstall auf der Pfauß einst diese Straße, zudem gerade an der Herrschaftsgrenze zwischen fürstenbergischen und nichtfürs-

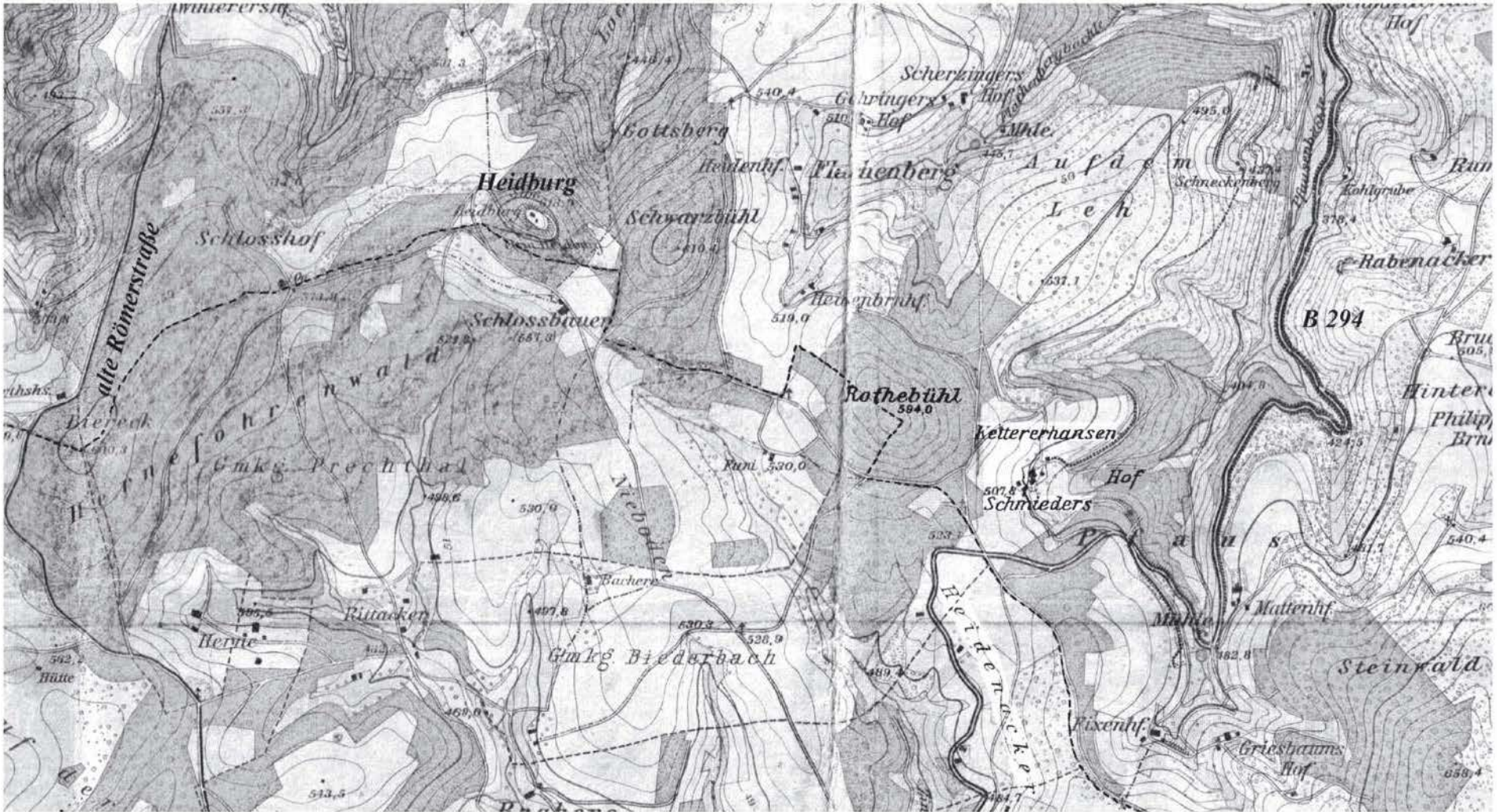


Abbildung 2: Eine topographische Karte von 1895:

Links die alte Römerstraße, rechts die B 294, dazwischen, entlang der Grenze von Hofstetten und Mühlenbach zu Biederbach und Prechtal, von links nach rechts die Heidburg, der Schwarzbühl und der Rotebühl, östlich davon Kettererhansen- und Schmieders-Hof.



tenbergischen bzw. Zähringer oder Nichtzähringer Besitzungen überwachte. Dies erscheint sogar mangels anderer logischer Argumente derzeit als einzige begründbare Theorie und darf daher als Arbeitshypothese dienen.

### In welcher Beziehung stand der Burgstall zur Heidburg?

Wenn man nun zumindest vorläufig von dieser Theorie ausgeht, stellt sich die Frage über den Zusammenhang zweier so nahe beieinander liegender Burgen, des Burgstalls und der Heidburg. Bei ersterem könnte es sich entweder um eine Ergänzung oder einen Vorgänger der Heidburg handeln.

Die Heidburg selbst wurde sicherlich zum Schutz der Landstraße erbaut. Es kommt in ihrem Fall, von der Lage her, aber nur die Hofstetter Straße in Betracht. Nach der Zwei-Straßen-Theorie wäre der Burgstall damit keine Ergänzung, sondern ein Vorgänger der Heidburg, wodurch sich die Möglichkeit zur Datierung der Anlage bietet. Die Heidburg wird erstmals 1284 erwähnt.<sup>13</sup> Die Verlagerung der Straße müsste also vorher stattgefunden haben. Als Bauzeit des Burgstalls käme damit das 12. oder frühe 13. Jahrhundert in Betracht, was an die Willenburg<sup>14</sup> bei Schiltach erinnert. Diese wurde nach der erwiesenen Verlagerung der dortigen Straße ebenfalls im 12. Jahrhundert zu deren Schutz errichtet. Während die Willenburg durch Stadt und Burg Schiltach ersetzt wurde, wird der Pfaußer Burgstall durch die Heidburg ersetzt worden sein, die an der neueren Straße wacht. Die frühe Aufgabe würde auch den frühen restlosen Zerfall erklären.

Darf aus dieser Hypothese nun auch auf eine Anlage von den Ausmaßen der Willenburg geschlossen werden? Hierzu müsste der genaue Standort der Burg bekannt sein. Anwärter hierauf wäre beispielsweise der Rotebühl, zu dessen Füßen das *Gut zum Burgstall* stand. Reste irgendwelcher Art und seien es nur Gräben oder ähnliches haben sich hier nicht erhalten. Jedoch heißt das nicht, dass hier nicht wie zum Beispiel beim Gutach-Turm<sup>15</sup> bei Hausach noch Reste im Boden verborgen sein könnten. Falls der Rotebühl tatsächlich Standort der Pfaußer Burg gewesen sein sollte, kann es sich bei dieser Anlage jedoch nur um einen Turm oder etwas in der Art gehandelt haben. Für mehr bietet der Gipfel keinen Platz.

### Der Burgstall von 1620

Auch der *Burgstall*, der 1620 in den Rechnungen der Schaffnei Haslach<sup>16</sup> genannt wird, wurde als Hinweis auf eine Burg auf dem *Birkle* oder im *Burggraben* interpretiert. Um was handelt es sich hierbei?

Zum einen ist der *Burgstall* nicht identisch mit dem *Gut zum Burgstall*, was schon aus der Formulierung hervorgeht. Die Antwort auf die Frage liefert aber auch hier wieder die Renovation von 1630. Sie verzeichnet ein Gut namens *Burgstall* in der Gärtenau. Es handelt sich hierbei nicht um einen Bauernhof, sondern um ein Gut, das mehrere Bauern gemeinsam bewirtschafteten. Auch die älteren Urbare kennen es, jedoch unter dem Namen *Burghart Stall*. Wie die 1552 verwendete Zwischenform *Burcken Stall* nahelegt, handelt es sich bei dem Namen *Burgstall* nur um eine verschliffene Form von *Burghart Stall*.

Trotzdem ist es bemerkenswert, dass diese Verschleifung noch zu einer Zeit stattfand, als das Wort *Burgstall* noch in Gebrauch war. Auch das Wort *Stall* hat ja seine Bedeutung. Es bedeutet *Stelle, Ort, an dem etwas stand*. Es kann jedoch kein Bauernhaus gewesen sein, da das Lagerbuch von 1562 ausdrücklich vermerkt, dass dieses Gut weder einen Platz noch eine Wiese enthalte, auf der man ein Haus bauen könnte.

Worum es sich aber beim *Burgstall* handelte und wie der Name *Burghart Stall* zustande kam, bleibt vorerst im Dunkeln. Er wird jedenfalls noch bis 1788 in den Schaffneirechnungen weiter erwähnt.<sup>17</sup>

### Gab es eine Burg auf dem Birkle?

Die Erwähnungen, die sich angeblich auf eine Burg auf dem *Birkle* beziehen, haben sich beide als nicht zum *Birkle* gehörig erwiesen. Dennoch bleiben die Gräben, die Ortssage und schließlich auch die Ableitung des Namens *Birkle* von *Bürgle*, *kleine Burg*<sup>18</sup>.



Abbildung 3:  
Das Birkle vom  
ausgehenden Bücherntal  
aus, rechts der  
Birklevollmerhof.

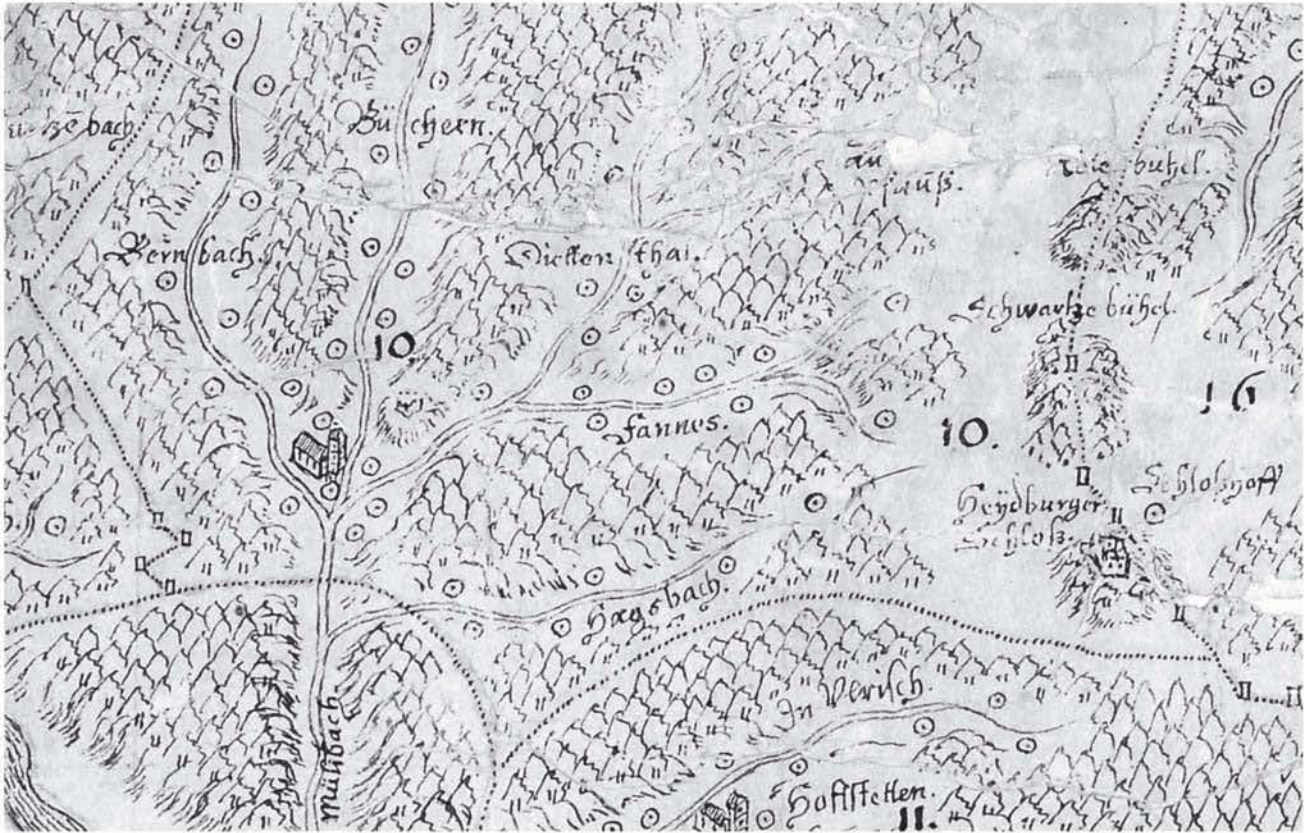


Abbildung 4:  
Mühlenbach im Jahre  
1655: rechts Heydburger  
Schloß, Schwarzebühel  
und Rotebühel, links  
die Kirche und rechts  
oberhalb davon deutlich  
zu erkennen die Ruine  
auf dem Birkle.

Den eindeutigen Beweis für die Existenz dieser Burg liefert jedoch der *Mathematische Grundriß der Gräffl. Fürstenbergischen Herrschaft im Kintzgerthal*. Er verzeichnet auch in Mühlenbach, direkt auf dem *Birkle*, eine kleine Burg, die bisher übersehen wurde, da ihr nicht wie den meisten anderen die Worte *alt schloß* hinzugefügt wurden.

Wer aber hat diese Burg erbaut und zu welchem Zweck? Es könnte, wie die meisten Heimatforscher bisher angenommen haben, die Burg der Herren von Büchern gewesen sein. Hiergegen sprechen aber deren Besitzverhältnisse.<sup>19</sup> Ihre Besitzungen in Mühlenbach lagen im obersten Büchern, im Windenbach und im Hintergrund. Das *Birkle* dagegen erhebt sich ganz am Ausgang des Bücherntales, was eine Burgherrschaft der Herren von Büchern zwar nicht ausschließt, aber unwahrscheinlich macht. Außerdem gibt es keinen Hinweis darauf, dass dieses Geschlecht jemals eine Burg besessen hätte oder auch nur in Mühlenbach gewohnt hätte. Zu ihren Besitzungen zählte ausdrücklich auch ein Haus in Haslach, wo sie auch mehrfach das Schult-heißenamt ausübten.<sup>20</sup>

Manfred Hildenbrand vermutet in seiner Chronik der Stadt Haslach dagegen den Sitz eines Geschlechtes *von Mühlenbach* auf dem *Birkle*.<sup>21</sup> Ein solches Geschlecht ist zwar dem Oberbadischen Geschlechterbuch bekannt<sup>22</sup>, alle Hinweise darauf weisen aber in

Abbildung 5:  
Die *Mappa Geographica*  
des St. Blasier Abts  
Martin Gebert von  
1788: Links die Land-  
straße über Hofstetten  
mit der Haydburg,  
rechts davon Mühlbach  
mit einer hier Büchern  
genannten Burg.  
Auch andere, heute  
verschwundene Burgen  
wie Snellingen,  
Gypichen und Alt  
Hornberg werden  
verzeichnet.



die Rheinebene, in die Gegend von Kenzingen. Den Fürstenbergischen Urkundenbüchern ist es vollkommen fremd. Mit ziemlicher Sicherheit hat es in Mühlenbach nie ein solches Geschlecht gegeben. Als Burgherren scheiden die *Herren von Mühlenbach* daher aus.

Alternativ zur Theorie von den Herren von Büchern kann hier auch wieder die Hypothese der alten Handelsstraße über Mühlenbach aufgegriffen werden. In diesem Fall hätte die Burg auf dem *Birkle* die Straße überwacht, hätte aber auch nach der Verlagerung der Straße verfallen müssen. Dennoch wird diese Anlage nicht nur 1655 verzeichnet, sondern sogar noch 1788 auf der *Mappa Geographica ad Historiam Nigrae Silvae Martini Geberti S. R. I. P. Monasterii & Congreg. S. Blasii abbatis*<sup>23</sup>.

Sicher ist nur, dass es diese Burg gegeben hat. Reste, abgesehen von den Gräben, wurden noch nicht gefunden. Amateurgrabungen unter Leitung von Franz Schmider im Jahr 1968 blieben ergebnislos.<sup>24</sup>

### Der Burggraben

Der *Burggraben* ist ein Seitental des Oberbüchern. Eine Überlieferung von einer Burg hat sich hier nicht erhalten. Die Altbäuerin des Burggräberhofes meinte sogar, ihr Schwiegervater hätte bei dem Gedanken, es könnte eine Burg im *Burggraben* gegeben haben, nur gelacht. Eine Burg im *Burggraben* scheint auch sehr unwahrscheinlich, zumal auch gesichert ist, dass er ein Lehen der Herren von Schnelllingen war.<sup>25</sup> Trotzdem muss es eine Burg hier gegeben haben, sonst wären die Flurnamen *Burggraben* und *Burg-*

wald nicht denkbar. Dass diese Namen von zur Burg auf dem *Birkle* gehörigem Besitz herrühren, wie Manfred Hildenbrand 1984 vermutet, widerlegt schon die Tatsache, dass der *Burggraben* und die umliegenden Gebiete im Gegensatz zum *Birkle* stets verlehnt waren.

Die Burg muss auf einer der Anhöhen um das Tal gestanden haben. Die Literatur sieht z. B. den Bergrücken, der den *Burggraben* vom nächsten Seitental, dem Windenbach, trennt, als potenzielle Burgstelle. Der hintere Teil dieses Bergrückens, der Gummerstein, ist vom *Burgwald* bedeckt. Bei einer Begehung des Gummersteins fällt aber auf, dass er keinerlei exponierte Stelle aufweist, die sich besonders eignen würde, eine Burg darauf zu errichten. Im Gegenteil, er verläuft auf einer Höhe von 600 m fast eben, um dann in einer etwa 30 m tiefer gelegenen Nase auszufließen. Von dieser hat man zwar einen weitreichenden Ausblick durch das Tal bis nach Mühlenbach, doch ist sie weder durch künstliche noch durch natürliche Gräben vom dahinter liegenden Berg abgeschnitten, also völlig schutzlos.



Abbildung 6: Der obere Büchern mit seinen Seitentälern und Waldungen (grau) im Jahr 1895: deutlich zu erkennen Burggraben und Burgwald.

Vielleicht vermag ja die Lage des *Burgwaldes* noch genauere Auskunft zu geben. Auf alten Karten zieht er sich weiter nach Süden bis auf eine Anhöhe nahe dem Landwassereck, die den Gummerstein um 50 m überragt. Diese Anhöhe selbst bietet zwar eine großartige Fernsicht in Richtung Brandenkopf, Sicht in eines der nahegelegenen Täler besteht aber nicht. Auch ist diese Anhöhe auf keine Art geschützt, sodass sie selbst als Burgstelle ausscheidet.

Es gibt nun drei Möglichkeiten: Zum einen könnte es sich um eine Burg der Herren von Büchern handeln. Sie hätte ihren Platz dann wahrscheinlich auf dem Gummerstein gefunden, nahe bei den Bücherner Besitzungen.

Zum andern wäre eine Burg zum Schutz des Bergbaus möglich. Die Flurnamen *Haldenberg* im oberen Büchern sowie *Grub*, *Grubeck* und *Haldenacker* südlich des *Burggrabens* bezeugen alten Bergbau, wenn auch von solchem keinerlei Reste bekannt sind, er also wahrscheinlich nicht allzu große Ausmaße angenommen hat.

Drittens wäre in Hinblick auf die nahe dem Landwassereck verlaufende Straße, die das Gutach- mit dem Elztal verbindet,<sup>26</sup> auch eine Burg zum Schutz der Straße auf einer der umliegenden Anhöhen denkbar. Es findet sich aber auch hier keine überzeugende Burgstelle.

Ohne neue Hinweise und ohne die genaue Lokalisierung der Burgstelle sind weitere Aussagen nicht machbar. Alle Theorien zur Burg im *Burggraben* bleiben spekulativ.

Sicher sind nur drei Dinge: Erstens muss es eine Burg hier gegeben haben, die *Burggraben* und *Burgwald* ihren Namen gab. Zweitens wird der *Burggraben* schon 1371 so genannt,<sup>27</sup> ohne dass jemals die Burg selbst erwähnt wird, und drittens muss die Burg 1655 schon vollständig verfallen sein, da sie auf der Karte der Herrschaft Kinzigtal nicht mehr verzeichnet wird.

### Zusammenfassung

Während die bisherige Literatur sämtliche Hinweise auf eine Burg in Mühlenbach auf eine Burg bezogen hat, konnte durch eingehende Prüfung der Quellen belegt werden, dass sich weder das *Gut zum Burgstall*, noch der *Burgstall* von 1620 auf das *Birkle* beziehen. Auch *Burggraben* und *Burgwald* haben ihren Namen nicht von dieser Burg.

Es wird folglich in Mühlenbach außer auf dem *Birkle* noch zwei weitere Befestigungen gegeben haben, anders sind die Namen *Gut zum Burgstall* sowie *Burggraben* und *Burgwald* nicht zu erklären.

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1: Lisa Schwab.  
 Abb. 2: Stadtarchiv Haslach, bearbeitet von Michael Kolinski.  
 Abb. 3: Michael Kolinski.  
 Abb. 4: Mathematischer Grundriß der Gräffl. Fürstenbergischen Herrschafft im Kintzgerthal, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.  
 Abb. 5: Universitätsbibliothek Freiburg i. Br./Historische Sammlung, Mappa Geographica ad Historiam Nigrae Silvae Martini Geberti S. R. I. P. Monasterii & Congreg. S. Blasii abbatis/del. P. Bonifac. Grüninger ...; gestochen von Johann Bap. Hans. – [St. Blasien]; (lat)  
 Abb. 6: Stadtarchiv Haslach.

## Anmerkungen

- 1 Göller, Otto: Mühlenbach. In: Die Ortenau 21, 1934, 394f.  
 Hildenbrand, Manfred: Burg Mühlenbach. In: Die Ortenau 50, 1970, 446–449  
 Hildenbrand, Manfred: Die Burg Mühlenbach. In: Schneider, Hugo (Hrsg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Kehl 1984, 410f.
- 2 Schuster, Eduard: Die Ortenau. In: Eduard Schuster: Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1908. Reprint im Freiburger Echo Verlag 2002, 250 (234)
- 3 Westermann, Wolfgang: Burgen, Schlösser und Schanzen in der Ortenau. In: Kurt Klein (Hrsg.): Land um Rhein und Schwarzwald, Verlag A. Morstadt Kehl 1978  
 Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal Geschichte einer alten Marktstadt, Haslach 2009, Band 4, 1004
- 4 Fürstenbergisches Urkundebuch, Band 7, Nr. 163
- 5 Renovation über sämtliche Gefälle beeder Herrschaften Wolfach und Haaßlach. De anno 1509, ergänzt 1528, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen,  
 Renovation über die Gefähl, auch Hoch- und Niedergerichte beeder Herrschaften Wolfach und Haaßlach. De anno 1528 (1529), ergänzt 1541, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen,  
 Lagerbuch über sämtliche Herrschaften im Kinzigtal. De anno 1552, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen,  
 Kinzigtäler Lagerbuch. De anno 1562, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen
- 6 Renovation über den Staab Mühlenbach de ao. 1630, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.
- 7 Mühlenbach, Bereinigung der der fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg in dortiger Gemarkung zustehender Grundzinße 1834, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen,  
 Mühlenbach, Zinß- u. Gültberein de 1839, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.
- 8 Abschrift Alter Briefflicher gewarsame vmb die gülten vnnd güeter so Anno 1565 von der Ottlerin in Lare vmb 2300 gld. erkaufft Im Millenbach hoffstetten vnnd Breitebnet Auch zu Husen gelegen, im Fürstenbergischen Urkundenbuch als Mühlenbacher Kopalbuch bezeichnet, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.  
 Auszugsweise abgedruckt im Fürstenbergischen Urkundenbuch Band 6 Nr. 41,5 und Nr. 41,5a.
- 9 Mathematischer Grundriß der Gräffl. Fürstenbergischen Herrschafft im Kintzgerthal, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.  
 Diese Karte ist abgedruckt in:  
 Göller, Otto: Mentzingers Karte der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal von 1655. In: Die Ortenau 28, 1941, zwischen 78 und 79  
 Der besagte Ausschnitt ist u. a. auch abgedruckt in:  
 Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt. Haslach 2009, Band 1, 114.  
 Eine Kopie dieser Karte von 1796 befindet sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen. Sie ist vollständig abgedruckt in:

- Wingenroth, Max; Krause, Franz Xaver [Hrsg.]: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 7: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kdm7/0871>, 09.03.2011.  
Der fragliche Ausschnitt ist abgedruckt in:  
Fischer, Peter: Steinach 1139–1989, 1989, 137
- 10 Bliedtner, Michael und Martin, Manfred: Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes, Freiburg 1986
  - 11 Heunisch, Adam Ignaz Valentin: Das Großherzogthum Baden historisch-geographisch-statistisch-topographische beschrieben von A. I. V. Heunisch, Heidelberg 1857, <http://books.google.de/books?id=d1oAAAAAcAAJ&printsec=frontcover#v=onepage&q&f=false>, 21.11.2010.  
Hoffmann, Johann Joseph: Der Schulkreis Offenburg, Lahr 1899, 56  
vgl. auch: Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau 56, 1976, 114–140: Von Haslach aber führte auch ein alter Weg durch das Tal von Mühlenbach hinauf auf den Bergkamm, überquerte dort den Höhenweg Kinzigtal – Heidburg – Rheintal und fiel hinab in das Elztal (131).
  - 12 Horn, Helmut: Die „Schiltacher Steige“. In: Die Ortenau 83, 2003, 171–178
  - 13 Hildenbrand, Manfred: Die Heidburg. In: Hugo Schneider [Hrsg.]: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Kehl 1984, 411–418
  - 14 Vergleiche hierzu: Harter, Hans: Die Willenburg bei Schiltach. In: Hugo Schneider [Hrsg.]: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Kehl 1984, S. 468–474
  - 15 Vergleiche hierzu: Barth, Ansgar: Der Gutach-Turm. In: Hugo Schneider [Hrsg.]: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Kehl 1984, 423f
  - 16 Haßlacher Schaffney Geltt Rechnung 1620/21, Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen
  - 17 Rentamt Haaßlach – Rechnung von Georgii 1788 wieder dahin 1789, Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen
  - 18 Hildenbrand, Manfred: Die Burg Mühlenbach. In: Schneider, Hugo (Hrsg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Kehl 1984, 410f
  - 19 Zu den Besitztümern der Herren von Büchern siehe: Fürstenbergisches Urkundenbuch Band 2 Nr. 72, Nr. 151, Nr. 300, Nr. 341; Band 3 Nr. 288, Nr. 297; Nr. 423, 2; Band 6 Nr. 54, Nr. 54,3 sowie das Mühlenbacher Kopialbuch (s. Anm. 8)
  - 20 Knobloch, Julius Kindler von; Badische Historische Kommission [Hrsg.]: Oberbadisches Geschlechterbuch, Band 1: A - ha, S. 176, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kindlervonknobloch1898bd1/0180>, 05.04.2011  
Fürstenbergisches Urkundenbuch Band 2 Nr. 151
  - 21 Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal – Geschichte einer alten Marktstadt, Haslach 2009, Band 4, 1004
  - 22 Knobloch, Julius Kindler von; Badische Historische Kommission [Hrsg.]: Oberbadisches Geschlechterbuch, Band 3: M – R, Heidelberg, 1919, 91, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kindlervonknobloch1919bd3/0095>, 27.03.2011  
ebenda, 127, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kindlervonknobloch1919bd3/0131>, 27.03.2011
  - 23 Mappa Geographica ad Historiam Nigrae Silvae Martini Geberti S. R. I. P. Monasterii & Congreg. S. Blasii abbatis, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.
  - 24 Persönliche Angabe Manfred Hildenbrands
  - 25 Fürstenbergisches Urkundenbuch Band 6 Nr. 52, Nr. 124
  - 26 Es handelt sich hier um die heutige L 107. Josef Naudascher vermutet hier einen Römerweg oder -pfad. Vgl. hierzu: Naudascher, Josef: Die Frühgeschichte der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau 56, 1976, 114–140
  - 27 Fürstenbergisches Urkundenbuch Band 6 Nr. 52



## Forum

### Ein neuer Gedenkstein für Grimmelshausen in Renchen

Die Stadt Renchen, insbesondere der dortige „Arbeitskreis für Freizeit, Kultur, Sport und Soziales“ beleben die Erinnerung an den einstigen Schultheißen Johann Jakob Christophel von Grimmelshausen (Amtszeit 1667–1676). Durch die Initiative dieses Arbeitskreises wurde beschlossen, auf der Fläche vor der katholischen Kirche, wo schon bisher ein Denkmal für Grimmelshausen aus der wilhelminischen Zeit stand, einen mannsgroßen Findling zur Erinnerung an den Dichter zu errichten. Eine angebrachte Bronzetafel gibt Auskunft. Der Anlass für dieses Unternehmen, das die kulturelle Vielfalt der Stadt bereichert, kam aus dem Bewusstsein, dass der Platz des Grabes Grimmelshausens in den Todesakten nicht verzeichnet ist, dass sich aber in mündlicher Überlieferung eine Erinnerung an die Grabstätte erhalten hat. Der neue Gedenkstein steht an der vermuteten Begräbnisstelle.

Bei der Einweihung des Denkmals am 17. November 210 sprach Bürgermeister Siefermann den Dank an den Arbeitskreis, an Sponsoren und beteiligte Firmen aus und betonte, dass alle an der Aktion Beteiligten ehrenamtlich gearbeitet haben – ein Zeichen, dass das Gedenken an Grimmelshausen in Renchen lebendig bleibt.

Walter E. Schäfer



*Hier ruht Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen / Schultheiß zu Renchen von 1667–1676 / Größter Deutscher Dichter der Barockzeit / Nach historischer Überlieferung*

### Geschichte links und rechts des Rheins

Die deutsch-französische, grenzüberschreitende Historikertagung zum Thema „Geschichte links und rechts des Rheins“ wurde vom Stadtarchiv Offenburg, der Fédération des Sociétés d’Histoire et d’Archéologie d’Alsace, dem Historischen Verein für Mittelbaden und dem Landesverein Badische Heimat e. V. ausgerichtet und fand am 14. Mai 2011 im Offenburgener Museum im Ritterhaus statt. Vertreter der Stadt Offenburg, der Kommission für geschichtliche Landeskunde und des Elsässischen Geschichtsvereins würdigten vorab das Unternehmen, dem sich als Organisatoren und Ideengeber Gabriel Braeuner (Colmar) und Dr. Wolfgang Gall (Offenburg) gewidmet hatten. Neue Forschungsergebnisse wurden präsentiert zu Themen wie „Breisach und der Sieg über

Mailand 1162“ (Toby Walther, Freiburg), „Freiheitsbegriff am Beispiel von Freiburg und Colmar im 13. und 14. Jahrhundert“ (Guillaume Porte, Strasbourg), „Der Reformator Paul Volz und die Chronik von Schutteren“ (Sandrine de Ragueneil, Mulhouse), „Die Hexenpolitik des Rates in Offenburg“ (Andrea Kammeier-Nebel, Offenburg), „Was ist des Elsässers Vaterland?“ (Claudia Nowak-Walz, Tübingen), „Kultur im Reichsland Elsaß-Lothringen“ (Gabriel Braeuner, Colmar). Die sechs Referate wurden für die 75 Teilnehmer simultan übersetzt, sodass alle in den ungeschmälernten Genuss neuer Forschungen kommen konnten. Der sehr erfolgreiche Verlauf des Kolloquiums soll, so der einhellig geäußerte Wunsch aller Besucher, ebensolche Nachfolger finden.

*Martin Ruch*

## Alte Straßburger Geschichtsquellen

„In den Archives Municipales in Strasbourg befinden sich Hunderte von Urkunden und Akten, welche die Ortenau betreffen“, schrieb im Juni 2011 Louis Schlaefli aus Straßburg dem Redakteur der „Ortenau“. Im dortigen Stadt- und Departementarchiv recherchiert er seit Jahren u. a. auch zum historischen Klerus in der Ortenau, wie er sich im Spiegel der Akten des Domkapitels erschließen lässt (siehe seinen Beitrag in dieser Ortenau). Die von ihm angesprochenen Archivbestände entstammen im Wesentlichen Straßburger Spital- und Klosterarchiven, die im Zug der Französischen Revolution beschlagnahmt und im Hospital deponiert wurden. Ein zweibändiges handschriftliches Findbuch (Inventaire des Archives des Hospices Civilis de Strasbourg) aus der Zeit um 1900 erschließt diese alten Bestände, die sich mit Klostergütern befassen. „Heute habe ich in der Schachtel AH-C 389 unter der Nr. 7116 einen Rektor von Hofweier gefunden.“ Eine Stichprobe im Straßburger Stadtarchiv, wo die Urkunden und Akten heute liegen, erweist den Hinweis als bedeutsam für die Geschichtsschreibung der Ortenau. Das Straßburger Ehrenmitglied des Historischen Vereins, Jean-Marie Holderbach, teilt unsere Auffassung, dass man in einer konzertierten, grenzübergreifenden Aktion diesen Bestand zunächst wenigstens erfassen und möglichst in der Datenbank des Historischen Vereins zur Verfügung stellen sollte. Jede Urkunde ist im Findbuch über eine Nummer zu identifizieren und ist alphabetisch unter dem betreffenden Ortsnamen verzeichnet. Es sind nahezu alle Orte aus der Zeit vom 13. bis zum 18. Jahrhundert vertreten. Viele Urkunden (deutsch und lateinisch) tragen das Siegel der Aussteller. Eine deutsch-französische Arbeitsgruppe aus unseren Geschichtsvereinen wäre der ideale Träger für diese wichtige Maßnahme. *Martin Ruch*

## Neue Literatur

**Adolf Laufs/Ernst Gottfried Mahrenholz/Dieter Mertens/Volker Rödel/Jan Schröder/Dietmar Willoweit: Das Eigentum an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz, Kohlhammer Stuttgart 2008, 343 S.**

2006 hatte der „Handschriftenstreit“ in Baden-Württemberg eine öffentliche Diskussion über die Eigentumsfrage an den Kunst- und Kulturgütern des ehemaligen großherzoglichen Herrscherhauses ausgelöst. Im Zuge von Verhandlungen zwischen dem Land Baden-Württemberg und dem Haus Baden wurde im November 2006 eine unabhängige Expertenkommission aus namhaften Juristen und Historikern eingesetzt. Diese Kommission konnte im Dezember 2007 ihr Gutachten zur Klärung der Rechts- und Sachfragen beim umstrittenen Eigentum an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz übergeben. Im vorliegenden Buch wird nun das Ergebnis der Arbeit der Kommission einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.

Viele musealen und bibliothekarischen Sammlungen befanden sich bisher im Landesbesitz, ohne dass die Eigentumsverhältnisse eindeutig geklärt waren. Vieles gehörte von Anbeginn zur Hofausstattung und diente der repräsentativen Darstellung des Fürstenhauses. Die badischen Kroninsignien fielen beispielsweise nach dem Thronverzicht des Großherzogs als Bestandteil der monarchischen Regierungsgewalt in das Eigentum des Staates. Manche fürstlichen Sammlungen (beispielsweise die Türkenbeute) wandelten sich vom Privatbesitz zum Staatseigentum und gingen daher auch 1918 in das Eigentum der Republik Baden über. Bei zahlreichen Beständen und Einzelobjekten war die Zuordnung dagegen schwieriger.

Das Expertengutachten behandelt daher zunächst im 1. Teil die rechtlichen Grundlagen für die Klärung der Eigentumsfragen. In diesem Zusammenhang werden besonders der Aufbau und die spätere Auflösung des Hof-Fideikommisses sowie die damit zusammenhängenden Fragen des fürstlichen Besitzes untersucht.

Interessant wird es dann im 2. Teil des Gutachtens, in dem es um die Folgen für einzelne Vermögensgegenstände geht. Die badische Republik hatte zwar nach 1918 mit dem früheren Haus Baden sogenannte „Auseinandersetzungsverträge“ abge-

schlossen, doch wurde darin keine klare Sondierung des staatlichen Vermögens vom privaten Vermögen des ehemals regierenden Herrscherhauses vorgenommen. Die Kommission prüfte daher die Rechtslage und konnte anhand von bislang noch wenig benutzten, vornehmlich archivalischen Quellen die Eigentumsverhältnisse an den meisten Kunst- und Kulturgütern des Großherzoglichen Hauses klären. Die entsprechenden Quellenangaben und Gesetze sind dem Gutachten beigelegt. Die Experten stellten abschließend fest, dass nur ein kleiner Teil, insbesondere das großherzogliche Haus- und Familienarchiv, das Klosterarchiv Salem, die Wessenbergische Gemäldesammlung sowie zwei weitere Kunstsammlungen und einzelne Hinterlegungen dem Haus Baden gehören. Alle übrigen im Besitz des Landes befindlichen Kunst- und Kulturgüter des vormaligen Großherzoglichen Hauses sind dagegen bereits Staatseigentum geworden.

Das Buch beschränkt sich nicht auf eine systematisch-juristische Analyse. Vielmehr wird die Frage nach dem Eigentum an den einst dem Landesherrn zur Verfügung stehenden Kulturgütern unter Einbeziehung und Zugrundelegung historischer Prozesse erörtert. Insbesondere die Staatswerdung während des Ancien Régime, die Entwicklung des monarchischen Verfassungsstaates im 19. Jahrhundert und die Wandlung des Monarchen vom Herrn des Staates zum Staatsorgan sind als wesentliche Eckpunkte zu nennen. Das Gutachten gewinnt so das Gewicht einer grundlegenden Studie zur Ablösung der monarchischen durch eine republikanische und demokratische Staatsordnung. Eine beigelegte CD macht die breite Quellengrundlage des Gutachtens verfügbar, die auch vielen anderen Forschungszwecken dienen kann. *Cornelius Gorka*

**Landesarchiv Baden-Württemberg (Hrsg.): Vorderösterreichische Regierung und Kammer in Ensisheim und Freiburg bis 1752. Bearbeitet von Peter Steuer und Konrad Krimm, Kohlhammer Stuttgart 2009, 1135 S.**

Die neueste Veröffentlichung des Landesarchivs Baden-Württemberg ist in der Reihe „Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der

Bundesrepublik Deutschland“ erschienen. Das Buch ergänzt die gleichnamige Veröffentlichung über die Akten der vorderösterreichischen Regierung und Kammer (1753–1805), die 2008 im gleichen Verlag erschienen ist und auch in der „Ortenau“ besprochen wurde. Es handelt sich auch hier um eine Auflistung von Archivalien der ehemaligen vorderösterreichischen Regierung und Kammer in Ensisheim und Freiburg bis 1752, die im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) aufbewahrt werden. Bis Anfang 1753 waren die süddeutschen Besitzungen den Behörden in Tirol unterstellt und wurden dann erst zur eigenen österreichischen Provinz erhoben.

Das dicke Buch ist wie ein Archivinventar aufgebaut: Einleitend werden zunächst die Territorial- und Verwaltungsgeschichte beschrieben, bei der man nähere Informationen zu den vorderösterreichischen Behörden erhält. Es folgt die sehr aufschlussreiche Überlieferungsgeschichte des vorderösterreichischen Schriftguts. Der Hauptteil des Buches ist dann eine Auflistung von Archivalien (Akten und Amtsbücher) aus dem 17. und 18. Jahrhundert nach sachthematischen und geografischen Kriterien mit den jeweiligen Archivsignaturen. Es liest sich damit wie ein Fundstellenverzeichnis. Neben den Akten der Regierung als Mittelbehörde werden auch Archivalien der Unterbehörden aufgeführt. Für unseren Raum dürften vor allem Dokumente der Landvogtei Ortenau und der Herrschaft Triberg interessant sein. Es werden allerdings nur die im GLA verwahrten Unterlagen aufgeführt. Auf vorderösterreichisches Schriftgut in den Archiven in Colmar oder in Innsbruck wird nur kurz hingewiesen. Das Buch endet schließlich mit einem ausführlichen Orts- und Personenindex.

Die Kurzübersicht über die Archivalien der vorderösterreichischen Regierung vor 1753 bietet eine erste Vorinformation der Benutzer über mögliche Quellen im Landesarchiv. Sie ist insofern hilfreich, als die Regierungsakten tatsächlich auf mehrere Archivbestände verteilt sind und nun zumindest virtuell wieder vereinigt werden. Ob die Informationen allerdings ausreichen, um sich ein derart gewichtiges Werk anzuschaffen, muss jeder Heimatforscher für sich entscheiden.

*Cornelius Gorka*

**Geroldsecker Land Heft 53 „Straßen und Wege“.**  
**Hrsg.: Stadt Lahr. 2011. 176 S.**

Das Jahresthema „Straßen und Wege“ wird aufgegriffen mit dem Rhein, der großen Straße für die Schifffahrt. Martin Frenk macht es nicht nur an der Beschreibung der Rheinkorrektion (Rectifikation) im 19. Jahrhundert fest, sondern vor allem an einer sichtbaren Station, dem über 130 Jahre alten Rheinwärterhaus in Ottenheim. Viele nutzbringende Anmerkungen bereichern die Arbeit. Besonders bemerkenswert ist auch das Schlusskapitel über Hochwasserschutz und Denkmalschutz, das nicht zuletzt dank des breiten öffentlichen Interesses zugunsten dieses besonderen Kulturdenkmals entschieden wurde – eine gelungene Abwägung, die als Beispiel bei unsern vielfach bedrohten Kulturgütern dienen kann und sollte.

Auf eine Station anderer Art macht Ekkehard Klem in seiner Arbeit über die Römerstraßen in der Oberrheinebene aufmerksam. Sichtbar ist dazu in Friesenheim ein Bodendenkmal, das gleichsam als kleines Freilichtmuseum an die Römerzeit erinnert. Als Randnotiz: Der Oberrhein verläuft in einem tektonisch bedingten Graben; die Bezeichnung Tal sollte daher, wenn irgend möglich, vermieden werden.

Bernhard Uttenweiler verbindet den Schienenweg der ehemaligen Schmalspurbahn von 1893 vom Rhein bis Ettenheimmünster, dessen letztes Teilstück 1966 stillgelegt wurde, mit den Darstellungen von Schiene, Lok und Wagen auf acht farbigen Ansichtskarten. Noch heute erinnern Straßennamen in den anliegenden Orten an das Ettenheimer Bähnle.

Eine Zollstation, die das nassauische Dinglingen 1802 an der heutigen Dinglinger Hauptstraße auf dem Weg nach Lahr (damals gleichfalls nassauisch) errichtete, führte zu einem Rechtsstreit, dem sog. Lahr-Dinglinger Zollstockkrieg. Der damalige Verkehr über die einzige Verbindung von Westen und Norden in die Stadt Lahr führte über Dinglingen, das den Straßenunterhalt bei hoher Verschuldung allein zu tragen hatte, zumal seit 1471 das Wegerecht die Stadt besaß. Der Streit zog sich bis in die badische Zeit (mitgeteilt von Walter Caroli). – Über die Entstehung der Schillerstraße in Lahr berichtet Christel Seidensticker.

Einen interessanten Vergleich der Straßen in Ottenheim aus den 1780er Jahren mit heute unternimmt M. Frenk anhand der Ortspläne. Leider sind die Maßstäbe nicht angegeben: Ottenheim „ak-

tuell“ etwa 1:13000; Ottenheim 1780–1785 (gewestet!) in Ortsmitte etwa 1:8000. – Hohlwege in den Lössgebieten der Ettenheimer Vorberge stellt Thomas Ullrich in einer Übersichtsarbeit vor.

Recht anregend sind die Ausführungen von Helmut Eisenlohr über bildliche Darstellungen des Schlosses in Mahlberg seit 1641 bis heute. 18 Abbildungen laden zum Verweilen ein. Die von H. E. vermisste eigene objektive Sicht ist unerheblich, denn bekanntlich gibt es ja keine objektive Kunstbetrachtung. – In Ettenheim werden – über Jahrhunderte – die Eigentümer eines alten Herrenhauses, das „Prinzenschlössle“, von Dieter Weis beschrieben. Leider wird nicht mitgeteilt, dass der Name „Prinzenschlössle“ auf einen Mieter, den jungen Herzog von Enghien, zurückgeht. – 1885 wurde in Lahr das „Erste Deutsche Reichswaisenhaus“ gegründet, zuletzt als Kindererholungsheim wurde es dann 1977 geschlossen. Michael Jacob zeichnet seine Geschichte vor allem aus wörtlichen Berichten des Lahrer Hinkenden Boten auf. Den Namen erhielt das Haus, weil erstmals ein Haus Waisenknaben (!) aus ganz Deutschland aufgenommen hatte. – C. Seidensticker berichtet von einem Prozess, der 1808 wegen komplizierter Eigentumsverhältnisse eines Anwesens in der Marktstraße in Lahr stattfand.

An die wunderliche Geschichte, die zur Entstehung des Katharinenmarkts in Seelbach geführt hatte, erinnert sich Thomas Keilhack aus der Sicht eines Zehnjährigen. – Erich Krämer berichtet aus der Geschichte der oberbadischen Zigarrenindustrie, die nach etwa hundert Jahren (in den 1970er Jahren) aufgegeben werden musste, so wie es auch der Fima Franz Geiger in Oberweiler erging. – Als Fortsetzung der archäologischen Begehungen in Schuttertal lesen wir von Heiko Wagner über neue Funde, die sich auch auf die römische Zeit beziehen.

Bei der Würdigung (Michael Kitzing) des ehemaligen südbadischen Regierungspräsidenten und nachmaligen Präsidenten des Schwarzwaldvereins Hermann Person wird neben seiner starken Verbundenheit mit Südbaden sein frühes Eintreten für den Umweltschutz seit Anfang der 1970er Jahre hervorgehoben. Es hätte dem engagiert geschriebenen Aufsatz nicht geschadet, wenn der Heimatort Ringsheim des Vaters Karl Person (Landtagspräsident bis 1951) angegeben wäre. Als kleine Anmerkung: Der neue Zuschnitt des Regierungspräsidiums Freiburg im Vergleich zum bisherigen RP Süd-

baden umfasst mit dem Kreis Tuttlingen allerdings keinen Teil von Oberschwaben (S. 135) und grenzt nicht einmal an. – Mit Sophie Haufe (von Gisela Timpte) wird das Leben einer Brieffreundin von J.P. Hebel beschrieben, deren Mann in Seelbach eine Papierfabrik gegründet hatte.

*Gernot Kreutz*

**Denkmalland Baden-Württemberg. Hrsg.: D. Angst, Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Stuttgart. 2010. 288 S., 280 Abb.**

Als Blickfang für die von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg geförderten Kulturdenkmale dient das Schloss Ortenberg auf dem Buchdeckel des sehr ansprechend gestalteten Buches. „Unterwegs zu historischen Stätten“ heißt der Untertitel des Buches. 108 dieser Stätten werden ausführlich in Wort und Bild dargestellt; aus dem Regierungsbezirk Freiburg sind es 28 Objekte. Nicht nur die fast durchwegs ausgezeichneten Fotos, sondern auch die aussagekräftigen Überschriften einschließlich der vielen Zwischenüberschriften sind besondere Anreize, an bisher nicht so bekannten Denkmälern zu verweilen. Zu jedem Objekt sind in einem Info-Kasten Sehenswürdigkeiten der Umgebung und Tipps beigegeben. Allerdings sind diese öfter recht unverständlich ausgewählt bzw. wichtige wurden nicht beachtet (z. B. bei Konstanz ist ein Verweis auf die Reichenau ein „Muss“; in Murrhardt fehlende Walterichs-Kapelle; bei Urach kein Hinweis auf den Wasserfall mit Kalkrinne; bei Mannheim fehlt eine Information über das Landesmuseum für Technik und Arbeit; in Ortenberg wird ein Verweis auf Offenburg vermisst, ein solcher taucht allerdings etwas ungewöhnlich bei Renchen auf). – Außer dem Schloss Ortenberg, dem Simplizissimus-Haus in Renchen, der Synagoge in Kippenheim wird auch der hundert Jahre alte Turm auf der Hornisgrinde als ein weiteres Denkmal in der Ortenau vorgestellt. Dabei kommt die Beschreibung des Umfeldes auch nicht zu kurz.

Das Buch, das über 25 Jahre Förderung in der Denkmalpflege berichtet, ist ein beredtes Zeichen für das Motto „Bürger retten Denkmale“, das sich die Denkmalstiftung Baden-Württemberg zu eigen gemacht hat. Hiermit ist die Stiftung vor allem die Verpflichtung eingegangen, gerade auch zur Erhaltung privater Kulturdenkmale beizutragen.

*Gernot Kreutz*

**Zang, Gert: Kleine Geschichte der Stadt Konstanz. Karlsruhe, 2010, 240 S., 34 Abb.**

Fundiert und kompakt: unter diesem Motto steht die Verlagsreihe „Kleine Geschichte“, aus der wir mit schöner Regelmäßigkeit attraktive Neuerscheinungen in der Ortenau vorstellen können. Auch die vorliegende, sehr ansprechend und handlich gestaltete Chronik erfüllt bestens den hohen Anspruch, eine knappe und ansprechende Zusammenfassung für geschichtsinteressierte Laien zu bieten. Kompetent ist der Autor: Er war Archivar im Kulturamt des Bodenseekreises und hat verschiedene Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes und speziell zur Stadt Konstanz, darunter zwei Bände zur Geschichte der Stadt im 19. Jahrhundert, verfasst. Und fundiert ist auch diese Zusammenfassung einer Stadtgeschichte mit all ihren Höhen und Tiefen. Im Mittelalter profitierte Konstanz von seiner Lage an der bedeutenden Fernhandelsstraße über die Alpenpässe, die ihr große wirtschaftliche und politische Macht verschaffte. Im Lauf der Jahrhunderte sank ihre Bedeutung, das ehemals vorde-österreichische Konstanz wurde 1806 badisch. Im Zweiten Weltkrieg blieb die Stadt weitgehend von Bombardierungen verschont, was ihr bis heute eine sehenswerte historische Altstadt mit Wohntürmen, verwinkelte Gassen und ein großartiges Münster über den römischen Grundmauern von „Constantia“ bescherte. Besatzung und Not nach dem 2. Weltkrieg, Aufbau und Wachstum in der Bundesrepublik sind die letzten Kapitel in einer sehr empfehlenswerten Veröffentlichung, die mit Dokumenten und mit Kommentaren die 2000-jährige Geschichte einer schönen Stadt bis zur unmittelbaren Gegenwart erschließt.

*Martin Ruch*

**Heinrich Hansjakob: AusErlesenes. Unbekannte Schriften aus seiner Feder. Herausgegeben von Heinrich Lehmann und Peter Schäfer. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand. Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft Freiburg, 2010, 120 S., 10 historische sw-Ansichtskarten (1905–1911) aus einer Kollektion zum Alltagsleben im Schwarzwald, die im Verlag Gebrüder Metz, Tübingen, erschienen ist.**

Bereits die vierte Gabe an die Mitglieder der Hansjakob-Gesellschaft kann mit dieser Sammlung im Rahmen der „Kleinen Hansjakob-Edition“ den Freunden des Schriftstellers und Pfarrers vorgestellt

werden. Auch diesmal ist es dem Herausgeberkreis gelungen, literarische Pretiosen aus dem großen Werk des Autors herauszufischen, die man angenehm überrascht und immer mit Gewinn liest.

Kompetent und flüssig geschrieben gibt Manfred Hildenbrand vorab das notwendige Hintergrundwissen mit auf den Weg. Das erste Erscheinen der jeweiligen Skizze wird benannt und ihr Kontext, etwa der Kulturkampf, erklärt. Neues erfährt man etwa über die Hirtenkinder des Schwarzwaldes. Ihnen galt das besondere Interesse des Pfarrers. Er hat sie und ihr hartes Leben selbst in seiner Heimat kennengelernt, denn auch im Kinzigtal und seinen Seitentälern war das Viehhüten eine ureigene Aufgabe der Kinder. Noch 1921 schrieb der Gemeinderat in Mühlenbach: „Die hiesige Schule ist eine Hirtenschule, fast alle Schüler werden zum Viehhüten herangezogen. Um drei Uhr morgens wird das Vieh im Sommer auf die Weide getrieben und verbleibt dort bis 10 oder 11 Uhr vormittags. Der Hirte hat sich nun schnellstens auf den oft über eine Stunde langen Schulweg zu machen. Nach der Schule muß er, sobald er nach Hause kommt, wieder den Berg hinauf zum Viehhüten bis 9 oder 10 Uhr abends. So geht es ein und jeden Tag.“ Hansjakob hat voller Mitgefühl dieses harte Leben registriert und seine Beobachtungen zur kleinen Alltagsgeschichte Schwarzwälder Kindheit werden lassen. „So läuft der Hirtenkinder Leben dahin in Mühe und Einsamkeit.“ – Eine interessante Lektüre stellen auch die anderen Skizzen dar, sodass man den Herausgebern dankbar gratuliert zu einem wieder gelungenen Wurf.

*Martin Ruch*

**Hans Harter, unter Mitwirkung von Rolf Rombach: Schiltach – Lieder und Gedichte. Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach – Band 6. Hg.: Stadt Schiltach. 126 S. ISBN 978-3-00-031192-5.**

Für den neuen, sechsten Band der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“ hat der beim Landeswettbewerb für Heimatforschung Baden-Württemberg durch eine Anerkennungsurkunde Geehrte den emeritierten Rektor der dortigen Nachbarschaftshauptschule als Mitarbeiter gewonnen. Die beiden haben über 50 Lieder und Gedichte gesammelt, die entweder in diesem Schwarzwaldstädtchen entstanden sind oder es erwähnen. Die Poeme reichen vom Elsässer Jörg Wickram (1. Hälfte des 16. Jh.) bis zum 1961 in Hausach i. K. geborenen

„deutschen Spanier und badischen Andalusier“ José F. A. Oliver. In einem zweiten Teil werden diese Autoren und ihre Themen gewürdigt. Eine mit kräftigen, aber auch blassen Farben bestückte Palette tut sich da auf: z. B. Fragmente eines biblischen Volksschauspiels von 1654, Spottverse und Ortsneckereien, Geselligkeit und Brauchtum, aber auch Eröffnungen und Einweihungen. Für die Geschichte Schiltachs wichtig sind fünf Flößerlieder und -gedichte, teilweise in der dortigen Mundart gehalten, wie überhaupt manches Dialektstück den Reiz dieses Bändchens ausmacht, u. a. „Alte Sprichwörter in Schiltacher Mundart“ von Fritz Laib. Diese kann bis heute die über vier Jahrhunderte hinweg reichende Zugehörigkeit der Kommune zum württembergischen Staatswesen nicht verleugnen. In der Sammlung ist mit Emma Haaser auch eine Frau vertreten. Der „Poet im Schiltacher Pfarrhaus“ Georg Längin (1827–1897) kommt neben anderen Naturgedichten auch mit einer Übertragung von Goethes „Heidenröslein“ in Markgräfler Alemannisch zu Wort. Manche der Gedichte verharren in der üblichen Heimattümelei, manche sind bei nebensächlichen Ereignissen entstanden, etwa die Moritat „Schiltach-Schramberger Eisenbahnlied vom Jahre 1892“ des Malers Heinrich Eyth. Das Ganze ist neben zwei stadtgeschichtlich interessanten Texten (Silvesterzug und Holzflößerei) eine Edition mit Kommentaren und über 200 z. T. umfangreichen Fußnoten, die neben Wort- und Sacherklärungen Quellenangaben enthalten. Der Band ist wie seine Vorgänger reich bebildert und will mit seinen Dichtungen „zum Entdecken, Nachdenken, Schmunzeln oder Singen anregen“.

*Karl-Martin Hummel*

**S' Bliwisel 2010. Jahresrückblick und Chronik Goldscheuer-Marlen-Kittersburg. Herausgeber: Verein für Heimatpflege, Goldscheuer, Marlen, Kittersburg e. V. Kehl-Goldscheuer 2010. 136 S., viele Abb.**

Der Name Bliwisel bedeutet Bleistift, hervorgegangen aus dem Wort Bleyweißstift: mit Blei ausgegossene Bleistifte wurden bereits im Mittelalter benutzt. So alt ist zwar diese bemerkenswerte Zeitschrift nicht, aber immerhin schon 18 Ausgaben sind im Lauf der vergangenen 23 Jahre entstanden. Der vorliegende Rückblick enthält jeweils Ereignisse aus dem Ortsgeschehen der drei Gemeinden, stellt aber auch Personen und historische Ereignisse der engeren Region vor. Bemerkenswert in die-

sem Heft ist vor allem der interessante Hinweis auf eine Radiofabrikation der 1950er Jahre in „s' Bader Schrieners“, im Fachwerkhaus des Schreiners Bader in Marlen. Zwar nur wenige Jahre wurden hier Rundfunkgeräte gebaut, zuletzt im Auftrag für große Hersteller. Doch dann übernahmen die selbst die Produktion, und die Marleener Radiobauer wurden überflüssig. Sie stellten im Anschluss für wenige Jahre noch Sesselgestelle für die Möbelfabrik Hukla in Gengenbach her. Heute erinnern sich nur noch wenige Zeitzeugen an dieses Kapitel Ortenauer Unternehmergeschichte. Hans Roser, dem Schriftleiter des Bliwisel und Autor des Beitrages, ist zu dieser Entdeckung zu gratulieren und dem Heft sind noch viele weitere Ausgaben (und Sponsoren) zu wünschen.

*Martin Ruch*

**Martin, Dieter: Grimmelshausen und der Mummelsee. (Spuren 89, eine Veröffentlichung der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg, hg. von Thomas Schmidt.) Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar, 2010, 16 S., Abb.**

Das Heft stellt konzentriert die Belege zur Mummelsee-Episode im *Simplicissimus* Teutsch zusammen. Ausgehend von der Schilderung des Aufstiegs werden dann aber Zweifel an Grimmelshausens Text vorgetragen. Denn zu nahe ist seine Schilderung den zeitgenössischen Texten eines Athanasius Kircher, der wiederum einen Exkursionsbericht des Jesuiten Elias Georg Loretus von 1666 zum Mummelsee verwendete. Nicht beachtet hat man bislang, dass ein weiterer jesuitischer Gelehrter, Caspar Schott, einige Jahre vor dem *Simplicissimus* – nämlich in der „*Physica curiosa*“ von 1662 – ausführlich über den Wundersee berichtete, den Angehörige des Baden-Badener Jesuiten-Kollegs mehrfach besucht und dabei die Wetter-Sage immer wieder bestätigt hätten (Martin, 7). Das ist nun wieder ein deutlicher Hinweis auf Grimmelshausens Belesenheit in der zeitgenössischen Literatur jeglicher Couleur. Und doch schreibt er seinen Text nicht streng naturwissenschaftlich, sondern er lässt den Wundersee einen Ort der lyrischen Phantasie bleiben. Diesen Dichter und seinen *Lacus mirabilis* in einem schönen Heft in der verdienstvollen Reihe vorgestellt zu haben, dafür ist dem Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Freiburg Dieter Martin zu danken.

*Martin Ruch*

**Stadt Oberkirch (Hrsg.): Werte bewahren. Kleindenkmale in Oberkirch, Eigenverlag der Stadt Oberkirch 2010, 207 S.**

Das publizierte Verzeichnis der Kleindenkmale in Oberkirch wurde von einer Arbeitsgruppe unter Federführung des früheren Hauptamtsleiters Hermann Josef Müller erarbeitet. Die Stadt Oberkirch (Haupt- und Kulturamt) ermöglichte die Herausgabe dieses reich bebilderten Buches. Es zeigt an vielen Beispielen, „was wir an Kleinoden in unserer Heimat besitzen und bewundern können“, wie Oberbürgermeister Matthias Braun in seinem Vorwort treffend feststellt. Im einleitenden Teil erhält der Leser zunächst in kurzen und dennoch informativen Aufsätzen die wichtigsten Informationen über Kleindenkmale an sich. Gernot Kreuz, der als Kreiskoordinator wesentlich die Kleindenkmal-Erfassung im Ortenaukreis begleitete, führt zunächst in die Kleindenkmalandschaft in Oberkirch ein. Es folgt ein Beitrag von Heinz G. Huber über Gefallenendenkmale. Anschließend beschreibt Hermann Josef Müller die Gründe der Aufstellung von Kleindenkmalen und erläutert dabei die geschichtlichen und religiösen Ursprünge von Sühnekreuzen und Bildstöcken. Ein Aufsatz von Bildhauer Michael W. Huber über Brunnen schließt die Einleitung ab. Der Hauptteil des Buches enthält dann die eigentliche Kleindenkmal-Dokumentation für das Stadtgebiet und die Ortsteile von Oberkirch. Die einzelnen Objekte werden dabei (unter Angabe des Standortes) im Bild vorgestellt und kurz beschrieben. Insgesamt ist das Buch nicht nur für Oberkircher lesenswert, sondern auch für alle Heimatforscher, die sich mit Kleindenkmalen befassen und vielleicht ähnliche Buchveröffentlichungen planen. *Cornelius Gorka*

**Wolfgang Froese/Martin Walter (Hrsg.): Schloss Rastatt – Schloss Favorite. Menschen, Geschichte und Architektur, Casimir Katz Verlag Gernsbach 2011, 200 S.**

Das Buch behandelt die Geschichte der beiden barocken Schlösser in Rastatt. Als Residenz- und Wohnorte der Markgrafen von Baden-Baden waren sie Herrschaftszentren, in denen badische Landesgeschichte geschrieben wurde. Daneben spielte sich darin auch das alltägliche Leben des Herrschers und seiner Familie ab.

Im ersten Themenbereich werden die Bauherren und ihre Baumeister vorgestellt. Für den Or-

tenauer Leser sind dabei besonders die Ausführungen über Michael Rohrer und Franz Ignaz Krohmer interessant, die auch weitere Bauten im mittelbadischen Raum errichteten (beispielsweise den „Königshof“ in Offenburg). Im zweiten Themenbereich werden die Schlösser mit ihrer Einrichtung vorgestellt. Dabei wird deutlich, welche Bedeutung gerade im 18. Jahrhundert den Schlössern als Repräsentationsmittel staatlicher Macht zukam. Dabei werden auch aktuelle Fragen zum Denkmalschutz und zur Bauunterhaltung behandelt. Der dritte Themenbereich widmet sich der landesgeschichtlichen Bedeutung der Schlösser. Es wird das Leben am Hof vorgestellt. Besondere Ereignisse (Rastatter Kongress 1799, Soldatenaufstand 1849) werden kurz beschrieben. Man erfährt auch etwas über die verschiedenen Verwendungen des Schlosses nach dem Ende der Monarchie, beispielsweise als Gerichtsort. Auch die heutige Nutzung als Militärmuseum und Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte wird thematisiert. Das Buch ist insgesamt eine gelungene Zusammenfassung der Geschichte der beiden Rastatter Schlösser. *Cornelius Gorka*

**Asbrand, Karl: Die Fischer-Zunft zu Auenheim. Geschichtliche Aufzeichnungen und Urkunden. 1852. Mit einer Einleitung, ergänzenden Kommentaren und Abbildungen ediert von Hans-R. Fluck. Ubstadt-Weiher, 2010, 266 S., viele Farb- und sw-Abb., CD-Beigabe.**

Asbrand (geb. 1825), Sohn eines früheren Stadtkommandanten von Kehl, hat noch die Blütezeit der Fischerei am Oberrhein miterlebt. Wie er jedoch dazu kam, die Fischereigeschichte aufzuzeichnen, ist bislang nicht bekannt geworden. Seine Aufzeichnungen aber sind wertvolle Belege nicht nur zur Fischerei, sondern auch zur sprachgeschichtlichen und landeskundlichen Forschung. Asbrand hat vor 1850 die Auenheimer Fischerzunft besucht, die dort verwahrten Urkunden gesichtet und abgeschrieben, die Fischer befragt und auch in Straßburg die Archive besucht, um Aufklärung über geschichtliche Zusammenhänge oder Gewässer- und Flurnamen zu bekommen. Diese Arbeit wurde jedoch nie gedruckt, wenn sie auch von anderen benutzt wurde. Franz Josef Mone etwa druckte mit Asbrands Erlaubnis zwei Urkunden, und er schrieb über den Autor: „Jene sämtlichen Urkunden hat Herr Karl Asbrand in



Kehl mit großem Fleiße abgeschrieben, ihre Beziehungen aufeinander verglichen und zu ihrer Erläuterung viele Notizen gesammelt.“ Ein ausführlicher Kommentar und eine umfassende Auswahlbibliographie zur Fischerei und den Fischerzünften entlang des Rheins ergänzen den Abdruck des Manuskriptes. Eine bedeutende Quelle wird hier, kompetent geschrieben, der Landesgeschichtsforschung und hier besonders der Ortenau erschlossen. *Martin Ruch*

**Bengel, Sabine: Das Straßburger Münster. Seine Ostteile und die Südquerhauswerkstatt. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 84. Petersberg 2011, 336 S., viele Abb.**

Die Arbeit ist als Dissertation an der Technischen Universität Berlin im Jahr 2007 angenommen worden. Die Autorin arbeitet als Kunsthistorikerin im Frauenwerk des Münsters. – Über diese bemerkenswerte Arbeit kann man nur staunen angesichts der immer lesbar präsentierten Fülle an Wissen über die Bau- und Kunstgeschichte des Münsters. Dabei ist doch nur ein geringer, wenn auch sehr bedeutender Teil des Gesamtkunstwerks „Münster“ Thema der Arbeit. Die ottonisch-romanische Bausubstanz und das Südportal mit Ecclesia und Synagoge bilden das zentrale Motiv, ohne dass jedoch auf vielfältige andere Aspekte einzugehen verzichtet wurde, die zum Verständnis notwendig sind. Die Münsterliturgie im Mittelalter (die „Marienbrüder“ des Domkapitels versahen den täglichen Gottesdienst in der Kirche, deren Marienpatrozinium seit dem 9. Jahrhundert belegt ist) wird ebenso dargestellt wie die ikonographischen Zusammenhänge des Skulpturenschmuckes etwa mit dem Hortus Deliciarum. Allein schon die fundierten Informationen über die Geschichte des Skulpturenpaars Ecclesia und Synagoge, ihr Zusammenhang mit der realen Geschichte der Straßburger Juden sind ein sehr lesenswertes Kapitel. Der behandelte Architektur- und Skulpturenbestand wird in europäischem Kontext dargestellt und viele historische Schwarzweißfotos zeigen den Zustand der Architekturdetails gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Hochwertige Farbbilder aus der Gegenwart schließen den Textteil vor dem ausführlichen Anmerkungsapparat ab. Eine außerordentliche Arbeit, der man die gebührende Resonanz und Anerkennung in Theologie und Kunstwissenschaft, in der Straßburger Fachwelt und überhaupt allen interessierten Kreisen nicht versagen wird. *Martin Ruch*

**D'r Windschläger Bott. Berichtenswertes aus Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg.: Förderverein Dorfgeschichte Windschläg. Hefte 20–23 (2007–2010)**

Das neueste Heft von 2010 (Nr. 23) befasst sich eingehend mit den Opfern der beiden Weltkriege und den durch die NS-Herrschaft betroffenen Menschen in Windschläg. Durch die jeweiligen dokumentierten Biografien einschließlich der Bilder haben die 145 Opfer ihr Gesicht erhalten, das ein deutliches Zeichen gegen eine innere Distanzierung gesetzt hat. Eine Chronik des damaligen Pfarrers (1936–1946) ergänzt die Biografien darüber hinaus als wertvolles Zeitdokument (H. 22). Den französischen Kriegsgefangenen im 2. WK, die bei landwirtschaftlichen Arbeiten eingesetzt wurden, ist ein eigenes Kapitel gewidmet (H. 21). In einem kleinen Kriegstagebuch aus dem 1. WK berichtet ein Soldat aus Windschläg von der Westfront (H. 20).

Heute meist schon vergangenes Brauchtum ist durch einen Erinnerungsbericht in H. 22 (2009) festgehalten. Die Vergangenheit des Spritzenhauses der Feuerwehr ist 2008 beschrieben. Aus der Gegenwart wird recht anschaulich von der Wiederansiedlung eines Storchenpaares im Jahr 2010 erzählt. Wie der Musikwald 1952 als mündlicher Flurname entstand, lesen wir in Heft 20. – In einigen Heften werden Aktionen beschrieben, die die Erhaltung von Kleindenkmälern betreffen (H. 20, 21, 23). Vor allem wurden alte Grabdenkmale in besondere Pflege genommen.

In jedem Heft wird außer den verschiedenen Jahresrückblicken dem Vereinsleben besondere Beachtung geschenkt. Als Beispiel sei die Auswanderer-Ausstellung (2007) genannt. Sie wurde vom Förderverein Dorfgeschichte Windschläg ausgerichtet, der vor 25 Jahren gegründet wurde. Erwähnt sei, dass im Bott kleine Beiträge auch in Mundart Aufnahme gefunden haben. In jedem Heft werden jeweils hiesige Persönlichkeiten vorgestellt, wie zum Beispiel die Frisörin Verena Späth in ihrem Handwerksbetrieb, den sie in der 3. Generation führt. Nachrufe auf den verstorbenen Ortsvorsteher Heinz Kühne oder den Radio- und Fernsehtechnikmeister, der sich in mehreren Vereinen und kommunalpolitisch über Jahrzehnte engagierte. Als weitere Beispiele für Personen, die über sehr viele Jahre das gute Miteinander in Windschläg geprägt haben, seien der Diakon Heiner Kapp und die Ratschreiberin Veronika Grieshaber genannt. Sie wurden anlässlich ihrer offiziellen

Verabschiedung im Bott entsprechend gewürdigt. – Die nun seit Jahren fortgeschriebene Dorfchronik ist nicht nur als Nachschlagewerk sehr nützlich, sondern sie ist auch ein gutes Vorbild, wie andernorts das Geschehen in einem Dorf in Vergangenheit und Gegenwart anschaulich und interessant festgehalten werden kann. Die redaktionelle Gestaltung einschließlich eigener Berichte obliegt seit Jahren in erster Linie Karl Joggerst.

*Gernot Kreuz*

**Bornert, René O.S.B.: Les Monastères d'Alsace. 7 Bd. Strasbourg 2011**

Konnten in der Ortenau 2010 bereits vier Bände dieses epochal zu nennenden Werkes vorgestellt werden, so ist heute der Abschluss der auf insgesamt 7 Bände konzipierten Reihe mitzuteilen. Der Benediktiner und Historiker Bornert stellt ab Band 5 die Zisterzienser im Elsass und ihre Klöster und Priorate vor, wie sie bis zur französischen Revolution bestanden haben. Band 6 spricht von den Klöstern der Wilhelmiten und Trappisten, den Kartäusern und Eremiten. Den Anfang macht das große Kloster Unserer Lieben Frau in Lützel (Luelle) im Sundgau, heute unmittelbar an der schweizerischen Grenze gelegen. Im Jahr 1123/1124 von Morimond aus gegründet, der vierten Tochtergründung von Citeaux, wurde Lützel selbst zum Gründungskloster vieler bedeutender Zisterzienserklöster. Das bekannteste darunter im südwestdeutschen Raum ist wohl Salem, 1137 von Mönchen aus Lützel gegründet, die auch die ersten Äbte stellten. Der Autor stellt alle bekannten historischen Quellenbelege vor, bietet eine Äbte-Liste seit der Gründung, nennt die Konventmitglieder vor der Auflösung des Jahres 1791 und ist überhaupt auf Vollständigkeit bedacht. Güterbesitz und Manufakturen, Abhängigkeiten und Handschriftenbestand, Archive und Kartendarstellungen – der Autor hat sich allein schon für die Darstellung dieses einen Klosters große Verdienste erworben. Doch dieser Abhandlung folgen noch viele weitere, denn das Elsass war nicht nur eine burgenreiche, sondern auch eine mit Klöstern gesegnete Landschaft. Diese historische Dimension in hoher Qualität erforscht und vorgestellt zu haben, dafür gebühren René Bornert und dem Verlag Editions Du Signe großer Dank und Anerkennung.

*Martin Ruch*

**Gartner, Suso: Die Regesten der Herren von Windeck bei Bühl, 1148/49 bis 1500. Norderstedt, 2010**

Vom 13. bis 17. Jahrhundert bestimmen die Ritter von Windeck entscheidend die Geschichte des mittelbadischen Raums. Ihre Stammburg thront noch heute, wenn auch als Ruine, stolz über der Stadt Bühl. Die Historie der Windecker liest sich dabei so spannend wie ein Krimi. Der Bühler Geschichts- und Sprachforscher Dr. Suso Gartner, gleichzeitig ein exzellenter Windeck-Kenner, hat nun die Regesten der Herren von Windeck aus dem Nachlass des Mooser Pfarrers Karl Reinfried neu bearbeitet und ergänzt. Das umfangreiche und akribisch recherchierte Werk stellt eine sehr nützliche Grundlage für die landeskundliche Forschung mit all ihren Zweigen dar. So sorgten die Windecker für Aufsehen in der ganzen Region, als sie am 12. September 1370 mithelfen, den Dekan Johann von Ochsenstein aus der Stadt Straßburg zu entführen. Der Geistliche wird dann auf der Altwindeck festgesetzt, die Straßburger belagern die Burg, können sie jedoch nicht einnehmen. Aufschluss über diese spannenden Ereignisse geben die Regesten der Herren von Windeck.

Schon lange wurde eine durchgehende Zusammenstellung dieser von Pfarrer Reinfried vor 100 Jahren auf Zetteln notierten Regesten gefordert. Suso Gartner legt auf 300 Seiten eine Zusammenstellung von 1148/48 bis zum 3. September 1500 vor. Dabei konnte er einen Großteil der Dokumente anhand der Originale überprüfen und ergänzen. Ein umfangreicher Orts- und Personenindex erschließt die Sammlung, hinzu kommen viele alte Karten, Fotos der Burgen Alt- und Neuwindeck sowie Stammtafeln, die ermöglichen, die Urkundenzusammenfassungen in den Gesamtzusammenhang einzuordnen.

*Jörg Seiler*

**Gras, Klaus: Die Straßennamen der Großen Kreisstadt Kehl und ihre Bedeutung. Zweite, korrigierte und erweiterte Auflage. Historischer Verein Kehl, 2011.**

Wer hat sich noch nie gefragt: wie kommt dieser Straßename zustande? Die Bedeutung Goethestraße oder Hauptstraße dürfte den meisten Menschen geläufig sein und nicht zu längerem Nachdenken anregen. Aber wer kann schon etwas mit den Begriffen wie Heidenschanzweg, Mosrinstraße, Fort-Bose-Straße, Am Tankgraben anfangen? Man

liest diese Namen und wundert sich ein wenig. Vielen Kehlern waren die Namen bekannt, aber nur wenige haben sich Gedanken über die Herkunft gemacht. Der eigentliche Sinn und Ursprung dieser Namen ist oft sehr logisch, gelegentlich verblüffend und manchmal völlig überraschend. Klaus Gras hat hier in akribischer Kleinarbeit die Bedeutung der Straßennamen in Kehl aufgelistet (und, wie es sich für Kehl als Nachbarstadt zu Strasbourg gehört, auch gleich ins Französische übersetzen lassen).

Ein Stückchen Heimatkunde mit ganz realem täglichen Bezug wird hier den Lesern geboten, ganz ohne den Versuch von Belehrung oder Weiterbildung. Kleine Ausflüge des Autors in die Geschichte der Stadt Kehl machen das Buch auch zu einem Spiegel der Veränderungen im Laufe der Zeit.

Ein interessantes kleines Werk, in dem zu blättern sich immer wieder lohnt. Viele Kehler wissen nun, woher die Straße, in der sie und ihre Vorfahren vielleicht schon seit Jahrzehnten leben, ihren Namen hat. Aufgemacht mit vielen Bildern aus Gegenwart und Vergangenheit ist dies kein Buch, das man liest und beiseitelegt, sondern eine Lektüre, in der man immer wieder mal blättert und stöbert.

*Richard G. Brüning*

### **Saam, Nina: Der Nato-Gipfel 2009: Wie die Kehler ihn erlebten. Kehl, 2011.**

Die Mächtigen der Welt in Kehl: Dieses Ereignis zog im Jahre 2009 die ganze Stadt Kehl in ihren Bann. Die Vermutungen und Gerüchte im Vorfeld nahmen kein Ende. Warum Kehl, wo in Kehl, wie in Kehl usw. usw. Die Wirklichkeit war dann doch ganz anders, als man es sich in den langen Monaten vor dem Gipfel ausgemalt hatte. Das Aufgebot an Sicherheit und der Aufwand für diese wenigen Stunden war für einfache Bürger einfach unfassbar. Nicht wenige Kehler stellten sich die Frage, ob für einen solchen Anlass – Nato-Gipfel – wirklich ein solch unwirkliches Szenario erstellt werden muss. Manchmal war nicht ganz klar, ob die Mächtigen vor den Menschen oder die Menschen vor den Sicherheitsansprüchen der Mächtigen geschützt werden mussten.

Der Historische Verein Kehl hat nun ein hübsches, kleines Buch herausgebracht, das diese Tage dokumentiert, vor allem für uns Kehler. Waren die meisten von uns doch überrascht, dass, außer Sicherheitsfragen und vielen Behinderungen, der

Fernseher mehr Informationen und Details brachte, als wenn man vor Ort gewesen wäre.

Viele Bilder die vorher niemand zu sehen bekam, viele interessante Pointen und Hintergründe kann man hier in Ruhe betrachten. Dieses Buch ist lesenswert, zeigt es doch die vielen verschiedenen Aspekte die ein solches Großereignis mit sich bringt. Aus Sicht der einfachen Bürger – oder des gemeinen Volkes – und auch die Probleme, die Verwaltung, Behörden und Sicherheitskräfte mit einem solchen Aufgebot an Prominenz hatten.

Die Autorin hat hier ein Buch geschaffen, das sehr unterhaltsam zu lesen ist und zum Nachdenken anregt. War es auf deutscher Seite friedlich und fast ein wenig langweilig, zeigt doch ein Blick auf die französische Seite, dass es auch anders kommen kann.

Das Buch bietet keine Lösungen für zukünftige Veranstaltungen dieser Art an. Irgendwie haben alle Seiten Recht und Unrecht. *Richard G. Brüning*

### **98 Briefe ins englische Exil. Die gewaltsame Trennung der jüdischen Familie Levi aus Friesenheim. Zum Gedenken an die Deportation Alfred und Brunhilde Levis nach Gurs, Rivesaltes und Auschwitz. Herausgegeben von Heidi Beck-Braach und Rosita Dienst-Demuth. Konstanz 2010, 172 S.**

Der gebürtige Friesenheimer Richard Levi hat den Holocaust überlebt, weil er als Kind mit einem Kindertransport nach England gelangt war. In den folgenden Jahren erhielt er rund 100 Briefe von Vater und Mutter in sein englisches Exil. Die Eltern starben in Auschwitz. Ihre Briefe aber haben die Zeit überdauert. Richard Levi übergab diese Dokumente dem Kreisarchiv in Offenburg, wo sie als einmaliges Stück Zeitgeschichte nun jedermann zur Einsicht zur Verfügung stehen. Heidi Beck-Braach transkribierte die Briefe und legte ein Orts-, Personen- und Sachregister an. Mit ihrer Biographie- und Familienforschung, mit den ausgezeichneten ergänzenden genealogischen Recherchen sowie mit der Kontextforschung und der Auswertung aller 98 Briefe unter verschiedenen Aspekten hat Heidi Beck-Braach ein bedeutsames Dokument zur Geschichte des unwiederbringlich verlorengegangenen Landjudentums in Baden geschaffen. Im Jahr 2004 war Richard Levi zum ersten Mal nach seinem erzwungenen Exil zurück in seine Heimat eingeladen worden. Als einer von 17 Ehrengästen wurde er zur

Einweihung der Gedenktafel an der Lessing-Realschule in Freiburg begrüßt. Diese Schule war zur Zwangsschule für jüdische Kinder geworden. Mit der vorliegenden Veröffentlichung einer Auswahl der Briefe soll beispielhaft aller nach Gurs Deportierten, der Opfer des Holocaust und aller Kindertransport-Kinder gedacht werden. In einer Zeit, in der es immer weniger Zeitzeugen gibt, müssen wertvolle Quellen, wie diese 98 Briefe an Richard Levi ins englische Exil, Zeugnis sein – für die Öffentlichkeit zum Gedenken und zur Mahnung gegen Rechtsradikalismus und Antisemitismus. Richard Levi starb wenige Wochen nach der Übergabe seiner Briefe: ein Vermächtnis. *Martin Ruch*

**Seith, Heini-Werner: Presse- und Sportfotografie in der Region Karlsruhe 1969–1979. Hrsg. vom Kreisarchiv des Landkreises Karlsruhe. Fotografien von Heini-Werner Seith (reporta). Mit Textbeiträgen von Bernd Breitkopf, Martina Herzog, Katja Hoffmann, Heiko Räther, Regine Riehle und Jürgen Stober. Ubstadt-Weiher, 2011, 96 S. mit 82 sw-Abb.**

Seit den 1960er Jahren ist der Fotograf unter dem Pseudonym „reporta“ in der Karlsruher Region tätig. Der vorliegende Bildband enthält Bildmaterial, das jeweils in einem Jahr zu einem bestimmten Thema entstand, etwa 1970: Frauenfußball wird legalisiert, oder 1977: Anschlag der RAF. Erklärende Texte stellen die Bilder in ihren historischen Kontext, sodass sie deutlicher sprechen und zur wichtigen Dokumentation werden. *Martin Ruch*

**Lorch, Wolfgang: Jüdisches Leben in Ettlingen. Jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger in der Zeit des Nationalsozialismus. Mit Zeitzeugenberichten und einer historischen Einführung. Ubstadt-Weiher, 2011, 104 S., viele Abb.**

Die Beschäftigung mit der Geschichte ihrer jüdischen Einwohner haben die Städte und Gemeinden Deutschlands längst als ihre bedeutendste historische Aufgabe erkannt. Und auch in Ettlingen wurde schon vor Jahren mit der Erforschung und publizistischen Arbeit zum Thema begonnen. Dennoch enthält die vorliegende Arbeit auch wichtige neue Dokumente für die Stadt der badischen Markgrafen. Es ist vor allem das Gedenkbuch, das genaue Daten zu den jeweiligen Personen enthält. Es sind auch die Abbildungen der mit einem „J“ gestempelten Kennkarten, die ab 1939 als Ersatz für den entzoge-

nen deutschen Pass ausgestellt wurden. Die Passbilder bereits sind erschütternde Zeugen für den Ernst der Lage. Ein weiteres Kapitel lässt alte Ettlinger ihre Erinnerungen an die jüdischen Mitbürger von einst erzählen. Schließlich schildert ein abschließendes Kapitel den Beginn und den Verlauf der Erinnerungsarbeit in der Stadt. *Martin Ruch*

**Maier, Kurt Salomon: Unerwünscht. Kindheits- und Jugenderinnerungen eines jüdischen Kippenheimers. Ubstadt-Weiher, 2011, 12 S., viele sw-Abb.**

Der 1930 geborene Kurt Salomon Maier schildert das jüdische Leben in seinem Heimatdorf Kippenheim im Schatten der NS-Verfolgung. Auch er wurde 1940 mit Eltern und Bruder nach Gurs in Südwestfrankreich verschleppt, doch alle Familienmitglieder konnten von dort aus noch in letzter Minute nach den USA emigrieren. Seit vielen Jahren stellt sich Maier als Zeitzeuge der Öffentlichkeit, vor allem vielen Schulklassen, zur Verfügung. Seine Vorträge haben Hunderten von Menschen, Jugendlichen wie Erwachsenen, einen tiefen Einblick in das Leben der badischen Juden in der Zeit vor und während des Nationalsozialismus eröffnet. In diesem Buch fasst Maier diese Erinnerungen zusammen. Es ist eine immer berührende, spannende wie erschütternde Lektüre geworden, eine Lektüre über die verlorene deutsche, aber auch über die neue amerikanische Heimat: „So viele Jahre sind vergangen, doch die Erinnerung an die Heimat lässt mich nicht los. Ich brauche nur die alten Gebetbücher, die wir aus Kippenheim retten konnten, aufzuschlagen und das alte Papier zu riechen, dann werde ich in meine Kindheitsjahre und in das Kippenheim der 1930er Jahre zurückversetzt.“ Man wird die Geschichte Kippenheims nicht mehr ohne dieses Buch denken wollen. Und auch für die Geschichte der Ortenau ist hier ein außerordentlich wichtiges Werk zu begrüßen, das von der Evangelischen Landeskirche in Baden herausgegeben wurde. *Martin Ruch*

**Bächle, Ernst: Beitrag zur Geschichte der Gemeinde Kirnbach 1704–1844 aus Gemeinde-Rechnungen. Selbstverlag des Verfassers, 2010, 113 S.**

Ernst Bächle, Betreuer des Stadtarchivs Wolfach, von 1984 bis 1998 Leiter der Mitgliedergruppe Wolfach und seit 1998 Fachgruppenleiter, hat die auf dem Speicher des ehemaligen Rathauses in

Kirnbach zufällig entdeckten Archivalien gesichtet, geordnet und ausgewertet. Es handelt sich um Gemeinde-Rechnungen aus der Zeit von 1704 bis 1844. Die sorgfältige Neuordnung der Rechnungsbelege wurde nach historischen Gesichtspunkten vorgenommen und bietet nun für eine Ortschronik hervorragende Grundlagen für einzelne Themen der Gemeindegeschichte aus dem genannten Zeitraum. In 32 übersichtlich dargestellten Bereichen wird ein rascher Zugang zu Einzelaspekten der Dorfgeschichte ermöglicht, wobei nicht nur in chronologischer Folge aufgezählt wird, sondern kurze Angaben die wichtigen Inhalte wiedergeben. Themen sind u. a.: Allmendwald, Armenunterstützung, Auswanderung, Einwohnerzahlen, Feuer- und Brände, Forst und Jagen, Kirchhof, Friedhof und Wortzeichen, Gemeindeverwaltung, Vögte und Bürgermeister, Bauernhöfe, Landwirtschaft, Mühlen, Pfarrer und Kirche, Schulmeister und Schulhaus, Steueraufkommen und Steuerlisten, Wirtshäuser.

*Ansgar Barth*

**Freiburger Diözesan-Archiv. 130. Band, Freiburg 2010, 214 S., Abb.**

Zum 150. Todestag des letzten Generalvikars des Bistums Konstanz, Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), stellt Christoph Schmider die Beziehungen des Geistlichen zur Kirchenmusik heraus. Ein „Beförderungsmittel religiöser Gefühle und sittlicher Gesinnungen“ sei die Kirchenmusik, so die herrschende Meinung jener aufklärerischen Jahre in der Kirche. Mit deren Soziallehre im Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung von Fortschritt beschäftigt sich ein Beitrag von Ursula Speckamp: Umfassende Gewerbe- und Handelsfreiheit forderte Wessenberg in der Badischen Ständeversammlung. Mit Herrad von Landsberg (1167–1195), ihrem „Hortus Deliciarum“, dem Augustinerkanonissenstift Hohenburg (Odilienberg) und dem Skulpturenschmuck in der dortigen Kreuzkapelle befasst sich Renate Schumacher-Wolfgang. Genaues Hinschauen lässt sie dort an der Mittelsäule die Hände der Klosterfrauen als tragende Hände erkennen. Auch am „Stifterinnenrelief“ sind die Ordensfrauen deutlich wirkend zu sehen. Ihre geistlichen Gedanken, d. h. ihre persönliche Spiritualität, wurden hier in Stein realisiert. Überraschende und überzeugende Einsichten über weibliche Intellektualität des frühen Mittelalters in Süddeutschland an einem vielbesuchten Ort bietet dieser Beitrag. Weitere Auf-

sätze befassen sich mit Reliquientranslationen aus dem Elsass nach Bern 1343 (Wolfgang Schmid), dem privaten Alltag eines badischen Dorfpfarrers im Krisenjahr 1815 (Hans-Josef Wollasch), mit der Entstehungsgeschichte des Mädchenschutzverbandes in der Erzdiözese Freiburg (Christoph Schmider), dem Vorsitzenden der Badischen Zentrums- partei Eugen Baumgartner (1879–1944) (Michael Kitzing), und dem Kapuzinernovizen und Soldat der deutschen Wehrmacht, Rolf Seuser (Franz Josef Schäfer)

*Martin Ruch*

**Karlheinz Kluge, Wendelinus Wurth (Hrsg.): Den Schwarzwald im Rücken, Ortenau Anthologie, Drey Verlag 2010, 18 Euro**

Der Schwarzwald und seine Symbole haben es, auch dank junger Künstler wie Stefan Strumbel, in der Sprache moderner Graffiti-Kunst geschafft, in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts wieder als Chiffre für Heimat zu stehen. Die Ortenau-Anthologie „Den Schwarzwald im Rücken“ ist eine Sammlung literarischer Texte, die sich in der Ortenau auf Spurensuche begeben. Die Kurzgeschichten, Berichte und Gedichte kreisen allerdings um ein Thema, etwa darum, den Heimat-Begriff in einer unübersichtlich gewordenen, vernetzten Welt auszuloten. Vielmehr geht es um Grenzerfahrungen und um Begegnungen. F. A. Oliver erinnert sich in „Zwei Mütter“ an seine Kindheitserfahrungen als Sprössling einer spanischen Gastarbeiterfamilie in Hausach. Das klingt dann so: „Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch.“ Christian Quiring geht in „Stillstand ist der Tod“ auf die Grenzerfahrung der Obdachlosigkeit ein. Und Wendelinus Wurth schreibt in „gueti noochbere“ vom stillschweigenden Einverständnis diesseits und jenseits des Rheins, „unter noochbere, wu d glich sprooch schwätze“. Hans-Peter Goergens „GrenzGeschichten“ könnten programmatisch als Motto dieser Anthologie gelesen werden: „Seit jeher faszinieren mich Grenzgebiete, aber auch Grenzsituationen.“ Allerdings hinterlässt sein weiter Bogen von der eigenen Geschichte als Flüchtlingskind bis zu den Bemerkungen über den Eurodistrikt Straßburg–Ortenau den Eindruck, dass hier zu vieles miteinander vermischt wird.

Spurensuche betreibt Manfred Zittel, wenn er versucht, Friederike Brions Goethe-Liaison im imaginierten Gespräch mit ihrem Patenkind Sophie

Hoyer zu rekonstruieren. Oder auch Hans-Joachim Fliedner in „Begegnungen in der Ortenau“, ein Bericht, der die eigenen Verdienste um die Erinnerungskultur in Offenburg nicht verschweigt.

Für Ursula Flügler steht in „Begründung für einen Wohnort“ der „Schwarzwald im Rücken“ tatsächlich in scharfem Kontrast zum Westen, „dem Einfallstor für das Licht“, während Heinz G. Huber etwa in „Gestundet“ dunkle Untergangsvisionen des sich selbst zerstörenden, gottlosen Kapitalismus liefert: „Es blasen Posaunen/Des Gerichts/Kein

Engel mehr/die Seelen leer gekauft.“ Demgegenüber wirkt Karlheinz Kluges Schauergeschichte „Abend in der Spinnerei“ als letzte Erzählung der Anthologie fast schon wie ein versöhnliches Ende, obwohl der Ich-Erzähler in Offenburgs alter Spinnerei von einer Garnspule zur Bewegungsunfähigkeit verdammt wird.

Immerhin: Naive Heimattümelei kann man dieser Anthologie nicht vorwerfen.

*Wolfgang Reinbold*

## Nachrichten

### Jubiläumswochenende 9./10. Oktober 2010: 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V. – eine Nachlese

Mit einem bunten Programm und zahlreichen Gästen beging unser Verein am 9./10. Oktober 2010 sein 100-jähriges Jubiläum. Nach der Mitgliederversammlung feierten die Vorsitzenden, Vorstands- und Ehrenmitglieder mit PartnerInnen am Samstagabend gemeinsam im Narrenkeller im Ritterhaus. Mitglieder der Althistorischen Narrenzunft übernahmen die Bewirtung und servierten den über 80 Gästen ein dreigängiges badisches Menü. Für die musikalische Unterhaltung sorgte die Musikgruppe „Speck und Freibier“ mit abwechslungsreichen Liedern. Vizepräsident Klaus Kaufmann führte als Conférencier stilvoll in Frack und Zylinder „anno 1900“ durch den Abend und gab Vereinsnephoten zum Besten, auf die er in historischen „Ortenau“-Bänden gestoßen war.

Der Festakt am Sonntag fand im Salmen-Saal statt. Über 250 Mitglieder und Gäste nahmen daran teil. Nach der Begrüßung durch Präsident Dr. Wolfgang M. Gall hielten die Offenburger Oberbürgermeisterin Edith Schreiner, Landrat Frank Scherer, Gabrielle Claerr-Stamm, Präsidentin der Societes d’Histoire et d’Archeologie d’Alsace, der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, der Vorsitzende des Vereins Alemannische Heimat sowie Prof. Dr. Anton Schindling, Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg ihr Grußwort. Für die musikalische Umrahmung sorgten die Oken Harmonists, die zum Jubiläum ein eigenes Vereinslied komponiert hatten.

Höhepunkt des Festaktes war die Festrede des Leiters des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl, der sich mit den Perspektiven von Geschichtsvereinen im 21. Jahrhundert beschäftigte. Zum Abschluss des Festaktes erhielt Jean-Marie Holderbach die Urkunde mit der Ehrenmitgliedschaft überreicht.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Hotel Sonne präsentierte unser Verein unter Moderation von Kreisarchivar und Vorstandsmitglied Dr. Cornelius Gorka Ausschnitte aus historischen Filmen der Ortenau. Ein ereignisreiches Jubiläumswochenende ging zu Ende.



*Vereinspräsident Dr. Wolfgang M. Gall bei der Begrüßung (Foto: Peter Heck)*



*Festvortrag von Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl (Foto: Peter Heck)*



*Die Oken-Hamonists  
bei ihrem Auftritt.  
(Fotos: Peter Heck)*

## 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden

*Die Geschichte des Historischen Vereins für Mittelbaden ist erstaunlich.*

*Ja, das ist belegt!*

*So isses.*

*Ja, so isses!*

*In den hundert Jahren seit der Gründung wurde vom Verein historisch viel erfasst  
und angeregt!*

*Wer hat was initiiert?*

*Und wer hat was archiviert?*

*Das weiß man doch! Ja, das weiß man doch!*

*Wer hat was dokumentiert?*

*Wer war besonders engagiert?*

*Das weiß man doch! Ja, das weiß man doch!*

*Doch wie's den Menschen damals ging, als das Ganze mal anfing,  
und wie stolz die Gründer warn ganz genau vor hundert Jahr'n.*

*Was da geschah emotional bei den Gründern anno dazumal,  
das woll'n wir spüren, sentimental!*

### **Triumph-Marsch**

*Hurra, er lebe hoch, unser Geschichtsverein,  
der Historische Verein. Das will gefeiert sein!  
Und damit jeder weiß, was im Verein geschieht,  
gründen wir unsre Schrift „Die Ortenau“ gleich mit!*

*Doch bald schon auf die Euphorie da folgen Krieg und Depression.  
Darunter leidet der Verein sehr schwer.*

*So isses.*

*Ja, so isses!*

*Dann ist die NSDAP ganz plötzlich da, und der Verein, der schreit hurra.  
Und danach geht nichts mehr!*



Moment! Heißt das, bis es gekracht,  
 haben alle mitgemacht?!  
 Natürlich nicht! Ganz natürlich nicht!  
 Viele schauten doch nur zu.  
 Und kritisier'n war eh tabu!  
 Das weiß man doch! Ja, das weiß man doch!  
  
 Aber wir die Fakten sind, weht ab jetzt ein frischer Wind.  
 Und viele finden sie auch chic, die „Blut- und Boden“-Politik!  
  
 So kommt es, daß die braune Soße überschwappt und ungehemmt  
 auch den Verein verseucht und überschwemmt!

### Horst Wessel-Lied

die Nase hoch, die Augen fest geschlossen.  
 Im Kopfe nichts – als deutsche Tradition.  
 Nicht nur Herr Batzer kriegt was auf die Flossen,..  
 denn den Verein führt Gaublitz jetzt Führer-synchron!  
  
 Nach dem zweiten Weltkrieg waren nationale Hass-Tirade Gott sei Dank auch im  
 Verein verpönt.  
 So isses.  
 Ja, so isses!  
 Mehr als das: Man traf sich sogar mit dem Erzfeind aus dem Elsass, und man hat  
 sich dann auch noch versöhnt!  
  
 Doch auch das, was dann geschah,  
 war genauso wunderbar.  
  
 Was war das denn?  
 Was war das denn?  
  
 Nun ja, man bracht' sie auf den Weg, die Vereinsbibliothek!  
 Sehr lobenswert. Sehr lobenswert!  
 Und man hat sehr engagiert Kleindenkmale dokumentiert!  
 Bemerkenswert. Sehr bemerkenswert!  
 Und das Buch „Die Ortenau“ nimmt das Outlay sehr genau!  
 Die Redaktion bewirkt sehr viel: Neues Konzept, noch mehr Profil!  
  
 Und das heutige Präsidium hockt im Museum nicht nur rum,  
 es nutzt Medien und Internet agil.  
  
 Bei dem Verein, der so aktiv, ist die Bilanz auch positiv!  
 Und weil ihr treu der Sache dient, habt ihr ein dickes Lob verdient!

### Triumph-Marsch

Hurra, er lebe hoch, unser Geschichtsverein,  
 der Historische Verein. Das will gefeiert sein!  
 Hurra! Wir gratulier'n dem stolzen Jubilar  
 und wünschen ihm viel Glück  
 für die nächsten hundert Jahr!

Text: Hartmut Schramm

*Zum Festakt im Salmen  
kamen zahlreiche  
auswärtige Gäste.  
(Foto: Peter Heck)*



*Präsidentin Gabrielle  
Claerr-Stamm  
(Foto: Peter Heck)*



*Geschäftsführer  
Alexander Vallendor  
im Regieraum*



## Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg

Im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten hielt der Historische Verein für Mittelbaden e. V. am 9. Oktober 2010 seine Jahreshauptversammlung im Ritterhausmuseum Offenburg ab. Präsident Wolfgang M. Gall freute sich, dass sich etwa 70 Gäste für den Abend und 160 für den Festakt (am nächsten Tag) angemeldet hatten. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Offenburg Jürgen Collmann sprach das Grußwort des Gastgebers. Die Geschichte des Gesamtvereins und der Ortsgruppe sind eng verbunden: Die Ortsgruppe wurde 1912 gegründet und ist damit fast so alt wie der Gesamtverein. Auch war der Präsident des Gesamtvereins Otto Kähni lange Zeit in Personalunion auch Vorsitzender der Offenburger Ortsgruppe (die er auch als „kleinen Bruder des Hauptvereins“ bezeichnete). Danach gedachten die Anwesenden der in den letzten 100 Jahren verstorbenen Vereinsmitglieder.



*Teilnehmer der Jahreshauptversammlung*

In seinem Jahresbericht blickte Präsident Wolfgang M. Gall auf ein turbulentes Jahr 2010 zurück: Im Mittelpunkt der Vorstandstätigkeit stand dabei die Vorbereitung des Vereinsjubiläums, die Erstellung der Festschrift, das neue Layout für das Jahrbuch und die Herausgabe neuer Werbemittel. Die Insolvenz des Konkordia-Verlags brachten Festschrift und Jahrbuch vorübergehend in Gefahr. Glücklicherweise übernahm die Firma „punktgenau“ unsere Druckaufträge, sodass beide Bücher gerade noch rechtzeitig zum Jubiläum ausgeliefert wurden. Das neue Layout sei gelungen und werde sicher auch den Beifall der Leser finden, auf deren Meinung der Verein sehr gespannt ist.

In seinem Kassenbericht erläuterte Geschäftsführer Alexander Vallendor ebenfalls den Verlagswechsel und gab Auskunft über die finanzielle Situation des Gesamtvereins. Größte Ausgabeposten waren die Herausgabe des Jubiläums-Jahrbuchs (Druck, Autorenhonorare und Versendung), Investitionen im Bereich der EDV sowie die Reparatur der Bibliotheksheizung. Er bedankte sich für zahlreiche Spenden. Ein großer Wermutstropfen sei aber, dass der Ortenaukreis seine Förderung eingestellt habe. Anfang 2009 hatte der Gesamtverein 3.156 Mitglieder. Bis zum Oktober 2010 ist die Mitgliederzahl um 40 Mitglieder auf 3.116 weiter zurückgegangen. Die Kassenprüfer bescheinigten dem Geschäftsführer wieder eine solide und einwandfreie Kassenführung, sodass die Mitglieder einstimmig die Entlastung erteilten.

Redakteur Martin Ruch stellte die erneuerte „Ortenau“ und die Jubiläumsfestschrift vor. Man habe das Jubiläum zum Anlass genommen, unserer Mitgliederzeitschrift ein neues und zeitgemäßes inneres und äußeres Gewand zu geben. Künftig erhalte die „Ortenau“ ein (jährlich wechselndes) Titelbild, das zum Schwerpunktthema passt. Das Jahrbuch ist um 100 Seiten geschrumpft und dadurch leichter geworden, sodass man es auch als Bettlektüre verwenden könnte! Er sei überzeugt, dass das neue Werk auch den Beifall der Mitglieder finden werde.

Cornelius Gorka

Auf Antrag des Hauptvorstandes ernannte die Mitgliederversammlung den stellvertretenden Vorsitzenden der Société Historique d'Alsace Prof. Jean-Marie Holderbach aus Straßburg zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden. Abschließend informierte Präsident Gall über den bevorstehenden Ortenauer Geschichtstag in Lahr.

Nach der Mitgliederversammlung begaben sich die Teilnehmer zum Festabend in den benachbarten Narrenkeller. Dort klang der Tag mit einem gemeinsamen Essen und einem gemütlichen Beisammensein mit den Liedern der Gruppe „Speck & Freibier“ aus. Am folgenden Tag wurden dann die Jubiläumsfeierlichkeiten mit dem Festakt und einem Filmnachmittag im Offenburger „Salmen“ fortgesetzt (siehe gesonderten Bericht in diesem Jahrbuch).

*Plakat vom  
Filmnachmittag*

## FILMNACHMITTAG des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

**SONNTAG  
10.10.2010  
15.00 UHR  
SALMENZAAL  
OFFENBURG**

**EINTRITT FREI!!!**



**Filmprogramm** (Gesamtdauer ca. 80 Min.):  
 Bühler Synagogenbrand (2 Min.) - Offenburger Pioniere mit der Kamera (12 Minuten) - Offenburger Zeitgeschehen (Ausschnitt) (7 Minuten) - Umsiedlung von Alt-Langenwinkel (3 Minuten) - Schutterwald 1970/71 (Ausschnitt) (7 Minuten) - Im Hanauerland (12 Minuten) - Land um die Moos (24 Minuten)

Die Filme werden in den Zwischenpausen kurz vorgestellt.



**Historischer Verein für Mittelbaden e.V.**

Historischer Verein für Mittelbaden e.V.   Postfach 1569   77605 Offenburg   [www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

## Kellerabend des HV Mittelbaden im Narrenkeller der Althistorischen Offenburger Narrenzunft am 09.10.2010

Führung durch den Abend: Klaus G. Kaufmann

### Meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Historische Verein für Mittelbaden ist in diesem Jahre 2010 hundert Jahre alt geworden. Grund genug für diesen Verein, sich und seine Mitglieder gebührend zu feiern. Das Präsidium hat sich für einen genüsslich unterhaltsamen Abend sowie anderntags für eine festlich repräsentative Feier ausgesprochen.

Zum genüsslich unterhaltsamen Abend im Narrenkeller der Althistorischen Narrenzunft Offenburg hier im Ritterhaus möchte ich Sie alle herzlich willkommen heißen.

Ich begrüße die Vorsitzenden oder Vertreterinnen oder Vertreter der kooperierenden Mitgliedsvereine sowie deren Begleitungen. Ebenso herzlich begrüßen darf ich unsere Ehrenmitglieder: Ursula Schäfer, Horst Brombacher, Manfred Hildenbrand, Kurt Klein, Karl Maier, Josef Naudascher und Wolfgang Neuss.

Besonders begrüßen darf ich unseren langjährigen Brückenbauer iwwer de Rih, aus dem Elsass, Jean-Marie Holderbach. Lieber Jean-Marie, sei herzlich willkommen. Ein herzlicher Genesungsgruß geht an das Krankenbett unseres Ehrenpräsidenten Dieter Kauß. Wir wünschen ihm von hier aus alles Gute! Begrüßen möchte ich unser Präsidium, an der Spitze unseren Präsidenten Dr. Wolfgang Mathias Gall mit Gattin. Begrüßen möchte ich auch all die fleißigen Hände der Althistorischen Narrenzunft, an der Spitze Klaus Hansert und seine Ehefrau, die für den Saalschmuck und den Service verantwortlich zeichnen. Vorab schon mal recht herzlichen Dank. Falls ich bei meiner Begrüßung je-



*Klaus Kaufmann  
eröffnet den Festabend  
mit „Speck & Freibier“*

manden vergessen haben sollte, er oder sie sei hiermit ebenfalls herzlichst begrüßt.

Dass es musikalisch und kulinarisch zugehen wird, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben.

Unser musikalischer Gast heute Abend ist die weit über das Kinzigtal hinaus bekannte Musikergruppe mit Kultstatus „Speck & Freibier“ aus Haslach im Kinzigtal.

Es wirken mit

- als Wandermönch mit der Sackpfeife  
Fernmeldeingenieur i. R. Alf Klumpp
- als fahrender Handwerksbursch am Banjo  
Diplom-Sozialpädagoge Chris Schaeffer
- als verarmter Bürger an der Drehleier  
Realschullehrer Heinz Haenelt
- als mittelloser jiddischer Rebbe am Kontrabass  
Religionslehrer und OStR i. R. Eberhard „Ebbse“ Kriele

*und was ist eine Musik ohne Boss? Die Hälfte bloß!*

- als fahrender Musikant an der Quetschkommode  
der Für- und Vorsprecher der Gruppe „Speck und Freibier“  
OStR Martin „Piefke“ Schaeffer.

Nun ein kurzer Hinweis zum Verlauf dieses Abends! Damit es Gelegenheit zum Reden gibt und die musikalischen und gesanglichen Darbietungen nicht durch lautes Geschirr- und Besteckgeklapper gestört werden, werden wir beides züchtig voneinander trennen. Also zuerst sollten die durstigen Kehlen versorgt werden, dann gibt es Musik, von der es heißt, man könne ihr stundenlang zuhören. Und so werden wir abwechselnd Essen, Trinken, Reden und dann – Zuhören. In den Menüpausen gestatte ich mir ein paar passende oder unpassende Bemerkungen zu machen, sonst hätte ich mich ja schließlich ganz umsonst so festlich eingekleidet. Und nun darf ich die verehrten Musikanten bitten, Zuhörerinnen und Zuhörer auf den heutigen Abend musikalisch einzustimmen. Dankeschön!

*Festabend mit fröhlichen  
und frechen Liedern von  
„Speck & Freibier“*





*Das begeisterte Publikum  
(Foto: Ulrich Marx)*

### **Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Festgäste,**

so, oder so ähnlich, wie ich heute Abend vor Ihnen stehe, dürfen wir uns unsere Gründungsväter, die 1910 im Rathaus in Offenburg unseren Verein gegründet haben, vorstellen. In diesem „Outfit“ ging man damals zu festlichen Anlässen. Nur sprach man damals im Gegensatz zu heute Deutsch eher mit französischen Anlehnungen. Nix mit outdoor und indoor oder working class usw. So hieß die Oberbekleidung damals zumindest auf dem Land „Häs“ oder der Gehrock „Goschhindere“. Die Weste war ein Gillet, der Zylinder ein Chapeau claque. Man trug diese Art Bekleidung zu allen festlichen Anlässen, Hochzeiten, Beerdigungen, Prozessionen, öffentlichen Auftritten. Aber, er ist, wie so vieles, aus der sogenannten „guten alten Zeit“, aus der Mode gekommen. Dennoch will ich hoffen, dass ich am Ende meines heutigen Auftritts nicht so daherkomme wie der Quetschkommodenspieler von „Speck und Freibier“.

Um es kurz zu machen „Musikanten greift in die Saiten und streichelt die Tasten“!

\*\*\*

Im ersten Heft von 1910/11 heißt es, „der Verein hat den Zweck, die Geschichte und die Kunst- und Altertumsdenkmäler Mittelbadens zu pflegen und dadurch zur Weckung und Förderung der Heimatliebe beizutragen“.

Es steht auch zu lesen, dass den 10. Oktober 1912 Seine Königliche Hoheit, der Großherzog Friedrich von Baden, die bisher erschienenen zwei Hefte der „Ortenau“ entgegenzunehmen geruhte und dem Verein für die Zukunft bestes Gedeihen wünschte. Offensichtlich hat es was geholfen, denn die ersten hundert Jahre haben wir ja gemeistert und für die nächsten hundert sind wir gut gerüstet.

Am 11. November 1912 geruhte Seine Großherzogliche Hoheit, Prinz Max von Baden, in unseren Verein einzutreten. Das waren noch Zeiten! Das Ministerium für Kultus und Unterricht bewilligte am 3. August 1912 einen Förderzuschuss von 200 Mark. Leider stehen wir heute nicht mehr so in der Gunst

der regierenden Oberen, so hat der Landkreis in diesem Jahr seinen Austritt aus dem Verein erklärt.

Heute Abend aber verscheuchen wir die Realität, und ich denke die Musici werden uns auf andere Gedanken bringen. Lasst die Drehleier leiern, den Dudelsack dudeln und die Quetschkommode quetschen! Auf geht's!

\* \* \*

Dass unsere Altvorderen nicht nur fleißig forschten und niederschrieben, sondern auch des Lebens Genüsse kannten, entnehmen wir einem Gedicht des Jahres 1921 vom Obmann des ein Jahr zuvor gegründeten Ettenheimer Historischen Vereins:

*Auch ich begrüß' Euch werte Herrn,  
Die hier herab den Weg Ihr fandet.  
Ihr habt's erfasst, aus nah und fern,  
wo heuer man am besten landet.  
Es ist Euch ja als Forschern eigen,  
Daß man nicht darf am Äußern kleben,  
Ihr wisst man muß zur Tiefe steigen,  
will man verborgne Schätze heben.  
Der Spürsinn hat Euch nicht betrogen:  
Wir hüten manches was geschätzt ist,  
Besonders, wenn durch Rede wogen,  
Das arme Hirn so stark gehetzt ist.  
Ihr gebt die Ortenau heraus als Zeitschrift,  
Fürwahr ein Werk von Wert und Dauer;  
Und ich fahre anders als in der Ortenau fort:  
Wer für hundert Jahr die „Ortenau“ gelesen,  
Kann sagen, er sei fast dabei gewesen,  
was die Autoren dort bericht',  
des isch se halt, die „Ortenauer G'schicht!  
Fränkelnd im Norden, alemannisch im Süden,  
tut sich die Ortenau mundartlich zusammenfügen.  
Der ei' sächt gwä, der onder seit gsi,  
der ei drinkt liewer Moschd, der andere Wie,  
Sage die eine Limme, die ondere Loime,  
muß mr iwwer des Wort Hauwauwedissel staune,  
die eine sage Trippel, die ondere Stapfle oder Staffel,  
die oine sage: Halt Lapp, die onnere: Halt dei Waffel,  
die eine kenne kei Pfulge, die ondere salwander nit,  
die eine kenne kei Zoine, die ondere, dass es en Dambedei git,  
die ei' kenne kei Kaschte, die onnere kei Kalaumesbrieder,  
der frogt des, der onder, was isch des scho wieder?  
Mer hert nimmi Chaiselonge und Trottoir,  
au nimmi Canapé und Waschlavor,  
mr seit au nimmi Botschamber un Chaise  
weil des sin ondere Zitte gwese.  
Wer hier zu leben hat das Glück,  
der glaubt, es isch vom Paradies e Stück.  
Drum lasset mich das Glas erhebe,  
die Ortenau und die Ortenauer solle lebe! Prost!*



Der Oberrabbiner und der Erzbischof sind zu Gast beim Bürgermeister, großes Galadiner mit leckeren Speisen und 100 Gästen. Nur der Rabbi bekommt als einziger immer einen Extrateller mit koscherer Kost. Der Erzbischof: „Oh, Rabbiner, wann wirst Du einmal dasselbe essen wie wir alle hier?“ Darauf der Rabbiner: „Auf Deiner Hochzeit“.

Erster Weltkrieg. Auch Schneider Mandelstam wird zur Infanterie eingezogen und liegt nach einer harten Ausbildung, die er wacker ertragen hat, an der Front in einem Maisfeld. Es ist sein erster Einsatz. Plötzlich pfeifen Kugeln links und rechts an ihm vorbei. Darauf schreit Schneider Mandelstam in den Kugelhagel hinein: „Aufhören! Seid Ihr völlig meschugge, hier sein Menschen!“

Stalin befiehlt den orthodoxen, den katholischen Oberhirten und den Oberrabbiner zu sich und verlangt von ihnen zu predigen, dass das Paradies auf Erden schon da sei, nämlich der Sozialismus. Die beiden Oberhirten weigern sich und werden sofort verhaftet, der Oberrabbiner sagt Stalin zu, dass er dies nach Stalins Wunsch predigen werde. Doch nach einer Woche wird auch er zu den beiden Oberhirten in die Zelle gesteckt. „Was ist passiert, Du hast Dich doch Stalins Willen gebeugt, wieso bist Du dann hier?“ „No, ich hab eigentlich nur geradeso gepredigt wie er wollte mit dem sozialistische Paradies auf Erden: es gibt eine große Obstknappheit hier, die Menschen haben nichts Gescheites anzuziehen und für das wenige, was es gibt, muss man auch noch Schlange stehen (Variante: erst mal an einer Schlange vorbei).“

Mein Lieblingswitz ist ein galizischer, als die Juden per Dekret gezwungen wurden, in KuK-Österreich Familiennamen anzunehmen. Man wusste, dass die Beamten den Juden gerne üble Namen gaben und das ließ sich nur mit einem satten Schmiergeld verhindern. Jossele steckt also seine Geldbörse ein und sagt zu seiner Frau, dass er nun auf die Behörde gehe und „es richten werde“. Zurückgekommen ist er allerdings reichlich mürrisch. Seine Frau fragt, wie sie denn nun neuerdings hießen. „Schweißloch“ ist die knappe Antwort. Die Frau tobte: „Wenn Du schon was zahlst, weshalb hast Du einen solch dummen Namen ausgesucht, gab es für das gute Geld keine besseren wie zum Beispiel Rosenblatt oder Mandelstam?“ „Oh, Weib schweig stille, „Rosenblatt“ oder „Mandelstam“ ... wenn Du wüsstest, was ein einzelnes „w“ kostet!“

## Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden

Am 19. März 2011 fand im Handwerkermuseum in Kork die Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden statt, an der Vertreter fast aller Ortsgruppen des Vereins teilnahmen. Vereinspräsident Wolfgang Matthias Gall begrüßte die Anwesenden und berichtete zunächst von Veränderungen in den Ortsgruppen Biberach, Hausach und Schutterwald. Danach hielt er einen kurzen Rückblick auf das vergangene Vereinsjubiläum, welches die Vorstandsarbeit stark beansprucht hatte. Er freute sich, dass die Feierlichkeiten gut verlaufen seien. Sowohl das Jubiläumsprogramm als auch das neue Layout unseres Jahrbuchs „Die Ortenau“ hätten durchweg positive Rückmeldungen bekommen. Abschließend gab Präsident Gall bekannt, dass er aus beruflichen Gründen bei den nächsten Vorstandswahlen (im kommenden Herbst) nicht mehr kandidieren werde. Bei der Nachfolgefrage werde eine interne Lösung angestrebt.

Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete über den aktuellen Kasenzustand. Trotz der Mehrausgaben durch Jubiläum und Festschrift steht der Verein finanziell noch gut da. Leider sind die Mitgliederzahlen weiter rückläufig. Der Ortenaukreis habe seine Förderung eingestellt, was sich schmerzlich bemerkbar mache. Um Druckkosten zu sparen, werden die Sonderdrucke künftig als pdf-Dateien bereit gehalten, von denen sich die Ortsgruppen selbst Nachdrucke anfertigen lassen können. Redakteur Martin Ruch freute sich, dass man mit der Firma „punktgenau“ einen guten Nachfolgeverlag für das Jahrbuch gefunden habe, nachdem die Konkordia-Druckerei in Konkurs ging. Der neue Verlag habe gerade noch rechtzeitig das Jahrbuch und die Festschrift fertig stellen können. Das neue Layout werde angenommen. Für das Jahrbuch 2012 habe man das Thema „Kriminelle Ortenau“ gewählt.



Anschließend folgten die Berichte der Fachgruppen und der Bibliotheksverantwortlichen, die auch größtenteils in diesem Jahrbuch abgedruckt sind. Die Fachgruppen konnten wieder unterschiedliche Aktivitäten vorweisen, insbesondere Fachtagungen, Exkursionen und Vorträge. 173 persönliche und 96 visuelle Besucher haben nachweislich 2010 die Bibliothek genutzt. Der grenzüberschreitende Koordinator René Sigrist informierte über die bevorstehende deutsch-französische Tagung „Geschichte links und rechts des Rheins“ am 14. Mai in Offenburg. Zwei Simultandolmetscher wurden dazu engagiert. Auf Vorschlag von Hans-Ulrich Müller-Russell sprach sich der Verein für eine engere Kooperation mit dem französischen „Institut pour la Promotion du Lien Social (IPLS)“ aus.

Thorsten Mietzner informierte außerdem über die im Juli geplante „Sommerakademie“, bei der den Heimatforschern das historische „Handwerkszeug“ vermittelt werden soll. Gabriele Ibach berichtete vom weiteren Aufbau der Datenbanken, insbesondere zur Offenburger Auswandererkartei und zu den Ortenauer Kleindenkmalen.

Am Ende der Tagung sprach Suso Gartner eine Einladung zur diesjährigen Mitgliederversammlung am 9. Oktober 2011 in Bühl aus. Anschließend folgte eine weitere Einladung von Klaus G. Kaufmann zur Jahresversammlung 2012 nach Haslach. Der Gesamtvorstand bittet die Mitgliedergruppen um rege Teilnahme an diesen wichtigen Vereinsveranstaltungen.

Cornelius Gorka

## Jean-Marie Holderbach zum Ehrenmitglied ernannt

Der Historische Verein für Mittelbaden ernannte anlässlich des Festaktes zum 100-jährigen Bestehen den Vizepräsidenten der Societes d'Histoire et d'Archeologie d'Alsace, Jean-Marie Holderbach, zum Ehrenmitglied.

Herr Holderbach ist als gefragter Experte in vielen Gremien und Kommissionen für seinen Verein in den Bereichen Denkmalschutz, Archäologie und zahlreichen anderen kulturgeschichtlichen Bereichen tätig. Er hat seit seiner Amtsübernahme 1993 in seiner Funktion als Vizepräsident große Verdienste für die grenzüberschreitenden Beziehungen zwischen den Ortenauer und elsässischen Geschichtsfreunden erworben. Er pflegt enge Kontakte zu vielen Ortenauer Historikern und unterstützt zahlreiche Initiativen beiderseits des Rheins.



*Übergabe der Ehrenurkunde an Jean-Marie Holderbach*

## Nachruf auf Dr. Dieter Kauß

Der Ortenaukreis trauert um Dr. Dieter Kauß. Der langjährige Kreisarchivar und wissenschaftliche Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof verstarb am Ostermontag 2011 im Alter von 69 Jahren. Nachdem er sich, schwer mitgenommen von mehreren Schlaganfällen in den letzten Jahren, körperlich und auch geistig wieder auf einem guten Weg befand, traf die Nachricht von seinem Tod bei den Angehörigen und Freunden letztendlich doch überraschend ein. Die Bewunderung und Verehrung für das Lebenswerk von Dieter Kauß wird bleiben. In ungezählten Schriften, Vorträgen und Forschungsberichten hat der Theologe und Historiker, unermüdlich wie es schien, die Geschichtsschreibung der Region bereichert und viel zum Verständnis der früheren Bevölkerung zwischen Schwarzwald und Vogesen beigetragen. In den Archiven und Bibliotheken, die Kauß angelegt hat, wird man noch lange von seiner umsichtigen und akribischen Arbeit profitieren. Den Kollegen und Fachleuten wird es ein Rätsel bleiben, wie dieses brillante Gedächtnis historische Daten und Zusammenhänge stets abrufbereit parat hatte. Die Menschen, die mit ihm zu hatten, werden vor allem aber einen hochintelligenten und humorvollen Gesprächspartner sowie einen immer höflichen und respektvollen Menschen in Erinnerung behalten.

Geboren wurde Dieter Kauß als Sohn eines Oberlehrers 1941 im badischen Röttenbach bei Neustadt. Nach Abitur und Studium in Freiburg schloss Kauß seine Doktorarbeit über die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau 1970 mit Auszeichnung ab. Seine berufliche Laufbahn führte ihn von einer wissenschaftlichen Assistentenstelle an der Universität Freiburg zur Leitung von Archiv und Museum der Stadt Göppingen, bis er schließlich 1983 vom Ortenaukreis zum Leiter des neugeschaffenen Kreisarchivs und gleichzeitig auch zum wissenschaftlichen Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof in Gutach berufen wurde. Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2002 leitete Kauß diese beiden Institutionen, gewissenhaft bis ins Mark und immer kämpferisch in der Sache, mit Erfolg und Bravour. Die würdigenden Pressestimmen zu seinem Ruhestand bezeichneten ihn als einen Pionier mit zwei Jobs – und hatten sich dabei verrechnet. Denn neben seinen beruflichen Aufgaben meisterte Kauß mehrere Ehrenämter, nicht zuletzt stand er in souveräner Präsidentschaft von 1984 bis 2002 an der Spitze des Historischen Vereins für Mittelbaden, der ihn bei seiner Verabschiedung zum Ehrenpräsidenten ernannte. Dieter Kauß, der aus Zeitmangel, wie er mal scherzhaft erklärte, unverheiratet blieb, stellte seine ganze Kraft und Begeisterung in den Dienst der regionalen Geschichte. Sie steht nun trauernd neben seinen Angehörigen am Grab und weiß, was sie verloren hat.

*Thomas Hafen*

## Unserem Ehrenpräsidenten Dr. Dieter Kauß zum Gedächtnis

*Verehrte Trauerfamilie,*

*sehr geehrte Trauergemeinde,*

traurig nehmen wir Abschied von Dr. Dieter Kauß. Die Nachricht von seinem plötzlichen Tod – kurz vor seinem 70. Geburtstag – hat uns alle betroffen gemacht.

Wir fühlen mit den Hinterbliebenen. Persönlich und im Namen des Historischen Vereins für Mittelbaden möchte ich der Trauerfamilie das Beileid ausdrücken.

Der schmerzliche Verlust trifft die Familie, aber auch viele Freunde und Weggefährten. Ein sehr großer Kreis trauert um den hoch geschätzten und engagierten Mitbürger.

Dieter Kauß war für viele ein Vorbild. Ich möchte einige Worte zu seinen Verdiensten als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden sprechen.

Dr. Dieter Kauß stand von 1984 bis 2002 an der Spitze unseres Vereins. Nach Beendigung seiner Präsidentschaft konnte er auf eine sehr erfolgreiche Arbeit zurückblicken. Für den Verein war die Wahl 1984 ein Glücksfall. Denn Dr. Kauß war nicht nur ein profunder Kenner der Ortenauer Geschichte, sondern leitete bis Ende 2002 mit dem neu geschaffenen Kreisarchiv und dem Freilichtmuseum Vogtsbauernhof zwei wichtige Kultureinrichtungen des Ortenaukreises. Aus dieser Position heraus verstand er es brillant, kulturell aktive und interessierte Menschen zu vernetzen, Projekte anzustoßen und umzusetzen.

Mit seiner Dissertation „Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau“ machte sich Dieter Kauß bereits 1970 als Historiker einen Namen. Bis heute gilt sie als Standardwerk. Dr. Kauß war Autor zahlreicher Veröffentlichungen, insbesondere in unserer Vereinszeitschrift „Die Ortenau“. Er gab fachliche Hilfestellungen bei Ortenauer Ortschroniken und -jubiläen und er half beratend beim Aufbau von Heimatmuseen der Region. Dieter Kauß war ein gefragter Referent und Fachmann auf unterschiedlichen Gebieten der Kulturgeschichte und Denkmalpflege. Er war eine Institution.

Unter seiner Präsidentschaft veränderte sich das Erscheinungsbild des Historischen Vereins für Mittelbaden grundlegend. Der Verein betrachtete sich nicht mehr nur als heimatgeschichtlichen Honoratiorenverein, sondern als ein Verein, der allen historisch interessierten Bürgerinnen und Bürgern offen stehen sollte. Dazu gehörte die Schaffung von neun Fachgruppen, in denen Fachleute sich miteinander vernetzen und austauschen. Die Fachgruppe „Denkmalpflege“ leitete er bis in das neue Jahrtausend selbst.

Großen Wert legte Dr. Kauß auf die Pflege intensiver Kontakte mit den elsässischen Geschichtsvereinen. Eines seiner größten Projekte war 1996 der Umzug der Vereinsbibliothek in die renovierten Räume der alten Essigfabrik nach Kork. Dort engagierte er sich bis vor einem Jahr als Bibliotheksbeauftragter.

Für sein großes Engagement für den Verein ernannte die Mitgliederversammlung Dieter Kauß 1996 zum Ehrenmitglied und 2002 zum Ehrenpräsidenten.



OT vom 12.10.1985  
(Foto: Bernd Weißbrod)

*Sehr geehrte Trauergäste,*

„die Heimat im Herzen“, so betitelte das Offenburger Tageblatt einen Beitrag aus dem Jahr 1985 anlässlich des 75-jährigen Jubiläums unseres Vereins über den neuen Kreisarchivar, Historiker und Museumsleiter. Auf dem Foto darüber hält er mit beiden Händen stolz „seine Ortenau“ in die Kamera. Heimat definierte er in dem Interview mit dem leidenschaftslosen, aber dennoch bekennerischen Satz des Wissenschaftlers: „Heimat ist, wo und wofür ich arbeite.“

So habe ich ihn als Präsidenten und Mensch kennengelernt. Als neugierigen und vertrauensvollen Menschen. Ich erinnere mich noch sehr genau, als ich 1986, mein Magisterexamen in der Tasche, in seinem Büro vorsprach, ob er denn eine Verwendung für einen frisch gebackenen Historiker habe. Und zu meiner Überraschung vermittelte er, nachdem er mich kritisch gemustert und meine Abschlussarbeit studiert hatte, wenig später eine zeitlich befristete Anstellung. Sein Vertrauen hat mir als junger Mensch damals sehr gut getan. Dieses gegenseitige Vertrauen hat uns während der gemeinsamen Jahre im Historischen Verein begleitet.

Dr. Kauß wird uns fehlen. Er hinterlässt eine große Lücke. Ich hätte ihm noch viele Jahre des Forschens und Erkennens gegönnt. Doch sein Gesundheitszustand hat dies nicht mehr zugelassen.

Die Mitglieder des Historischen Vereins werden Dr. Kauß in guter Erinnerung behalten. 2010 beschloss unser Verein, der Vereinsbibliothek den Namen „Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“ zu geben. Darüber hat sich der Verstorbene sehr gefreut.

Möge er in Frieden ruhen.

*Dr. Wolfgang Gall*

## Wolfgang Neuß zum Gedenken

Am 4. Juli 2011 verstarb der ehemalige Vorsitzende der Mitgliedergruppe Hornberg-Triberg, Wolfgang Neuß, im Alter von 91 Jahren. Mit seinem Tod hat der Historische Verein für Mittelbaden ein verdienstvolles Mitglied und eine große, anerkannte Vereinspersönlichkeit verloren.

*Wir werden ihm ein ehrendes Andenken erhalten.*

Wolfgang Neuß wurde für seine Verdienste am 21. Oktober 2001 zum Ehrenmitglied ernannt. Zu diesem Anlass hat Adolf Heß in der Ortenau eine Würdigung geschrieben, die wir zum Gedenken an Wolfgang Neuß nochmals veröffentlichen:

Mit der Ernennung zum Ehrenmitglied wurde ein Mann geehrt, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Geschichte seiner Heimat zu erforschen und darzustellen. Dabei beschränkt er sich nicht auf die wechselvolle Vergangenheit Hornbergs und des Gutachtals, es war und ist ihm vielmehr ein Anliegen, die mannigfaltigen Verflechtungen dieser Raumschaft mit der Ortenau, dem Schwarzwald, der Baar und selbst dem Elsass aufzuzeigen und in ihrer Vielschichtigkeit und ihren gegenseitigen Bedingtheiten verständlich zu machen. Sein jahrzehntelanges Forschen war von dem Bestreben – oder soll man sagen: von der Leidenschaft – bestimmt, nicht einfach nur Tradiertes weiterzugeben, sondern dorthin vorzustößeln, wo die Quellen geschichtlicher Erkenntnis zu finden sind: in Archiven und Bibliotheken, in so manchem Keller und Speicher, oft von einer dicken Staubschicht zugedeckt. Bis nach St. Paul in Kärnten und St. Gallen in der Schweiz führte ihn dieser Weg und er beschränkt sich nicht nur auf die schriftlichen Zeugnisse aus früheren Jahrhunderten; eine unstillbare Unruhe treibt ihn auch heute noch um, wenn er versucht, die Geheimnisse der prähistorischen Megalithkultur zu ergründen, oder wenn er mit seinen Freunden vom Archäologischen Arbeitskreis des Historischen Vereins für Mittelbaden in Wald und Feld unterwegs ist auf der Suche nach den Spuren keltischer und römischer Siedlungen, Verkehrswegen und Kultstätten. Da führen ihn dann solche Exkursionen oft eine Tagesreise weit über die engere Heimat hinaus zum Bodensee, an den Rhein oder in die Wälder der Vogesen ...

Neben einer Reihe von Aufsätzen mit spezifischem Inhalt – einige von ihnen im Jahrbuch „Die Ortenau“ in loser Folge veröffentlicht – oder von Beiträgen für Vereinschroniken ist vor allem sein Hauptwerk zu nennen, „Hornberg im Gutachtal – Vorzeit und Herrschaft mit den Herren von Hornberg“; ein Buch, das 1998 als reife Frucht vieljähriger, intensiver Forschungsarbeit erschienen ist.

Daneben galt das Hauptaugenmerk von Neuß in jüngster Zeit der Schaffung und Einrichtung eines heimatbezogenen Museums. Mit Gesinnungsfreunden gründete er 1988 den „Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V.“, dessen Vorsitzender er bis heute ist. Doch schon lange zuvor war er der unumstrittene Mittelpunkt eines Kreises von engagierten Hornberger Heimat- und Geschichtsfreunden, die im geduldigen Sammeln und Präparieren von Exponaten die Voraussetzungen dafür schufen, dass schließlich am 6. Juni 1998 das Stadtmuseum unter großer Anteilnahme der

Bevölkerung eröffnet werden konnte. Auch als im August des Jahres 2000 das Museum beträchtlich erweitert werden konnte, war es vor allen anderen Wolfgang Neuß, der, im Alter von 80 Jahren, bei der Neueinrichtung und Umgestaltung der Räumlichkeiten keinen Einsatz und keine Mühe scheute, oft bis an die Grenzen seiner physischen und psychischen Belastbarkeit.

Es nimmt deshalb auch nicht wunder, dass er das Angebot, seine reichen Erfahrungen in die Fachgruppe „Museen“ des Historischen Vereins für Mittelbaden einzubringen, dankbar annahm und dass er dort zu einem geschätzten Mitarbeiter geworden ist. Darüber hinaus legt er großen Wert auf die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu den Leitern benachbarter Museen in der Ortenau und im Schwarzwald-Baar-Kreis.

Der Geschichts- und Heimatforscher Wolfgang Neuß ist jedoch alles andere als ein einseitiger Hobby-Wissenschaftler.

Es kommt dies im außerordentlich „bunten“ Spektrum seiner Interessen und Tätigkeitsfelder und in der ungewöhnlichen Mannigfaltigkeit seines bewegten Lebens zum Ausdruck.

Wolfgang Neuß wurde am 25. Januar 1920 in Mannheim-Neckarau geboren. 1953 kam er nach Hornberg, in das geschichtsträchtige Städtchen an der Schwarzwaldbahn, das er sofort in sein Herz schloss. Von dieser Zeit an hat er vor allem auch dem Vereinsleben in der Gemeinde seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt. Er zählt zu den Mitbegründern des Historischen Vereins und der Narrenzunft, sieben Jahre lang war er Vorsitzender des Fußballvereins VfR und maßgebliches Mitglied des örtlichen Schützenvereins. Darüber hinaus spielte er im Vorstand des Südbadischen Schützenverbandes viele Jahre lang eine entscheidende Rolle. Dort erwarb er sich auch den ehrenvollen Titel eines Landesschützenmeisters.

Von Beruf Architekt, war Wolfgang Neuß bis 1962 als Stadtbaumeister in Hornberg tätig und anschließend bis zu seiner Pensionierung 1980 beim Hochbauamt der Stadt Offenburg. Zurück in seinem geliebten Hornberg, widmete er sich auch mit dem ihm eigenen lebhaften Temperament der Kommunalpolitik als Mitglied des Gemeinderates in den Jahren 1980 bis 1989.

Zu seiner 1955 mit Frau Luise gegründeten Familie zählen heute sieben Kinder, über ein Dutzend Enkel, auf die er besonders stolz ist, und nicht ganz unbescheiden weist er den Besucher auch auf die stattliche Vitrine hin, die eine große Zahl von Ehrenurkunden, Orden und Auszeichnungen enthält, unter ihnen die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg und das Bundesverdienstkreuz am Bande, das ihm am 11. Juni 1997 von Landrat Günter Fehringer im Auftrag des Bundespräsidenten bei einem Festakt in der Stadthalle Hornberg angeheftet wurde.



## Würdigung einer außergewöhnlichen Leistung

**Manfred Hildenbrand erhielt Landespreis für Heimatforschungspreis überreicht**

Haslach/Sulzburg. Bis auf den letzten Platz gefüllt war die über tausend Jahre alte Kirche St. Cyriak des ehemaligen Benediktinerinnenklosters in Sulzburg im Markgräflerland am frühen Abend des 18. November 2010 bei der Feier anlässlich der Verleihung des Landespreises für Heimatforschung. Unter den geladenen Gästen war neben zahlreichen Bürgermeistern aus ganz Baden-Württemberg, zahlreichen hochkarätigen Vertretern von Kultur und Heimatpflege auch eine zehnköpfige Kinzigtäler Delegation unter der Leitung von Haslachs Bürgermeisterstellvertreterin Dr. Karla Mahne und Hofstettens Bürgermeister Henry Heller.

Das große Interesse galt den diesjährigen Preisträgern des „29. Landespreises für Heimatforschung“, der wichtigsten Auszeichnung in Sachen Heimatforschung, und deren Publikationen, welche alljährlich, in einem aufwendigen Wettbewerbsverfahren juriert, vergeben wird. Im Jahre 2010 wurden dafür über 150 historische Arbeiten beim Kultusministerium eingereicht. Der Staatssekretär im Kultusministerium Georg Wacker übergab in Sulzburg die Preise dieses Wettbewerbs. Seit 2003 wird der Landespreis für Heimatforschung als würdiger Abschluss der jährlichen „Heimattage Baden-Württemberg“ verliehen, auch um die Bedeutung des Preises der Öffentlichkeit zu verdeutlichen. Der erste von insgesamt fünf Preisen und neun Anerkennungen ging nach Herrenberg an Volker Mall und Harald Roth für einen profunden Beitrag zur Aufarbeitung der Nazi-Gewaltherrschaft, ein Gedenkbuch für 600 Häftlinge des dortigen KZs.

Doch schon der zweite Name, den Staatssekretär Wacker aufrief, erfüllte die anwesenden Kinzigtäler mit Stolz. Haslachs Ehrenbürger Manfred Hildenbrand erhielt den zweiten Preis des „Landespreises für Heimatforschung“ für seine vierbändige Stadtchronik „Haslach – Geschichte einer alten Marktstadt“. Georg Wacker betonte in seiner Laudatio nicht nur die hervorragende Sachkenntnis, die wissenschaftliche Akribie und die jahrzehntelange Forschungsarbeit von Manfred Hildenbrand, auch der klare Stil und die reiche Bebilderung rückte er in den Fokus seiner Betrachtungen. Besonders erwähnenswert war für Wacker auch die Tatsache, dass Hildenbrand die „dunklen Kapitel der Geschichte nach 1933“ ausführlich recherchiert und dargestellt habe. Manfred Hildenbrand nahm die Preisurkunde sichtlich gerührt in Empfang. Die Feier wurde musikalisch von einem Schülerquintett der Musikschule Südlicher Breisgau umrahmt.

Im anschließenden Gespräch mit den Pressevertretern machte Manfred Hildenbrand darauf aufmerksam, dass er die Auszeichnung nicht nur als persönliche Anerkennung betrachte, sondern auch als Würdigung des Engagements aller Beteiligten in Haslach, so besonders der Stadt Haslach und deren Entscheidungsträgern und Gremien, die ihn in seiner Arbeit stets mit großem Engagement unterstützt hätten. Der Preis verweise auf die Wichtigkeit der



*Staatssekretär Georg Wacker (links) vom Kultusministerium überreichte Manfred Hildenbrand die Preisurkunde.  
(Foto: Martin Schwendemann)*

geschichtlichen Gesamtschau einer Stadt, nur so könne Geschichte wirklich lebendig werden. Im anschließenden Empfang in der „Hubert-Braun-Stube“ der Stadt Sulzburg war Manfred Hildenbrand ein gefragter Gesprächspartner zahlreicher anwesender Öffentlichkeitsvertreter und andere Preisträger. Für Hildenbrand jedenfalls stellt der Preis auch einen Ansporn dar, in seinen forschenden und publizistischen Aktivitäten nicht nachzulassen.

14.01.2011 Sparkasse  
Haslach-Zell Markt-  
kommunikation/MH

Martin Schwendemann

## Verleihung der Auszeichnung „Der Kinzigtaler“ an Manfred Hildenbrand, für besondere Verdienste um die heimische Kultur, das Brauchtum und die Fastnacht

Alljährlich, am ersten Montag nach Dreikönig, stellt dieser Tag einen ersten Termin und Höhepunkt dar, der seit nunmehr sieben Jahren in den Veranstaltungskalendern der Region Kinzigtal fest verankert ist. An diesem Tag verleihen die Sparkasse Haslach-Zell sowie die Narrenzünfte der Region die Auszeichnung „Der Kinzigtaler“ an eine Persönlichkeit, die sich in herausragender Weise für die heimische Kultur, die Pflege des Brauchtums und dabei auch um die fastnachtlichen Bräuche verdient gemacht hat.

Das Berufungsgremium für den Kinzigtaler hat sich nach ausgiebigen Beratungen und intensiven Diskussionen einstimmig auf einen Preisträger 2011 geeinigt.

Am Montag Abend, den 10. Januar 2011, wurde in den schönen Räumlichkeiten des Refektoriums im alten Kapuzinerkloster in Haslach, im Kreise von rund 100 geladenen Gästen, dem Heimatforscher und Stadtarchivar Manfred Hildenbrand der Titel „Kinzigtaler 2011“ verliehen. „Kultur und Brauchtum sind so etwas wie der Kitt unserer moder-

nen Gesellschaft“, hob Mathias Wangler, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Haslach-Zell bei der Begrüßung hervor.

Es gibt kaum eine Auszeichnung, die der 75-jährige Preisträger noch nicht erhalten hat. „Das Wirken von vier Jahrzehnten in dieser Laudatio zu würdigen, ist ein hoffnungsloses Unterfangen“, betonte Haslachs Bürgermeister Heinz Winkler. So erinnerte der Rat-

hauschef in einer besonders bewegenden Laudatio u.a. an das Bundesverdienstkreuz am Bande, die Landesmedaille und den zweiten Platz des Landespreises für Heimatforschung und nicht zuletzt die Ehrenbürgerschaft der Stadt Haslach. „Der Kinzigtaler“ hat Manfred Hildenbrand noch gefehlt – bis zu diesem genannten Abend.

Nach Alois Krafczyk vor sieben Jahren ist damit zum zweiten Mal ein Haslacher mit diesem Preis ausgezeichnet worden. Die Auszeichnung ist mit 1000,00 € dotiert und kommt ausschließlich einem kulturellen Zweck zugute.



Das Berufungsgremium mit dem neuen „Kinzigtaler“ Manfred Hildenbrand (3. v. rechts) und dessen Frau Eva, sowie Haslacher Bürgermeister Heinz Winkler (2. v. links)

### „Der Kinzigtaler“

Der „Kinzigtaler“ wird jährlich von der Sparkasse Haslach-Zell gestiftet und gemeinsam mit der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte an eine Person verliehen, die sich besonders um Kultur und das Kinzigtaler Brauchtum verdient gemacht hat. Das 1000,00-Euro-Preisgeld wird ausschließlich einem kulturellen Zweck zugeführt. Das Berufungsgremium besteht aus Ewald Kromer (VSAN), Jürgen Blank (Narrenzunft Haslach), Heiko Schneider (Buchenbronner Hexen Hornberg), Günter Schmieder (Narrenzunft Steinach) und dem jeweiligen „Kinzigtaler“ des Vorjahres. Die „Kinzigtaler“ der Jahre 2005 bis 2010 sind Alois Krafczyk (Haslach), Wolfgang Neuss (Hornberg), Kurt Kussi (Zell a.H.), Ansgar Barth (Gutach), Stefanie Schnurr (Mühlenbach) und Kurt Klein (Hausach).

## Verdienstmedaille für Dr. Hans Harter

In Würdigung seiner außerordentlichen Verdienste um seine Heimatstadt verlieh Bürgermeister Thomas Haas am 1. Dezember 2010 dem Heimatforscher und Autor Dr. Hans Harter auf Beschluss des Gemeinderats die Verdienstmedaille der Stadt Schiltach.

Schon in jungen Jahren zeigte Hans Harter außergewöhnliches Interesse an der Geschichte seiner Heimatstadt – und dieses Suchen nach Antworten ist bis heute Triebfeder seines unermüdlichen Schaffens geblieben. Bereits Ende der 1970er Jahre war er maßgeblich an der Konzeption und Herausgabe des 1980 zur 700-Jahrfeier aufgelegten Heimatbuches „Schiltach – Schwarzwaldstadt im Kinzigtal“ beteiligt.

Über die Jahre folgte eine Vielzahl von wegweisenden Arbeiten zu Burgen, Adelsgeschlechtern und Herrschaftsverhältnissen rund um seine Heimatstadt. So ist es auch nicht erstaunlich, dass sich seine 1989 eingereichte Dissertation dem Thema „Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet“ widmete. Aber das Mittelalter ist nur ein Schwerpunkt seiner Forschungen, gerade auch der Zeit nach 1800 widmet sich Hans Harter mit großer Hingabe. Der Übergang der Herrschaft an das Großherzogtum Baden, die Revolutionsjahre 1848/49, die politische Situation in seiner Heimatstadt während der Weimarer Republik und das Wirken des Schiltacher Liberalen Gottlieb Trautwein sind nur einige Themen seiner breitgefächerten Forschungen. Nicht zuletzt auch sind die Geschichte der Flößerei im Oberen Kinzigtal sowie die über die Region hinausreichenden wirtschaftlichen Aktivitäten dieses Berufsstandes ein weiteres Forschungsfeld. Seit den frühen 1970er Jahren stellte Hans Harter über zwanzig seiner Arbeiten in der „Ortenau“ einer interessierten Leserschaft vor. Seine fundierten Vorträge werden darüber hinaus durch seine Gabe bereichert, die Zuhörer auf die Reise mitzunehmen und für uns heute fremde Lebenswelten erfahr- und erlebbar zu machen.

Seit 2004 zeichnete Hans Harter als Autor von vier der bisher sechs erschienenen Bänden aus der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“ verantwortlich, zuletzt 2010, als er zusammen mit Rolf Rombach „Schiltach – Lieder und Gedichte“, eine Sammlung von Lyrik, Prosa und Liedern aus sechs Jahrhunderten zusammentrug und den einzelnen Texten aufschlussreiche



*Ehrung für besondere Verdienste: von links Achim Hoffmann, Dr. Hans Harter, Erhard Hahn, Bürgermeister Thomas Haas (Foto: Rolf Rombach)*

Informationen zur Seite stellte. Drei Bände dieser Serie, „Schiltach, die Flößerstadt“, „Der Teufel von Schiltach“ sowie „Die Herzöge von Urslingen in Schiltach“ nahmen im vergangenen Jahr mit herausragendem Erfolg an einem von Kultusministerium und Landesausschuss für Heimatpflege Baden-Württemberg veranstalteten Wettbewerb für ehrenamtlich tätige Heimatforscher teil. Die Jury bestätigte dem Autor vorbildliches wissenschaftliches Arbeiten mit hervorragenden Forschungsergebnissen und nannte die Bücher beispielhafte Beiträge zur Heimatforschung.

Die Verdienstmedaille der Stadt Schiltach wurde im Rahmen einer Feierstunde an Dr. Hans Harter und zwei weitere Schiltacher Bürger verliehen. „Mit dieser Auszeichnung sollen die Verdienste der drei Geehrten gewürdigt werden, die sich über lange Zeit in besonderem Maße für die Arbeit in Vereinen und für die Kommune zur Verfügung gestellt haben.“ Bürgermeister Haas betonte, dass Dr. Hans Harter sich weit über die Stadtgrenzen hinaus durch zahlreiche Vorträge und Publikationen einen Namen gemacht habe und bei Experten hohes Ansehen genieße. Er arbeite aktiv im Historischen Verein mit, unterstütze fachlich die Flößergruppe, sei der Forscher, der sich am intensivsten mit der Stadtgeschichte befasse und die Stadt in allen geschichtlichen Fragen berate.

*Reinhard Mahn*

## Zum 100. Geburtstag von Dr. Erwin Dittler



Am 30. August 2011 wäre Dr. Erwin Dittler, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden und von 1970 bis 1978 Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“, 100 Jahre alt geworden. Er verstarb im Alter von 84 Jahren am 1. Januar 1996 in Kehl-Goldscheuer.

Dr. Erwin Dittler gehörte zu den produktivsten Historikern Badens und veröffentlichte viele Arbeiten über die Geschichte der Ortenau. Das Verzeichnis seiner historischen Abhandlungen weist über hundert Veröffentlichungen

auf, die sich durch „ein hohes wissenschaftliches Niveau“ (Prof. Dr. Walter Grab, Universität Tel Aviv, Israel) auszeichnen.

Der in Karlsruhe geborene Erwin Dittler studierte Volkswirtschaft an der Universität Heidelberg und promovierte 1935 zum Dr. rer. pol. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs arbeitete er an verschiedenen Forschungsprojekten in Niedersachsen und im Saarland. Als Soldat und Kriegsgefangener war er bis 1949 in Russland. Nach dem Krieg war er Bundesgeschäftsführer des „Deutschen Saarbundes – des Volksbundes für die Wiedervereinigung Deutschlands“ und hatte verschiedene leitende Positionen in der Wirtschaft inne. Seit 1964 war er im Schuldienst tätig und unterrichtete an verschiedenen Schulen, zuletzt bis zu seiner Pensionierung 1976 am Wirtschaftsgymnasium in Kehl. In Kehl-Goldscheuer war Dr. Erwin Dittler mit seiner Familie seit Jahrzehnten ansässig.

Hier wurde er zu einem der besten Kenner der mittelbadischen Geschichte. Schwerpunkt von Dr. Dittlers wissenschaftlichen Arbeitens war die Jakobinerforschung. Zahlreiche Untersuchungen über die Jakobiner am Oberrhein wurden von ihm in historischen Zeitschriften publiziert. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts arbeitete er an dem dreibändigen Handbuch „Deutsche Jakobiner“ mit. Er war auch an dem großen Forschungsprojekt der Universität Innsbruck „Handbuch der liberalen und demokratischen Bewegungen 1770 bis 1848/49“ (3 Bände) beteiligt. In mehreren Untersuchungen beschäftigte er sich mit der Revolutionsgeschichte 1848/49 und 1918/19. Wie vielfältig das historische Forschen von Dr. Dittler war, zeigt die Tatsache, dass er als erster Historiker die Geschichte der Druckereien und Verlage in Kehl im 18. Jahrhundert untersuchte und auf die große Bedeutung Kehls als Druckerstadt im 18. Jahrhundert hinwies.

Ein weiterer Schwerpunkt von Dr. Dittlers wissenschaftlicher Arbeit war die Erforschung der Lebensgeschichten und politischen Tätigkeit der Offenburger Sozialisten Adolf Geck, Marie Geck, Eugen Geck, Oscar Geck und Rothraud Weckerle-Geck sowie Georg Monsch und Dr. Karl Lehmann. Bis zu seinem Tode war Dr. Dittler unermüdlich wissenschaftlich tätig und gab zuletzt in Zusammenarbeit mit dem Offenburger Stadtarchiv eine Broschürenreihe über Persönlichkeiten aus der Offenburger Geschichte heraus. Bis 1995 erschienen fünfzig Broschüren, die vor allem die Nachlässe der Offenburger Sozialisten veröffentlichten. Durch ausführliche Kommentare von Dr. Dittler wurden sie auch interpretiert. Allein der Nachlass von Georg Monsch wurde in siebzehn Broschüren dokumentiert, der von Rothraud Weckerle-Geck in zwölf Broschüren.

Dr. Erwin Dittler verfügte, dass sein umfangreicher Nachlass im Stadtarchiv Offenburg aufbewahrt wird.

*Manfred Hildenbrand*

## **Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek**

Die Bibliothek hatte im Jahr 2010 an 47 Samstagen von 10 bis 16 Uhr geöffnet. An diesen Tagen kamen 173 Besucher. Nachdem die Bibliothek mit modernen Medien ausgestattet ist, gab es auch noch 86 virtuelle Besucher. Außerdem steht den Besuchern ein EDV-Arbeitsplatz zur Verfügung.

Während der Feierlichkeiten aus Anlass des 100-jährigen Bestehens des Historischen Vereins war die Bibliothek mit einem Büchertisch vertreten. Von befreundeten historischen Vereinen gingen 200 Euro Spenden ein.

Die Zusammensetzung des Bibliothekteams hat sich geändert: Paul Hetzel ist im Mai 2010 verstorben. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Frau Margot Dierenfeld ist auf eigenen Wunsch ausgeschieden, hinzugekommen ist Herr Detlef Wienholtz, sodass die aktuelle Besetzung besteht aus: Brigitta Gerloff, Gerhard Jetschmanegg, Theo Schaufler, Detlef Wienholtz, Renate Demuth (Sprecherin des Bibliothekteams).

## Berichte der Mitgliedergruppen

### Appenweier

Die Mitgliedergruppe Appenweier führte im Jahr 2010 drei Exkursionen durch. Am 23. Januar wurde die Vandalen-Ausstellung („Das Königreich der Vandalen“) im Badischen Landesmuseum Karlsruhe besucht. Im Rahmen eines Einführungsvortrags referierte Karl-Rolf Gissler über das Thema: „Die Vandalen – Gefürchtete Eroberer oder Hüter der römischen Kultur?“. So konnten sich die Teilnehmer schon vorher ein Bild von der fernen Epoche der Spätantike und von der Problemstellung der Ausstellung machen.

Die zweite Exkursion des Jahres führte am 29. Mai zur Klosteranlage Maulbronn und in die Melanchthon-Stadt Bretten, die im vergangenen Jahr mit vielfältigen Veranstaltungen den 450. Todestag des berühmten Universalgelehrten und Reformators Philipp Melanchthon feierte.



(Foto:  
Wolfgang Löhnig)

Am Vormittag stand die Besichtigung der Klosteranlage Maulbronn (Weltkulturerbe der UNESCO) auf dem Programm. Nach der Mittagspause besuchte die Gruppe im Rahmen einer Führung das Museum im Melanchthon-Haus in Bretten. Zu dieser Exkursion wurde für die Teilnehmer eine Broschüre mit einführenden Texten und Bildern als Vorbereitung zusammengestellt.

Am 23. Oktober besuchte eine große Gruppe die Staufer-Ausstellung in Mannheim („Die Staufer und Italien“). Nach dem gemeinsamen Rundgang durch die Ausstellung wurde der Nachmittag für eigene Aktivitäten in Mannheim genutzt (Schloss, Wasserturm, Stadtbummel usw.). Ein Teil der Gruppe suchte unter der Führung unseres Mitglieds Georg Lechleiter das Denkmal am Georg-Lechleiter-Platz auf, das zur Erinnerung an seinen Onkel errichtet wurde. Georg Lechleiter wurde wegen seiner Mitgliedschaft in einer Widerstandsgruppe am 30. August 1942 in Mannheim hingerichtet. Auf dem bereits

1945 so benannten Georg-Lechleiter-Platz wurde ein von M. Kieselbach (1988) gestaltetes Denkmal für die Widerstandskämpfer der Lechleiter-Gruppe errichtet. Die Inschrift darauf lautet:

*„Zum Gedenken an  
Georg Lechleiter*

*und seine Mitkämpfer aus der Arbeiterbewegung, die wegen Widerstand  
gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime in den Jahren 1942 und 1943  
zum Tod und zu langjährigen Haftstrafen verurteilt wurden.“*

(Foto: Hermann Bürkel)

Ein weiterer Tätigkeitsschwerpunkt der Mitgliedergruppe ist die Digitalisierung der Kirchenbücher von St. Michael in Appenweier. K. Maier, W. Kornmeier und K.-R. Gissler können nach einem Korrekturdurchgang in Kürze den ersten Band der Taufbücher (von 1785 bis 1844) mit ca. 3000 Datensätzen vorlegen. In einem nächsten Schritt wurde in der Zwischenzeit mit der Übertragung eines weiteren Kirchenbuches begonnen, das Eintragungen von 1726 bis 1756 enthält und in lateinischer Sprache verfasst ist.

Karl-Rolf Gissler



## Ettenheim

Nach langer Vorbereitung konnten am 19. April 2010 im Bürgersaal der an Heimatgeschichte interessierten Öffentlichkeit die Lebenserinnerungen des Nachkriegsbürgermeisters Edmund Ruf vorgestellt werden. Mit der Herausgabe dieser „Lebenserinnerungen“ durch Bernhard Uttenweiler wird ein zeitgeschichtlich bedeutsames Dokument zugänglich gemacht und für die Nachwelt gerettet. Die von Edmund Ruf (1895–1986) im Alter von 74 Jahren aufgezeichneten Erinnerungen geben nicht nur die bitteren Erfahrungen eines im Ersten Weltkrieg schwer verwundeten Soldaten wieder, sie beschreiben auch die Schikanen, denen ein kleiner Postbeamter als Nichtmitglied der NSDAP im „Dritten Reich“ ausgesetzt war, der dann nach dem Zweiten Weltkrieg die schwierige Aufgabe eines zwischen der französischen Besatzungsmacht und den eigenen Mitbürgern stehenden Bürgermeisters übernahm und schließlich von 1950 bis 1952 für den Neubau eines Krankenhauses kämpfte, das noch heute besteht. Für diese neue Veröffentlichung des Historischen Vereins stellte Studiendirektor Franz Ruf das Maschinenskript seines Vaters zur Verfügung, Dr. Jörg Sieger besorgte die für die Bearbeitung erforderliche Digitalisierung und der Ettenheimer Krankenhausförderverein sorgte zum Schluss für die Absicherung der Druckkosten.

Von links nach rechts:  
Dr. Jörg Sieger, Frau  
Mechthild Ruf, Studien-  
direktor Franz Ruf,  
Bernhard Uttenweiler,  
Frau Dr. Heide Weber  
vom Krankenhausförder-  
verein und Bürgermeister  
Bruno Metz

(Foto: Herbert Birkle)



In einer würdigen Feierstunde im Bürgersaal feierte am 1. Oktober 2010 die Mitgliedergruppe Ettenheim ihr 90-jähriges Bestehen. Anwesend war auch der stellvertretende Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Klaus Kaufmann, der ein Grußwort sprach. In seiner Festansprache gab der Vorsitzende einen Überblick über die Geschichte des 1920 gegründeten Vereins (vgl. auch die Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Historischen Vereins für Mittelbaden 1910–2010, S. 136–164). Im Rahmen der Jubiläumsveranstaltung würdigte Bürgermeister Bruno Metz die Verdienste von Bernhard Uttenweiler, der seit 1980 die Ettenheimer Mitgliedergruppe leitet. In dieser Zeit hat er nicht nur zusammen mit vielen aktiven Mitgliedern zahlreiche Ausstellungen zur Geschichte Ettenheims organisiert, sondern auch mit einer Anzahl eigener Publikationen die Ettenheimer Geschichtsliteratur bereichert. Für diese langjährige ehrenamtliche Vereinsarbeit überreichte er ihm die von Mi-



Bei der Jubiläumsveranstaltung der Ettenheimer Mitgliedergruppe im Bürgersaal waren viele Mitglieder anwesend, die in den letzten dreißig Jahren bei Ausstellungen mitgearbeitet oder geschichtliche Arbeiten in Buchform, in der „Ortenau“, im „Geroldsecker Land“ oder in der Presse veröffentlicht haben. Von links nach rechts stehend: Bürgermeister Bruno Metz; Kurt Bildstein; Eugen Weber; Herbert Motz (Ringsheim); Klaus Kaufmann (Haslach), Vizepräsident des Historischen Vereins für Mittelbaden; Thomas Dees; Dieter Weis; Joachim Schwab; Franz-Josef Henninger; Bernd Klug (Lahr), Vorsitzender der Mitgliedergruppe von 1977 bis 1979; Fernand Louzy; Dr. Reinhard Jäger; Josef Naudascher (Mahlberg), Vorsitzender der Mitgliedergruppe von 1969 bis 1972; Ralph Goldschmidt; Albert Geppert. Vordere Reihe sitzend: Margret Oelhoff; Dr. Karl-Heinz Debacher (Rust); Bernhard Uttenweiler, Vorsitzender des Historischen Vereins seit 1980 und Friedrich Hinn (Herbolzheim). Zu den aktiven Mitgliedern, die nicht auf dem Foto sind, gehören: Arnold Beha; Klaus Bosch (Ringsheim); Dr. Franz Michael Hecht; Christoph Heizmann; Wolfgang Heizmann; Ilse Kern; Karl-Heinz Kuhner; Claus Leser (Kappel); Eckhard Moldenhauer (Kippenheim); Berthold Obergföll; Magda Riegger; Helmut Ridder; Ulrich Rospleszcz; Klaus Schade; Dr. Jörg Sieger und Karl Stiegeler. Erinnerung soll auch an die verstorbenen aktiven Mitglieder Hubert Kewitz aus Ringsheim (1999), Bernd Sulzmann (1999), Dr. Robert Furtwängler (2003), Wolfgang Schwab (2007) und Emil Schwendemann aus Münchweiler/Murg (2008). (Foto: Herbert Birkle)



nisterpräsident Stephan Mappus verliehene Landesehrendnadel. Im Anschluss an die Feierstunde lud Bürgermeister Bruno Metz die Festgäste zu einem Umtrunk ein.

Auch im Jahre 2010 setzte Dr. Jörg Sieger den Auf- und Ausbau der „*Historischen Datenbank Ettenheim*“ ([www.joerg-sieger.de](http://www.joerg-sieger.de)) kontinuierlich fort. So konnte er insbesondere nach langer und mühevoller Sucharbeit die Digitalisierung aller seit 1934 erschienenen Jahrgänge des „*Altvater*“, der Beilage der Lahrer Zeitung, ins Internet stellen. Damit macht er die zwischen 1934 bis 1941 und 1950 bis 1996 im „*Altvater*“ veröffentlichten Beiträge komplett und bequem zugänglich.

An dieser Stelle soll einmal Herrn Klaus Bosch mit seiner Frau und Herrn Christian Machleid von der Buchhandlung Machleid in Ettenheim ein herzliches Dankeschön für die große Mithilfe bei der Verteilung der Jahrbücher gesagt werden.

#### **Hinweise auf neuere Veröffentlichungen:**

Im „*Geroldsecker Land*“ 53 (2011) sind folgende Aufsätze erschienen:

- *Helmuth Eisenlohr*: Schloss Mahlberg – ein malerisches Bildmotiv.
- *Michael Kitzing*: Hermann Person. Landvogt, Landschaftspräsident von Südbaden.
- *Bernhard Uttenweiler*: Hundert Jahre alte Grußkarten aus Ettenheimmünster, Münchweiler, Ettenheim, Orschweiler, Grafenhausen, Kappel und Rheinau erinnern an das Ettenheimer Bähnle.
- *Thomas Ullrich*: Hohlwege in der Ettenheimer Vorbergzone. Begehbare Geschichte, erlebbare Geologie und Naturoasen in einem.
- *Dieter Weis*: Die Eigentümer des Ichtratzheim'schen Hauses. Zur Geschichte des „*Prinzenschlössle*“ in Ettenheim.
- *Heiko Wagner*: Die frühe Besiedlung im Schuttertal – Neue Funde. Aus „*Geroldsecker Land*“ 52 (2010) ist nachzutragen:
- *Dieter Weis*: Der barocke Ettenheimer Freihof wurde in der Zeit von 1718 bis 1722 erbaut.
- *Herbert Birkle (hpb)*: 90 Jahre Historischer Verein Ettenheim. Festfeier bot Gelegenheit, die vielseitigen Aktivitäten zu würdigen. In: *Ettenheimer Stadtanzeiger* vom 7.10.2010.

*Bernhard Uttenweiler*

## **Gengenbach**

Das wichtigste Ereignis war das 100-jährige Jubiläum des Historischen Vereins am 17. Juli, womit gleichsam der Reigen der noch anstehenden Jubiläumstage – am 10. Oktober Offenburger Hauptverein, am 5. November Mitgliedergruppe Zell a. H. – eröffnet wurde.

Im Vorprogramm am frühen Nachmittag gedachten der Gengenbacher Vorstand und der Präsident des Hauptvereins, Dr. Wolfgang Gall, des Gründers des Gengenbacher „*Altertumsvereins*“ Wolfgang von Nathusius. An dessen frisch geschmücktem Grab nahe der unteren Friedhofsmauer schilderte Eugen Lang Leben und Wirken des preußischen Offiziers, der 26 Jahre dem Verein vorstand.

Anschließend ging es weiter zu den Stolpersteinen vor dem Bender'schen Haus in der Hauptstraße 18. Hier wohnten von 1919 bis zur Deportation nach Gurs am 22. Oktober 1940 die Brüder Isaak und Adolf Valver, Inhaber der 1864 gegründeten Brennerei und Weinhandlung *Klosterkellerei J. H. Valver*. In seinen Gedenkworten erinnerte Hans-Jochen Schuck an die Lebens- und Leidensgeschichte der beiden jüdischen Mitbürger, die von 1912 bis zum Ausschluss 1933 Mitglieder im Historischen Verein gewesen waren. Isaak Valver starb schon im Dezember 1940 an Entkräftung in Gurs, Adolf wurde 1943 für tot erklärt. Die Söhne der Brüder Valver, Jakob und Fritz, konnten sich nach der Rückkehr aus Dachau ins Ausland retten. In den 1960er Jahren setzten sie sich mit ihrer Geburtsstadt Gengenbach in Verbindung. Aus den Briefen an Bürgermeister Schrempf ist zu schließen, dass sie sich mit ihrer Heimat trotz der erlittenen Misshandlungen versöhnt hatten.

Die Willkommens- und Grußworte zu Beginn des von den *Pfyffern und Pauckern* musikalisch gestalteten Festaktes sprachen Vorsitzender Bernhard Wink, Bürgermeister Michael Roschach und Präsident Dr. Wolfgang Gall. Den Festvortrag hielt Dr. Benno Lehmann über „Gengenbach im kulturellen Kontext der Jahrhunderte“. Der Kunstgeschichtler an der Universität Heidelberg, Freund und Kenner Gengenbachs, Ende der 1990er Jahre Gestalter von Ausstellungen im Museum Haus Löwenberg, richtete in seiner Tour d'Horizon über Gengenbachs Rolle in der badischen Kunstlandschaft einen dringenden Appell an die Stadt und andere Entscheidungsträger, ihr „kunsthistorisches Juwel“, die geschätzte Altstadt, pfleglich und behutsam zu behandeln und dieses „wertvolle historische Kapital“ nicht aus kurzfristigen, kommerziellen Gründen zu beschädigen. Seine Mahnung: „Wer so viel Schönes der Vergangenheit schuldet und verdankt, der kann das Wohl der künftig Lebenden nicht einfach ausblenden“, erhielt viel Beifall aus dem Auditorium.

Im Verlauf der immer wieder von kleinen Musikstücken der Renaissance begleiteten Festveranstaltung stellte Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“, die von Hans-Jochen Schuck zum Jubiläum verfasste Chronik „Zwischen Tradition und Zeitgeist – 100 Jahre Historischer Verein Gengenbach“ vor. Sein Resümee: „Die bestens und anschaulich geschriebene Vita zählt nicht einfach auf, sondern sie stellt Fragen und gibt somit neue Impulse für die Zukunft“ erfreute Autor und Herausgeber dieser Fleißarbeit gleichermaßen.

Das Schlusswort übernahm der 2. Vorsitzende Alexander Bächle und rundete mit seinem Dank an Redner, Musiker und Sponsoren den offiziellen Teil ab. Das Gesellige kam bei Sekt, Wein und Gugelhupf, gespendet von der Stadt, der Winzergenossenschaft und der Stadtbäckerei Dreher, auf der anschließenden Jubiläumsfeier nicht zu kurz.

Die traditionelle Studienreise zusammen mit dem katholischen Bildungswerk führte auf den Spuren von Tilman Riemenschneider ins Land der Franken. Zunächst Rothenburg und Creglingen mit ihren Kunstschatzen. Das Innere der Herrgottskirche in Creglingen wurde gerade restauriert, deshalb konnte nur der Marienaltar, mit langen weißen Tüchern von Kirchenschiff und Chor abgegrenzt, besichtigt werden, was für die Konzentration auf dieses Meisterwerk von Vorteil war. Unterkunft im Burkardus-Bildungshaus in Würzburg direkt am Dom mit Blick auf die romanischen Osttürme. Am nächsten Tag Führung durch Residenz und Dom sowie eine längere geführte Busfahrt durch die Stadt, die im Bombenkrieg zu 80% zerstört worden war, was auch heute noch unverkennbar ist. Rückreise und Halt in Mergentheim und Stuppach mit dem Marienbild von Grünewald in überreicher Symbolik. Letzte Station war

das weniger bekannte Kloster Schöntal mit großen Bauten aus Romanik, Renaissance und Barock. Und nicht zu vergessen: Die Fahrt an einem sonnigen, frühen Sonntagmorgen auf verkehrsarmen Straßen durch das schöne Tauber-, Kocher- und Jagsttal.

Der „Tag des offenen Denkmals“ am 12. September stand unter dem Motto „Reisen, Handel, Verkehr und Gastronomie“. Als Begleitinformation für die Besichtigungsrunde hatte Alexander Bächle Kopien alter Ansichten der zu besuchenden Objekte verteilt. Zu den Orten, etwa ehemalige Bahnhofswirtschaft, Bahnhofshotel (jetzt Teil des Mutterhauses), Gasthaus Löwen, Adler, Salmen, Scheffelhof, Brauerei Bühler u. a. m. gab es Erläuterungen zur Wirtschafts-/Postgeschichte. Aus der Gruppe der zahlreichen Teilnehmer am dreistündigen Rundgang kamen viele ergänzende Beiträge und persönliche Erinnerungen zum Thema, sodass am Ende ganze Hausgeschichten entstanden.

Am 12. Oktober hielt Bernhard Wink im Rahmen des katholischen Bildungswerks einen Vortrag über Leonardo da Vinci. Unterstützt durch zahlreiche Dias zeichnete der Kenner italienischer Kunstgeschichte den Lebens- und Schaffungsweg dieses Genies im Kreise der jüngeren Zeitgenossen Raffael und Michelangelo nach. In einem Bewerbungsschreiben beim Hof der Sforza in Mailand zählte Leonardo in zehn Punkten seine Könnerschaft, seine vielseitigen Fähigkeiten und Interessen auf. Neun Punkte behandelten seine Kenntnisse als Militäringenieur, Festungsbauer, Architekt, Anatom, Hydrologe, Physiker. Erst im letzten und 10. Punkt bietet er an, „in Friedenszeiten auch in der Malerei, Plastik und Baukunst sein Bestes zu leisten“. So stand von den wenigen authentischen Werken seiner Malerei nicht die *Mona Lisa* im Mittelpunkt der interpretativen Betrachtung, sondern Wink hatte die *Heilige Anna Selbdritt mit Jesuskind und Lamm* gewählt.

Da drei Mitglieder des Vorstands für die Neuwahl 2011 nicht wieder kandidieren, wurde die Jahresmitgliederversammlung auf Mitte des Jahres verschoben, um genügend Zeit für die Gewinnung von Kandidaten zu haben.

Hans-Jochen Schuck

## Geroldsecker Land

Nach der Gründung einer neuen Regionalgruppe im Januar 2010 durch die Zusammenlegung bestehender Mitgliedergruppen aus Meissenheim, Friesenheim, Lahr und dem Schuttertal stand im ersten Jahr die konzeptionelle und konsolidierende Arbeit des Vorstands noch im Mittelpunkt. Der Vorstand besteht aus Thorsten Mietzner (Lahr), Carsten Gabbert (Schuttertal), Ekkehard Klem (Friesenheim), Adalbert Kern (Seelbach) sowie Norbert Klein (Lahr). Der neue Verein (er startete mit rund 170 Mitgliedern) veranstaltete im Mai 2010 einen Workshop für seine Mitglieder, in denen ein Überblick über Arbeitsschwerpunkte und zukünftige Tätigkeitsfelder erarbeitet wurde. Weitergeführt bzw. abgeschlossen wurden folgende Tätigkeiten:

In *Friesenheim* wurde das Buchprojekt „Jüdische Gemeinde Friesenheim“ abgeschlossen. Im Januar 2011 stellten Schülerinnen und Schüler der Abschlussklassen der Haupt- und Realschule zusammen mit Ekkehard Klem das neue Buch vor. Im November 2010 wurde eine neue Erläuterungstafel am Heiligenzeller Soldatengrab angebracht und der Öffentlichkeit der Hintergrund der Anlage erläutert.

In *Lahr* findet weiterhin monatlich ein historischer Stammtisch statt, der in bunter Folge Quellenarbeit betreibt oder kleinere Vorträge zur Stadt- und Regionalgeschichte anbietet. Nachdem der Stammtisch seit vielen Jahren im Stadtarchiv stattfand, ist nun ein weiterer Schritt in die Unabhängigkeit getan: Er findet zur Zeit an jedem ersten Dienstag im Monat im Gemeinschaftsraum der Wohnanlage der Albert-Schweitzer-Str. 8 statt. Der Achte Ortenauer Geschichtstag, der im November 2010 stattfinden sollte, musste auf den März 2011 verlegt werden.

In *Seelbach* wurde inzwischen ebenfalls eine regelmäßige Gesprächsrunde initiiert. Neben allgemeinen Gespräche über Ortsgeschichte werden dort erste neue Projekte im Schuttertal vorbereitet.

*Thorsten Mietzner*

## **Grimmelshausen – Gesprächsrunde**

### **Bericht über das Jahresprogramm 2010**

**245. / 02.03.2010, Freundschaftsdichtung zur Zeit Grimmelshausens**  
Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Heidelberg

**246. / 06.04.2010, „Eindeutig – zweideutig“,  
Missverständnisse in der Literatur**  
Götz Bubenhofer, Achern

**247. / 04.05.2010, Figurengedichte des Barock, Teil II,**  
Prof. Dr. Klaus Haberkamm, Münster

**248. / 01.06.2010, Spuren Grimmelshausens in der Dichtung des  
19. und des frühen 20. Jahrhunderts**  
Dr. Jost Eickmeyer, Heidelberg

**249. / 03.07.2010, August Ganther – sein Leben, sein Werk**  
Anita Wiegele, Oberkirch

**250. / 24.08.2010, Isenheimer Altar – Bekanntes, Interessantes, Probleme**  
Ekkehard Wallat, Offenburg

**251. / 05.10.2010, Das Huhn im Recht**  
Dr. Kurt Andermann, Karlsruhe-Stutensee

**252. / 02.11.2010, Thomas Mann und Grimmelshausen**  
Prof. Dr. Peter Heßelmann, Münster

**253. / 07.12.2010, Johann Georg Zuflucht: Tagebuch der Kriegereignisse  
in den Revolutionskriegen 1796–97**  
Horst Schneider, Kehl-Kork

*Dr. Fritz Heermann*

## Haslach

Auch im vergangenen Jahr organisierte der Historische Verein Haslach in Kooperation mit der Volkshochschule Ortenau im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters folgende Veranstaltungen:

**18.10.2010, Vortrag von Dr. Hans Harter, Schiltach**

### Flößerei im Kinzigtal

Bis ans Ende des 19. Jahrhunderts war die Kinzig vom Frühjahr bis Herbst von Flößern in hohen Schaftstiefeln und breitkrepfigen Hüten bevölkert. „Kraftgestalten“ nannte sie Heinrich Hansjakob, der ihnen bewundernde Schilderungen widmete. Die Flößerei war eine einfache, aber effektive Transporttechnik und in früherer Zeit die einzige Möglichkeit, den Städten am Rhein das begehrte Schwarzwaldholz zuzuführen. Dahinter stand ein von „Schiffen“ betriebener, kapitalintensiver Holzhandel, dessen Mittelpunkte Wolfach und Schiltach waren. Mit anschaulichen, teils auch romantischen Bildern referierte Hans Harter gekonnt über die schwere Arbeit der Flößer. Er wurde begleitet von zwei Vertretern der Schiltacher Flößergilde mit geschulterten Wieden, die das „Bähen“ der Wieden erläuterten und von der Flößertätigkeit aus der Praxis berichteten.

**22.11.2010, Vortrag von Johannes Mühlán, Sasbach**

### Burg und Herrschaft – über die Burgenlandschaft im Renchtal

Trotz der Schauenburg als burgenkundlich hervorragendem Wehr- und Wohnbau wäre das Renchtal für Mittelalter und Burgenbau von geringerem Interesse, wenn es sich nicht durch eine fast unmittelbare Ablesbarkeit feudaler Gebietspolitik und Herrschaftssicherung durch ungewöhnliche Burganlagen auszeichnete. Durch sie wird die „Burgen- und Adelslandschaft Renchtal“ für Entwicklung und Situation im Hoch- und Spätmittelalter typisch und damit besonders aussagefähig. Das Renchtal war nie Zentrum einer größeren, überregionalen Gebiets Herrschaft. Typische Niederadelsstrukturen sind für das Renchtal charakteristisch. In einem medial wie didaktisch hervorragenden Vortrag verstand es der Referent, selbst „alte Hasen“ zu begeistern.

**01.12.2010, Vortrag von Prof. Dr. Konrad Kunze, Freiburg**

### Unsere Familiennamen – Herkunft, Verbreitung und Bedeutung

Dieser Vortrag fiel dem Schneechaos zum Opfer und wird am 21.11.2011 am selben Ort neu angesetzt.

**24.01.2010, Vortrag von Wolfgang Wittmann, Hofstetten**

### Colonia Tovar – Badische Aussiedler gründen 1843 in Venezuela eine Siedlung

Rund 380 Badener, vornehmlich vom Kaiserstuhl, gründeten vor fast 170 Jahren eine badische Siedlung in der Nähe der venezolanischen Hauptstadt Caracas: Colonia Tovar. Die Siedlung liegt in einem Talkessel ca. 1800 m hoch und rund 60 km westlich von Caracas. Für die Menschen der neu gegründeten „Ackerbau-Colonie“ war es zunächst nach all den Versprechungen eine bittere Enttäuschung, denn statt „ins Paradies zu ziehen“ mussten die Siedler eine unwegsame und von tropischem Regenwald überwucherte Bergregion urbar machen. Jahrzehnte später erst erfüllte sich ihre Vorstellung durch die großzügige Landschenkung von Dr. Manuel Felipe Tovar, der auch 1860 zum Prä-

sidenten gewählt wurde. Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts waren die damaligen Aussiedler von der Außenwelt abgeschnitten. Erst in den frühen 1960-er Jahren wurde eine modern ausgebaute Autostraße fertig gestellt und damit für den Tourismus attraktiv. Durch die jahrzehntelange Abgeschiedenheit ist die typische Eigenart des Tovariners entstanden: Die Sprache ist, zumindest für die Älteren, bis heute, der damalige Kaiserstuhldialekt. Mit eigenen Bildern, z. T. bei seiner Auslandstätigkeit als Lehrer entstanden, berichtete der Referent mit vielen Quellen über eine Auswandererwelle in ein „vielgepriesenes“ Land und deren nüchterne Realität.

### 28.03.2011, Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen

In der Mitgliederversammlung begrüßte der Vorsitzende die Anwesenden, ehrte die verstorbenen Mitglieder und berichtete kurz über die Aktivitäten des Vereins. Der Vorstand hatte sich bereits in 2010 mit dem 100-jährigen Vereinsjubiläum, das im Jahre 2012 stattfindet, befasst. Für den Festakt am 21. Oktober 2012 konnte das Hause der Musik reserviert werden.

Die Möblierung des in der Patenschaft des Historischen Vereins Haslach stehenden „Hauses Theres“ kann nach der Spende einer alten Waschkommode und zweier alter Nachttischchen dem Grunde nach als abgeschlossen bezeichnet werden. Sorgen bereitet nach wie vor die im Hause verbliebene Feuchtigkeit, da im Hause bis dato keine Heizmöglichkeit besteht. Hier besteht Handlungsbedarf! Erst danach kann mit einer endgültigen Bestückung mit Wäsche begonnen werden. Am Tag des offenen Denkmals, am 12. September 2010, wurde das Haus erstmalig der Öffentlichkeit präsentiert und fand über großen Zuspruch (etwa 300 Besucher).

Dann berichtete Sören Fuß aus seiner Tätigkeit als Leiter der „Gedenkstätte Vulkan“. In seinem Jahresbericht zeigte er sich mit dem Besuch der Gedenkstätte von etwa 2000 Besuchern zufrieden. Leider war im vergangenen Jahr die Gedenktafel am „KZ-Mahnmal“ entwendet worden. Ein nationalistischer Hintergrund wird nicht vermutet, eher Metalldiebe. Der Historische Verein bemühte sich erfolgreich um Ersatz und um die Finanzierung durch Spendengelder. Die Arbeitsgruppe leistete umfangreiche Hilfen bei Schüler- und Studentenarbeiten und bearbeitete umfangreiches Archivmaterial, ehemalige Lagerhäftlinge betreffend. Sie hält auch Kontakt zu überlebenden ehemaligen Lagerhäftlingen und/oder deren Angehörigen. Wie ungemein wichtig diese Arbeit ist, soll an einem Beispiel wiedergegeben werden: „... So ist es auch bei Felix Sobczyk. Als vor zwei Jahren der französische Feriengast seinen Urlaub wie

*Gedenktafel am  
KZ-Mahnmal Vulkan  
Haslach  
(Foto: Sören Fuß)*



gewohnt in Haslach und Umgebung verbringt, entdeckt er an der Gedenkstätte Vulkan auf der Todesliste den Namen seines Bruders. Noch am gleichen Tag steht er vor seinem Grab auf dem Haslacher Friedhof. 64 Jahre lang hatte niemand in der Familie eine Ahnung, was aus dem Vermissten geworden war. Er war als KZ-Häftling im Lager Kinzigdamm umgekommen. Felix Sobczyk zeigte sich in den Gesprächen der folgenden Monate sehr erleichtert, Gewissheit über die letzte Ruhestätte seines Bruders zu haben. ...“ (Aus der Gedenkrede zum Volkstrauertag 2010 von Sören Fuß in der Haslacher Klosterkirche)

Sören Fuß hatte anlässlich des Volkstrauertages eine beeindruckende und bewegende Rede über Erinnerungs- und Gedenkkultur, vor allem gegen das Vergessen der Kriegsgräueltaten und das Verdrehen nationalsozialistischer Mordtaten gehalten. „Friede beginnt in unseren Köpfen.“

An dem Zustandekommen der Verlegung von „Stolpersteinen“ waren vier Mitglieder des Vorstandes, Matthias Reininger (als Arbeitsgruppenleiter), Sören Fuß, Manfred Hildenbrand und Martin Schwendemann, sowie die beiden Pfarrer Helmut Steidel (kath.) und Hartmut Rehr (ev.) und Bürgermeister Heinz Winkler beteiligt. So gehört auch Haslach zu den bisher 530 Kommunen, die sich an der Stolpersteinaktion beteiligt haben.

Zu den Vereinsregularien gehört die Kassenprüfung und alle drei Jahre die Wahl eines Vorstandes. Die Kasse wurde geprüft und für in Ordnung befunden. Kassier und Vorstand wurden entlastet.

Zu den anstehenden Neuwahlen trat der alte Vorstand komplett zur Wiederwahl an. Ein neuer Beisitzer wurde hinzugewählt. Somit setzt sich der neue Vorstand wie folgt zusammen:

Klaus G. Kaufmann (1. Vorsitzender), Alfred Buchholz (2. Vorsitzender), Norbert Mickenautsch (Kassier), Matthias Reininger (Schriftführer), Sören Fuß (Leiter der Gedenkstätte „Vulkan“), Manfred Hildenbrand (Ehrenvorsitzender und Pressearbeit), Helmut Fuggis, Ursula Fuggis, Martin Schwendemann, Heinz Prinzbach (alle Beisitzer) und als neuer Beisitzer wurde Werner Kunschner hinzugewählt.

Im Anschluss an die Regularien berichtete Manfred Hildenbrand, kurzweilig und interessant, in einem Kurzvortrag über seine Arbeiten an den Briefen Heinrich Hansjakobs, über die er eine Veröffentlichung vorbereitet.

*Klaus G. Kaufmann*



*Das Haus Theres wird bereits in die Stadtführungen mit einbezogen. Hier: Die kleine Küche im Hause. (Foto: Martin Schwendemann)*



*Der am 14.03.2011 gewählte Vorstand des Historischen Vereins Haslach. v.l. Norbert Mickenautsch, Helmut Fuggis, Mathias Reininger, Heinz Prinzbach, Klaus G. Kaufmann, Manfred Hildenbrand, Ursula Fuggis, Sören Fuß und Alfred Buchholz. Martin Schwendemann und Werner Kunschner fehlen auf dem Bild. (Foto: Andreas Buchta)*

## Hornberg – Triberg

„Die Mischung macht's!“, die Mischung aus Traditionellem und Zeitgemäßem nämlich, die der *Historische Verein Hornberg e. V.* in sein Jahresprogramm 2010 „gepackt“ hat.

Auch wenn das Wetter manchmal „einen Strich durch die Rechnung machte“, so konnte der Verein – er zählt über 320 Mitglieder, darunter 60 Kinder und Jugendliche – mit der Saison 2010 durchaus zufrieden sein, so wie es der Vorsitzende Patrick Schweizer formulierte: „Wir messen den Erfolg nicht in erster Linie an der Zahl der Zuschauer, sondern an deren Begeisterung!“ Und dass das Publikum auf den Rängen der Freilichtbühne im Storenwald seine Begeisterung immer wieder mit stürmischem, lang anhaltendem Beifall zum Ausdruck brachte, war Lohn, Dank und Anerkennung genug für die Akteure auf und hinter der Bühne.

Dies gilt uneingeschränkt für die Aufführungen des traditionellen Heimatspiels „Das Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger in der Regie von Bärbel Ketterer als auch vom Kriminalstück „Keine Leiche ohne Lily“ von Jack Poppellwell mit Spielleiter Gebhard Kienzler und besonders für das Märchenspiel „Peter Pan“ von James M. Barrie, einstudiert von Angelika Rapp und Margot Lang.

Zu den insgesamt 22 Theateraufführungen gesellten sich während der Saison auch zwei Brauchtumsabende auf dem „Bärenplatz“ in der Hornberger Stadtmitte. Vor jeweils zahlreichem Publikum gab die Trachtentanzgruppe unter der Leitung von Else Reeb, teils zusammen mit der Trachtentanzgruppe von Lauterbach, eine Reihe von Trachtentänzen aus dem Schwarzwald, aber auch aus Österreich und dem benachbarten Elsass zum Besten, hinzu kamen heitere Schwänke und Sketche, die originellen Auftritte des Uhren- und Glasträgers früherer Zeiten und nicht zuletzt die Moritat vom „Hornberger Schießen“.

Mit Freude und Dankbarkeit durften die Verantwortlichen des Vereins die langersehnte neue Kleiderkammer im „Haus der Vereine“ in Besitz nehmen.

Auf die große Bedeutung, die der Historische Verein für den Tourismus und das kulturelle Leben der Stadt Hornberg hat, wurde wiederholt und nach-



*Teilnehmer am Jahresausflug 2010 des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg in Annweiler/Pfalz mit der Burg Trifels im Hintergrund*



drücklich von Bürgermeister Siegfried Scheffold hingewiesen, zuletzt anlässlich des Neujahrsempfangs einer Abordnung der Trachtentanzgruppe bei Regierungspräsident Julian Würtenberger in Freiburg.

#### **Förderverein Stadtmuseum Hornberg/ Verein für Heimatgeschichte e. V.**

Das Augenmerk des Fördervereins *Stadtmuseum* ist ausschließlich auf die Betreuung dieser musealen Einrichtung gerichtet. So zählt die Statistik im Ver-einsjahr 2011 neben den zwölf regulären Öffnungstagen eine Sonderführung von Gästen aus Hannover, einen Tag der offenen Tür anlässlich des Frühlingsfestes mit Eröffnung der Sonderausstellung „Hornberg – 200 Jahre badisch“ im Mai, einen Besuch von Jungen und Mädchen im Rahmen des Kinderferien-programms im August, einen zweiten Tag der offenen Tür am Markttag des Naturparks Schwarzwald Mitte/Nord und eine Sonderführung von Teilnehmern an einem Klassentreffen.



*Sonderausstellung  
Stadtmuseum „Hornberg –  
200 Jahre badisch“*

Neben der Betreuung des Museums bereicherte eine Reihe von besonderen *Veranstaltungen* das Vereinsleben zusätzlich:

- Die Hauptversammlung am 19. März war im Wesentlichen bestimmt vom Wechsel im Amt des Vorsitzenden: Zur Nachfolgerin des langjährigen Vorsitzenden Wolfgang Neuß wurde Rosemarie Götz einstimmig gewählt. Aufgrund seiner hohen Verdienste wurde Neuß zum Ehrenvorsitzenden ernannt.
- Im Mai hielt Walter Knaus einen gut besuchten Vortrag mit dem Thema „Schalensteine“.
- Gerhard Aberle führte im Juli eine Gruppe von Interessierten zu Menhiren und Schalensteinen auf Hornberger Gemarkung.
- Ein Höhepunkt im Vereinsleben war im August die Präsentation des neuen Buches von Wolfgang Neuß „Von Hornberg – ein Adelsname“ im Rahmen einer Feierstunde im Rathaus.
- Im September führte der Jahresausflug die Teilnehmer unter der Leitung von Claus Schindler zum Bürstenbindermuseum von Ramberg im Pfälzer Wald, zur Burg Trifels und in die Stadt Annweiler.
- Im Hornberger Rathaus fand am 10. November eine Feierstunde anlässlich des Jubiläums „Hornberg – seit 200 Jahren badisch“ statt. Die Festrede hielt Wolfgang Neuß, und Manfred Bögle, Karlsruhe, überreichte Bürgermeister Siegfried Scheffold den „Badischen Schutzengel“.
- Eine hochwillkommene Bereicherung erfuhr das Stadtmuseum durch den Erwerb einer Fürstenberger (Kinzigtäler) Frauentracht.
- Die Jahresschlussfeier im Dezember bot der Vorsitzenden Rosemarie Götz Gelegenheit zu einem Rückblick auf das Vereinsjahr 2010 und zum Dank an alle Aktiven für jegliche Mitarbeit.

Schließlich sollen auch die zahlreichen Kontakte zu befreundeten Heimat- und Geschichtsvereinen in der Nachbarschaft und die zweimonatlichen Heimmattreffs zur Pflege der Geselligkeit und der Gemeinschaft Erwähnung finden.

*Adolf Heß*

## Kehl

### Tätigkeitsbericht 2010

Im Jahr 2010, dem 90. Jahr nach seiner Gründung, hat der Historische Verein Kehl zwei Studienreisen unternommen und zwei Tagesausflüge, drei Ausstellungsbesuche, ein Seminar sowie 13 Vortragsveranstaltungen angeboten. Einige Veranstaltungen wurden von Kooperationspartnern organisiert; der Verein kooperierte 2010 mit der Stadt Kehl, der Volkshochschule Ortenau, den christlichen Bildungswerken, dem Arbeitskreis „27. Januar“ und ASSER, einer Bürgervereinigung in Strasbourg-Robertsau.

### Jubiläen

Für die Stadt Kehl und ihre Geschichte war 2010 das Jahr eines besonderen Jubiläums: Vor 100 Jahren hatten Kehl Stadt und Kehl Dorf zueinander gefunden. Diesem Ereignis waren Vorträge, eine symbolische Erinnerung an den früheren Grenzverlauf zwischen Stadt und Dorf durch Markierungen auf Straßen, Wegen und Plätzen, eine Ausstellung, eine große Theater-Aufführung „Kehl 2010 – Stadt, Land, Fluss“ am Altrhein und das Buch „Im Zeichen der Vereinigung – Kehl im deutschen Kaiserreich“ gewidmet. An allen diesen Unternehmungen waren Vereinsmitglieder beteiligt.

Ebenfalls 100 Jahre zurück liegt die Gründung des Gesamtvereins, des Historischen Vereins für Mittelbaden. Das Jubiläum wurde am zweiten Oktoberwochenende in Offenburg mit mehreren Veranstaltungen gefeiert.

### Veranstaltungen

Die große Studienreise des Vereins führte vom 30. Mai bis 5. Juni nach Hamburg, Lübeck und Bremen. Es ging um die Geschichte der Hanse, eine weitere Begegnung mit der Weserrenaissance, nach der Weserreise 2009, und um die Künstlerkolonie Worpswede. An der Vorbereitung dieser letzten Station war wesentlich Helga Kelly beteiligt.

Vom 17. bis 20. Oktober war der Verein in Oberschwaben unterwegs. Thema war vor allem der oberschwäbische Barock. Diese Reise hatte Klaus-Dieter Olshausen vorbereitet. Für jeden, der dabei war, dürfte es ein besonderes Erlebnis gewesen sein, das nicht seinesgleichen hat, wenn man mit einem kommerziellen Touristikunternehmen auf Reisen geht.

Tagesausflüge führten 2010 nach Darmstadt zur Mathildenhöhe und zum Wolfsgarten bei Langen sowie in den Wasserwald bei Saverne. Den ersten Ausflug hatte Helga Kelly vorbereitet. Im Wasserwald führte Jean-Marie Holderbach die große Teilnehmergruppe.

Ziel von Ausstellungsbesuchen waren „Das Königreich der Vandalen“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, „Kehl im Kaiserreich“ im Hanauer Museum in Kehl, „Miró – Die Farben der Poesie“ im Frieder Burda Museum Baden-Baden – mit Ausklang bei der Tanzlinde in Kappelwindeck – und die Ausstellung „1870 – Strasbourg brûle-t-il?“ im Archiv, der Mediathek und dem Historischen Museum der Stadt Strasbourg.

Vortragsveranstaltungen hatten 2010 die Themen „Stolpersteine – eine Form des Erinnerns“, „Die vergessene Generation“, gemeint ist die Generation der kurz vor dem und im 2. Weltkrieg Geborenen, „Die Hanse – Das turbulente Treiben der ersten europäischen Wirtschaftsgemeinschaft“, „Worpswede – Eine deutsche Künstlerkolonie um 1900“, „Hermann Dietrich – Vom Bürgermeister in Kehl zum Vizekanzler des Deutschen Reichs“, „Ich habe Kinder belauscht ...

– Kehl, Kork, Odelshofen, Strasbourg und Johann Peter Hebel“, „Paula Modersohn-Becker“, „Die Rheinbrücken als Spiegelbild der deutsch-französischen Beziehungen“, „Barock in Oberschwaben“, „Die Mathildenhöhe in Darmstadt“, „Das berühmteste Gemälde der Welt“, „Melanchthon – Lehrer Europas“ und „Die Fluss-, Orts- und Flurnamen am mittelbadischen Oberrhein“.

An zwei Vormittagen hat sich eine Gruppe von ungefähr zehn Mitgliedern mit der Frage „Wozu Geschichte?“ beschäftigt. Es ging um Ziele, Inhalte und Methoden der Geschichtswissenschaft.

### Projekte

#### 2010 wurden folgende Projekte fortgeführt oder begonnen:

Die Bücherkiste in der Schulstraße 27 erfreute sich 2010 einer robusten Gesundheit, trotz eines häufigen Heizungsausfalls und mehrerer Dachschäden. Sie hat einen festen Kundenstamm und vor allem ein fleißiges Team unter der Leitung von Evelyn Siegrist, das immer wieder Nachlässe entgegennimmt und auflöst, bevor in der Bücherkiste Klaustrophobie aufkommt. Umso wichtiger ist, dass noch mehr Käufer den Weg zur Schulstraße 27 finden. Dazu wird in der Fußgängerzone ein Wegweiser aufgestellt werden.

Das Projekt Westwall-Anlage in Neumühl, Ecke Elsässer Straße/Stockweg, wurde im Frühjahr der Öffentlichkeit vorgestellt und macht nun dank der Arbeit Erich Nagels, Eckartweier, und seiner Helfer gute Fortschritte. Kampfraum und Ruheraum sind bald wieder begehbar. Die Anlage soll mahrend an die Schrecken des letzten Kriegs in der Grenzregion erinnern, zukünftige Führungen sollen darauf ausgerichtet sein. Die Anlage wird in eine Radwander-Route aufgenommen, die preußisch-deutsche Forts beiderseits des Rheins sowie Anlagen der Maginot-Linie und des Westwalls miteinander verbindet.

Das erstmals 1998 veröffentlichte, von Klaus Gras erarbeitete Kehler Straßennamen-Verzeichnis ist im Sommer 2010 in 2. Auflage erschienen, nunmehr um die Kehler Ortsteile außerhalb der Kernstadt erweitert. Das Verzeichnis gibt über die Herkunft der Straßennamen Auskunft, teils auch auf Französisch, und führt den Leser so auf leichte Art in die Geschichte Kehls und des Hanauerlandes ein.

Band 3 der Kehler Familiengeschichten wird zur Zeit vorbereitet, vor allem von Brigitta Gerloff unter der Redaktion von Karl Britz. Der Band wird über fünf bis sechs Familien berichten, deren Geschichten eng mit Kehl verbunden sind. Dieser Band 3 wird die Schriftenreihe „Kehler Familiengeschichten“ abschließen, mit der Rolf Kruse zusammen mit einigen Geschichtsschreibern des Vereins Maßstäbe gesetzt hat.

Der Verlauf des Tunnels bei der Villa Schmidt ist 2010 von einer Archäologie-AG des Kehler Einstein-Gymnasiums unter der Leitung des Gymnasiallehrers Philipp Moll elektronisch vermessen worden. Der Tunnel kann nach Absprache mit dem Verein und der Stadtverwaltung besichtigt werden.

In das Jahr 2010 fällt auch die Entstehung des Nato-Gipfel-Buchs, initiiert und organisiert von Klaus Gras, redigiert, grafisch gestaltet und in weiten Teilen auch geschrieben von Nina Saam. Zweck der Publikation ist es, Beobachtungen und Eindrücke der unmittelbar am Nato-Gipfel 2009 Beteiligten und der vom Gipfel Betroffenen zu dokumentieren und für die Zukunft zu bewahren.

Dass Kehl solche Sammlungen braucht, wird deutlich, wenn man die erheblichen Lücken im Material des Kehler Stadtarchivs sieht. Damit das dort Vorhandene besser erschlossen werden kann, hat der Historische Verein Kehl mit einer Spende von 1000 EUR eine Finanzierungslücke im Etat des Stadtar-

chivs geschlossen und die Stadtarchivarin Dr. Ute Scherb damit instand gesetzt, einen Mikrofilmscanner zu beschaffen.

Seit Januar 2010 wird in Kehl wieder erwogen, mit Stolpersteinen an das Schicksal der im „Dritten Reich“ Verfolgten zu erinnern. Der Gemeinderat hat einer Verlegung auf Anregung des Arbeitskreises „27. Januar“, dem auch der Historische Verein angehört, im Juli 2010 zugestimmt. Leider konnte nicht gleich mit der Verlegung der Stolpersteine begonnen werden; der Initiator der bundesweiten Stolperstein-Aktion, der Kölner Künstler Gunter Demnig, behält sich eine Erstverlegung vor und hatte zunächst keine Termine frei. Nun wird er voraussichtlich im Juli dieses Jahres zu einer Erstverlegung nach Kehl kommen. Unter den Spendern der Kehler Stolpersteine, es sind derzeit rund 35 Steine, sind viele Vereinsmitglieder.

### **Verhältnis zum Gesamtverein**

Im Historischen Verein für Mittelbaden hat man sich anlässlich des 100-jährigen Jubiläums Gedanken über eine Neuorientierung der Geschichtsvereine gemacht, nachzulesen unter anderem in der Festschrift Kurt Hochstuhls und in einem Vorbericht über den 8. Ortenauer Geschichtstag im Kulturteil der Mittelbadischen Presse. Ob und wie diese Gedanken in den Mitgliedergruppen aufgenommen werden, ist offen. Als eine Folge zeichnet sich ein Projekt ab, das der Lahrer Stadtarchivar Thorsten Mietzner initiiert und Sommerakademie genannt hat. Es beginnt in diesem Jahr Mitte Juli in Kork mit einem Seminar, voraussichtlich über das Archivwesen. Der Historische Verein Kehl wird sich daran beteiligen. Es gibt jedem, der durch eigene Suche mehr über die Geschichte der Stadt und der Region erfahren möchte, Gelegenheit, sich mit dem nötigen „Handwerkszeug“ vertraut zu machen.

### **Vorstandsarbeit**

Der Vorstand hat im Mai und im November 2010 den Kreis der aktiven Mitglieder mit zwei Treffen in der „Krone“ in Odelshofen zu erweitern versucht. Hintergrund war die Überlegung, dass der Verein es sich 2006 in seiner Satzung zur Aufgabe gemacht hat, „die Kenntnis und Darstellung aller Zweige der Geschichte im Gebiet der Gemeinde Kehl und ihres Umlands“ zu fördern und „Beiträge zur Förderung der Heimatpflege“ zu leisten. Die vier Vorstandsmitglieder allein können dies nicht leisten; sie sind mit der organisatorischen Arbeit ausgelastet. Der Erfolg des Vereins hängt deshalb wesentlich davon ab, ob es gelingt, außerhalb des Vorstands Mitglieder für die Erforschung und Darstellung der Orts- und Regionalgeschichte in Wort, Schrift und Bild zu gewinnen.

In diesem Bemühen ist der Verein 2010 nicht weit fortgeschritten. Der vorige Vorstand hat nach der Besetzung der Archivstelle mit Dr. Ute Scherb mit der Stadtverwaltung zu klären versucht, ob die Stadtgeschichte nun möglichst umfassend in einem abgeschlossenen Band dokumentiert werden kann. Das scheint aus mehreren Gründen nicht möglich zu sein. Es ist aber entbehrlich, wenn stattdessen nach und nach einzelne Epochen dargestellt werden, die noch nicht dokumentiert sind. Ein erster Schritt auf diesem Weg ist der anlässlich des Vereinigungsjubiläums erschienene Band „Im Zeichen der Vereinigung – Kehl im deutschen Kaiserreich“.

Es ist zu wünschen, dass einige Mitglieder mehr auf dem weiteren Weg mitgehen. Material ist reichlich vorhanden. Es muss „nur“ erschlossen und ansprechend dargestellt werden.

*Hans-Ulrich Müller-Russell*

## Neuried

Seit der Generalversammlung 2009 am 23.04.2010 wurde mit neuem Führungsteam unter der Leitung von Michaela Karl sehr viel bewegt.

Eine der ersten Aufgaben war der Abbau der Sonderausstellung „Rund ums Rad“, die seit dem Adventsmarkt die Geschichte des Rades von den Anfängen der Wagnerei über ein Laufrad aus Holz bis hin zu motorisierten Zweirädern abgebildet hat. Die Witwe von Max Junker (Kehl) stellte hierfür aufwendig restaurierte Motorräder aus dessen Oldtimersammlung zur Verfügung.

Parallel wurde altes Filmmaterial aufgearbeitet und digitalisiert. Diese Filme sollen nun in den kommenden Jahren in Ausschnitten an verschiedenen Abenden präsentiert werden. Entsprechendes Präsentationsequipment wurde aus Eigenmitteln des Vereins beschafft

Das Heimatmuseum selbst war an 38 Sonntagen geöffnet. Es konnten 437 Besucher gezählt werden. An 15 zusätzlichen Sonderführungen nahmen 256 Besucher teil.

Ein Höhepunkt im Jahr 2010 war sicherlich die Teilnahme an der Riedwoche, die zum ersten Mal von den Riedgemeinden Meißenheim, Neuried und Schwanau zur Förderung des Tourismus veranstaltet wurde.

Der Historische Verein beteiligte sich mit einem Museumstag, verbunden mit mehreren Exkursionen. So wurden insgesamt drei Führungen durch das Museum angeboten, eine Radtour zu den historischen Siedlungen auf Neurieder Gemarkung sowie Führungen durch das Dorf, über den Friedhof und die Weinbrenner-Kirche. Mit über 120 Teilnehmern hat sich diese Veranstaltung als voller Erfolg erwiesen.

Aufgrund der großen Nachfrage wurde der Vortrag von Willi Fischer über den Friedhof und die Weinbrenner-Kirche im Herbst noch einmal wiederholt und rief auch hier große Resonanz hervor.

Auch im Jahr 2010 wurde ein sehr schöner Ausflug organisiert. Ziel war dieses Jahr das Elsass mit dem Städtchen Ribeauvillé und Umgebung. Ein vollbesetzter Bus zeigt, mit welchem Engagement das Team um Richard Karl diesen Tag vorbereitet hat.

Gegen Ende des Jahres haben die Arbeiten für das neue Ausstellungsthema: „Landwirtschaft im Wandel der Zeit“ begonnen. Neben dem Zusammenstellen von Exponaten sind auch Umbauarbeiten notwendig.

Fester Bestandteil in der Vereinsarbeit ist die Teilnahme am Adventsmarkt in Altenheim. Unzählige Helfer tragen dazu bei, dass neben Kulinarischem auch sehr schöne Bastelideen am Stand des Historischen Vereins angeboten werden können.

## Arbeitskreis Dundenheim

Der Arbeitskreis Dundenheim konnte im Jahr 2010 die Vertonung des aus den 1970er Jahren stammenden Films über den Hanfanbau abschließen. Die Uraufführung erfolgte anlässlich der Generalversammlung.

## Arbeitskreis Ichenheim

Beim Arbeitskreis Ichenheim war das Jahr 2010 geprägt von den Ausstellungen „Zurück in die Zukunft“ und „Hauswirtschaft im Spiegelbild des vergangenen Jahrhunderts“. Diese wurden anlässlich der Riedwoche, am Dorffest, Bauernmarkt und am verkaufsoffenen Sonntag präsentiert. Auch Archivierungsarbeiten wurden im Jahr 2010 fortgeführt, die 2011 in zwei Dokumentationen zur

Geschichte der katholischen Kirche und eine Aufarbeitung der Dorfgeschichte fertiggestellt werden. Man besuchte die Ausstellung Vandalen in Karlsruhe, traf sich am Fastnachtssamstag zum Kegeln und beschloss das Jahr mit einer Abschlussfeier.

Ab 23. Mai 2011 ist in den Räumen der Volksbank in Ichenheim die Ausstellung „Stationen des Lebens – Kirchliche Riten von der Taufe bis zum Tod“ zu sehen.

#### **Arbeitskreis Schutterzell**

Schwerpunkt der Aktivität des Historischen Arbeitskreises Schutterzell bestand im Jahr 2010 darin, der örtlichen Feuerwehrabteilung behilflich zu sein, für die Aufarbeitung ihrer Geschichte alte Bilder zusammenzutragen. Diese sollen im Rahmen der Feier des 75-jährigen Bestehens der Schutterzeller Feuerwehr Ende August 2011 präsentiert werden.

#### **Trachtengruppe**

Am 14. März 2010 haben vier Trachtenträger an der Hauptversammlung des BHV in Zell a. Harmersbach teilgenommen. Auch gesellig war in der Trachtengruppe einiges geboten. Am 6. Februar 2010 feierten wir, nach längerer Pause, Fastnacht unter dem Motto „Sternstunden der Menschheit“ im dekorierten Museumsraum. Ein weiterer Termin war am 20. März 2010 das Spalierstehen anlässlich der Hochzeit zweier Mitglieder.

Am 13. Juni 2010 nahmen wir am Festzug anlässlich des Kreistrachtenfestes in Oberharmersbach und am 12. September 2010 beim Festzug der Heimat-tage in Müllheim teil. Da wir gerne während des Festzuges singen u. dazu auf der Handorgel begleitet werden, erfreuen wir die Zuschauer mit unseren Liedern, und nur zu gerne fallen diese in den Gesang mit ein. Es ist immer wieder schön zu sehen, wie der Funke überspringt.

Bei der Herbstversammlung in Bühlertal am 16. Oktober 2010 nahmen wir mit zwei Trachtenträgern teil.

Zum Jahresende 2010 hatte der Historische Verein Neuried 208 Mitglieder.

*Andreas Delfosse*

### **Nordrach**

Das Jahr 2010 war geprägt von folgenden Veranstaltungen und Ereignissen:

#### **20.01.2010 Vorstellung des Buches „Depotiert aus Nordrach“**

Am 7. April 1903 gründete Adelheid de Rothschild zum Andenken an ihren verstorbenen Vater die „M. A. von Rothschild'sche Stiftung“. Diese Stiftung erwarb das von Dr. Karl Hettinger im Jahre 1900 erbaute Sanatoriumsgebäude in der Dorfmitte von Nordrach und eröffnete am 15. November 1905 die Rothschild'sche Lungenheilstätte, in der ausschließlich jüdische lungenkranke Frauen, auch aus osteuropäischen Ländern, behandelt wurden. Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten konnte die Einrichtung unter erschwerten Bedingungen weitergeführt werden, sogar noch in den ersten Kriegsjahren bis September 1942. Am 29. September 1942 wurden die verbliebenen neun Angestellten und die letzten achtzehn Patientinnen deportiert

und laut einer Gestapo-Liste „nach dem Osten abgeschoben“.

Uwe Schellinger, Rolf Oswald und Egbert Hoferer haben in mühevoller Kleinarbeit recherchiert, um die bisher unbekanntten Lebensläufe der letzten Patientinnen und der Angestellten der Rothschild'schen Lungenheilstätte erfahren zu können. Vielen der Opfer konnte durch Fotos und Dokumente wieder ein Gesicht gegeben werden.

Das Buch enthält auf fast 100 Seiten eine geschichtliche Darstellung der Rothschild'schen Lungenheilstätte, Kurzbiographien der Opfer sowie Berichte von Zeitzeugen. Erhältlich ist es in den Buchhandlungen in Zell a.H. sowie direkt von der Mitgliedergruppe Nordrach.

#### 20. bis 28.03.2010 Ausstellung „Lebensborn“

Nach der Deportation der jüdischen Frauen und des Personals aus der Rothschild'schen Lungenheilstätte wurde das Haus von Oktober 1942 bis April 1945 als Lebensborn-Heim genutzt. In dieser Zeit wurde insgesamt 247 Geburten beurkundet.

Der Kreisjugendring Ebersberg hat eine Wanderausstellung konzipiert, in der die Ideologie und die Organisation des Lebensborns e. V. dargestellt werden.

Die Wanderausstellung wurde im Kath. Pfarrheim aufgestellt und vom 20. bis 28. März 2010 der Öffentlichkeit gezeigt.

#### 25.03.2010 Vortrag von Volker Koop „Dem Führer ein Kind schenken“

Begleitend zur Ausstellung „Lebensborn“ erläuterte Volker Koop, Publizist und Historiker, die geschichtliche Entwicklung und den politischen Hintergrund des Lebensborn e. V.

#### 20.05.2010 Mitgliederversammlung

Neben den Regularien gab es folgende Referate: Gernot Kreuz über Kleindenkmale, Thomas Laifer zur Geschichte des Nordracher Schulwesens und Othmar Wolf über das Projekt „Nordrach im Spiegel der Schwarzwälder Post von 1897–1960“.

#### 20.06.2010 Geschichtliche Zusammenfassung des Nordracher Schulwesens

Das Schulgebäude im Dorf Nordrach wurde am 08.12.1935 eingeweiht. Die Gemeinde Nordrach feierte am 20. Juni 2010 das 75-jährige Jubiläum des Schulgebäudes, in dem heute die Grundschule Nordrach untergebracht ist.

Mitglied Thomas Laifer hat die Geschichte des Nordracher Schulwesens erarbeitet und einen Bericht als Jubiläumsgabe überreicht.

#### 05.09.2010 Europäischer Tag der jüdischen Kultur

Die Mitgliedergruppe hat in diesem Jahr mit zwei Führungen in Nordrach am Europäischen Tag der jüdischen Kultur teilgenommen. Die Führung begann



beim ehemaligen Rothschild'schen Lungensanatorium und endete beim jüdischen Friedhof.

#### **21.10.2010 Vortrag von Uwe Schellinger „Geknipste Gewalt“**

Am 22. Oktober 1940 wurden 5600 badische Jüdinnen und Juden festgenommen und in das Internierungslager Gurs in Frankreich deportiert. Uwe Schellinger hat anhand der wenigen Fotos, die es vom Abtransport in den Gemeinden des Ortenaukreises gibt, erläutert, wie es zu den Deportationen gekommen ist und wie sie durchgeführt wurden.

#### **Projekt Höhenhöfe**

Die Erstbesiedelung des Nordrachtsals erfolgte auf den Höhen der Moos bis Schäfersfeld. Die Mitgliedergruppe hat als erste Erhaltungsmaßnahme in mehreren Arbeitseinsätzen in den Ruinen der Hofstellen die Bepflanzung entfernt.

*Herbert Vollmer*

## **Oberharmersbach**

#### **Pfingstmontag**

Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

#### **2. Sonntag im September**

Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

Im Januar ist der 29. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 380 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Die Arbeiten an der Restaurierung des Kreuzweges wurden abgeschlossen. Die neu erstellten Tafeln wurden im Frühjahr 2010 von unserem Mitglied Wolfgang Lehmann angebracht. Am Pfingstmontag wurde der neu gestaltete Kreuzweg mit einer Andacht eröffnet.

Anlässlich des 350-jährigen Jubiläums der Historischen Bürgerwehr waren einige Mitglieder als Helfer im Einsatz.

Von unserem Mitglied und Mühlenwart Alfred Lehmann wurden im historischen Speicher und der Mühle Verbesserungen vorgenommen. Dann hat er auch die Granatschleiferei neu eingerichtet und vervollständigt.

Bei der im Januar 2011 erfolgten Hauptversammlung fanden Neuwahlen statt. Die Position des Geschäftsführers musste neu besetzt werden. Für den ausscheidenden Meinrad Bruder wurde Franz Bleier gewählt. Alle weiteren Vorstandsmitglieder wurden in ihren Ämtern bestätigt.

*Cornelia Lehmann*



## Oberkirch

### Januar

Auf einer Mitgliederversammlung erfolgte der Jahresabschluss und ein Rückblick auf die Veranstaltungen des Jahres 2009. Da Herr Schneider nach 18 Jahren aus persönlichen Gründen das Amt des 1. Vorsitzenden aufgab, wählten die Mitglieder im Beisein unseres Präsidenten Dr. Gall ein neues Vorstandsteam: Bertold Wunderle (1. Vorsitzender), Dr. Irmgard Schwanke (Stellvertreterin), Anita Wiegele (Kassenwartin), Josef Haas (Betreuung technischer Anlagen).

### Februar

Traditionelle Aschermittwochs-Rätselfahrt („Im Mittelpunkt steht ein Fisch“) zur historischen Altstadt und dem Kloster Gengenbach mit anschließendem Beisammensein.

### März

Exkursion zur romanischen Glöcklehof-Kapelle bei Krozingen sowie zur Klosterkirche St. Trudpert im Münstertal.

### April

Exkursion zum Kloster Alpirsbach und Besichtigung Freudenstadts („Schickhardt-Plan“).

### Mai

Übergabe von 18 Reproduktionen Oberkircher Stadtpläne an das Stadtarchiv. Diese Karten sind 1860–62 im Zuge der badischen Landvermessung entstanden. Auf Initiative von Herrn Horst Schneider wurden die Karten, deren Originale sich beim Vermessungsamt Offenburg befinden, eingescannt und in Originalgröße ausgedruckt. Ein Übersichtsplan wurde vergrößert und als Schaubild gerahmt. In einer Feierstunde wurden Herrn OB Matthias Braun diese von der Mitgliedergruppe finanzierten Pläne anlässlich der Eröffnung der neuen Mediathek und des neuen Stadtarchivs übergeben.

Powerpoint-Präsentation: „Historische Gaststätten in und um Oberkirch“. Referenten: B. Wunderle/R. Zillgith.

### Juni

Exkursion zur Altstadt, Kloster und Stiftsbibliothek St. Gallen.

### Juli

Besichtigung der romanischen Abteikirche Ottmarsheim/Elsass. Nachmittags: „Auf den Spuren der Straßburger Fürstbischöfe“ in Ettenheim.

### August

Powerpoint-Vortrag: „Stadtgründungen im Mittelalter am Beispiel der Gründungsgeschichte Freiburg i. Br. und Bau des Freiburger Münsters“, Referent: B. Wunderle.

### September

#### 6-Tagesfahrt nach Mittelfranken (26.9.–1.10.10)

1. Tag: Besichtigungen und Führungen in der Reichsstadt Feuchtwangen sowie der Residenz Ansbach (Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach)
2. Tag: Führung in der Altstadt von Nürnberg, u. a. Besuch des Johannisfriedhofes und der Hesperiden-Gärten
3. Tag: Führung in der Goldschlägerstadt Schwabach mit einer Vorführung (Herstellung von Blattgold); Führung in Amberg, der ehemaligen Residenzstadt der Oberpfalz
4. Tag: Führung in der Burg von Nürnberg, nachmittags Schifffahrt auf dem Großen Brombachsee
5. Tag: Stadtführung Bayreuth mit Festspielhaus Villa Wahnfried; Führung im Alten Schloss – Eremitage.
6. Tag: Führung in der Reichsstadt Dinkelbühl/Rückreise.

### Oktober

Besichtigung der Altstadt und der Humanistenbibliothek im elsässischen Schlettstadt. Nachmittags: „Auf den Spuren der Römer in Riegel“, anschließend Besuch der Dali-Ausstellung.

### November

Besichtigung der Altstadt von Hagenau. Anschließend „Erkundung der Spuren des Hl. Arbogast“ im Heiligen Forst.

Romanische Klosterkirche Surbach. Nachmittags: Besichtigung der ehemaligen Reichsabtei Schwarzach.

### Dezember

Jahresmitgliederversammlung mit Rückblick auf das Jahresprogramm in Bild und Ton.

*Bertold Wunderle*

## Offenburg

Der Historische Verein Offenburg führte im Jahre 2010 folgende Veranstaltungen durch:

### April

Am 29. April 2010 referierte Dr. Felix Wiedemann zum Thema „Helden der Wüste. Arabische Beduinen in Darstellungen westlicher Aussteiger und Abenteurer“. Dr. Wiedemann, Historiker in Berlin, hielt bereits 2009 einen sehr gelungenen Vortrag über den Offenburger „Rassenkundler“ Ludwig Ferdinand Clauß. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit der VHS statt.

### Mai

Am 4. Mai 2010 hielt Herr Hermann Bürkle aus Ortenberg im Saal im Ritterhaus einen Bild-Vortrag über Schloss Ortenberg und die Adelsfamilie von Berckholtz. Herr Bürkle hat sich intensiv mit der aus Riga/Lettland stammenden

den Erbauerfamilie des Ortenberger Schlosses beschäftigt. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Stadtarchiv Offenburg statt.

### September

Am 18. September 2010 konnten die Mitglieder des Vereins mit Frau Cornelia Kalt-Jopen eine interessante Führung über den *Alten Friedhof von Offenburg* unternehmen, die auch ein Gang durch die Offenburger Stadtgeschichte war.

### November

Am 18. November 2010 hielt Herr Dr. Ludger Syré von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe einen auch in der örtlichen Presse gewürdigten Vortrag über den früheren Gauleiter von Baden und Chef der Zivilverwaltung im besetzten Elsass, *Robert Wagner*. Herr Dr. Syré befasste sich in seinem Vortrag vor allem mit der Verantwortung von Robert Wagner bei der Deportation der badischen Juden im Zusammenhang mit der sog. „Wagner-Bürckel-Aktion“ von 1940.

Der Vortrag fand im Rahmen der Ausstellung „*Hinschauen – nicht wegsehen! GURS 1939–1943*“ statt, die das Museum anlässlich des 70. Jahrestages der Deportation der badischen Juden nach Gurs vom 24. Oktober 2010 veranstaltete.

### Dezember

Am 9. Dezember hielt Frau Andrea Kammeier-Nebel im Saal im Ritterhaus im Rahmen einer Veranstaltung des Stadtarchivs Offenburg sowie des Historischen Vereins Offenburg einen Vortrag unter dem Titel *Der Teufel in Offenburg. Die Rolle der Kirche in der Hexenverfolgung in Offenburg 1603*.

Die von Frau Kammeier-Nebel ausgewerteten Ratsprotokolle der Stadt (1602 bis 1605) gaben uns erstmals nach über 400 Jahren einen konkreten Einblick in die Vorgänge während einer der Hochphasen der Verfolgung.

Die neue Quelle zeigte uns deutlicher als zuvor die Haltung des Klerus in der Hexenfrage – eine Haltung, die zwischen dem Ruf nach harter Bestrafung und der Mahnung zu Vorsicht und Milde schwankte.

Jürgen Collmann

## Oppenau

### Januar

Besuch der Ausstellung: „*Königreich der Vandalen*“ im Landesmuseum Karlsruhe

### Februar

Referat von Horst Hoferer: Kleindenkmale im Kirchspiel Oppenau

### März

Halbtagesfahrt nach Loßburg. Dort Besichtigung des ausgezeichneten Heimatmuseums. Danach Führung durch das Brauerei-Museum in Alpirsbach

### April

Halbtagesfahrt zur Kirschblüte ins Markgräfler Land. Besichtigungen in Schliengen, Liel und Niedereggenen. Führung auf Schloss Bürgeln.

### **Mai**

Fahrt nach Rottenburg am Neckar. Führung durch das Römermuseum, Stadtbesichtigung und Führung durch die Wallfahrtskirche Weggental.

### **Juni**

Tagesfahrt nach Hochdorf zum Grab des Keltenfürsten. Führung durch das Museum und die ehemalige Siedlung aus der Hallstattzeit. Am Nachmittag Führung durch die Anlagen des einst bedeutenden Klosters Hirsau.

### **Juli**

Große Führung durch die ehemalige Römerstadt Kaiseraugst bei Basel. Zweites Ziel war die Burg Rötteln bei Lörrach.

### **September**

Tagesfahrt ins Elsass mit Herrn Gras. „Auf den Spuren von Albert Schweitzer“ Besichtigungen in Straßburg, Kaysersberg und Günsbach.

### **Oktober**

Halbtagesfahrt nach Freiburg. Besuch des Münsters, Führung durch das neu eröffnete Augustiner-Museum. Abschluss im Greifenegg-Schlösschen.

### **November**

Vortrag und PowerPoint-Präsentation in der Bimmerle-Halle: „Schwäbische Hinterlassenschaft“. Welche Spuren hat der Landbaumeister Heinrich Schickhardt im Renchtal hinterlassen?

*Rainer Fettig*

## **Renchen**

### **23.01.2010**

Fahrt zu den Ausstellungen „Alexander der Große“ und „Gold der Steppe“ in Mannheim

### **18.02.2010**

Fahrt zur Ausstellung „Das Königreich der Vandalen“ in Karlsruhe

### **10.12.2010**

Fahrt zur Ausstellung „Die Staufer und Italien“

*Doris Schlecht*

## **Rheinau**

### **13.2.2010**

Besuch der Ausstellung „Alexander der Große“ im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim

### **19.2.2010**

Jahresversammlung mit Vorführung eines alten Filmes über das Hanauerland

**25.3.2010**

Vortrag von Helmut Schneider, Kork: „Johann Georg Zuflucht: Tagebuch der Kriegereignisse in den Revolutionskriegen 1796–1797.“

**24.4.2010**

Besuch der Ausstellung „Das Gold der Steppe“ im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim

**6.5.2010**

Vortrag mit Dias von Helmut Schneider, Kork: „Kulturgeschichte der Wirtschaftsschilder“

**2.–5.9.2010**

4-Tagesfahrt nach Dresden und in die Sächsische Schweiz

**9.10.2010**

Tagesfahrt nach Heppenheim und Lorsch

**21.10.2010**

Vortrag von Klaus G. Kaufmann, Haslach: „Scharfrichter und Abdecker – Ein Leben am Rande der Gesellschaft“

**18.11.2010**

Vortrag von Helmut Mink, Rheinau: „Zypern – Insel der Aphrodite“

**27.11.2010**

Besuch der Ausstellung „Die Stauer und Italien“ im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim.

*Renate Demuth*

**Schiltach**

Obwohl das Jahr 2010 hauptsächlich im Zeichen der 200-jährigen Zugehörigkeit unserer Stadt zum Land Baden stand, ergab sich eine ganze Reihe weiterer Aktivitäten, sodass unsere Mitgliedergruppe wieder auf einen reichlich gefüllten Terminkalender zurückblicken kann.

Im vergangenen Jahr konnten wir drei Vortragsveranstaltungen anbieten, alle wieder mit der VHS als bewährtem und verlässlichem Mitveranstalter. Den Reigen eröffnete im Februar ein Vortrag zur „Flößerei im obersten Kinzigtal“. Karl-Martin Hummel, ehemals Stadtarchivar in Alpirsbach, richtete den Blick kinzigaufwärts ins Gebiet des ehemaligen Klosteramtes Alpirsbach. Seine detaillierten Ausführungen charakterisierten die einstigen Bewohner dieser Landschaft, gaben Aufschluss über die Historie der lokalen Flößerei und ihre mannigfachen Schwierigkeiten und ließen markante Persönlichkeiten aus den Reihen der Waldbauern, Schiffer und Flößer nochmals aufleben.

Noch im selben Monat begannen Mitglieder des Initiativkreises mit fachkundiger Unterstützung durch das Schiltacher Stadtarchiv über einen Zeitraum von mehreren Monaten mit der Erarbeitung der Konzeption für eine Ausstellung, die dem Stadtfest im Zeichen von „Schiltach – 200 Jahre bei Baden“ die notwendigen historischen Hintergründe liefern wollte.

Angeregt durch geschichtliche Verknüpfungen nahmen Heimatfreunde aus Dietingen-Irslingen (bei Rottweil) Kontakt mit den Schiltacher Historikern auf. Das Irslingen und Schiltach gemeinsame Wappen, ererbt von den Herzögen von Urslingen, war im April ein guter Grund für ein Treffen. Hoch über dem Tal der Schlichem, inmitten der Ruine Irslingen, gab Dr. Hans Harter, bestens mit dem hochmittelalterlichen Geschlecht der Urslinger vertraut, einen fundierten Überblick über Entwicklung und Niedergang dieser Adelsfamilie über mehrere Generationen hinweg.

Mit einem Vortrag von Dr. Hans Harter Anfang Juni stimmten wir thematisch auf das bevorstehende Stadtfest ein. Der Referent stellte den zahlreichen Zuhörern zunächst die politische Situation um das Jahr 1800 vor und erörterte die Hintergründe, warum Württemberg quasi als „Lastenausgleich“ schließlich 45 000 „Seelen“ an Baden abzugeben hatte.

Der „Pariser Vertrag vom 2. Oktober 1810“ regelte die vereinbarten Grenzbereinigungen im Detail. Der weitaus größte Teil des altwürttembergischen Oberamts Hornberg und damit auch – wie dem Vertragstext zu entnehmen – „die Stadt Schiltach und Lehengericht Schiltach“ wurden per Federstrich an das Großherzogtum Baden abgetreten. Über Nacht fanden sich das Städtchen und seine Einwohnerschaft in einem anderen, selbst noch fragilen und im Aufbau befindlichen Staat.

Anlässlich des Stadtfests am 12. und 13. Juni konnte dann im Rathausfoyer eine breitgefächerte Ausstellung eröffnet werden. Zum einen zeigten über 50 vergrößerte Postkartenmotive aus der Zeit von 1880 bis 1935 Momentaufnahmen aus dem Städtle und aus Lehengericht. Besonders markante Veränderungen wurden durch neueste Fotografien dokumentiert. Die Ansiedlung und Ausdehnung von Industrie und Gewerbe sowie intensive Wohnbebauung veränderten den Charakter der Gemarkung im Laufe von hundertdreißig Jahren nachhaltig.

Ein weiterer Teil der Ausstellung befasste sich mit dem Werden und Wachsen des Großherzogtums Baden seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Aufschlussreiches Kartenmaterial spannte einen Bogen von der kleinstaatlichen Zersplitterung Deutschlands über die Schaffung der Mittelstaaten Baden und Württemberg bis zur Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg mit den Gebietsreformen der 1970er Jahre.





Parallel dazu konnte der Besucher die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Schiltach und Lehengericht verfolgen, wozu eine Vielzahl weithin unbekannter Dokumente aufgeboten wurde. Die Loslösung des Lehengerichts, der verheerende Brand im Vorstädtle, die Folgen der niedergeschlagenen Revolution am Beispiel des ehemaligen Bürgermeisters Isaak Trautwein, der Niedergang der Flößerei und die Anfänge der Schiltacher Industrie bis hin zur (Wieder-)Eingemeindung des Lehengerichts und zur Kreisreform waren die Schwerpunkte.

Zur Förderung von Austausch und Kontaktpflege luden wir im Juli die Vereinsmitglieder erstmals zu einem „Historischen Stammtisch“ ein. Einige interessante Themen konnten angesprochen und vertieft werden, und es war einhelliger Wunsch, diese Art zwangloser Treffen fortzusetzen.

Im August beteiligten wir uns wieder am Sommerferienprogramm der Stadt Schiltach. Unter dem Motto „Schiltach – Burg und Stadt“ studierte man gemeinsam im „Museum am Markt“ die ehemalige Burg am Modell und erkundete schließlich die Reste der Ruine auf dem Schlossberg.

Gemeinsam mit dem Museums- und Geschichtsverein Schramberg befassten wir uns im September anlässlich des „Tag des Denkmals 2010“ mit der Geschichte der ehemaligen Bahnlinie Schiltach–Schramberg. Eine Wanderung auf der einstigen Bahntrasse, ergänzt durch fachkundige Informationen an Start- und Zielpunkt sowie spezielle Erläuterungen auf der Strecke machten den Tag für die rund 30 Teilnehmer zu einem besonderen Erlebnis. Peter Rotenburger gab zunächst Erläuterungen zum Bahnstandort Schiltach, Dr. Hans Harter berichtete über unzählige Stolpersteine, die vor dem Bau der Stichbahn auszuräumen waren, und der Schramberger Stadtarchivar Carsten Kohlmann ließ nochmals die goldenen Jahre des Bahnbetriebs in Schramberg Revue passieren.

Anfang Oktober luden wir zu einem Vortrag mit Natur- und Landschaftsführer Klaus Grimm ein, der den Zuhörern „Heinrich Hansjakob und das Obere Kinzigtal“ näherbrachte. Seine Ausführungen umfassten zum einen den

*Erläuterungen zum Bahnstandort Schiltach gab's am ehemaligen Tiefbrunnen; im Hintergrund das Stellwerk*

Werdegang und die beruflichen Stationen des berühmten Haslachers, zum anderen beleuchtete er dessen Rolle als Theologe und Pfarrer, Erzähler, Historiker und Politiker – und nicht zuletzt als Mensch, der manchen Konflikt mit der Obrigkeit ausfocht. Hansjakobs schriftstellerisches Vermächtnis erlaubt uns heute einen Blick zurück in eine untergegangene Welt: In den Schwarzwald des 19. Jahrhunderts mit seinen Bauern, Waldarbeitern, Bergleuten und Tagelöhnern. Eine Exkursion nach St. Roman vertiefte die im Vortrag gewonnenen Eindrücke.

Auf vielfachen Wunsch konnten wir unsere über das Stadtfest gezeigte Ausstellung anlässlich des „Bauernmarktes“ Mitte Oktober nochmals der Öffentlichkeit zugänglich machen. Wieder freuten wir uns über viele einheimische wie auswärtige Besucher, wobei sich manches interessante und fachkundige Gespräch entwickelte.

Im Rahmen des „Schiltacher Advents“ würdigte die Stadtverwaltung die Herausgabe des sechsten Bandes der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“. Das Büchlein „Schiltach – Lieder und Gedichte“ vereinigt Werke aus oder über Schiltach aus sechs Jahrhunderten. Dr. Hans Harter und Rolf Rombach, die die Texte zusammentrugen und den Band konzipierten, lasen unterstützt von Hardy Faisst einfühlsam vergessene oder kaum bekannte Lyrik und Prosa, und die „Alte Eintracht“ des Männergesangsvereins intonierte vortrefflich alte Schiltacher Lieder.

Durchs gesamte vergangene Jahr 2010 begleiteten uns Besprechungen und intensive Beratungen zur Neugestaltung des „Museums am Markt“, an denen unter Leitung des Kulturwissenschaftlers Frank Lang Mitglieder des Initiativkreises maßgeblich beteiligt waren. Noch im Spätherbst wurden das erarbeitete Museumskonzept verabschiedet und die Umgestaltung in die Wege geleitet.

Außerörtlich nahmen wir im März an der Frühjahrstagung in Kehl-Kork und im Oktober an der Hauptversammlung und den Feierlichkeiten zum 100-jährigen Bestehen des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg teil. Bestandteil der Festschrift zum runden Geburtstag des Jubilars war auch ein Beitrag über die Mitgliedergruppe Schiltach, eine Chronik, die die Entwicklung des örtlichen Vereins aufzeigt und an die bedeutenden Heimatforscher unserer Region und ihre bemerkenswerten Arbeiten erinnert.

Die Jubiläen der Mitgliedergruppen Gengenbach und Zell a. H., die Feierstunden zum 75-jährigen Bestehen des Schramberger Stadtarchivs und der 200-jährigen Zugehörigkeit Hornbergs zu Baden sowie die Jahrestagung der Fachgruppe „Museen“ in Durbach waren weitere Gelegenheiten, sich zu informieren, Anregungen aufzunehmen und Kontakte zu pflegen. Sechs Zusammenkünfte des Initiativkreises rundeten ein arbeits- und ereignisreiches Jahr ab.

In der lokalen Presse informierten wir mehrfach zu geschichtlichen Zusammenhängen und Ereignissen. Zum Jahresende 2010 zählte unsere Mitgliedergruppe 52 Mitglieder, 43 davon stammen aus Schiltach und sechs aus Schenkzell. Unsere neugestaltete Homepage [www.geschichte-schiltach.de](http://www.geschichte-schiltach.de) informiert aktuell über Veranstaltungen und ermöglicht Einblicke in die Schiltacher Geschichte. Lassen Sie sich hierzu herzlich einladen.

*Reinhard Mahn*



## Schutterwald

Am 22. Februar 2010 hielt Herr Dr. Jürgen Collmann im Martinskeller einen Vortrag über die Novemberpogrome 1938 in Offenburg und zeigte an Hand eines Filmes über die Pogrome in Emmendingen, wie man im Dritten Reich mit den Juden umgegangen ist. Weiterhin gab er einen Einblick in die Gerichtsakten über die Prozesse nach dem Krieg, in denen die Verantwortlichen für die schrecklichen Taten mehr oder weniger hart bestraft wurden.

Vom 13. bis 17. Juni 2010 fand unsere jährliche Studienfahrt statt. Diesmal ging es in den hohen Norden, und zwar nach Nordfriesland. Unser Hotel befand sich in Husum, der „grauen Stadt am Meer“, die uns jedoch mit ihren hübschen alten Häusern gar nicht so grau erschien. Wir besuchten die bekannten Seebäder St. Peter-Ording und Büsum. Die Insel Sylt mit Westerland durfte natürlich auch nicht fehlen.

Wir ließen uns die Marsch- und Geestlandschaften erklären sowie den jahrhundertalten Deichbau, der immer wieder verbessert werden musste und der nach wie vor die Menschen an der Küste vor den großen Sturmfluten der Nordsee schützen muss. Wir ließen uns die Legende von der untergegangenen reichen Stadt Rungholt erzählen. Man ist sich heute ziemlich sicher, deren Überreste gefunden zu haben. Überhaupt sind ganze Landstriche verschwunden, dafür hat man an anderer Stelle wieder neues Land gewonnen. Natürlich haben wir auch an einer Wattwanderung teilgenommen, die sehr amüsant, aber auch sehr lehrreich war.

Wir erfuhren, dass in früherer Zeit Holländer in Friedrichstadt angesiedelt wurden, was man heute noch an der Architektur und den kleinen Kanälen in der Stadt erkennen kann. Interessant war auch die Besichtigung der bekannten Seehundaufzuchtstation Friedrichskoog, des Eidersperrwerkes und des Nord-Ostsee-Kanals bei Brunsbüttel. Der hohe Norden ist – auch historisch gesehen – auf jeden Fall eine Reise wert.

Unsere Herbstfahrt am 03. Oktober 2010 führte uns in diesem Jahr zur Festung Mutzig im Elsass. Hier hatten wir eine lehrreiche und sehr ausführliche Führung.

Aber wir besuchten auch die schöne Kirche in Rosheim und den mystischen und heiligen Berg St. Odile, wo wir bei wunderschönem Wetter die herrliche Aussicht genießen konnten.

Am 15. November 2010 schließlich fand unsere Jahresmitgliederversammlung statt, die wieder zahlreich besucht war. Leider trat unser Vorsitzender Konrad Oßwald aus Altersgründen von seinem Amt zurück, aber wir haben in Clemens Herrmann einen würdigen Nachfolger gefunden.

Zu erwähnen ist noch, dass auf Anregung unseres Vereines hin in diesem Jahr die Gedenktafel der gefallenen Vereinsmitglieder des Turn- und Sportvereines Schutterwald wieder in einen gut leserlichen Zustand gebracht wurde.

Zur Zeit bemühen wir uns, das Kleindenkmal der Pauline Studer aus Langhurst im Offenburger Wald, die dort am 15. Januar 1880 im Alter von 19 Jahren verunglückt ist, zu renovieren. Danken möchten wir an dieser Stelle der Gemeinde Schutterwald für ihre Unterstützung bei der Erhaltung der Kleindenkmale.

*Elke Semmler*

### Steinach

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag. Ab Treffpunkt Adlerplatz in Steinach fuhren die Teilnehmer nach Haslach-Bollenbach. Von dort führte die Wanderung nach Haslach-Schnellingen, weiter zum „Silbersee“ und auf dem Panoramaweg zum Aussichtspunkt oberhalb des Schnellingener Wasserreservoirs, weiter Richtung Herrenberg, mit einer herrlichen Aussicht auf Haslach und Umgebung, bis dann die Wanderer nach einer kürzeren Wegstrecke die Gemsbühlhütte erreichten. Hier wurde eine kurze Rast eingelegt, um den beeindruckenden Blick talaufwärts Richtung Fischerbach und Hausach zu genießen. Danach führte die Route abwärts zur Kreisstraße und über den Kinzigdamm zum Ausgangspunkt nach Bollenbach. Während dieser Wanderung erfuhren die Teilnehmer viel Wissenswertes und Interessantes über die Geschichte von Bollenbach, Schnellingen, Haslach und Fischerbach sowie über die Burg und den Bergbau in Schnellingen. Nach einer gemeinsamen Einkehr in Bollenbach waren sich alle einig, diese beliebte historische Wanderung auch künftig durchzuführen, wozu die alljährlich erfreulich große Schar interessierter Teilnehmer allen Anlass gibt.

Teilnahme an der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. in Offenburg. Teilnahme an weiteren Tagungen sowie sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen. Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Diverse Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach: Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate; Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema „Kinderträume von einst: Alte Spielsachen“, eine sehenswerte und bei den Besuchern mit Interesse angenommene Ausstellung; Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie alten Adventskalendern; Museumsdienst Sonntag, Mittwoch, Freitag, Sonderführungen.

Brauchtum: Planung, Vorbereitung und Durchführung von „Die Drei Weisen mit König Herodes“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar; Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“, einem alten christlichen Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach; „Klausenbigger“ – Umgang (altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach) vom 3. bis 5. Dezember mit zwei Gruppen.

*Bernd Obert*

## Wolfach

Eine weitreichende Zusammenarbeit vereinbarten die Ortsgruppe des Historischen Vereins Wolfach/Oberwolfach und der 2008 gegründete Verein Kultur im Schloss Wolfach anlässlich der Mitgliederversammlung am 12. März 2010 im Gasthaus Kreuz in Wolfach. Verbindendes Glied ist der 29-jährige Christian Oberfell, der seit 2010 den Vorsitz in beiden Vereinen innehat. Ihm steht weiterhin Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle als 2. Vorsitzender zur Seite.

Kultur im Schloss ist der jüngste Verein in Wolfach und entstand im Zuge der Sanierung des städtischen Heimatmuseums, die bis heute andauert. Schwerpunkt des Vereins ist die Organisation von Veranstaltungen wie Konzerten und Ausstellungen. Bei letzteren will sich Kultur im Schloss künftig mehr auf die kreativ-gestalterische Seite konzentrieren, während der Historische Verein die Ausstellungsinhalte erarbeiten soll. – Eine schwierige Aufgabe, denn noch fehlen der Ortsgruppe dafür die Möglichkeiten. Ein Anfang soll mit der Einrichtung einer Geschichtswerkstatt zum Thema „Schule in Wolfach und Oberwolfach“ gemacht werden.

Wie in den vergangenen Jahren bildeten auch 2010 Ausflüge und Exkursionen einen Schwerpunkt der Vereinsarbeit. So stand am 20. März eine Wanderung auf dem archäologischen Rundwanderweg bei Savern auf dem Programm. Auf die Spuren der Fürsten zu Fürstenberg begab man sich am 25. April bei einer Exkursion nach Schloss Heiligenberg, Salem und Meersburg. Am 9. Mai fuhren die Mitglieder wieder Richtung Bodensee, diesmal, um an einer Stadtführung in Konstanz teilzunehmen. Ein Erlebnis besonderer Art war die Teilnahme am Römerfest bei Hechingen am 14. Juli, ebenso wie bei der Lichterstube im Vogtsbauernhof am 30. Oktober. Bevor die Mitglieder das Vereinsjahr am 11. Dezember mit einer Nachtführung bei duftendem Glühwein durch Kloster Alpirsbach ausklingen ließen, besuchten sie am 27. November die Ausstellung „Jungsteinzeit im Umbruch“ im Landesmuseum in Karlsruhe.

Einen Höhepunkt des Jahres bildete sicher auch die Ausstellung „Ein Stück gute alte Zeit“ über den Glasmaler Georg Straub, die vom 8. August bis 2. Oktober im Museum Schloss Wolfach stattfand und von zahlreichen Veranstaltungen begleitet wurde. Beim Eröffnungshock am 8. August im Schlosshof gab sich unter anderem der badische Mundartkünstler „De Hämme“ die Ehre und sorgte für ein ausverkauftes Haus. Nicht minder spannend war die von Ernst Bächle und Kurt Ratzinger organisierte Ausstellung zur Geschichte des Ortsteils Wolfach-Kirnbach, die ab dem 6. Juni in der Gemeindehalle Kirnbach zu sehen war.

Zu beiden Ausstellungen erschienen Begleithefte. Ebenso war unter der bewährten Regie von Rolf Pfefferle eine weitere Ausgabe des „Bulletin“ entstanden, die Zeitschrift der Ortsgruppe, die besonders ortsgeschichtliche Themen aufgreift. Für das „Landesschau Mobil“ vom 25. Oktober durfte Christian Oberfell den SWR-Redakteur Thomas Klinghammer durch Wolfach führen und ihm die Geschichte der Stadt erläutern.

2011 haben sich die Mitglieder wieder einiges vorgenommen. Unter anderem wird vom 15. Juli bis 28. August der von Heinrich Hansjakob beschriebene „Theodor der Seifensieder“ mit einer von Edgar Baur initiierten Ausstellung geehrt. Am 8. Oktober 2011 startet man mit „Weisch noch?“ ein kleines Experiment: Eine anfangs fast leere Ausstellung soll von den Besuchern selbst mit persönlichen Gegenständen wie Bildern oder anderen Erinnerungsstücken gefüllt werden. Im Mittelpunkt stehen dabei die Diskussion und der Spaß an der Vergangenheit.

*Christian Oberfell*

## Yburg

### 30. April

Führung für die Sondergruppe „Westwallbunker“ im Neuweierer Stollen durch Konrad Velten.

### 20. Mai

Mitglieder-Jahreshauptversammlung im Gasthaus Bacchus in Steinbach. Erika Weisser, Monika Withum, Klaus Blödt-Werner und Helmut Piegsa wurden für 25 Jahre Mitgliedschaft in der Mitgliedergruppe Yburg geehrt. Ein besonderer Dank galt Konrad Velten, der neben seiner Tätigkeit als Kassensführer und 2. Museumsleiter im Jahr 2009 sehr viele Führungen – sowohl für Kinder als auch für Erwachsene – durchführte. Im Anschluss hielt das Vorstandsmitglied Albert Fritz einen Vortrag zum Thema „Die Geschichte der Wasserversorgung im Rebland“.

### 28. Mai

Eröffnung der Sonderausstellung „150 Jahre Gesangverein Erwin“

Der Gesangsverein Erwin, gegründet im Jahr 1860, ist der älteste aktive Verein des Reblandes. In Zusammenarbeit mit Johanna Kugel, der stellvertretenden Vereinsvorsitzenden des GV Erwin, entstand eine Ausstellung mit Erinnerungsstücken aus der Vereinsgeschichte, wie alten Dokumenten, Noten, Bildern, Festschriften, Fahnen und Schärpen. Das wohl älteste Ausstellungsstück war ein handgeschriebenes Liederbuch aus dem Jahre 1810, das zeigt, dass sich bereits vor der Gründung des Vereins zahlreiche Männer regelmäßig zum Singen getroffen haben.

### 19. Juni

Ein von Konrad Velten organisierter Ausflug führte etwa 20 Teilnehmer nach Straßburg. Nach einem Mittagessen in einem typisch elsässischen Restaurant ging es zu einer Führung ins Straßburger Münster. Eine Bootsfahrt auf der Ill durch die Altstadt rundete den Tag ab.

### 11. September

Führung im Neuweierer Stollen durch Herrn Heilig und Herrn Eck, Organisation Konrad Velten.



*Straßburger Münster*

**10. Dezember**

Konrad Velten führte eine Gruppe der Firma LUK durch das Steinbacher Städtl.

**Reblandmuseum**

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats von 15 bis 17 Uhr geöffnet. Ebenso an folgenden Tagen:

**29. Januar:** Führung einer Ateliergruppe „Steinbach – unser Ort hat eine Vergangenheit“ (15 Kinder, 3. Klasse, GHWRS Steinbach) durch Konrad Velten.

**26. März:** Führung der Ateliergruppe „Steinbach – unser Ort hat eine Vergangenheit“ (15 Kinder, 2. und 3. Klasse, GHWRS Steinbach) durch Konrad Velten.

**4.–6. Juni:** An den „Mittelalterlichen Winzertagen“ besuchten rund 600 Besucher das Reblandmuseum.

**5. Juli:** Führung der Klasse 4 der Grundschule Neuweier durch Konrad Velten.

**31. Juli:** Führung der Bürgervereinigung Mittelstadt Baden-Baden e.V. durch Karl Schwab.

**6. August:** Führung von Herrn Roland Huck als Grundlage für einen Bericht im ABB durch Konrad Velten.

**11. Oktober:** Führung von Frau Doris Steffens als Grundlage für einen Bericht im Badischen Tagblatt durch Konrad Velten.

**19. November:** Führung durch Konrad Velten für die Baugenossenschaft Baden-Baden.

**7. Dezember:** Der Heimatverein Neuweier wurde von Konrad Velten durch das Museum geführt.

Das ganze Jahr über wurden im und um das Reblandmuseum Reparaturen, Reinigungs- und Aufräumarbeiten durchgeführt.

So wurde ein Raum für Sonderausstellungen von Konrad Velten und Oskar Brommer renoviert. Wolfgang Riekenberg und Konrad Velten statteten den Raum dann mit Wandschienen aus und bauten neue Vitrinen auf. Konrad Velten begann mit der Entrümpelung des Dachgeschosses und Karl Schwab räumte den „Rossstall“ auf, um Platz für neue Exponate zu schaffen. Reinigungsarbeiten wurden von Tirza Velten, Erika Weisser und Kirsten Magnus dos Reis durchgeführt.

An jedem zweiten Dienstag des Monats fand der von Tirza und Konrad Velten organisierte und gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt

**Historische Forschungen**

Willi Daferner transkribierte in Kooperation mit der Stadtarchivarin von Baden-Baden, Dagmar Rumpf, die Malefizprotokolle des Amtes Steinbach von 1628 bis 1630 und übersetzte sie in modernes Hochdeutsch. Es waren 32 Protokolle (285 Seiten) aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe (61/Protokolle, 61/12641). Nach Erstellung der Indices für Namen, Orte und Gewanne und einem Vorwort wird die Veröffentlichung angestrebt.

*Heike Schnitzer*

## Berichte der Fachgruppen

### Fachgruppe „Archive“



Die Fachgruppe „Archive“ hat auch 2010 ihre beiden halbjährlichen Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Am 20. April 2010 traf sich die Fachgruppe zu ihrer Frühjahrssitzung. Dabei stand der Besuch des neu eröffneten Stadtarchivs Oberkirch auf dem Programm, das sich im Keller der neuen Mediathek befindet. Stadtarchivarin Irmgard Schwanke führte uns durch ihre Räume und erläuterte ihre Arbeit. Zahlreiche Teilnehmer nutzten die Gelegenheit, sich über den jüngsten Archivbau im Ortenaukreis zu informieren. Anschließend trafen wir uns zum weiteren Erfahrungsaustausch und sprachen beispielsweise über Notfallmaßnahmen, Archivnutzung oder die Einbindung von Schülern.

Zur Herbstsitzung traf sich die Fachgruppe am 19. Oktober 2010 im Rathaus Zell-Weierbach. Der Abend stand unter dem Hauptthema „Nutzung und Veröffentlichung von Archivgut“. Es ging dabei um die rechtlichen Bestimmungen, die man bei der Nutzung und Präsentation des historischen Quellmaterials beachten sollte. Viele Archivverwalter und Heimatforscher sind da oft unsicher. Der erfahrene Rechtsanwalt Dirk Knop referierte dabei über Datenschutz und Urheberrecht und konnte anschließend viele Fragen beantworten. Die Sitzung dürfte sicher wieder für die meisten ehrenamtlichen Archivpfleger und Heimatforscher eine Bereicherung gewesen sein.

Der von vielen Fachgruppen-Mitgliedern geäußerte Wunsch nach Erhaltung des Henco-Mühlenwerkes aus Offenburg konnte inzwischen mit der provisorischen Einlagerung vorerst Rechnung getragen werden.

*Dr. Cornelius Gorka*

### Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte

Das Jahrestreffen 2010 der Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte fand am Donnerstag, den 29. April 2010 im Rahmen einer Führung durch Münsterbauhütte/Fondation de l'Œuvre Notre-Dame in Straßburg statt.

Die hochinteressante Führung durch die Werkstätten mit der Kunsthistorikerin der Münsterbauhütte, Frau Sabine Bengel, machte die Teilnehmer intensiv mit der Geschichte des Straßburger Münsters, seiner Erhaltungsproblematik sowie mit den verschiedenen in der Münsterbauhütte ausgeübten Handwerkskünsten vertraut.

Im Anschluss an die Führung durch die Bauhütte konnten die Teilnehmer noch das Frauenwerkmuseum (Musée de l'Œuvre Notre-Dame) besichtigen. Das Musée de l'Œuvre Notre-Dame (auf deutsch „Frauenwerkmuseum“) ist das Museum der Bauhütte des Straßburger Münsters und allgemein das Museum für Kunst und Kunstgewerbe im rheinischen Raum vom Mittelalter bis 1681 der Stadt Straßburg. Das Museum ist berühmt für seine reichen Bestände an Original-Skulpturen, -Glasfenstern, -Architekturfragmenten und -Bauplänen des Münsters.

Für 2011 ist ein Treffen am 22. März 2011 in Achern in der Illenau vorgesehen, um dort eines der größten Projekte der Denkmalpflege in Südbaden zu besichtigen.

Vorgesehen ist, dass Herr Heinrich Genter von der Unteren Denkmalschutzbehörde und Herr Andreas Basler vom Hochbauamt der Stadt Achern

uns durch das historische Ensemble führen und uns insbesondere die Umbau- und Restaurierungsprojekte der Stadt Achern, wie Technisches Rathaus und Kulturforum erläutern. Der Rundgang durch das Areal zeigt uns aber auch die schon sanierten und zu Wohnungen und Büros umgebauten ehemaligen Anstaltsgebäude.

*Heinrich Meyer*

## Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Das 100-jährige Bestehen des Historischen Vereins für Mittelbaden und die dafür geplante Festschrift veranlassten den Fachgruppenleiter zu einem Rückblick auf die Arbeit in den letzten 20 Jahren der Fachgruppe Flurnamen und Mundart (siehe Beiträge des Fachgruppenleiters).

Am 2. Dezember 2010 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag in Kehl auf Einladung des Vorsitzenden Herrn Müller-Russell zum Thema „Die Fluss-, Orts- und Flurnamen am badischen Oberrhein“. Der mit einer digitalen Präsentation unterlegte Vortrag wollte am Beispiel ausgewählter Toponyme die unterschiedlichen Siedlungsschichten am badischen Oberrhein von den Kelten bis in die frühe Neuzeit beleuchten. Einen Schwerpunkt legte der Referent auf den Erkenntniswert von Flurnamenuntersuchungen für die Landschafts- und Kulturgeschichte. So konnte am Beispiel der sogenannten *(h)lar*-Namen ein möglicher besiedlungsgeschichtlicher Zusammenhang zwischen dem Hanauerland und der Region Flandern in den Niederlanden aufgezeigt werden. In diesem Zusammenhang leistete der umfangreiche Aufsatz von Fritz Langenbeck<sup>1</sup> zu den TUNG- und HURST-Namen im Oberrheintal einen wichtigen Beitrag, vertritt dieser doch die These, dass die genannten Namensgruppen ihren Ursprung in Flandern hätten und durch Siedler ins Oberrheintal gebracht worden wären.

Aus den Flurnamenbüchern des Hanauerlandes wurde eine kleine Sammlung der mundartlichen Reliktwörter zusammengestellt. Da für das badische Hanauerland eine umfangreiche Untersuchung der Mundarten von Renate Schrambke<sup>2</sup> vorliegt, sollen die Reliktwörter auf der Grundlage der Lautlehre betrachtet und eingeordnet werden.

### Erschienene Beiträge des Fachgruppenleiters

**Ewald Hall:** Fachgruppe Flurnamen und Mundart. In: Festschrift. 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e.V. 1910–2010. Offenburg/Baden. Ettlingen 2010, S. 318–337.

**Ewald Hall:** Die Landschaft der Baar aus namenkundlicher Sicht. Gesicherter Bestand und neue Forschungsansätze. In: Die Baar als Königslandschaft. Tagung des Alemannischen Instituts vom 6.–8. März 2008 in Donaueschingen. Hrsg. v. Volkhard Huth und R. Johanna Regnath. (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 77) Ostfildern 2010, S. 109–126.

**Ewald M. Hall:** Die *(h)lar*-Namen im badischen Hanauerland. In: Albrecht Greule und Stefan Hackl (Hg.), Der Südwesten im Spiegel der Namen. Gedenkschrift für Lutz Reichardt. Stuttgart 2011, S. 83–90.

*Ewald Hall*

### Anmerkungen

- 1 Fritz Langenbeck: Die TUNG- und HURST-Namen im Oberrheintal. In: Alemannisches Jahrbuch 1958, 51–108
- 2 Renate Schrambke: Die sprachliche Stufenlandschaft am mittelbadischen Oberrhein. Bd. 1.2. (Diss.). Freiburg im Breisgau 1981

### Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte

Am 13.3.2010 konnte der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim eine umfangreiche Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur der Ortenauer Landjuden auf den Emporen des Synagogengebäudes einweihen. Diese Dokumentation konnte nur mit Hilfe von Mitgliedern und Mitgliedergruppen des Historischen Vereins verwirklicht werden, insbesondere bei der Recherche und Materialsuche und bei der Bereitstellung von Fotos und Objekten. Diese fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Historischem Verein und dem Förderverein verdeutlicht die Notwendigkeit einer Vernetzung im Bereich der Regionalgeschichte und des „Sammelns und Bewahrens“ für die Geschichte der Ortenauer Juden. Deshalb beschäftigt sich die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ vor allem mit dem „Sammeln und Bewahren“ als Grundlage der Präsentation jüdischer Regionalgeschichte. Ein Veranstaltungsreigen, der je zwei Veranstaltungen in 2010 und 2011 umfasst, widmet sich vor allem der Bedeutung von Nachlässen früherer jüdischer Ortenauer. In den letzten Jahren sind mehrere Nachlässe Ortenauer Juden in den Archiven deponiert worden. Auf diese Weise werden diese Dokumente der Forschung zugänglich gemacht, ansonsten ist zu befürchten, dass mit dem Tod der letzten Überlebenden deren Papiere und Unterlagen verloren gehen.

Am 15. Juli 2010 präsentierte der Leiter des Kreisarchivs Dr. Gorka der Fachgruppe Dokumente und Objekte aus dem Besitz von Dr. Kurt Maier, die dieser 2008 dort hinterlegt hat. Etliche weitere Dokumente und Objekte von Dr. Maier befinden sich derzeit in privaten Händen und sind somit der Forschung entzogen. Das Beispiel von Dr. Maier macht die Notwendigkeit einer öffentlich zugänglichen Deponierung deutlich. Am 4. November 2010 stand die museale Präsentation jüdischer Geschichte in der Ortenau im Mittelpunkt des Fachgruppentreffens. Dazu verlegte die Fachgruppe ihr Treffen in die Ehemalige Synagoge Kippenheim, wo sie Jürgen Stude durch die neue Dauerausstellung zur Geschichte der Ortenauer Landjuden führte. Der Veranstaltungsreigen wird fortgesetzt mit einem Besuch des Museums im Ritterhaus, wo Frau Anne Jung und Dr. Wolfgang Gall die neue Konzeption des Museums vorstellen werden, die die Geschichte der Offenburger Juden als Teil der Stadtgeschichte versteht. Außerdem steht auf der Agenda der Fachgruppe 2011 der Besuch der Offenburger Gedenkstätte im Salmen, die dem Schicksal der Offenburger Juden in der Nazizeit gewidmet ist.

*Jürgen Stude*

### Fachgruppe Kleindenkmale

Aktivitäten, die sich des Erhalts unserer Kleindenkmale annehmen, haben auch im Jahr 2010 nicht nachgelassen. In vielen Orten werden konservatorische Arbeiten und ggf. Restaurierungen bei Kleindenkmalen durchgeführt. Über viel Bemerkenswertes, die die Kleindenkmallandschaft gerade in Oberharmersbach bietet, hat der Verfasser in der dortigen MV berichtet. Maßnahmen, die in Oberharmersbach zur Restaurierung einer Kleinkapelle führen sollen, sind angelaufen. Auch in der Mitgliedergruppe Nordrach wurden die dortigen Kleindenkmale und ihre Besonderheiten dargestellt.

„Werte bewahren Kleindenkmale in Oberkirch“ lautet der Titel der Schrift, die über 400 Kleindenkmale der Stadt Oberkirch mit ihren Ortsteilen vorstellt. Bei der Dokumentation und der Arbeit für das Buch haben etwa dreißig ehrenamtlich Tätige mitgewirkt. Zudem ist unabhängig davon noch eine kleine Schrift von Helga M. Fischer über die Kleindenkmale in Tiergarten entstanden.



Die Erfassung der Grabdenkmale auf den derzeit genutzten Friedhöfen ist angelaufen. Die zunächst fotografische Erfassung wird sich nicht nur auf die „historischen“ Grabdenkmale, sondern auch auf die heutigen Zeitzeugen erstrecken. Der „Förderkreis Historischer Waldbachfriedhof Offenburg“ trägt dazu bei, dass hier Grabdenkmale nach Einzelprüfung als Kulturdenkmale ausgewiesen werden. Solch ein Vorgehen kann als exemplarisch gelten und auch für eine Anzahl unserer Friedhöfe angewendet werden. *G. Kreuz*

## Fachgruppe Museen

Die Fachgruppe Museen hat sich, nachdem eine Frühjahrstagung nicht stattfinden können, im Jahr 2010 nur einmal zur Herbstexkursion getroffen. Nachdem das letzte Treffen nach Oberwolfach und Gutach geführt hatte, ging es wieder in den Norden der Ortenau. Dank einer erfreulichen Kooperationsbereitschaft der Fachkollegen in Durbach konnten gleich zwei museale Einrichtungen besucht werden. Im Wein- und Heimatmuseum Durbach wurden 19 Teilnehmer von Museumsleiter Josef Werner sehr herzlich begrüßt und bei einer begeisternden Führung durch die Dauerausstellung sowie die Sonderausstellung „Hinter Schloss und Riegel“ geführt. Der ehrenamtliche Kreis um Josef Werner hat inmitten des malerischen Ortes Durbach mit enormem ehrenamtlichem Engagement in den letzten Jahren ein museales Kleinod geschaffen, das mit Sonderausstellungen und einem jährlich stattfindenden großen Museumsfest auch ein ehrgeiziges Begleitprogramm bewältigt.

Der besondere Dank der Fachgruppe gilt neben der fachmännischen Führung auch der überaus freundlichen Bewirtung im Museumskeller, wo es zu Brezeln den hervorragenden Hauswein zu probieren gab. Beim fachlichen Austausch, der aufgrund des dicht gedrängten Programms dieses Mal ein wenig zu kurz ausfiel, referierte aus aktuellem Anlass der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Herr Dr. Wolfgang M. Gall, über den augenblicklichen Stand der Entwicklung der Henko-Mühle in Offenburg.

Über ein völlig neuartiges, in der Ortenau einmaliges Gesamtprojekt mit integriertem Museumsbetrieb konnte sich die Fachgruppe bei der zweiten Station des Exkursionstages informieren. In der ehemaligen Mutter-Kind-Klinik in Durbach entsteht derzeit ein multifunktionaler Gebäudekomplex, der als eine tragende Säule im Obergeschoss eine Sammlung moderner Kunstwerke präsentiert, die wiederum zu einem nicht unerheblichen Teil aus Werken moderner regionaler Künstler besteht. Die im Juni 2010 eröffnete Galerie der Sammlung Hurrle stellt das momentan jüngste Museumsprojekt der Ortenau dar. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Galerie, Frau Julia Kiefer, referierte die Grundzüge des Gesamtprojekts und gab den Teilnehmern der Fachgruppe anhand ausgewählter Beispiele einen kenntnisreichen Überblick über Entwicklungsströmungen in der modernen Kunst. Mit dem nicht immer einfachen Zugang zu einzelnen Werken wird die Sammlung Hurrle, so der allgemeine Konsens, ein für die Region fruchtbares Forum der Auseinandersetzung mit der Moderne bieten. Es wird für Fachleute wie allgemein für Kunstinteressierte auf jeden Fall ein Projekt sein, das sich lohnt, im Auge behalten zu werden.

Das nächste Treffen der Fachgruppe wird wieder im Frühjahr, spätestens im Mai und dann wieder im Süden der Ortenau stattfinden. Es liegen einige Einladungen vor, mögliche Referenten sind bereits angesprochen. Nach der terminlichen und inhaltlichen Abstimmung ergeht die Einladung mit Tagesprogramm wieder per Rundmail an alle 73 Museen der Ortenau.

*Thomas Hafens*

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

### **Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören**

#### **Geschäftsstelle:**

Historischer Verein für Mittelbaden e.V.  
c/o Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg  
Tel. 0781 822557, Fax 0781 827521

#### **Präsident:**

Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 0781 37739, E-Mail: [wolfgang.gall@offenburg.de](mailto:wolfgang.gall@offenburg.de)

#### **Erster Stellvertr. Präsident:**

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K., Tel. 07832 5461, E-Mail: [Klaus.G.Kaufmann@web.de](mailto:Klaus.G.Kaufmann@web.de)

#### **Zweiter Stellvertr. Präsident:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400, E-Mail: [cornelius.gorka@ortenaukreis.de](mailto:cornelius.gorka@ortenaukreis.de)

#### **Dritte Stellvertr. Präsidentin:**

Gabriele Ibach, Postfach 1150, 77801 Bühl

**Redakteur der „Ortenau“:**

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,  
Tel 07852 9112617, E-Mail ruch@kulturagentur.de

**Kassen- und Geschäftsführung:**

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim,  
Tel. 07808 914744, E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

**Leiterin der Vereinsbibliothek „Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr.7, 77866 Rheinau-Freistett,  
Tel. 07844 2542

**Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:**

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,  
E-Mail ren.sieg@gmx.de

**Leiter der Fachgruppen****Fachgruppe Archäologie:**

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,  
Tel. 07834 47794, E-Mail: RPeffe@aol.com

**Fachgruppe Archive:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,  
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,  
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

**Fachgruppe Frauen in der Ortenau**

Dr. Ute Scherb, Archiv und Museum, Friedhofstraße 5,  
77694 Kehl, Tel. 07851 78783, E-Mail: u.scherb@stadt-kehl.de

**Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:**

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg,  
Tel. 0781 822322

**Fachgruppe Museen:**

Thomas Hafen, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauern-  
hof, 77793 Gutach, Tel. 07831 935613,  
E-Mail: t.hafen@vogtsbauernhof.org

**Fachgruppe Kleindenkmale:**

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/Zell-  
Weierbach, Tel. 0781 30365

**Fachgruppe Flurnamen und Mundart:**

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666, E-Mail: emh\_hall@gmx.de

**Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:**

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,  
Tel. 07807 957613, E-Mail: juergen.stude@t-online.de

**Fachgruppe Bergwesen:**

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen,  
Tel. 07842 1368

**Fachgruppe Wandmalerei:**

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg  
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

**Beiräte**

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,  
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken,  
77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

**Mitgliedergruppen**

Achern	Johannes Mühlán, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach, Tel. 07841 4246
Appenweier	Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255
Bad Peterstal- Griesbach	Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17, 77740 Bad Peterstal- Griesbach, Tel. 07806 533
Biberach i. K.	Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K., Tel. 07835 8890

---

Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, 77815 Bühl, Tel. 07223 23501, <a href="http://www.historischer-verein-buehl.de">www.historischer-verein-buehl.de</a>	Bühl/Baden
Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim, Tel. 07822 5800	Ettenheim
Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg, Tel. 0781 97060834	Gengenbach
Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458	Regionalgruppe Geroldsecker Land
Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461	Haslach i. K.
Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach, Tel. 07831 6958	Hausach
Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259	Hohberg
Jürgen Schaumann, Hohenweg 10, 78132 Hornberg, Tel. 07833 95897	Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, <a href="http://www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de">www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de</a>	Kehl
Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, <a href="http://www.historischer-verein-nordrach.de">www.historischer-verein-nordrach.de</a>	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, <a href="http://www.historischer-verein-oberharmersbach.de">www.historischer-verein-oberharmersbach.de</a>	Oberharmersbach
Bertold Wunderle, Briandstr. 1, 77704 Oberkirch, Tel. 07802 7057161	Oberkirch
Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802/701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt

- Rheinau Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,  
Tel. 07844 2542
- Rheinmünster Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-  
Stollhofen, Tel. 07227 5832
- Renchen Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044
- Schapbach Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau,  
Tel. 07839 378
- Schiltach Peter Rottenburger, Tannenstr. 30, 77761 Schiltach,  
Tel. 07836 957179, [www.geschichte-schiltach.de](http://www.geschichte-schiltach.de)
- Schutterwald Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald,  
Tel. 0781 53385
- Steinach Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach,  
Tel. 07832 8656
- Wolfach Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach
- Yburg Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe,  
[www.historischer-verein-yburg.de](http://www.historischer-verein-yburg.de)
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835 3448,  
[www.historischer-verein-zell.de](http://www.historischer-verein-zell.de)
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):  
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,  
Tel. 07808 914744

## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de. Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehalten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00,

Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50.